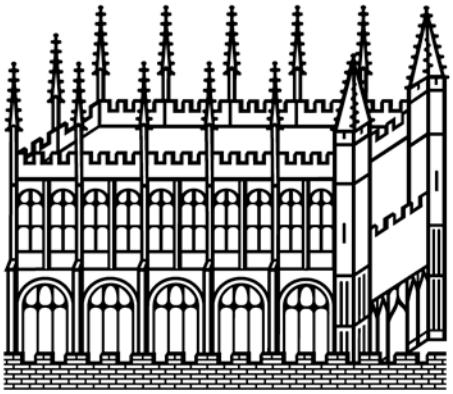


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

40. d. 5



Geſchichte Europa's

vom Sturze Napoleons bis auf die Gegenwart

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1857.

Geſchichte

der

lezten vierzig Jahre

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1857.



Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort.

Die Geſchichte der letzten vierzig Jahre erſcheint unerfreulich. Es war eine Periode des unſichern Friedens, unaufhörlich unterbrochen von Zuckungen der Völker, die ſich in einer unnatürlichen Lage befanden, und von Reaktionen dagegen, von Verſuchen Dritter, die Verwirrung in ihrem Sonderintereſſe zu benutzen, aber alles ohne genügenden Erfolg, unter ſichtbarem Unſegen. Regierungen und Völker erſchöpften ſich in fruchtloſen Anſtrengungen. Die Schuldenlaſt der Staaten und die Armuth mehrte ſich, aber mit ſo vielen Opfern wurde nichts Sicheres und Dauerndes errungen. Eine Revolution, eine Reſtauration jagte die andre, keine ſiegte vollſtändig, alles ging in Halbheit aus. Europa litt an einer ungeheuren Erhitzung, die immer in Mattigkeit endete, ehe das Bedürfniß der leidenden Natur wirklich befriedigt worden war.

Eine ſolche Zeit zu ſchildern, iſt nicht lockend. Wie es darin an eigentlich entſcheidenden Thaten mangelte, ſo auch an großen Männern, ſofern der Maßſtab welthiſtoriſcher Größe

nicht blos an Talent und guten Willen, sondern auch an die Leistung und ihre Dauer gelegt werden muß. Eine verworrene Reihe von Abhetzungen der Völker, Abnutzungen der Personen und Principe, Mittelmäßigkeiten und Halbheiten aller Art und ohne Ende mit gewissenhaftem Fleiße zu studiren und getreu darzustellen, ist eine mühselige und scheinbar undankbare Arbeit.

Aber man muß die neuere Geschichte nicht von dieser trübseligen Seite auffassen. In allem, was geschehen ist, gibt sich ein göttliches Walten zu erkennen. Je unzulänglicher und unbefriedigender der Menschen Sinnen und Trachten erscheint, um so gewisser leuchtet daraus ein unwiderstehlicher Zug des Verhängnisses hervor. Die große europäische Politik läßt sich, nach Clarendons berühmtem Ausspruch, nur noch „treiben" von einem unsichtbaren Impulse. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Rascher sind kaum jemals den Täuschungen die Enttäuschungen, dem Triumphe der für untrüglich gehaltenen Systeme die Beweise ihrer Nichtigkeit gefolgt. Sagte nicht Ludwig Philipp in stolzem Selbstbewußtsein: „Endlich hat die Freiheit Dauer gewonnen, das Räthsel ist gelöst?" Und die deutschen Unitarier 1848: „Endlich ist das große Ziel erreicht, wir sind einig und frei?" Und ließ nicht der mächtigste der Czaren 1853 verkündigen: „Die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen und von Nicolaus aufgepflanzt wird das heil. Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande?" Von alledem hat nichts sich erfüllt. In dieser steten Wiederkehr des Hochmuths vor dem Falle offenbart sich jene ewige, die Schicksale der Völker lenkende Macht, welche stärker ist als die

eingebildete Macht jeweiliger, sey es geborner, sey es gekorner oder sich aufdringender Volkslenker und aller ihrer wechselnden Systeme.

Während der Westen und die Mitte Europa's unaufhörlich theils das große Schauspiel parlamentarischer Kämpfe aufführte, theils von Revolutionen durchzuckt war, durch welche die hier vorwaltenden Großmächte beschäftigt, zum Theil gelähmt waren, zog Rußland im weiten Nordosten allein davon Gewinn und versuchte eine großartige Erweiterung seiner Macht. Wie aber die Revolution weder siegen noch ganz überwunden werden konnte, so scheiterte auch Rußlands Unternehmen am Widerstand der Westmächte, aber seine Demüthigung war keine Schwächung. Rußland blieb immer noch stark und furchtbar. Das ist in wenig Worten der Hauptinhalt der europäischen Geschichte seit 1816, wenn man die Ereignisse nur äußerlich betrachtet.

Es gibt aber unter dieser Oberfläche noch eine zweite innerliche Geschichte, einen Entwicklungsgang der Völker, der unvermerkt vor sich geht und zuletzt Kräfte und Tendenzen zur Reife bringt, durch welche der Charakter der Geschichte nothwendig verändert werden muß. In der innern Lage der europäischen Menschheit sind seit den letzten vierzig Jahren große Veränderungen eingetreten. Die Privatexistenz, welche vormals durch Gemeinde- und Corporationsrechte, durch geringe Steuern, wohlfeile Preise und mäßige Lebensart gesichert war, ist durch das enorme Anwachsen der Staatsschulden, der Steuerlast, durch das von der Bureaukratie wie vom Liberalismus wetteifernd geförderte Nivelliren, durch Gütertheilung, Güter-

ſchacher, Geldwirthſchaft, Aktienſchwindel und ſchrankenloſe Concurrenz, durch immer wachſende Theuerung und auch in den niedern Klaſſen ſich verbreitenden Luxus, bei einer ungeheuern Menge von Familienvätern theils vernichtet, theils ſchwer bedroht. Aus allen Klaſſen der Geſellſchaft rekrutirt ſich ein immer zunehmendes Proletariat, welches durch Armenhäuſer, Gefängniſſe und Auswanderung nicht erſchöpft zu werden vermag. Daher neben der politiſchen Frage die ſociale ſich gebieteriſch aufzudrängen beginnt. Keine Staatsgewalt, keine Macht der Bajonette und ebenſowenig Verfaſſungsparagraphen und Kammerdeclamationen ſichern und retten vor dieſem Elend, dem eine furchtbare elaſtiſche Kraft innewohnen wird, wenn es zum Aeußerſten kommt.

Auch die kirchliche Frage, um die man ſich lange nicht mehr bekümmert hatte, tritt jetzt in den Vordergrund. Nach einer langen Herrſchaft des Unglaubens oder der religiöſen Gleichgiltigkeit, haben unzählige Seelen in allen Confeſſionen ſich den verlaſſenen Altären wieder zugewendet. Die Kirche iſt wieder eine Macht der Zeit geworden, was hier die zagenden Herzen mit unendlicher Hoffnung erfüllt und dort neue Angſt vor mittelalterlicher Hierarchie erweckt. Jedenfalls gibt ſich in dieſem neuen Frühling der Kirche, deren Wiederaufleben viele nicht mehr für möglich gehalten hatten, am ſichtbarſten das Walten Deſſen zu erkennen, welcher das Kreuz auf das Erdenrund geſetzt und die Kirche für die Ewigkeit gegründet hat.

Noch manches andere iſt neu in unſrer Zeit und wenn auch ſcheinbar nur ein hoffnungsloſes Streben, doch bedeutſam

und nicht ohne die Möglichkeit künftiger Erfolge. So die merkwürdigen Tendenzen zur Nationaleinheit im deutſchen Centrum Europa's und auf der italieniſchen Halbinſel, Tendenzen die in den letztvergangenen Jahrhunderten unbekannt waren und tief ſchlummerten. So auch die Oeffnung des Orients, obgleich heute noch immer nicht vollendet, doch ein verhängnißvolles Ereigniß voll Zukunft. Die Breche liegt noch voll Schutt, aber er wird weggeräumt werden.

Völlig neu iſt endlich die Beſchleunigung des Verkehrs durch die Dampfſchiffe, die Eiſenbahnen, den electromagnetiſchen Telegraphen. Alle Völker ſind einander dadurch näher gerückt, in wenigen Tagen durchfliegt der Menſch, in wenigen Minuten eine Nachricht ganz Europa. Man pflegt dieſe Neuerung als ein Mittel anzuſehen, durch welches die Macht des Beſtehenden nur befeſtigt und erweitert werde. Die Staatsgewalten ſchmeicheln ſich, auf den Eiſenbahnen überall ſchnell ihre Streitkräfte concentriren zu können, um den Feind von außen abzuwehren, die Revolution im Innern zu erdrücken. Die Geldmächte ſchmeicheln ſich, auf den neuen Verkehrswegen auch den Gewinn aus der geſammten Arbeit Europa's immer gewiſſer in ihren Kaſſen zu concentriren. Die bisherigen Inhaber der Bildung ſchmeicheln ſich, auf denſelben Wegen werde ſich ihre Geiſtesherrſchaft ausbreiten. Aber eine ſo große und durchgreifende Neuerung, die ſich von ſelbſt als von der Vorſehung auf den Nutzen aller und auf ganz neue Verhältniſſe berechnet ankündigt, ſcheint durchaus nicht ausſchließlich wenigen und ſolchen zu gute kommen zu ſollen, die nur ihren bisherigen Beſitz erhalten und vermehren wollen. Auf den raſchen, breiten

und weiten Bahnen wird vielmehr der Geiſt einer neuen Zeit einziehen.

Um die troſtreiche Erkenntniß der mit verjährter Unnatur kämpfenden beſſern Natur der europäiſchen Menſchheit zu gewinnen, iſt nichts ſo dienlich, als Orientirung in der jüngſten Vergangenheit, umfaſſender Umblick in den letzten Wirren Europa's und eine helle Beleuchtung unſrer trüben, aber einer großen Zukunft entgegenarbeitenden Uebergangszeit.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erſtes Buch. Die Reſtauration in Frankreich 1

Die h. Allianz und die Pentarchie S. 1. Die ältere Linie der Bourbons und Ludwig XVIII. 5. Der Herzog von Richelieu 9. Die Ultras 11. Der Aachner Congreß 13. Die Liberalen 15. Mord des Herzogs von Berry 17. Tod Napoleons 20.

Zweites Buch. Die Reaction in Deutſchland 22

Der Bundestag S. 23. Oeſterreich unter Franz I. und Metternich 24. Preußen unter Friedrich Wilhelm III. 28. Das Wartburgfeſt 31. Kotzebues Mord 32. Die Karlsbader Beſchlüſſe 35. Hardenberg 37. Berlin als Metropole der Intelligenz 38. Der Verfaſſungskampf in Württemberg 41. Die Verfaſſungen der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten 46. Weſſenberg und die Frankfurter Conferenz 49. Die Wiener Schlußacte 51.

Drittes Buch. Die Unruhen in Italien 52

Pius VII. und Conſalvi S. 52. Verfall der römiſchen Kirche 55. Die neapolitaniſche Revolution 58. Die Congreſſe zu Troppau und Laibach 62. Die piemonteſiſche Revolution 64. Die Lombardei 67. Die Verſchwörung zu Befort 69. Der Congreß von Verona 71. Manuel 73.

Viertes Buch. Die ſpaniſche Revolution 75

Die Reſtauration Ferdinands VII. S. 75. Die Camarilla 77. Die Revolution von Cadix 80. Die Cortes 82. Die Glaubens-

Seite

banden 86. Die französische Intervention 91. Ferdinands Rache 95. Beresford in Portugal 97. Die Revolution von Oporto 99. Don Miguel 100.

Fünftes Buch. Die griechische Revolution 103

Die Neugriechen S. 103. Die Hetärie 107. Die verschiedenen Völkerstämme der europäischen Türkei 109. Ali Pascha von Jannina 111. Ypsilanti 112. Der Aufstand in Morea 113. Griechenmord in Constantinopel 117. Aufstand der Inselgriechen 119. Die Philhellenen 122. Ali Paschas Tod 124. Der Mord von Chios 126. Lord Byron 132. Ibrahim und die Aegypter auf Morea 135. Missolunghi 136.

Sechstes Buch. Canning und Nicolaus 139

Wellington und Castlereagh S. 139. Die Kornbill 141. Arbeiterunruhen 144. Prozeß der Königin Karoline 145. Noth in Irland 147. Canning 149. O'Connel 150. Tod des Kaiser Alexander 153. Nicolaus I. 156. Russische Zustände 160. Der Perserkrieg 168. Die Vernichtung der Janitscharen 171. Der Vertrag von Akjerman 171. Der Londoner Vertrag 172.

Siebentes Buch. Der russisch-türkische Krieg 174

Verwirrung in Griechenland S. 174. Die Seeschlacht bei Navarin 177. Beginn des Türkenkriegs 181. Der Kampf um Schumla 185. Paskiewitsch in Kars 187. Diebitsch Siege und Balkanübergang 189. Paskiewitsch in Erzerum 193. Der Friede von Adrianopel 194. Capodistrias 196. Die Tscherkessen 200.

Achtes Buch. Karl X. 203

Karl X. und Villèle S. 203. Die Milliarde 211. Montlosier und die Jesuiten 215. Martignac 219. Polignac 220. Algier 230. Die Ordonnanzen 236.

Neuntes Buch. Die Julirevolution 238

Die Opposition gegen die Ordonnanzen S. 238. Der Aufstand des Volks 242. Mortemart 249. Der Herzog von Orleans 252. Karls X. Flucht 260. Ludwig Philipps Thronbesteigung 270. Mord des Herzogs von Condé 274.

Seite

Zehntes Buch. Die belgiſche Revolution 279

Die unnatürliche Verbindung Belgiens mit Holland S. 279. Der Aufſtand in Brüſſel 289. Die Unabhängigkeitserklärung Belgiens 298. Bombardement von Antwerpen 300. Die Londoner Protokolle 303. König Leopold 307. Einfall und Siege der Holländer 309. Einmarſch der Franzoſen 311. Die Citadelle von Antwerpen 315. Frieden 316.

Elftes Buch. Die polniſche Revolution 318

Die polniſche Conſtitution und Großfürſt Conſtantin S. 319. Der Aufſtand in Warſchau 323. Diebitſch vor Warſchau 331. Die Schlacht bei Grochow 333. Dwernicki 338. Schlacht bei Oſtrolenka 339. Diebitſch' und Conſtantins Ende 340. Gielguds Zug gegen Lithauen 341. Dembinski 343. Paskiewitſch vor Warſchau 344. Warſchaus Fall 347. Zerſtreuung der Polen 348.

Zwölftes Buch. Die Bewegung in Deutſchland 351

Aeußere Ruhe S. 351. Ludwig von Bayern 355. Der Zollverein 356. Die Revolution in Braunſchweig 358. Unruhen in Sachſen 360 und Heſſen 362. Leopold von Baden 365. Das Hambacher Feſt 367. Die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 369. Das Frankfurter Attentat 369. Der Congreß zu München-Grätz 370. Die kirchliche Union in Preußen 373. Die Cholera 374. Das Lager von Kaliſch 376. Ruhe in Oeſterreich 377. Oppoſition in Ungarn 379.

Dreizehntes Buch. Die Bewegung in der Schweiz und Italien . 383

Die alten Ariſtokratien in der Schweiz S. 383. Die Verfaſſungsreformen von 1830 385. Die Revolution in Baſel 387 und Neufchatel 388. Das Siebener-Concordat 389. Der Sarner Bund 390. Zürich 391. Die Badner Conferenz 393. Mazzini 394. Die Päpſte 399. Revolution in Modena 399 und Bologna 400. Einmarſch der Oeſterreicher 402. Karl Albert 405.

Vierzehntes Buch. Das Bürgerkönigthum in Frankreich . . . 406

Ludwig Philipp im Glück S. 406. Laffittes Entfernung 413. Perier 414. Aufſtand in Lyon 418 und Grenoble 420. Die St. Simoniſten 421. Die Cholera 424. Die blutige Todtenfeier Lamarques 425. Die Herzogin von Berry 428. Der tiers parti 432.

Seite

Lamennais 433. Die Corruption 434. Die Enthüllungen im Schloſſe Blaye 435. Zweiter Aufruhr in Lyon 438. Thiers 440. Fieschis Attentat 441. Die Septembergeſetze 442. Der Herzog von Orleans 445. Montebello in der Schweiz 445. Molé 447. Algier 447. Die Niederlage vor Conſtantine 448.

Fünfzehntes Buch. Das gräcoruſſiſche Syſtem 450

Die Macht Rußlands S. 450. Syſtem des Kaiſer Nicolaus 451. Das polniſche Statut 453. Verfolgung der katholiſchen Kirche 455. Die Synode von Polock 457. Allocution des Papſtes 460. Verfolgung der Lutheraner 462. Redſchid Paſcha in Albanien 464. Kapodiſtrias in Griechenland 464. König Otto von Griechenland 467. Ibrahim in Syrien 470. Der junge Sultan Abdul Meſchid 472. Die europäiſche Intervention in Spanien 474. Die Tſcherkeſſenkriege 475. Die ruſſiſche Expedition nach Chiwa und die engliſche nach Kabul 476.

Geſchichte

der letzten vierzig Jahre

(1816—1856).

Erſtes Buch.

Die Reſtauration in Frankreich.

Im vorigen Jahrhundert galt das ſ. g. europäiſche Gleichgewicht, d. h. die Großſtaaten überwachten einander mit Eiferſucht, daß keiner durch allzugroße Ausdehnung ſeiner Macht dem andern gefährlich werden konnte; mehrere verbanden ſich gelegentlich gegen einen dritten, wenn derſelbe den Verſuch machte, das Gleichgewicht zu ſtören, und alle duldeten die Unabhängigkeit der mittleren und kleineren Staaten, weil kein Großſtaat dem andern eine Machtvermehrung durch Unterwerfung derſelben geſtattete. Dieſes europäiſche Gleichgewicht wurde durch Napoleon erſchüttert, der Alleinherr in Europa werden wollte und nahe daran war, ſein Ziel zu erreichen. Nach ſeinem Sturz aber und nachdem Frankreich in ſeine alten Grenzen zurückgewieſen war, ſtellten die gegen ihn verbündet geweſenen Großmächte das europäiſche Gleichgewicht wieder her und gelobten ſich, es ferner weder ſelbſt zu ſtören, noch ſtören zu laſſen. Dieſe Großmächte waren Rußland, England, Oeſterreich, Preu-

ßen und das der alten Dynaſtie der Bourbons zurückgegebene Frankreich. Sie bildeten zuſammen die ſ. g. Pentarchie oder Fünfherrſchaft. Von ihrer Entſcheidung, ſo lange ſie zuſammenhielten, hing das Schickſal Europa's ab. Ihre Diplomaten blieben in beſtändigem Verkehr, ihre Fürſten ſelbſt kamen wiederholt auf Congreſſen zuſammen, um die Ruhe Europa's, ihre eigne Einigkeit und durch dieſelbe ihre ſchiedsrichterliche Obergewalt über den Welttheil fortdauernd zu behaupten.

Kaiſer Alexander I. von Rußland bemühte ſich, dieſer Pentarchie eine höhere Weihe zu geben, indem er ſchon während ſeines Aufenthalts in Paris kurz vor dem Abſchluß des zweiten Pariſer Friedens die Monarchen von Oeſterreich und Preußen bewog, mit ihm vereint eine heilige Allianz zu ſtiften, in deren Urkunde (unterzeichnet am 26. September 1815) ſie einander gelobten und im Angeſicht der Welt feierlich erklärten, ſie wollten ſich bei allen ihren künftigen Regierungshandlungen in ihrer innern wie äußern Politik lediglich die Gebote der chriſtlichen Religion zur Richtſchnur nehmen, wahre Väter ihrer Völker ſeyn, Gerechtigkeit üben, die chriſtliche Bruderliebe unter den Völkern fördern und den Frieden erhalten. Frankreich wurde damals noch von fremden Truppen bewacht und galt noch nicht als ſelbſtſtändig genug, um ſchon in den Bund eintreten zu können. England aber lehnte die Theilnahme ab, um ſich keine Verpflichtungen aufzuladen, die zuletzt gegen ſein Intereſſe laufen könnten. Der Papſt wurde zum Eintritt nicht eingeladen, weil ſein verjährter Anſpruch auf das Schiedsrichteramt im Namen Jeſu Chriſti mit dem neuen Anſpruch der weltlichen Großmächte collidirt haben würde. Dagegen traten die meiſten Staaten zweiten Ranges bei, um einen Anſpruch mehr auf den Schutz der Mächtigen zu haben. Die h. Allianz kam ohne Zweifel dem allgemeinen Wunſch der ſo lange mißhandelten und faſt zu Tode gehetzten, der Ruhe, des Friedens und eines väterlichen Regiments dringend bedürftigen Völker entgegen. Sie entſprach dem frommen Glauben, in welchem dieſe Völker ſich auf-

opfernd in den letzten und verzweiflungsvollſten Kampf geſtürzt hatten, um die wankenden oder ſchon zuſammengeſtürzten Throne ihrer Fürſten wieder dauernd aufzurichten. Der Dank der Fürſten konnte ſich gegen die Völker nicht befriedigender ausſprechen, als durch die Zuſicherungen der heiligen Bundesacte.

Aber der praktiſche Menſchenverſtand zweifelte an der Durchführbarkeit deſſen, was der h. Bund verſprach. Das Intereſſe der zum h. Bunde vereinigten Mächte war nur eine gegenſeitige Gewährleiſtung der monarchiſchen Allgewalt gegenüber den Völkern, die etwa nicht willig genug gehorchen wollten, eine Art von großer continentaler Polizei. Und der Urheber des h. Bundes, Kaiſer Alexander, ſchien ſich deſſelben als eines Mittels zu bedienen, um auf dem Continent eine vorragende Stellung, ſogar die Oberleitung zu behaupten. Dieſes Uebergewicht wurde Rußland bereits von Preußen und Frankreich zugeſtanden.

Die Großmächte hatten ſich die Durchführung des vom h. Bunde zur Schau getragenen Principes ſelbſt ungemein erſchwert, ſofern ſie beim Wiener Congreß und zweiten Pariſer Frieden nicht darauf bedacht geweſen waren, die Völker in eine natürliche Lage zu bringen. Nur im Natürlichen würde eine Bürgſchaft der Sicherheit und Dauer gegeben geweſen ſeyn. Es lag jedoch, man muß ſo billig ſeyn, dies anzuerkennen, im Jahr 1815 nicht in der Macht irgend eines der Sieger, gegen das Intereſſe der übrigen eine Neugeſtaltung Europa's durchzuführen, die dem wahren Bedürfniſſe der Völker beſſer entſprochen hätte. Bei der Ausgleichung ihrer gegenſeitigen Intereſſen waren die Sieger ſogar in die Lage gekommen, zur alten Unnatur, die ſich nicht mehr ändern ließ, manche neue hinzuzufügen. Es blieben nämlich nicht nur viele Völkerſchaften in der unnatürlichen Weiſe getheilt und mit ihnen durchaus heterogenen Völkern zu einem Staate verbunden, wie dies ſchon im vorigen Jahrhundert der Fall geweſen war, ſondern in dieſelbe unnatürliche Lage wurden nun auch erſt die Confeſſionen gebracht. Durch die Arrondiſſements von 1815 erhielten katholiſche Herren

proteſtantiſche, und proteſtantiſche Herren katholiſche Unterthanen in einem für beide Theile bedenklichen, vorher nie dageweſenen Mißverhältniß.

Ferner hätte aus dem chriſtlichen Princip des h. Bundes für die dabei betheiligten Großmächte das Recht und die Pflicht hervorgehen ſollen, darüber zu wachen, daß in den Staaten zweiten Ranges väterlich regiert werde; allein es geſchah nicht und ſchreiende Fälle von Mißregierung, wie in Spanien, wurden geduldet, ja ſogar in Schutz genommen.

Sollte nun aber der h. Bund, abgeſehen von ſeinem chriſtlichen Aushängſchilde, nur eine Verbindung der Großmächte zur Aufrechthaltung ihrer Herrſchgewalt ſeyn, ſo ſcheint derſelbe einen Fehler begangen zu haben, indem er Frankreich nicht noch mehr ſchwächte, als geſchehen iſt, und den Franzoſen in ihrer Verfaſſung ein Mittel geſetzlicher Auflehnung ließ. Rußland wollte Frankreich groß und ſtark erhalten, damit Deutſchland nicht zu mächtig werde; Ludwig XVIII., auf dem franzöſiſchen Thron wiederhergeſtellt, brachte ſeinem Volk das Geſchenk einer Verfaſſung, in der Abſicht, dadurch populär zu werden. England unterſtützte ihn in dieſer conſtitutionellen Politik, indem es in der franzöſiſchen, der engliſchen ähnlichen Verfaſſung eine natürliche Allianz ſah, die ihm ein willkommenes Gegengewicht gegen den Abſolutismus der drei übrigen Großmächte verſprach. Die mittleren und kleinen deutſchen Fürſten gaben gleichfalls ihren Völkern Verfaſſungen, um ſich populär zu machen, den Makel des Rheinbunds zu verwiſchen und, an England und Frankreich ſich anlehnend, Oeſterreich und Preußen das Gegengewicht zu halten. Aber eine zwingende Nothwendigkeit, die das neue Verfaſſungsweſen unvermeidlich gemacht hätte, war überall nicht vorhanden und es gab im Jahr 1815 noch einen Moment, in welchem es Rußland, Oeſterreich und Preußen hätte gelingen können, den engliſchen Einfluß in Frankreich zu ſchwächen und die Verfaſſung zu unterdrücken, deren ſich dann auch die deutſchen Mittelmächte würden haben enthalten müſſen. Die franzöſiſche Verfaſſung mußte,

das konnte man vorausſehen, nach und nach allen Elementen der Oppoſition in Frankreich geſetzliche Waffen leihen und zu einer Macht heranwachſen, gegen welche der ſchwache Thron der Bourbons nicht ausreichend geſchützt war. Und wie ſehr dadurch alle Oppoſitionen auch im übrigen Europa gekräftigt werden würden, verſtand ſich von ſelbſt. Man hätte daher von Seiten der Mächte, welche die h. Allianz ſchloßen, mehr Einwendungen gegen die franzöſiſche Verfaſſung erwarten ſollen. Daß keine erfolgt iſt, lag wohl zunächſt an Rußland, welches den Verfaſſungsſtürmen in Weſteuropa am ruhigſten zuſehen und von der Verwirrung in dieſem Theil des Continents zuletzt immer nur Nutzen ziehen konnte. Im Uebrigen war es ein Verhängniß und die Menſchen wußten eigentlich nicht, was ſie thaten.

Die chriſtlichen Vorſätze der h. Allianz waren gewiß niemand ſo aufrichtig ernſt, wie der königlichen Familie in Frankreich. Nachdem ein furchtbares Gottesgericht die Sünden ihrer Väter heimgeſucht hatte an dem unſchuldigen Haupte Ludwigs XVI. und in mehr als zwanzigjähriger Verbannung ihre letzte Hoffnung verſchwunden ſchien, führte ſie die göttliche Gnade wie durch ein Wunder wieder auf der Väter Thron zurück. Es mußte ihr alles daran liegen, mit der wiedererlangten Macht Weisheit und Güte zu paaren, um die Herzen der Franzoſen wieder zu gewinnen und ſich auf dem Throne, den ihr fremde Waffen erobert hatten, durch eigne Tugend zu befeſtigen. An ihrem redlichen Willen zu zweifeln, war von Seiten derer, die es thaten, ungerecht und grauſam. Aber über das Syſtem, nach dem ſie verfahren ſollte, war die Meinung in ihrem eignen Schooße zwieſpältig. König Ludwig XVIII., ein ruhig überlegender und weltkluger Herr, hegte weder Rachegedanken, noch theilte er die romantiſchen Gefühle der heimgekehrten Emigrirten, die nur für das alte, geweſene und nimmermehr wiederkehrende Frankreich ſchwärmten. Er wußte, wie unpopulär und verhaßt dieſe Emigrirten waren. Er wollte alſo dem neuen Frankreich gerecht werden, ſich neue Sympathien gewinnen. Er hoffte

auf die Zeit. Die Anhänger Napoleons waren niedergeſchmettert, die Republikaner durften ſich nicht rühren. Das bewaffnete Europa, deſſen Heere noch den Oſten Frankreichs beſetzt hielten, würde keine Schilderhebung geduldet haben. Frankreich bedurfte dringend der Ruhe und Erholung. Dieſe ihm von der Vorſehung gewährte ruhige Zeit wollte nun der König benutzen, um mittelſt der Verfaſſung zunächſt den gebildeten Mittelſtand zu gewinnen und eine conſtitutionelle Mittelpartei um ſich zu ſchaaren. Anders dachte ſein Bruder, Herzog Karl von Artois, um den ſich die ganze Emigration gruppirte. Derſelbe hatte längſt die Sünden ſeiner Jugend gebüßt und war in der Verbannung und im Alter ernſt und wahrhaft fromm geworden. Rachegedanken lagen auch ihm fern, aber die Klugheit ſchien ihm vom Syſtem ſeines Bruders abzurathen. Die zweite ſchmähliche Vertreibung der Bourbons im Jahr 1814 glaubte er, ſey zum großen Theil durch ſeines Bruders Schwäche verſchuldet worden. Wenn Ludwig XVIII. nicht ſo viel nachgegeben, wenn er ſtreng und kräftig regiert hätte, würde wenigſtens der Schimpf vermieden worden ſeyn. Was hatte ihm die Verfaſſung genutzt, die er damals ſchon dem franzöſiſchen Volk gegeben? Er war überall verrathen und verlaſſen worden. Karl würde alſo lieber als abſoluter Monarch die Alleinherrſchaft durchgeführt und ſich dabei auf Adel und Klerus geſtützt haben. Zu verſtändig, um nicht einzuſehen, daß dieſe Stützen damals morſch und wankend waren, und keineswegs davon überzeugt, daß ſein Syſtem ſiegen müßte, hielt er es doch auch im Fall des Unglücks für das allein ehrenhafte. Ein ritterlicher Inſtinkt ſagte ihm, es ſey beſſer, im offnen Kampf unterzugehen, als ſich von falſchen Freunden und Verräthern die Hände binden und hohnlachend abſchlachten zu laſſen. Das königliche Blut rollte heißer in ihm, als in ſeinem Bruder. Den endloſen Verwünſchungen und Verleumdungen gegenüber, mit denen er überhäuft wurde und noch wird, muß man gerecht ſeyn. Das Unglück ſollte wenigſtens in den Beziehungen nicht beſchimpft werden, in denen es am meiſten auf Ehre hielt.

Das Unglück war dieſer Familie auf die Stirn geſchrieben. Nie vergibt ein Volk denen, die es auf dem Gewiſſen hat. Das blutige Haupt Karls I. trieb die Stuarts vom Thron zurück, das blutige Haupt Ludwigs XVI. die Bourbons. Das einzige neue Feſt, was Ludwig XVIII. in Frankreich einführte, war ein Trauerfeſt, die Feier des Todestags ſeines hingerichteten Bruders (21. Januar). Ein Act der reinſten Pietät, den zu verſäumen herzlos geweſen wäre, und doch ein politiſcher Fehler, weil das franzöſiſche Volk nun einmal die Bußfertigkeit der trauernden Familie nicht theilte. Das Feſt war ein Vorwurf für das Volk und es grollte darüber.

In der ganzen Familie war Niemand, der dem franzöſiſchen Volke Neigung oder eine neue Begeiſterung hätte einflößen können. Der König, ungewöhnlich dick und vom Podagra gelähmt, konnte nicht zu Pferde ſitzen, ja kaum gehen. Sein Wohlwollen und ſein conſtitutioneller Eifer wurde nur als eine ſchwache Seite aufgefaßt, die man zu ſeinem Verderben ausbeuten wollte. Der magre Herzog von Artois mit etwas hängender Unterlippe wurde glühend gehaßt, der ſchwärzeſten Abſichten gegen das Volk beſchuldigt und zugleich karikirt und lächerlich gemacht, bald als Don Quichote, bald als frömmelnder Jeſuit. Seine beiden Söhne, die Herzoge Ludwig von Angoulème und Karl von Berry, waren ganz unbedeutende Perſönlichkeiten. Der erſtere hatte ſich mit Maria Thereſia, der Tochter des hingerichteten Königs, vermählt, die kinderlos nur dem Andenken ihrer unglücklichen Eltern und dem Gebete lebend als eine wittwenhafte Trauergeſtalt auf die ganze Familie einen düſteren Schatten warf.

Flößten die Bourbons ſelbſt weder Ehrfurcht noch Mitleid ein, ſo noch viel weniger die Emigrirten. Zwar unter dem Adel bemerkte man noch reine ritterliche Charaktere, wie Laroche-Jaquelin, einen hochherzigen Dichter, wie Chateaubriand, deſſen génie du christianisme dem bisher in Frankreich herrſchenden Voltaireanismus die erſte tödtliche Wunde beigebracht hatte. Aber es gab auch unter den Emigrirten viele „Geſtalten“ von ſonderbarem und lächer-

lichem Anſehen, markloſe Mumien in verſchollenen Uniformen, platte ſauerſehende alte Damen in häßlichen Hüten, überall das Widerſpiel der jungen luſtgedrungenen, ſiegestrunkenen Helden- und der blühenden, nur zu frei ihre Reize zur Schau ſtellenden, glücksfrohen Damenwelt des Kaiſerreichs. Am meiſten ſchadete den Emigrirten, außer ihrer Greiſenhaftigkeit, daß ſie unter dem Schutz fremder Bayonette zurückgekehrt waren und ſelber ohne ein Verdienſt jetzt den Bürgerlichen, die ſich in der Revolution und unter Napoleon um Frankreich verdient gemacht, den Rang ablaufen wollten.

Es grenzt in der That an Naivetät, wenn die Staatsmänner, die auf den großen Congreſſen ſaßen, ſich einbildeten, die Dinge würden in Frankreich ſich ſo geſtalten, wie ſie vorausſetzten, blos weil ſie es ſo gewollt und befohlen hatten. Die Verachtung der Natur, die Mißkennung der Wahrheit konnte kaum weiter gehen. Jene europäiſchen Staatsmänner hatten ſchon im Jahr 1815 die Erfahrung gemacht, wie unhaltbar die Reſtauration der Bourbons in Frankreich ſey, und doch befahlen ſie zum zweitenmal, ſie müſſe halten.

Die ſeit der Schlacht von Waterloo wie angedonnerten, zweimal beſiegten, gänzlich niedergeworfenen und durch die noch im Lande ſtehende Armee der Feinde geknebelten Parteien, welche die ruhmvollen Erinnerungen des Kaiſerreichs oder die Hoffnungen der Republik im Herzen trugen, ſchwiegen nur, waren aber nicht untergegangen. Unvermerkt wuchs ſogar ihre Stärke an, indem ſie ſich im gemeinſamen Haſſe gegen die Bourbons und die Emigration verbunden fühlten. Was in Frankreich nicht gedruckt werden konnte, wurde von Belgien aus über die Grenze geſchmuggelt. Der „gelbe Zwerg“ brachte von Brüſſel alle Bosheiten nach Paris, die dort ſelbſt die Cenſur nicht hätten paſſiren können. Dieſer kleine Krieg des Witzes ſchien bedeutungslos, aber er verrieth die grollenden Mächte, die ſich damals noch in der Nation verborgen hielten. Sollten die Kinder der großen Armee, die zurückgeſetzten Generale, die vielen brodlos entlaſſenen Offiziere, die alten Schnurrbärte der

Garde, der junge, durch die Thaten der Väter begeiſterte kriegsluſtige Nachwuchs in Stadt und Land, ſollten die Männer des Volks aus der Zeit der erſten Revolution, wie Lafayette, der eitle ehrgeizige Nachwuchs von Rednern, wie Benjamin Conſtant, die ewig nach Neuem begierige Jugend des gebildeten Bürgerſtandes, die Liberalen, die polytechniſchen, die Rechtsſchüler, die jungen Genies und Emporkömmlinge im Handelsſtande, ſollte endlich die brauſende, immer an große welthiſtoriſche Schauſpiele gewöhnte Pariſer Bevölkerung ſich je im Ernſt den Anſprüchen der welken Emigration fügen und immer ruhig und geduldig bleiben?

Das wäre gegen die Natur geweſen. Deshalb gab ſich der König alle Mühe, ſich der Nation anzuſchließen, der Nation Vertrauen zu erwecken und die Emigrirten zu desavouiren. Als ſich ihm nach ſeiner Reſtauration im Jahr 1815 eine Deputation von Bauern aus der Vendée in ihrer Landestracht vorſtellen wollte, wies er ſie ab. Man hat ihm das damals und ſpäter vorgeworfen, aber es war nicht Undank von ihm, er wollte mit Recht nur den Schein vermeiden, als ſey es ſeine Abſicht, ſeinen neuen Thron auf die wenigen alten Anhänger der Emigration zu ſtützen. Er wollte die Emigration und die Vendée vergeſſen machen, um ſich als conſtitutioneller König durch die Verfaſſung mit der ganzen Nation zu identificiren, ſich auf alle Gebildete der Nation ſtützen.

Auch traf er eine gute Wahl, indem er den Herzog von Richelieu zu ſeinem erſten Miniſter ernannte. Unter allen Emigrirten hatte dieſer Herzog unſtreitig das größte Verdienſt. Er hatte ſchon lange Jahre in ruſſiſchem Dienſte gelebt und als Schöpfer und Gouverneur von Odeſſa durch Humanität, adminiſtratives Talent und große Thätigkeit allſeitige Anerkennung und einen europäiſchen Ruf erworben. Der König ſchmeichelte zugleich durch dieſe Wahl dem ruſſiſchen Kaiſer. Richelieu hätte es vorgezogen, nach Odeſſa zurückzukehren und übernahm ſein neues Amt nur aus Rückſicht auf den König ohne Eigennutz und ohne Betheiligung an dem reactionären Eifer andrer Emigrirten. Sein Syſtem war, in Eintracht

mit der Pairs- und Deputirtenkammer in dem tief erſchütterten Reiche wieder Ruhe und Ordnung zu befeſtigen und dadurch dem übrigen Europa diejenigen Bürgſchaften zu geben, die ein baldiges Zurückziehen der alliirten Executionstruppen ermöglichen ſollten. Die Kammern wurden im October 1815 verſammelt. Die denſelben vorgelegten und auch angenommenen Geſetzesentwürfe gegen Aufruhr, die der Regierung die Macht gaben, ohne Umſtände verdächtige Perſonen zu verhaften und politiſche Verbrecher von Prevotalhöfen mit Umgehung der Geſchwornen richten zu laſſen, waren als Ausnahmsgeſetze für den unleugbaren Ausnahmszuſtand, in welchem ſich das zum zweitenmal von wüthenden Parteien durchwühlte und zum zweitenmal von den Truppen des Auslandes niedergeſchmetterte und überwachte Frankreich befand, nur zu nothwendig und in jeder Weiſe gerechtfertigt. Desgleichen die Auflöſung der durch und durch rebelliſchen polytechniſchen Schule. Eben ſo natürlich waren die aus der Kammer ſelbſt hervorgehenden und gleichfalls zum Geſetz erhobenen Anträge auf Wiederherſtellung des kirchlichen Anſehens. Der Vicomte von Caſtlebajac trug nämlich darauf an, daß die Kirche wieder Eigenthum erwerben dürfe, und Bonald, daß das kirchliche Verbot der Eheſcheidung wieder in Kraft trete. Es bezeichnet die ängſtliche Vorſicht des Königs, daß er ſolche Anträge nicht vom Miniſterium ausgehen ließ. Er hätte ſich ihrer nicht zu ſchämen brauchen. Die Kirche war ſeit ihrer förmlichen Ausrottung während der erſten Revolution durch Napoleon nur oberflächlich und nur mit halbem Willen wiederhergeſtellt worden. Noch waren 5000 Pfarreien in Frankreich ohne Prieſter, die angeſtellten Prieſter aber elend beſoldet. In Paris verſammelte ſich eine Congregation von Kirchenfreunden und in Angers begann Abbé de Rauzan im Frühjahr 1816 die Miſſionen, eindringliche Bußpredigten vor dem Volk unter freiem Himmel mit Beichte und Aufpflanzung des hohen Kreuzes, im Gegenſatz gegen die Pflanzung der Freiheitsbäume in der Revolution. Das Volk ſtrömte in Maſſe herbei, wohin die Miſſionaire kamen, und ſeine brünſtige Andacht beſchämte die gebildeten

Freigeiſter, die über dieſe neue Erſcheinung ganz wüthend waren und ſich zunächſt durch wohlfeile Ausgaben der Werke Rouſſeau's und Voltaire's rächten, die in ungeheuren Maſſen verbreitet wurden.

Wie gefügig auch die Kammer war (die der Spott la chambre introuvable nannte), der Herzog von Artois und der von der Emigration heimgekehrte Adel war doch weder mit ihr, noch mit dem Miniſterium und dem gemäßigten Syſtem des Königs zufrieden. Der Herzog weigerte ſich, in der Pairskammer den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten. Sein Scharfblick ſah die Gefahr voraus, die ſeiner Dynaſtie von dieſer Seite her in Zukunft drohen würde. In dem von ihm in den Tuillerien bewohnten Pavillon Marſan pflegten ſich die Männer zu verſammeln, die der Verfaſſung abhold waren, die eine abſolute Regierung für nothwendig, alle conſtitutionellen Conceſſionen für gefährlich hielten, demnach in der Reaction weit über den König hinaus (ultra regem) gehen wollten und die man deshalb die Ultras nannte. Dieſe waren nun unabläſſig bemüht, die Kammermehrheit zu erlangen und hatten auch den Miniſter des Innern, Vaublanc, für ſich gewonnen. Die Waage ſchwankte. Da entſchloß ſich der König raſch und entließ nicht nur Vaublanc, ſondern auch die Kammer, im April 1816.

Zu dieſen Maßregeln trugen die Unruhen im Süden nicht wenig bei. Schon 1815 hatte hier die fanatiſch royaliſtiſche und klerikale Partei blutige Rache an den Anhängern Napoleons geübt. Hier war Marſchall Brune vom Volk ermordet worden. Hier hatte man ſelbſt die Beamten nicht reſpectirt und dem König ſeine Nachgiebigkeit offen vorgeworfen. Die Verdets, eine Mörderbande, zogen unter dem ſchrecklichen Treſtaillon umher und ſchlachteten zu Nismes und in der Umgegend die als Bonapartiſten verdächtigten Proteſtanten. Kein Alter noch Geſchlecht wurde verſchont, die Häuſer angezündet. Was fliehen konnte, rettete ſich in die Wälder. Der Herzog von Richelieu ſchickte einen ſeiner perſönlichen Freunde, den General Grafen Lagarde nach Nismes, um die Ruhe herzuſtellen, aber ein Gefährte Treſtaillons ſchoß den General vom Pferde. Ganz

Aehnliches geſchah in Toulouſe, wo General Ramel, als er Ruhe ſtiften wollte, gleichfalls erſchoſſen wurde. Es war unmöglich, die Mörder zu beſtrafen, die Geſchwornen ſprachen ſie frei. Der König hatte keine Autorität im Süden. Treſtaillon begann ſeine Rolle von neuem, führte eine zahlreiche mit rothen Kreuzen bezeichnete Bande nach Lyon und bedrohte dort die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums dermaßen, daß die heimlichen Bonapartiſten, auf den Unwillen, der in der ganzen Stadt herrſchte, vertrauend, am 26. Januar 1816 die Büſte Napoleons II. (des Herzog von Reichſtadt) durch die Straßen trugen und ſich bewaffneten. Sie wurden aber, weil die Truppen nicht abfielen, leicht beſiegt und den Prevotalhöfen ausgeliefert. Ebenſo unterlagen die kleinen Aufſtände in Tarraſcon, Rennes, Nantes, zuletzt am 4. und 5. Mai ein größerer in Grenoble, indem hier ein gewiſſer Didier ſich mit einem napoleoniſtiſchen Anhang der Feſtung bemächtigen wollte. Er wurde gefangen und man hieb ihm Hand und Kopf ab. Die Hinrichtungen folgten ſich in Menge.

Dieſe Blutſcenen, unvermeidlich im Intereſſe der Ordnung, betrübten den König tief. Doch ließ er ſich von den Ultras nicht einſchüchtern, ihre Aufhetzungen beſtärkten ihn vielmehr in ſeiner Mäßigung. Indem er im Juni den Herzog von Berry, der etwas muntrer als ſein Bruder, gutmüthig und der Mäßigung zugeneigt war, mit der Prinzeſſin Caroline von Neapel vermählte, um einen Thronfolger zu erhalten, hoffte er an dieſem jungen Hofe ſich eine Stütze gegen den Pavillon Marſan zu erziehen. Eine andere fand er an Decazes, der als Polizeiminiſter die Umtriebe der Ultras am beſten kannte, ihn dringend vor dem Uebermuthe dieſer Partei warnte und ihm rieth, eine neue Kammer wählen zu laſſen, in welche gemäßigtere Männer eintreten würden. In Folge deſſen löste der König am 5. September definitiv die Kammer auf.

Alles ging nach Wunſch. Die neuen Wahlen fielen auf Anhänger der Mäßigung, die Ultras blieben in der Minderheit und Lainé, der an Vaublancs Stelle Miniſter des Innern geworden

war, ſetzte ein neues Wahlgeſetz durch, nach welchem das Wahlrecht auf alle ausgedehnt wurde, welche 300 Franken direkte Steuer bezahlten. Dadurch wurden 90,000 neue Wahlſtimmen geſchaffen, welche größtentheils dem bürgerlichen Stande angehörten. Auch die Cenſur wurde ermäßigt und Bücher, über 20 Bogen ſtark, für cenſurfrei erklärt. Die Prevotalhöfe wurden aufgehoben. Für die Armee wurde die Conſcription wiederhergeſtellt, der Adel davon nicht ausgeſchloſſen und die Ernennung zu Offiziersſtellen ausſchließlich vom Verdienſt abhängig gemacht. Vergebens grollten die Ultras. Die Kammermehrheit und die Regierung gingen Hand in Hand. In der erſteren begannen neue Namen zu glänzen, die ſpäter zu immer größerem Ruhme gelangt ſind, die beiden Bankiers Laffitte und Caſimir Perrier, Dupont de l'Eure ꝛc. Die vom König ſo ſehnlich gewünſchte Allianz des Throns mit dem Bürgerthum ſchien erreicht und Europa ſah Frankreich in Ruhe und mit ſeiner Verfaſſung zufrieden. Die einzigen Ruheſtörer waren die Ultras geweſen.

Mehr bedurfte es nicht, um den Herzog von Richelieu zu der Hoffnung zu berechtigen, er habe ſeine politiſche Miſſion vollendet. Er unterhandelte insgeheim mit ſeinem ehemaligen Gebieter, dem Kaiſer von Rußland, ſtellte ihm die Sachlage vor und erlangte von ihm ſchon 1817 die Entfernung eines Theils der fremden Executionsarmee, und 1818 eine noch großmüthigere Reduction der franzöſiſchen Geldſchuld. Am 25. April dieſes Jahres kündigte Richelieu der angenehm überraſchten Kammer an, Kaiſer Alexander habe die übrigen Großmächte bewogen, ihre Forderungen an Frankreich auf eine Rente von 12—13 Millionen Franken zu reduciren, und wenn Frankreich darauf eingehe, würden die letzten Executionstruppen ohne Zweifel den franzöſiſchen Boden räumen. Natürlicherweiſe wurden dieſe Propoſitionen mit Dank angenommen und die Rente wurde durch Unterzeichnungen alsbald gedeckt.

Im Herbſt deſſelben Jahres kamen die Monarchen, die den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, und ihre berühmten Miniſter zu einem Congreß in Aachen zuſammen, hießen alles gut, was

zwiſchen Kaiſer Alexander und Richelieu verabredet war, feierten Feſte und gingen nicht auseinander, ohne abermals einen geheimen Vertrag geſchloſſen zu haben, der nur eine kleine Abänderung der h. Allianz war, ſofern diesmal auch England und Frankreich beitraten. Das war jetzt die erſte förmliche Begründung der europäiſchen Pentarchie. Die fünf Mächte erklärten, den Frieden Europa's wahren und immer in gegenſeitigem Einverſtändniß operiren zu wollen, um dieſen Zweck zu erreichen. Wo irgend eine Störung drohe, ſollten alsbald perſönliche Zuſammenkünfte der Monarchen oder ihrer erſten Miniſter (Monarchencongreſſe oder Miniſterialconferenzen) eingeleitet werden.

Der europäiſche Horizont erſchien indeß dem Aachner Congreß nicht ganz wolkenlos. Der Herzog von Richelieu hatte einige Mühe, die Monarchen zu überzeugen, daß ſein in Frankreich eingehaltenes Syſtem das ganz richtige ſey. Die Begünſtigung der bürgerlichen Kammermehrheit zum Nachtheil der adeligen Ultras ſchien Manchem bedenklich. Indeß entzogen ſie dem Herzog ihr Wohlwollen nicht, gewährten ihm alle ſeine Wünſche und rechneten im ſchlimmſten Fall auf ihre Macht, welche ſtark genug war, etwaige neue Bewegungen in Frankreich zu zügeln. Als nun die neuen Kammerwahlen in Frankreich am Ende des Jahres noch viel ungünſtiger, als die früheren, für die Ultras ausfielen und ſogar der gefürchtete Lafayette gewählt wurde, dankte der Herzog von Richelieu Gott, daß der Congreß nicht mehr beiſammen war, daß er die Vorwürfe derer, denen er zu viel verſprochen hatte, nicht mehr anhören mußte und legte ſein Amt am 27. Dezember nieder mit dem Bewußtſeyn, nach beſtem Willen redlich ſeinem König gedient zu haben, jedoch auch mit der marternden Sorge, er habe das Königthum vielleicht ſchlimmern Feinden überliefert, als die waren, die er im Pavillon Marſan unterdrückt hatte. Er war ohne Vermögen. Die Kammern votirten ihm eine Dotation von 50,000 Franken, aber er ſchenkte ſie den Spitälern von Bordeaux.

Decazes trat an ſeine Stelle, um die Allianz des Thrones

mit dem Bürgerthum noch mehr zu befeſtigen. Ludwig XVIII. würde jedoch kaum ſo kühn vorgeſchritten ſeyn, wenn er nicht der heimlichen Zuſtimmung Rußlands verſichert geweſen wäre. Neſſelrode, der erſte ruſſiſche Diplomat, kam ſelbſt nach Paris, nachdem ein anderer Günſtling und Botſchafter des Kaiſer Alexander, Graf Orlow, im Sinn der Ultras große Beſorgniſſe ausgeſprochen hatte. Neſſelrode fand, die franzöſiſche Verfaſſung ſey das beſte Mittel, den König in Paris in der ruſſiſchen Vaſallenſchaft zu halten, ein König der Ultras würde ſo geſchmeidig nicht ſeyn. Alſo durfte Decazes mit ruſſiſcher Erlaubniß Freiheiten die Hülle und Fülle ausſtreuen. Am 1. Mai 1819 gab derſelbe Frankreich die Preßfreiheit, erließ eine Amneſtie für eine Menge bisher Verbannte, legte ſich ſelbſt und ſeinen Collegen durch ein Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter ſtrenge Pflichten auf und überſtimmte die unzufriedenen Ultras, als ſie in der Pairskammer Widerſtand leiſteten, durch die Ernennung von 60 neuen ſeinem Syſtem ergebenen Pairs. Das waren nun alles Notabilitäten aus der Kaiſerzeit oder Conſtitutionelle, der König fand nicht einen einzigen Mann des Hofes darunter, ſtrich ein Paar Namen aus und erſetzte ſie mit andern, damit ich, wie er lächelnd ſagte, wenigſtens Einen von den Meinigen unter den Ihrigen ſehe. Die Ultras waren außer ſich, hielten den König für wahnſinnig, daß er ſich ſo ganz ſeinen geborenen und geſchworenen Feinden hingebe und die ganze Familie verrathe und tobten ihren ganzen Zorn im „Conſervateur“ aus, einem von Chateaubriand, Bonald und Lammenais geſchriebenen Journal. Chateaubriand vergaß dabei die Würde der Religion, die er früher ſo ſiegreich vertreten hatte, und die Grazie des Schönen, die dem berühmten Dichter geziemt hätte. Seine Leidenſchaftlichkeit und die Maßloſigkeit ſeiner Rede ſteckten die ganze Preſſe und die Kammer an. Die Pariſer Luft durchzog ein Miasma von Beſchimpfungen, von Gift des wüthendſten Haſſes. Die Fragen des Tages rechtfertigten dieſe furchtbare Aufregung der Geiſter nicht, aber jeder wußte, was für geheime Gedanken dahinter verborgen lagen und daß man

um die ganze Zukunft Frankreichs kämpfe. Decazes, früher im Dienſt von Napoleons Mutter, aus unbedeutendem Anfang plötzlich zur höchſten Macht emporgeſtiegen, war dem alten Adel grenzenlos verhaßt und wurde von den Ultras aufs boshafteſte verleumdet, während ihn die bürgerliche Oppoſition nur als Werkzeug für ihre anderweitigen Pläne benutzte. Dieſe Oppoſition (deren Mitglieder ſich früher Independenten nannten) erhielt jetzt erſt den aus Spanien entlehnten Namen der Liberalen. Damals ſchon unterſchied man unter ihnen conſtitutionelle Syſtematiker nach engliſch-deutſchem Zuſchnitte, die man erſt etwas ſpäter die Doctrinäre genannt hat (Royer Collard ſtand an ihrer Spitze), und die mehr praktiſchen Liberalen, aus denen ſpäter die Radikalen hervorgingen, ſchon in geheimen Geſellſchaften conſtituirt. So die Geſellſchaft für Preßfreiheit, eine ſ. g. Union und noch eine dritte, die alle in Lafayette ihren Chef erkannten, und darin einverſtanden waren, die Bourbons durch ſich ſelbſt, zunächſt die Ultras durch Decazes zu ſtürzen.*) Aber die grimmigſten Feinde der Bourbons hatten ſchon keine Geduld mehr. Der Volksdichter Beranger tauchte ſeine chansons in das ſchwärzeſte Gift des Volkshaſſes gegen die Dynaſtie und ſie wiederklangen durch ganz Frankreich, entzündeten in tauſend Herzen die feindſeligſten Entſchließungen. Die eben erſt gemaßregelte Stadt Grenoble ließ in den Abgrund von Haß hineinblicken, der hier wie in ſo vielen andern Gegenden Frankreichs das Volk gegen die Regierung einnahm. Sie wählten den alten Abbé Gregoire, eine weiland Größe der erſten Revolution, zum Abgeordneten in die zweite Kammer, obgleich (d. h. weil) er mit für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatte. Dieſe freche Herausforderung der Krone erregte Beſtürzung unter allen Friedliebenden und rechtfertigte

*) Eitle Umtriebe des Königs der Niederlande, der in Brüſſel mit franzöſiſchen Liberalen heimlich tractirte und ſich überreden ließ, er könne durch ſie noch auf den franzöſiſchen Thron gelangen, gehören dieſem Zeitpunkt an. Der Vater ſelbſt und nicht etwa blos der Sohn, Prinz von Oranien, war dabei betheiligt.

die Ultras gegen Decazes, indem ſie bewies, dieſes Miniſters Conceſſionen hätten das Volk keineswegs loyaler, ſondern nur revolutionärer geſtimmt. Die Kammer ſelbſt fühlte das Unſchickliche in der Wahl von Grenoble und ſchloß einſtimmig den Gewählten aus. Damals ſchickte der Kaiſer von Rußland den Grafen Capodiſtrias nach Paris, um zum Rechten zu ſehen, und derſelbe ertheilte den Rath, etwas einzulenken und durch abermalige Einſchränkungen im Wahlgeſetz die Liberalen zu ſchwächen. Ehe aber dieſe Angelegenheit in die Kammer kommen konnte und während noch das Einverſtändniß der Kammermehrheit mit Decazes unerſchüttert war, wurde das künſtliche und trügliche Gewebe der Parteien plötzlich wie durch eine unterirdiſche Hand, durch einen kühnen Griff aus der Hölle heraus wieder zerriſſen. Als nämlich der Herzog von Berry am 13. Februar 1819 Abends aus der Oper kam, wurde er von einem gewiſſen Louvel, einem Sattler des k. Marſtalls, mit einem großen Meſſer todtgeſtochen. Der Mörder geſtand, dieſe That auf eigene Verantwortung, ohne Mitſchuldige, einzig im Gefühl und zum Zeichen des allgemeinen Nationalhaſſes gegen die Bourbons begangen zu haben, und mit der Abſicht, im jüngſten Prinzen, von dem allein Nachkommenſchaft zu erwarten war, die ganze Dynaſtie zu treffen.

Da ſah die fürchterliche Wahrheit dem täuſchenden Schein ins Geſicht. Chateaubriand ſagte von Decazes, der das wohlgemeinte, aber trügliche Vertrauen genährt hatte, ſein Fuß ſei im Blut ausgeglitten, er müſſe fallen. Alle Warnungen der Ultras kamen jetzt ſchnell wieder zur Geltung. Der König war unendlich betrübt und weinte bitterlich, denn er hatte alle Hoffnung auf den jungen Berry geſetzt, der etwas munterer als Angouleme war, und der allein der Dynaſtie Nachkommen verſprochen hatte. Er hinterließ nur eine Tochter, aber ſeine Gemahlin in guter Hoffnung. Außer dem Schmerz um Berry quälte den König auch der um Decazes, denn dieſem Miniſter wurde nun allein alle Schuld aufgebürdet, er allein habe die revolutionäre Geſinnung in Frankreich wieder groß gezo-

gen, ja ein Kammermitglied nannte ihn geradezu den Mörder Berrys. Alle verlangten ſeine Abſetzung. Der König wollte lange nicht darein willigen. Erſt als ſich Richelieu bereit zeigte, die ſchwierige Regierung wieder zu übernehmen und der Herzog von Artois demſelben ſein Wort als Edelmann gab, gegen das neue Miniſterium keine Oppoſition zu machen, entſchloß ſich der König, ſeinen Liebling Decazes zu entlaſſen, den er aber mit Gunſtbezeugungen überhäufte, zum Herzog erhob und mit einer fürſtlichen Ausſtattung als Geſandten nach England ſchickte.

Richelieu, durch das Wort von Artois ſicher gemacht, nahm Villèle aus der Partei der Ultras mit ins Miniſterium und traf die nach der ſchrecklichen Mordthat unvermeidlich gewordenen Maaßregeln, durch welche überall da, wo Decazes zu weit links gegangen war, wieder nach rechts eingelenkt werden ſollte. Aber die Regierung verlor damit alles Vertrauen; jeder, auch der kleinſte Rückſchritt wurde ihr ausgelegt, als ſey ſie ganz ins Lager der Ultras übergegangen und alſo regiere eigentlich nicht mehr der König, ſondern Artois. Der König verlor den Nimbus der Freiſinnigkeit, erſchien als ein Heuchler oder Schwächling. Nicht minder büßte der ehrliche Richelieu die hohe Achtung ein, die ihm bisher alle Parteien gezwungen hatten zollen müſſen. Er ſchien nur noch Werkzeug eines Haſſes, den er nicht theilte. Die von ihm und noch mehr von Decazes ſo liebevoll gepflegte Vereinbarung der Krone mit der bürgerlichen Mittelpartei war für immer zerriſſen. Die letztere Partei aber war unter ihm und Decazes erſtarkt und ſchickte ſich an, die Macht, die ſie einmal errungen, jetzt gegen ihn zu gebrauchen. Die Oppoſition bedurfte des miniſteriellen Schildes nicht mehr, ſie focht von nun an unter der eigenen Verantwortung und auf eigene Rechnung. Die große Mehrheit des Volkes aber ſtand hinter ihr, denn die neue Reaction beleidigte es tief. Im April wurde die Cenſur wieder eingeführt, reclamirte die Regierung auch wieder das Recht, jeden Verdächtigen ohne Umſtände zu verhaften und ſchränkte ein neues Wahlgeſetz wieder die Wahlrechte

der Mittelklaſſe ein. Das gab nun den bürgerlichen Deputirten in der zweiten Kammer die erſte langerſehnte Gelegenheit, ihre Redefreiheit energiſch zu brauchen, im Namen der Nation ſich in begeiſterter Rede hören zu laſſen und die Augen der Welt auf ſich zu ziehen. Die neuen Maaßregeln der Regierung überhoben die Redner der bisherigen Discretion. Der Abmarſch der fremden Truppen aus Frankreich trug auch nicht wenig bei, den Muth aufzufriſchen. So ſchlug denn in der Deputirtenkammer zuerſt General Foy den Ton mächtiger Gegenrede an, wecher immer mehr zum Donner anwachſen und in ganz Frankreich wiederhallen ſollte. Er wagte es, die Ultras eine „Handvoll Elender" zu nennen, denen die ganze Nation gegenüberſtehe. Nicht mit Unrecht frug er, warum man dieſe ganze Nation wegen des Frevels eines einzigen Menſchen ſtrafe? und welches Spiel man mit einer Verfaſſung treibe, die vom Volk als Grundgeſetz und Palladium verehrt werden ſolle und die man heute gelten laſſe, morgen wieder nicht? Den Accent, den er auf die Verfaſſung (Charte) legte, verſtand das Volk. Ueberall tönte damals dem König und dem Miniſter auf den Straßen der Ruf entgegen: vive la charte! Benjamin Conſtant aber verkündete damals ſchon den Sturz der Bourbons, indem er ausrief: „die Republik fiel durch die rothen, das Königthum wird durch die weißen Jacobiner fallen!" Ein ungerechtes Wort. Die alte Dynaſtie wäre unter den Liebkoſungen der Volksmänner eben ſo gewiß erſtickt worden, als ſie dem Haß derſelben erliegen mußte. Die Ultras konnten nichts dazu, noch davon thun und waren wenigſtens ehrlich, indem ſie mit notoriſchen Feinden nicht capitulirten, ſondern ſich wehrten.

Die Revolutionen, die im Lauf des Jahres 1820 in Spanien und Italien ausbrachen, und die gegen die daſelbſt regierenden bourboniſchen Dynaſtien gerichtet waren, und eine Verſchwörung, die das Schloß von Vincennes bei Paris in die Hände der Aufrührer liefern ſollte, rechtfertigte noch mehr das Mißtrauen und die bisherige Haltung der Ultras und nöthigten den Herzog von Riche-

lieu zu größerer Nachgiebigkeit gegen die letzteren. Die ganze Strenge des Jahres 1816 kehrte zurück und unter dieſen Eindrücken kam nach dem neuen Wahlgeſetz wieder eine reactionäre Kammer zu Stande, die den Forderungen der Ultras zuſtimmte und Richelieu (trotz des ihm vom Herzog von Artois gegebenen Verſprechens) am Ende zum Rücktritt nöthigte. Im Dezember 1822 war Villèle an der Spitze der Ultras erſter Miniſter.

Mittlerweile hatte die Herzogin von Berry am 26. September 1820 einen jungen Prinzen geboren, Heinrich, der zum Herzog von Bordeaux ernannt wurde. Der entzückte Adel ſchenkte dem neugeborenen Knaben das Schloß Chambord. Kaum hatte die altfranzöſiſche Lilie dieſe neue Knospe getrieben, ſo erfuhr man den Tod Napoleons in ſeiner Verbannung auf der Inſel St. Helena am 5. Mai 1821. Das ungeſunde Klima der Inſel und die täglichen Quälereien, die dem großen und weltberühmten Kaiſer durch ſeinen Kerkerwärter, den engliſchen Gouverneur Sir Hondſon Lowe, angethan wurden, rafften ihn vor der Zeit dahin. Die franzöſiſchen Gefährten Napoleons auf St. Helena haben in ihren Berichten von dieſen Quälereien vieles übertrieben und es überhaupt darauf angelegt, Aufſehen in Europa zu machen, den Enthuſiasmus für Napoleon zu erneuern und ſelbſt ſeine Feinde zu mitleidiger Theilnahme zu nöthigen. In gleicher Abſicht war es Napoleon ſelbſt, der durch ſein beleidigendes Benehmen gegen den Gouverneur deſſen Härte herausforderte. In den Augen Europa's ſollte nicht nur den Gouverneur, ſondern auch die, in deren Auftrag er die Hut des ſterbenden Löwen übernommen, der Fluch der Gemeinheit treffen. Eine zeitgemäße Berechnung. Auch anderwärts, ja in England ſelbſt fing in der conſequenten Durchführung der Pentarchie etwas gar zu Nüchternes und Gemeines die genialeren Naturen zu langweilen an. Ein feuriger junger Dichter, Lord Byron, erklärte dieſer Gemeinheit offen den Krieg. Der Sinn der Anklage war: alle Poeſie der Weltgeſchichte iſt mit Napoleon und der Revolution begraben. Nichts waltet jetzt, als die ordinärſte Proſa, Mit-

telmäßigkeit an den Höfen, bloße Routine in der Diplomatie und unerträgliche Pedanterie in der Bureaukratie. Etwas ganz Andres verlange der Adel, der Geiſt, das tiefe Gemüth der Völker, die gleich ſchönen und hochgebildeten Sklavinnen in den Ketten barbariſcher und ſtumpfſinniger Gebieter ſeufzen. Eine ſüße poetiſche Wehklage tönte von Byrons Saiten durch die Welt, ſich miſchend mit der Klage um den großen Todten von St. Helena. Alle Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, alle offne Erhebungen der Völker gegen die im Jahre 1815 getroffene Ordnung der Dinge war ſeitdem mit Poeſie umkleidet und nicht weniger das Grab Napoleons. Der ungeheure Haß, der noch vor wenigen Jahren ganz Europa gegen ihn waffnete, war erloſchen. Man anerkannte wieder ſeine Größe, der Griffel der Geſchichtſchreiber zeichnete emſig ſeine Thaten auf und alle Welt las ſie mit Begierde und verſenkte ſich von neuem in die begeiſterte Theilnahme, die ſie einſt dem General der Republik und dem erſten Conſul geſchenkt hatte. Darum fand auch ſein Teſtament warme Sympathien. „Ich wünſche, daß meine Aſche an den Ufern der Seine ruhe, mitten unter dem franzöſiſchen Volke, das ich ſo ſehr geliebt habe," ſo lautete das Abſchiedswort des ſterbenden Kaiſers und traf viele tauſend franzöſiſche Herzen. Die Freude in den Tuilerien über ſeinen Tod kam zu früh. An ſeinem Grabe reichte eine große Erinnerung großen Hoffnungen die Hand, indeß an der Wiege des Herzogs von Bordeaux unſichtbar die bleiche Sorge ſaß.

Zweites Buch.

Die Reaction in Deutſchland.

Napoleon hatte das von Karl dem Großen gegründete römiſche Reich deutſcher Nation zerſtört. Der letzte deutſche Kaiſer hatte ſich Kaiſer von Oeſterreich genannt und begnügte ſich damit auch nach dem Sturze Napoleons, weil er nicht einmal über die ſouverainen Mittelſtaaten, geſchweige über das mächtige Preußen eine kaiſerliche Oberhoheit herzuſtellen vermocht hätte. Das begriffen auch die feurigſten Patrioten jener Zeit, weshalb ſie nicht ſowohl auf eine Wiederherſtellung der Reichsverfaſſung und des deutſchen Kaiſers, als auf eine Stärkung und Erweiterung des deutſchen Bundes drangen. Es ſchien ihnen über alle Begriffe ungerecht, daß die im Kampf gegen Napoleon vereinigt geweſenen Deutſchen als Sieger nicht einmal das wiedererlangen ſollten, was ihnen früher gehört hatte, die Niederlande, das Elſaß, Lothringen. Gleichviel, welchen Herren in Deutſchland es zufiel, wenn es nur wieder dem deutſchen Bunde einverleibt wurde. Vor allem war das Bedürfniß,

die deutſche Weſtgrenze gegen Frankreich beſſer als bisher zu ſchützen, ſo augenfällig, daß in der That die Nichtbefriedigung dieſes Bedürfniſſes als eine ſchwere Verſchuldung am deutſchen Volke angeſehen werden mußte.

Aber es ließ ſich nicht ändern. Oeſterreich und Preußen waren nicht einig und konnten mithin auch den übrigen Großmächten gegenüber für das deutſche Geſammtintereſſe nichts ausrichten. Noch weniger die Mittelſtaaten, wie eifrig auch damals der Kronprinz von Württemberg ſich der Grenzfrage annahm. Das Volk ſelbſt verhielt ſich paſſiv, indem es nach Staaten, Stämmen und Confeſſionen getheilt, den überſchauenden Standpunkt nicht zu gewinnen vermochte, von wo aus es ſeine eigene nationale Größe, ſeine Geſammtintereſſen und ſeine Zukunft hätte ins Auge faſſen können. Nur ein ſehr kleiner Theil der Gebildeten hatte dieſen Standpunkt gewonnen und Muth genug, die Wahrheit zu verfechten. Aber auf dieſe wenigen kam es bei der Entſcheidung nicht an.

Die Centralbehörde des deutſchen Bundes, der Bundestag zu Frankfurt a. M. hielt ſeine Eröffnungsſitzung erſt am 5. Nov. 1816. Der präſidirende öſterreichiſche Geſandte, Graf Buol-Schauenſtein, hielt eine kalte formelle Rede, die längſt vergeſſen iſt und auf die ſchon die Zeitgenoſſen nicht hörten, denn der Bund war von ſeinem erſten Entſtehen an unpopulär und Niemand ſchenkte ihm Vertrauen. Auch ſeine Thätigkeit war nicht geeignet, eine beſſere Meinung von ihm zu erwecken. Er that nämlich nichts oder negirte nur. Die mediatiſirten kleinen Fürſten und Grafen, der Johanniterorden ꝛc. überſchwemmten ihn mit Reclamationen, die alle zu ſpät kamen. Die kurheſſiſchen Domainenkäufer, denen der Kurfürſt die unter Jerome Napoleon von ihnen erkauften Domainen ohne Entſchädigung wieder abnahm, klagten über dieſes ſchreiende Unrecht, wurden aber gleichfalls vom Bundestag abgewieſen. Im folgenden Jahr kam die wichtige Frage einer am Oberrhein zu gründenden Bundesfeſtung zur Sprache, das aus der franzöſiſchen Contributionsſumme dafür beſtimmte Geld war vorhanden und beim

Juden Rothſchild deponirt, wurde aber nicht angewandt. Man konnte ſich über die Wahl des Platzes nicht vereinigen.

In Oeſterreich erlitt das alte Regime durch die großen Erſchütterungen der Napoleoniſchen Zeit keine Aenderung. Kaiſer Franz I. hatte ſeinen Völkern nichts verſprochen, brauchte alſo auch keine Neuerungen vorzunehmen. Da ſeine Völker nicht aufgeregt waren, bedurfte es auch keiner Reaction. Alles blieb im alten Geleiſe. Die Regierung war allmächtig und, trotz mancherlei Corruption in der Beamtenwelt, populär. Der Adel war im Reichthum erſchlafft, in die Sphäre des Hofes gezogen und fern von Oppoſition. Die Kirche lag im Schlaf, die Biſchöfe waren ergebene Diener der Krone, keinerlei Geiſt regte ſich im niedern Klerus. Die Wiener waren durch Wohlleben, Theater und Spaß aller Art befriedigt; die Provinzen, wenn auch zum Theil verarmt und hart gehalten, doch an ſtummes Gehorchen längſt gewöhnt. Wenn man dem Kaiſer Franz I. ſchwerfälliges Phlegma und ſeinem erſten Miniſter, dem Fürſten Metternich, ſanguiniſchen Leichtſinn im bequemen Genuß vorgeworfen hat, ſo iſt doch die Paſſivität in Oeſterreich nicht blos aus dieſen perſönlichen Charakterzügen der Regierenden zu erklären, ſondern ſie lag ſchon lange im Volke ſelbſt und machte den Regierenden ihr Verhalten leicht. Metternich, von Jugend auf ein aimable roué, mit Weibern tändelnd und das Geld an ſie verſchwendend, ſtand ganz auf dem Niveau der liederlichen Wiener. Von Jugend auf jede Geiſtesanſtrengung ſcheuend, wußte er doch durch Tact, Gewandtheit, Redefertigkeit die Geſellſchaft zu bezaubern und durch Liebenswürdigkeit der Form die Leere des Inhalts zu erſetzen. Metternich, in dem ſich nur der Wiener Geiſt, wie er ſchon vor ihm ſeit Karl VI. geherrſcht hatte, ſpiegelte und concentrirte, war am wenigſten geeignet, den Geiſt in Oeſterreich zu heben; dazu hätte der Kaiſer, wenn er es überhaupt gewollt hätte, andere Männer brauchen müſſen.

Obgleich nun hier, was geſchah, zunächſt ganz natürlich ſchien, ſo mußte doch die ſchlechte Wirthſchaft früher oder ſpäter zum Verderben

führen. Oeſterreich, ſo unerſchöpflich reich an Hilfsquellen, ſank mitten im Frieden immer tiefer in Schulden. Man war zu faul und frivol, um die natürlichen Hilfsquellen zu öffnen. Man ſperrte ſich nicht nur durch ein koſtſpieliges peinlich ſtrenges Mauthſyſtem vom übrigen Deutſchland, ſondern auch im Innern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates ſelbſt eine Provinz von der andern ab. Man ließ die Donauſchifffahrt im Argen und Ruſſen durften ſich an den Niederungen des herrlichen Stromes feſtſetzen. Man ließ den Hafen von Venedig verſanden und Engländer mußten mit ihren Dampfſchiffen die Verbindung zwiſchen dieſem Hafen und dem von Trieſt uſurpiren. Dagegen borgte das jüdiſche Haus Rothſchild in Frankfurt a. M. dem öſterreichiſchen Staate nach einander ungeheure Summen, durch die es das Danaidenfaß in Wien doch niemals ausfüllte, die den Borger immer ärmer, den Verleiher immer reicher machten. Mit dieſem Borgen ſteigerte ſich zugleich der Schwindel des Börſenſpiels. Es gab aber kluge Politiker, die in der ökonomiſchen Verſchuldung Oeſterreichs eine Bürgſchaft für den europäiſchen Frieden und für den Sieg des conſervativen Princips ſahen, denn dem allmächtigen Juden müſſe daran liegen, daß ſein Schuldner im Frieden und in geordneten Zuſtänden bleibe, um zahlen zu können. Dem natürlichen Sinne mußte ſich jedoch das Schuldenmachen bei Rothſchild als eine coloſſale Unnatur, als das ſyſtematiſche Ausſaugen eines kranken Baumes durch einen überwuchernden Paraſiten darſtellen und die Herrſchaft eines Juden über die chriſtlichen Kaiſer und Könige als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit. Man pflegt heute noch das Schuldenmachen der Staaten beim Hauſe Rothſchild als etwas anzuſehen, was ſich von ſelbſt verſtehe, aber die Folgezeit wird lehren, in welchem ungeheuren Irrthum man befangen iſt. Wenn in einer langen Friedenszeit aller Segen Gottes in Ackerbau, Viehzucht, Bergwerk ꝛc., alle unermeßliche Arbeit der chriſtlichen Bevölkerung zu nichts anderem führt, als daß die Staatsſchulden immer coloſſaler anſchwellen, die Völker immer ärmer wer-

den und der Bankier allein alles Geld zuſammenhäuft, ſo iſt das eine Unnatur, über welche man auf die Dauer Niemand mehr wird täuſchen können. Wenn die europäiſche Pentarchie in irgend etwas gefehlt und ſich verſündigt hat, ſo iſt es in ihrer Protection des Börſenſpiels.

Unter dem Schutz der reichen jüdiſchen Bankiers, die, von den Höfen mit Orden, Adelstiteln, Einladungen ꝛc. überhäuft, ſich in die höchſte Geſellſchaft eindrängten und in den Antichambres der Miniſter immer die Bevorzugten waren, tauchte das für die letzten vier Jahrzehnte ſo charakteriſtiſch gewordene jüdiſche Literatenthum auf. Die Jugend Iſraels begann ſich auf die ſchöne Literatur, auf die Redaction von Zeitungen, auf Theater und bildende Kunſt zu werfen und durch alle dem jüdiſchen Stamm eigene Mittel und Wege, durch Geldmittel, durch Zuſammenhalten, Lobaſſecuranz, unaufhörliches Selbſtanpreiſen und Unverſchämtheit jeder Art ſich emporzuſchrauben. Dieſem Treiben lag aber tiefer Haß gegen die chriſtliche Religion und die deutſche Nationalität zu Grunde.

Die nächſte Gefahr für Oeſterreich lag in der allmählig beginnenden Reaction der böhmiſchen, ungariſchen und italieniſchen Nationalitäten gegen die deutſche. Unbeſtritten hatten bisher die Deutſchen vorgeherrſcht. Die erbärmliche Erſchlaffung und Frivolität des deutſchen Charakters aber, wie er ſich in Wien kund gab und von da aus verbreitete, konnte das Erwachen des beſſern Bewußtſeyns bei den andern, Oeſterreich unterworfenen Nationen um ſo weniger verhindern, als ſich Oeſterreich gegen das übrige Deutſchland ſo ſchroff verſchloſſen, die Stärkung des deutſch-öſterreichiſchen Elementes von Preußen, Sachſen und dem deutſchen Weſten her erſchwert und verpönt hatte. Zuerſt fingen die Böhmen, ſpäter die Ungarn an, ihre Sprache und Alterthümer mit einem Eifer zu ſtudiren, der erſt nur eine gelehrte und unſchuldige Spielerei ſchien, bald aber einen politiſchen Charakter annahm.

Nichts war lächerlicher, als daß man im übrigen Deutſchland von Oeſterreich immer kirchliche Reactionen, jeſuitiſche Umtriebe und

dergleichen beſorgte. Sowohl der Kaiſer als Metternich waren joſephiniſch geſinnt und haßten nichts ſo ſehr, als Geiſt und Aufſchwung in der Kirche *). Zu klug, um den Klerus zu verfolgen, hielten ſie denſelben nur in herkömmlicher Abhängigkeit, geſättigt mit Fleiſch unter der Bedingung, keinen Geiſt zu haben. Der Kaiſer betrachtete ſich als einen großmüthigen Beſchützer des Papſtes, von dem er keine Befehle anzunehmen habe, der ſich vielmehr nach ihm richten müſſe. Als Papſt Pius VII. ſein Anſehen einigermaßen wieder geltend machen wollte und gegen das Inveſtiturrecht des Kaiſers Proteſt einlegte, ließ Oeſterreich ihn den Druck ſeiner Macht fühlen und er mußte ſich bequemen, die vom Kaiſer ernannten italieniſchen Biſchöfe zu beſtätigen, 1816. Die Jeſuiten wurden erſt 1820 und ausſchließlich nur in der Lombardei und in Galizien geduldet, wo ſie eine ganz unbedeutende Rolle ſpielten. In Galizien durch die Jeſuiten den Ruſſen entgegenzuwirken, die im benachbarten Polen für die griechiſche Kirche Propaganda machten und den Katholicismus möglichſt drückten, ſcheint der Gedanke geweſen zu ſeyn, der ihre Berufung erklärt, aber was konnten ſie ausrichten, wenn andrerſeits Oeſterreichs auswärtige Politik eine entſchieden ruſſiſche Färbung trug?

Kaiſer Franz mochte glauben, mit Rußland im Bunde am ſicherſten den europäiſchen Frieden erhalten und die Revolution niederdrücken zu können, vor deren Wiederaufkommen er ſich immer noch fürchtete. Er hatte einen auffallenden Haß gegen das Verfaſſungsweſen und äußerte ihn mehr als einmal bei öffentlichen Gelegenheiten. Sein guter Inſtinkt täuſchte ihn desfalls weniger,

*) Daher der giftige Haß, den Gentz gegen Görres hegte, und die geheime Verfolgung, unter der Jarke litt, während die Einfalt deutſcher Philiſter ihn für ein hierarchiſches Werkzeug Metternichs hielt. Jarke ſagt in ſeinen Principienfragen: „der Staat haßte die Kirche und fürchtete die Revolution, welche letztere er aber ſelbſt provocirte, indem er keinen Geiſt und ſittlichen Ernſt weder in der Schule noch Preſſe aufkommen ließ und das Volk allen Einflüſſen der ſchlechten Preſſe Preis gab.“

als andere Monarchen der Zeit. Aber es machte ihn mißtrauiſch und beſtärkte ihn in ſeiner Vorliebe für die geheime Polizei, deren Fäden überall gleichſam unter dem Boden gezogen wurden, und mit deren Funden er ſich angelegentlich beſchäftigte. Dieſes vorſichtige Lauern war nur Sache des Kaiſers, nicht die Metternichs. Der Letztere ſcheint ſich in ſeiner auswärtigen Politik nur deshalb ſo eng an die ruſſiſche angeſchloſſen zu haben, weil ihm Rußland am meiſten ſchmeichelte. In St. Petersburg war die Sage verbreitet, Kaiſer Alexander habe ihm während des Waffenſtillſtandes im Jahr 1813 die Theilnahme an der Allianz durch das Verſprechen, künftig mit ihm in perſönlichem Briefwechſel zu bleiben, und mit ihm vereint Europa zu regieren, und durch einen jährlichen ſchönen Gehalt von großem Belange abgekauft. Ein Beweis liegt nirgends vor, und die Sache hat nur inſofern Werth, als man daraus erſieht, weſſen man den verſchwenderiſchen und ſtets geldbedürftigen Lebemann in Wien für fähig hielt. Gewiß iſt, daß er der ruſſiſchen Politik nicht mit der Umſicht und Energie entgegentrat, die das öſterreichiſche Intereſſe erfordert hätte.

Preußen blieb noch Jahre lang durch den Krieg lebhaft erregt. Von hier war die Begeiſterung, die Energie ausgegangen. Hier waren große Hoffnungen gehegt und gepflegt, hier waren Verſprechungen gemacht worden. Je mehr Oeſterreich ſich allen patriotiſchen Hoffnungen in Deutſchland verſperrte, und den letzten großen Nationalkrieg nur zu einem gewöhnlichen Cabinetskrieg, der die Nation nichts angehe, betrachtet wiſſen wollte, um ſo eher war Preußen aufgefordert, im eigenen Intereſſe alle Herzen zu gewinnen, die ſich von Oeſterreich abwandten. Ein neues freies Deutſchland unter Preußen war der geheime Gedanke, wenigſtens das dunkle Gefühl ſeit den Verſprechungen von Kaliſch und ſeit dem Wiederauftreten Steins. Jede Ausſicht auf eine äußere Geſtaltung und Erweiterung des deutſchen Reichs war verſchwunden, deſto mehr Werth legte man auf die Entwicklung im Innern mittelſt einer neuen Verfaſſung Preußens. Am 22. Mai 1815

hatte König Friedrich Wilhelm III. vom Wiener Congreß aus ein Decret erlaſſen, worin „eine Repräſentation des Volks“ zugeſagt wurde. Allein die dafür thätige Partei am preußiſchen Hofe wurde mehr und mehr durch ruſſiſchen und öſterreichiſchen Einfluß zurückgedrängt. Schon während des Krieges war der Rheiniſche Merkur, in welchem Görres zu Coblenz am feurigſten für Vaterland und Freiheit, und zwar im preußiſchen Intereſſe unter den Auſpicien des proviſoriſchen Gouverneurs für die Rheinprovinz, Juſtus Gruner, geredet, im Boten aus Tirol von Gentz, Metternichs berühmter Feder, heftig angegriffen und als revolutionär verdächtigt worden. Auch aus den ehemaligen Rheinbundſtaaten erhoben ſich bittere Klagen über den Merkur. Denn an einer Erhebung Preußens durch die Begeiſterung der deutſchen Nation war den ehemaligen Rheinbundſtaaten eben ſo wenig gelegen als Oeſterreich. Dieſem gemeinſchaftlichen Angriffe erlag nun Görres; die preußiſche Regierung ließ ihn fallen, ſtellte den Merkur im Juli 1815 unter Cenſur, und unterdrückte ihn kurz darauf gänzlich, weil Görres ſich nicht fügen wollte. Görres wurde ſogar vor Gericht gezogen und mußte ſich vor den Aſſiſen von Trier vertheidigen. Er ſelbſt bemerkte damals, es ſey doch ſeltſam, daß ein deutſcher und preußiſcher Patriot, der unverſöhnlichſte Feind Frankreichs, zu franzöſiſchen Gerichten ſeine Zuflucht nehmen müſſe, um ſich vor denen zu ſchützen, für die er Alles gethan und geopfert.

Unmittelbar darauf, im Spätjahr 1815, ſchrieb ein preußiſcher Beamter in Berlin, Schmalz, eine berüchtigte Schmäh- und Anklageſchrift gegen den Tugendbund, behauptend, dieſer Verein beſtehe noch fort, und ſey durchaus revolutionär. Zwar erließen viele der hochgeſtellteſten Ehrenmänner der Monarchie, wie der Geſchichtſchreiber Niebuhr, der Theologe Schleiermacher ꝛc. Gegenſchriften voll edler Entrüſtung, und unter der patriotiſchen Jugend wurde „Schmalzgeſell“ das ärgſte Schimpfwort. Aber der König entſchädigte Schmalz mit einem Orden, ſchlug den ganzen Handel

nieder, verbot jedes weitere Schreiben darüber. Schmalz erhielt auch von auswärts Zuſtimmung und Orden.

Man muß erwägen, daß der König von Natur ein gemäßigter, zurückhaltender, ordnungsliebender Herr war, den ſein trübes Schickſal nur zu oft und lange ſchon in die ſtürmiſchen Wogen der Zeit hinausgeführt hatte, und der ſich nun Ruhe gönnen wollte, dem daher die Zureden der beiden Alliirten, Rußland und Oeſterreich, in jeder Weiſe beſſer zuſagen mußten, als die ungeſtümen und überdies unklaren Forderungen der preußiſchen und deutſchen Bewegungspartei, die von ihm einen großartigen Aufſchwung, eine neue Begeiſterung, und am Ende Kampf für das, was ſie die gute Sache nannte, verlangte. Dabei war er wieder zu ehrlich und gewiſſenhaft, um die Getreuen von ſich zu ſtoßen, die ihm in der Noth ſo große Dienſte geleiſtet hatten. Er behielt alſo Wilhelm v. Humboldt und Boien unter ſeinen vertrauten Dienern, und entzog den mürriſchen Generalen, die nach Blüchers Beiſpiel mehr Gewinn für das Vaterland von ihren Heldenthaten gehofft hatten, ſeine Gunſt keineswegs, nahm aber keinen Rath mehr von ihnen an. Fürſt Hardenberg würde mit derſelben vornehmen Leichtigkeit, mit der er ſich früher in eine Nachahmung der patriotiſchen und liberalen Politik Steins gefunden hatte, auch jetzt mit den Patrioten gegangen ſeyn, wenn das der König gelitten hätte. Da es dem König nicht gefiel, neigte ſich Hardenberg alsbald auf die andere Seite. Daß in Preußen „nur der König Politik macht", wie man in neueſter Zeit ſo oft verkündet hat, war damals ſchon ganz richtig.

Die Begeiſterung, die auf dieſe Weiſe von oben her gehemmt wurde, glühte nun in den unteren Kreiſen fort, denen es an jeder Autorität und Erfahrung gebrach, und nahm hier erſt den revolutionären Schein an, deſſen ſich ſofort die Feinde Preußens geſchickt bedienten, um im König vollends den letzten Gedanken an eine Erhöhung Preußens auf Grund der Begeiſterung von 1813 auszutilgen. Die von Profeſſor Jahn in Berlin während

der franzöſiſchen Herrſchaft eingeführte Turnkunſt hatte durch den großen Sieg über Napoleon eine ſehr natürliche Verbreitung gefunden. Eine körperlich tüchtige und kriegeriſche Generation herzuſtellen und zu erhalten, lag einem Volke, das eben ungeheuere Kriegsanſtrengungen gemacht hatte, des Sieges froh war, und das Errungene wahren wollte, ſehr nahe. Aber die jungen Männer begnügten ſich nicht mit bloßen Körperübungen, ſondern bildeten eine Verbrüderung von Stadt zu Stadt, und fingen in Proſa und Verſen zu politiſiren an. In ihrem guten Willen, in ihrer edlen Begeiſterung allein ſahen ſie die Berechtigung zur Kritik des Beſtehenden, und in jugendlicher Hitze und Selbſtüberſchätzung miſchten ſie Drohungen eines künftigen Umſturzes ein. Minder knabenhaft, ernſt und würdig faßten damals die Studenten ihre Stellung und Miſſion auf. Mit allen verjährten Corruptionen, die Deutſchland in Unglück und Fremdherrſchaft geſtürzt, war die Lüderlichkeit der Corps und Landsmannſchaften auf den Univerſitäten Hand in Hand gegangen. Die Jünglinge, die jetzt aus dem heiligen Kriege zu ihren Studien zurückkehrten, die dem Tod in's Angeſicht geſehen hatten, duldeten die academiſche Beſtialität nicht mehr, ſondern ſtifteten die ſ. g. Burſchenſchaft, eine allgemeine Verbrüderung „chriſtlich-deutſcher" Jünglinge. Als nun im Jahr 1817 das dreihundertjährige Jubelfeſt der Reformation bevorſtand, lud die Burſchenſchaft von Jena alle anderen zu einer großen Feier auf die Wartburg bei Eiſenach ein, auf welcher Luther lange verborgen gelebt und die Bibel überſetzt hatte, als eine Warte der Freiheit und des Lichts. Man erkennt aus dieſer Wahl, wie die Begeiſterung von 1813 bereits von der großdeutſchen Ausdehnung auf die kleindeutſche eingeſchränkt wurde, und einen einſeitig norddeutſch-proteſtantiſchen Charakter annahm. Das Wartburgfeſt fand bei ſchönem Wetter am 18. Oktober mit Gottesdienſt in aller Ordnung und in Anweſenheit der Ortsbehörden ſtatt. Einige Profeſſoren von Jena, der Naturforſcher Oken, der Philoſoph Fries, der Arzt Kieſer, miſchten ſich unter die Studenten.

Alles hatte einen feierlichen und ganz geſetzlichen Charakter. Erſt am Schluß, als ein großes „Oktoberfeuer“ zu Ehren des Schlachttages von Leipzig auf der Berghöhe angezündet wurde, überraſchte Maßmann, Student aus Berlin, den verſammelten Kreis durch Herbeiholung von Büchern, die er hier verbrannte, wie Luther einſt die päpſtliche Bulle verbrannt hatte. Es waren zum Theil Bücher, die allerdings des Verbrennens werth waren, wie Kotzebue's deutſche Geſchichte, die Schrift von Schmalz; andere, die übel gewählt waren, wie Hallers Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, Kamptz Codex der Gensdarmerie, endlich ganz begeutungsloſe. Am meiſten Spaß machte, daß Maßmann zuletzt noch einen Corporalſtock, Zopf und Schnürleib verbrannte, als Sinnbilder einer verhaßten Vergangenheit.

Welchen Werth die herrſchende Politik nicht etwa auf dieſen an ſich ganz unwichtigen Vorgang, ſondern auf deſſen erſt künſtliche Wichtigmachung und Ausbeutung legte, geht daraus hervor, daß Fürſt Hardenberg ſelbſt mit dem öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Zichy, nach Jena und Weimar reiste, ſcheinbar, um dem Großherzog von Weimar Vorſtellungen wegen des Studentenunfugs zu machen, in der That aber, um das größtmögliche Aufſehen zu erregen, und die Sache vor dem Ausland als hochwichtig erſcheinen zu laſſen. Der Großherzog Karl Auguſt konnte inzwiſchen keinen ernſtlichen Grund zu Einſchreitungen gegen die ſtudirende Jugend finden. Erſt ein neuerer Vorgang führte zu Maßregeln gegen die Preſſe. Der weltbekannte Theaterdichter und ruſſiſche Staatsrath, Auguſt v. Kotzebue, hatte ſich in Weimar niedergelaſſen, redigirte ein Wochenblatt im ruſſiſchen Sinne, und ſchickte dem Kaiſer Alexander regelmäßig Bulletins über die deutſchen Zuſtände zu, worin er jede patriotiſche und freiſinnige Regung verdächtigte und die würdigſten Männer verhöhnte. Man entwandte aus der Druckerei ein ſolches Bulletin und Profeſſor Luden ließ es in ſeiner „Nemeſis“ abdrucken. Die öffentliche Meinung faßte die Berichterſtattung Kotzebue's nicht als Phantaſieſtück, ſondern

als Amtshandlung auf, bezeichnete ihn als einen ruſſiſchen Schergen (nicht blos Spion), der ſich erfreche, mitten in Deutſchland die edelſten Deutſchen zu juſtificiren, und gab ihn der ganzen Rache des beleidigten Nationalſtolzes Preis. Denn man wußte, er ſey in der That nicht ohne Einfluß, und was er dem Kaiſer Alexander glauben mache, das wiſſe dieſer auch am preußiſchen Hofe wieder geltend zu machen. In dieſem Handel trat viel mehr Spitze hervor, als beim Wartburgfeſt. Deßhalb wurde auch ernſtlich eingeſchritten, und die Preßfreiheit im Großherzogthum Weimar unterdrückt, 1818.

Die Beleidigung Deutſchlands durch Kotzebue wurde in Berlin weniger empfunden, als die Rußlands durch den Allarm gegen Kotzebue. Im Jahr 1817 hatte der König von Preußen ſeine Tochter, Prinzeſſin Charlotte, dem Großfürſten Nicolaus, Bruder des Kaiſer Alexander, vermählt, und durch dieſes Familienband war die Allianz mit Rußland noch weit intimer geworden. In Berlin ſelbſt übte der ruſſiſche Fürſt Wittgenſtein, mit dem der König täglich umging, einen außerordentlichen Einfluß, und ſoll, wie Stein erfuhr, den König insbeſondere gegen das Verfaſſungsweſen eingenommen haben. Daraus erklärt ſich zum Theil das dreiſte Vorgehen der Ruſſen. Um die öffentliche Meinung Deutſchlands in's Geſicht zu ſchlagen, übergab noch in demſelben Jahr der wallachiſche Bojar und ruſſiſche Staatsrath Stourdza dem Aachener Congreß eine Denkſchrift, in welcher er den Geiſt der deutſchen Univerſitäten als revolutionär bezeichnete und ſtrenge Unterdrückung deſſelben empfahl. Was hatte ſich der Ruſſe um deutſche Univerſitäten zu bekümmern, da niemand in Deutſchland nach den ruſſiſchen frug? Die Burſchenſchaft von Jena ſchickte ihm eine Herausforderung zu. Ein hier Theologie ſtudirender frommer Jüngling aber, Sand aus Wunſiedel, wurde von patriotiſcher Entrüſtung über die Macht, die der durch und durch niederträchtige Kotzebue *) in Deutſchland noch immer üben durfte, ſo über-

*) Man darf nicht vergeſſen, daß Kotzebue ſchon früher, und ganz

nommen, daß er ihm, der nach Mannheim übergesiedelt war, von Jena aus nachreiste, ihn in seiner Wohnung aufsuchte, und mit einem einzigen Dolchstoß tödtete, am 23. März 1819. Ein unritterlicher Meuchelmord, an dem Wehrlosen begangen, und doch mit dem Charakter eines gerechten Gottesgerichts, enthüllte diese schauervolle That die ganze Unnatur der Zeit. Deutschlands edle Jugend, die ihr Heldenblut eben erst auf den Schlachtfeldern verspritzt hatte, schändete sich jetzt mit hinterlistigem Morde, und doch war der elende Kotzebue nicht einmal eines so noblen Mörders werth. Die öffentliche Meinung widmete dem letzteren das tiefste Mitleid. *) Sand, im sittlichen Gefühl seines unsittlichen Handelns, stach unmittelbar nach der That sich selbst den Dolch in die Brust, und stieg, als er, nur schwer verwundet, doch nicht starb, im folgenden Jahre mit demselben Gefühl, Blut müsse Blut sühnen, mit festem Muth auf das Schaffot.

Nichts kam der Reaction gelegener als dieser Mord. Das ungeheuere Aufsehen, was derselbe machte, und die Fiction, mit der man gleich bei der Hand war, Sand habe im Auftrag einer heimlichen Veme gehandelt, und es bestände eine weit verbreitete Verschwörung zu Mord und Umsturz, reichten hin, um die patriotische und freisinnige Partei am preußischen Hofe vollends zu discreditiren, und dem russisch-österreichischen Einfluß daselbst die letzte Thür zu öffnen. Schon im Frühjahr 1819 wurden in Preußen alle Turnplätze geschlossen, Jahn und die Haupttheilnehmer

---

abgesehen von seinem russischen Amte, durch die ungeheuere Gemeinheit seiner Gesinnung, durch das Lächerlichmachen alles Ehrwürdigen und Heiligen, und durch die Beschönigung jeder Frivolität und Unsittlichkeit von den Bühnen aus das große Publikum der Halbgebildeten auf eine Weise bestochen und verführt hatte, die heute noch nachwirkt, und die jedes edlere Gemüth gegen ihn empören mußte.

*) Damit contrastirte die Todtenfeier Kotzebue's im Berliner Theater, eine befohlene Comödie, bei der eine Theaternymphe als „Germania" weinen mußte.

am Wartburgfeſt verhaftet, und weitläufige Unterſuchungen eingeleitet. Zwei gar nicht damit zuſammenhängende Prozeſſe, der mißlungene Mordanfall eines Apothekers auf den naſſauiſchen Präſidenten v. Ibell, und ein Auflauf in Würzburg gegen die Juden,*) mußten doch auch dazu dienen, eine unruhige Stimmung in Deutſchland zu conſtatiren, und Maßregeln dagegen zu rechtfertigen.

Am Ende des Juli 1819 verſammelten ſich die deutſchen Miniſter zu einem Congreß in Karlsbad in Böhmen, die Fürſten Metternich und Hardenberg, Graf Rechberg von Bayern, Einſiedel von Sachſen, Winzingerode von Württemberg ꝛc., und verabredeten hier die Maßregeln, die der Bundestag am 20. September vortrug und zum Geſetz erhob. Das ſind die berühmten Karlsbader Beſchlüſſe: 1) Die Cenſur wurde verſchärft, die Preſſe auf's ſtrengſte überwacht, 2) die Selbſtſtändigkeit der Univerſitäten hörte auf, die Leitung ging vom Senat auf einen Regierungscommiſſär mit unumſchränkter Vollmacht über, der ſofort die Burſchenſchaft auflöste, und auf's ſtrengſte verbot, 3) eine Centralunterſuchungscommiſſion wurde zu Mainz niedergeſetzt, um die eigentliche Verſchwörung zu entdecken, und alle Betheiligten zur Strafe zu ziehen. Bei dieſem Anlaß hätte Metternich gerne auch die Verfaſſung der Mittelſtaaten beſeitigt, und machte desfalls zu Karlsbad Anträge; aber die Regenten der Mittelſtaaten hatten von Anfang an die Verfaſſung als ein Mittel, bei ihren Völkern und in der öffentlichen Meinung populär zu bleiben, und als eine Schutzwehr gegen Oeſterreich und Preußen angeſehen, waren daher nicht gemeint, ſie aufzugeben. Winzingerode übernahm das Gehäſſige der Gegenreden, die Anderen hatten den Vortheil davon. Metternich drang in dieſer Frage nicht durch. Um aber ſeine

*) Das Volk ſchrie hep, hep! das Feldgeſchrei bei der mittelalterlichen Judenverfolgung, warf aber nur einigen Juden die Fenſter ein. Aehnliche muthwillige Demonſtrationen gegen die verhaßten Juden wiederholten ſich damals in vielen deutſchen Städten, ohne Exceſſe.

Leute in Athem zu erhalten, berief er im November eine neue Miniſterconferenz nach Wien.

Gleichzeitig begannen die Wirkungen der Karlsbader Beſchlüſſe. Die Mainzer Commiſſion verfügte viele Verhaftungen und häufte Berge von Acten an, konnte aber die große Verſchwörung nicht entdecken, weil es keine gab. Aeußerungen der Unzufriedenheit in Briefen, Reden, Gedichten bei vielen unmündigen jungen Leuten war alles, was ſich auftreiben ließ. Die verdächtigen Profeſſoren wurden entſetzt oder wenigſtens außer Activität geſetzt. So der alte Patriot Arndt in Bonn, Fries in Jena. Oken ſollte ſeine Zeitſchrift Iſis unterdrücken, wollte aber nicht und wanderte mit ihr nach der Schweiz aus. Görres war ſchon 1817 dem Fürſten Hardenberg mit einer Adreſſe der Stadt Coblenz, worin die Einführung der verſprochenen preußiſchen Verfaſſung gefordert wurde, beſchwerlich gefallen und hatte im Sommer von 1819 eine flammende Flugſchrift „Deutſchland und die Revolution“ herausgegeben, worin er die deutſchen Machthaber warnte, nicht ſo zu verfahren, daß am Ende die wirkliche Revolution hereinbräche. Dieſe Prophetenſtimme, deren Worte erſt dreißig Jahre ſpäter in Erfüllung giengen, wurde eben, weil die Gefahr noch nicht nahe war, verlacht. Gentz ſoll damals geſagt haben „uns hälts aus“, und Metternich: après nous le déluge. Dem gegen ihn erlaſſenen Verhaftbefehl aber kam Görres zuvor, indem er nach Straßburg, ſpäter nach der Schweiz flüchtete. Noch mehrere jüngere Männer, Ludwig Follen, Redacteur einer Elberfelder Zeitung, damals berühmt als Dichter kühner Freiheitslieder, und viele Studenten wurden verhaftet oder flohen nach der Schweiz oder Amerika. Die freiſinnigen Zeitſchriften giengen ein. Auf den Univerſitäten wurde zum Theil durch die Regierungscommiſſäre ſelbſt die alte Liederlichkeit der Landsmannſchaften wiederhergeſtellt. Wer den von Jahn für die Turner erfundenen „deutſchen Rock“ trug, war verdächtig.

Die patriotiſche Partei im preußiſchen Miniſterium raffte ſich noch einmal zuſammen, um die Politik des Königs umzulenken,

überzeugt, daß Preußen sich Oesterreich und Rußland gegenüber auf die Sympathie aller Deutschen stützen müsse und als ein constitutioneller Staat, neben England und Frankreich, erst seine wahre Macht und Bedeutung erlangen werde. Aber ihre Opposition war bisher nur geduldet worden, um sie allmählig abzunützen. Hardenberg war längst mit Metternich und Nesselrode (dem russischen Minister) einverstanden. Schon auf dem Aachener Congreß soll er dieselben völlig beruhigt haben. *) Als nun die Minister Wilhelm von Humboldt und Boien und der Großkanzler Beyme die Karlsbader Beschlüsse, als hinter ihrem Rücken und ohne ihre Zustimmung vom preußischen Ministerium unterzeichnet, verwarfen, hörte auch die Duldung gegen sie auf. Sie hatten nur mitreden, aber nicht mithandeln dürfen. Auch auf den alten Feldmarschall Blücher brauchte man jetzt keine Rücksicht mehr zu nehmen, weil er im Lauf des Jahres gestorben war. Am Ende des Jahres 1819 wurden also Humboldt, Boien, Beyme und General Grolmann, die Seele des Kriegsministeriums, entlassen. Der frühere Minister Stein war längst beseitigt und privatisirte auf seinem Landgute. Die einflußreichsten Männer bei Hofe waren seitdem der in hohem Grad absolutistische Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der verstorbenen Königin Louise), der schon genannte Fürst Wittgenstein, der im Zorn gegen die Jugend verbissene Kamptz, der doctrinäre Absolutist Ancillon ꝛc., denen Hardenberg als Staatskanzler und nomineller Lenker des Staatsschiffs nicht entgegentrat. Und doch war er es, der die Bestürzung bei der Nachricht vom Ausbruch der spanischen Revolution rasch und geschickt benutzte, um sich vom König eine Erklärung unterschreiben zu lassen, wonach Preußen

*) In den „Geheimnissen eines Mediatisirten, Hamburg 1836" liest man eine Erklärung, die Hardenberg damals an Metternich und Nesselrode abgegeben haben soll, wornach er „sich nur den Anschein gegeben, als unterstütze er das Volksverlangen;" das „in den Stürmen der Zeit gegebene Verfassungsversprechen werde dergestalt modificirt werden, daß daraus die Möglichkeit hervorgehe, es rückgängig zu machen".

keine Staatsſchulden mehr contrahiren ſollte ohne Garantie der künftigen Reichsſtände (17. Januar 1820). Im Uebrigen trug die muſterhafte Verwaltung der preußiſchen Finanzen nicht wenig dazu bei, die Mehrheit der Gebildeten zu beruhigen, während die liberale Minderheit immer noch eine ferne Ausſicht auf die Möglichkeit einer Verfaſſung hatte.

Im Allgemeinen ging die Tendenz in Preußen fortan dahin, den patriotiſchen und kriegeriſchen Geiſt als unnöthig, ja ſogar gefährlich geworden, zu verdrängen durch eine neue Begeiſterung für Wiſſenſchaft, durch den Glanz der Univerſitäten und Schulen. Dieſes löbliche Streben führte aber, gerade weil es zunächſt nur als politiſches Reactionsmittel diente, zu großer Einſeitigkeit und Uebertreibung. Die natürliche Neigung der Nation wurde künſtlich abgelenkt durch Sophiſten. Schon im Jahr 1818 war der Philoſoph Hegel (ein Württemberger) nach Berlin berufen worden, an die Stelle des verſtorbenen Fichte, und empfahl ſich der damaligen Hofpartei ausnehmend durch die geſchickte Art und Weiſe, mit welcher er der ſtudierenden Jugend ihre „chriſtlich-deutſche“ Begeiſterung ausredete. Kaum hat je in der altrömiſchen Kaiſerzeit ein Hofſophiſt ſo gut ſeinen Platz auszufüllen und den Schein philoſophiſcher Unabhängigkeit und Geiſtesfreiheit mit einer hohen Polizeiaufgabe zu vereinigen gewußt. Hegel brachte den Eingeweihten unter ſeinen Schülern die Hoffahrt der Selbſtvergötterung bei, indem er lehrte, Gott exiſtire nur im Ich des Menſchen. In dieſer Hoffahrt wandte ſich der dafür gewonnene Theil der Jugend mit vornehmer Geringſchätzung von den Patrioten und frommgläubigen Seelen ab. Den profanen Haufen aber lehrte Hegel, „alles Wirkliche iſt vernünftig“ und wandte das auf die beſtehende Staatsgewalt an, womit er der Bureaukratie unendlich ſchmeichelte und die jugendlichen Schwärmer für deutſche Einheit, für eine glorreiche Vergangenheit und Zukunft als thörichte Phantaſten lächerlich machte. Der Hochmuth der Anhänger Hegels war an ſich nicht ſchlimmer, als er bei all den ſchwachen und ſchülerhaften Geiſtern zu ſeyn pflegt, die ſich in ein phi-

losophisches System verrannt haben, er wurde nur insofern gesteigert, als er zugleich auf hohe Gunst von oben und Beförderung im Staate pochen durfte. Neben Hegel wirkte Professor Lachmann in Berlin als Philologe in demselben Geiste einer allein privilegirten Schulpartei. Wie Hegel der christlich-deutschen Jugendbegeisterung das Christenthum eskamotirte, so Lachmann die Deutschheit. Indem er allein die altdeutsche Sprache und Literatur zu verstehen prätendirte und das Studium derselben mit der ängstlichsten philologischen Pedanterie wie einen Gamaschendienst trieb, wußte er damit die bei einem großen Theil der Jugend herrschende Liebe zur altdeutschen Vorzeit, zum Heldenalter der Nation abzukühlen und namentlich in Bezug auf das damals hochgefeierte Nibelungenlied eine dasselbe herabwürdigende Ansicht zur Geltung zu bringen, indem er es für die von einem Bänkelsänger veranstaltete geistlose Zusammenstoppelung älterer Volkslieder erklärte. Der einflußreichste unter den Gelehrten Berlins, jenen andern allen überlegen, war Alexander von Humboldt, dessen Ruhm als Reisender und Naturforscher sich über den ganzen Umfang der Erde erstreckte, der Liebling des Königs und das eigentliche Haupt der Berliner Academie, aber auch Mitglied des französischen Instituts und sofern er selbst lieber französisch als deutsch schrieb, im eminentesten Sinn des Wortes Weltbürger. Sein Ruhm war es vorzugsweise, der Berlin fortan zur „Metropole der Intelligenz" erhob, in welcher der Glanz und die Ruhmredigkeit des Wissens mehr gelten sollte als die alte Einfachheit und Tugend des martialischen Preußenthums. Diese Tendenz erstreckte sich sogar auf die tapfre Armee. Es wurde in Berlin Mode, selbst noch alte Generale mit Mappen unter dem Arme in die Vorlesungen von Professoren laufen zu sehen, die bei Hofe beliebt waren, und Blücher sagte noch kurz vor seinem Ende in Betreff der neueingeführten Prüfungen: ich danke Gott, daß ich Feldmarschall bin, denn das Lieutenants-Examen könnte ich nicht mehr bestehen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in den Schriften der Berliner Academie wiederholt lesen

muß, wie die gelehrten Herren am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen über nichts Beſſeres Reden zu halten wußten, außer über den „Phötus des Affen“ oder über „eine unentdeckte Art Springhaaſen“ und andre dergleichen Minutioſitäten. Dazu geſellte ſich ferner in Berlin ein wahrhaft entnervender Götheculus, einer kriegeriſchen Nation wenig würdig, widrige äſthetiſche Wollüſtelei, und fingen damals auch die Literaturjuden an, in Berlin Poſto zu faſſen, und ſich durch die ſ. g. Rahel und Varnhagen von Enſe an die vornehme Modewelt Berlins anzulehnen. In dieſem Kreiſe wurde zuerſt der kleine Jude Heine gefeiert.

Während die Philoſophie, Philologie und Naturwiſſenſchaft als gleichſam neue Dreieinigkeit in ihrer vollen Glorie ſtrahlten, wurde das Fundament der norddeutſchen Kirchen untergraben. Von den Schullehrerſeminarien aus unter der Leitung der damals hochgefeierten Diſter und Dieſterweg drang die Freigeiſterei in die Volksſchulen ſelbſt ein und ſuchte den Katechismus durch Kritik der Vernunft und Naturkunde zu verdrängen. Aus Anlaß der dritten Jubelfeier der Reformation forderte der König von Preußen am 29. September 1817 die Lutheraner und Reformirten dringend auf, ihren alten Streit zu vergeſſen, und ſich zu vereinigen. Der König ſelbſt reiſte, obgleich Calviniſt, nach Wittenberg, um hier ein Denkmal Luthers einzuweihen. Die Aufforderung weckte, wenn ſie auch nur mit Kälte aufgenommen wurde, doch keinen Widerſtand. Die Mehrheit der Geiſtlichkeit war im Rationalismus befangen und gegen die Grundlehre beider Kirchen gleichgültig geworden. Die Union, welchen guten Zweck auch der König damit verband, hatte für die proteſtantiſche Welt doch nur die Bedeutung einer Auflöſung alles noch feſtſtehenden Glaubens in den Unglauben.

Während die kleine, aber begeiſterte Partei der Patrioten, die noch vom Feuer des Jahres 1813 glühten und von dem großen Siege der deutſchen Nation auch einen dauernden Gewinn für dieſelbe gehofft hatten, zum Schweigen gebracht, zum Kerker oder zur Auswanderung verurtheilt und zugleich die Erwartung, Preußen werde ſich eine Ver-

faſſung geben und die erſte Stelle unter den conſtitutionellen Staaten Deutſchlands übernehmen, vereitelt worden war, bildete ſich das Verfaſſungsweſen in den deutſchen Mittelſtaaten aus. Der oben ſchon bezeichnete Zweck dieſer neuen Conſtitutionen wurde inſofern erreicht, als alle patriotiſchen und freiſinnigen Männer, die bisher Feinde der Rheinbundſouveränetäten und warme Freunde Preußens geweſen waren, jetzt ſich an die erſteren anſchloſſen und Preußen den Rücken kehrten. Die von Preußen abgelehnte und zurückgeſtoßene Popularität neigte ſich jetzt denjenigen Fürſten des vormaligen Rheinbundes zu, die für das Verfaſſungsweſen den meiſten und aufrichtigſten Eifer zeigten. Dieſe Wendung in der öffentlichen Meinung iſt beachtenswerth. Die große Oppoſition, die bisher eine echt deutſche, nationale geweſen war, wurde eine conſtitutionelle und nahm, weil das Verfaſſungsweſen der deutſchen Mittelſtaaten nur mit dem franzöſiſchen vorſchreiten konnte oder zurückſchreiten mußte, eine ſehr franzöſiſche Färbung an. Wenige Jahre nach dem großen Sieg über das damals allgemein gehaßte Frankreich, wurde alles, was in Frankreich geſchah, ſchon wieder Vorbild für die öffentliche Meinung in Deutſchland. Die Magnetnadel der deutſchen Sympathie war auf Jahrzehnte hinaus von Berlin abgelenkt nach Paris. Von den vielen Unnatürlichkeiten, welche die Zeit mit ſich brachte, eine der größten.

Unter den deutſchen Mittelſtaaten war es das Königreich Würtemberg, deſſen neues Verfaſſungsweſen aller Augen auf ſich zog und ein reiches Leben entwickelte. Auf dieſem neuen Kampfplatze, der ſich den Deutſchen öffnete, trug wieder der ſchwäbiſche Volksſtamm die Sturmfahne voran. König Friedrich von Württemberg faßte nach dem Sturz Napoleons die neue Lage der Dinge mit ſchnellem Blicke auf, wußte recht gut, wie unpopulär er ſich durch ſeinen Deſpotismus gemacht hatte, und glaubte durch eine Verfaſſung nach dem Muſter der franzöſiſchen nicht nur allen Klagen im Lande den Mund zu ſtopfen, ſondern auch nach außen hin eine neue Baſis ſeiner alten Politik gewinnen zu können. Wenigſtens war

er es, der zuerſt begriff, daß ſich die von den Rheinbundfürſten bisher genoſſenen Vortheile nicht beſſer erhalten ließen, als durch das conſtitutionelle Syſtem, durch gleiches Schritthalten mit Frankreich. Er ließ alſo Vertreter des mediatiſirten Adels wie der Gemeinen (nur nicht der Kirche) nach Stuttgart einberufen und machte ihnen die einſeitig von ſeinen Räthen ausgearbeitete Verfaſſung zum Geſchenk, am 15. März 1815. Aber die Verſammlung rührte, nachdem der König ſich entfernt hatte, die von ihm hinterlaſſene in rothen Saffian gebundene Verfaſſung nicht an, ließ ſie liegen und erklärte, ſie nehme keine geſchenkte und einſeitig vom König octroyirte Verfaſſung an, vielmehr beſtehe die altwürttembergiſche Verfaſſung, die der König im Jahre 1806 eben ſo einſeitig aufgehoben habe, noch immer zu Recht. Der Abgeordnete Zahn entwarf eine Ueberſicht aller Landesbeſchwerden und hielt dem bisherigen Deſpotismus einen ihn ſelbſt erſchreckenden Spiegel entgegen, denn ärger war auf ein geduldiges Volk nirgends ſo hineingehauſt worden, wie in Württemberg. Nicht nur der geſammte Adel ſchloß ſich den bürgerlichen Abgeordneten an, ſondern auch die Agnaten des regierenden Hauſes ſelbſt empfahlen ſich dem Schutz derſelben. Zunächſt ſuchte man die Vermittlung zwiſchen dem alten Recht des Landes, dem der Adel ganz gefehlt hatte, und den Rechten und Anſprüchen des erſt in der Napoleoniſchen Zeit mediatiſirten und Württemberg unterworfenen Adels, der unter der bisherigen Deſpotie rechtlos geweſen war. Alle Betheiligten aber waren in merkwürdiger Einigkeit feſt entſchloſſen, auf dem „alten Recht“ ſo lange zu beſtehen, bis ſich der König bequemen würde, ein neues mit ihnen zu berathen, ein Recht, das nur auf Uebereinkunft beruhen und vom König eben ſo wie von den Ständen beſchworen werden ſollte. Im ganzen Lande wurde dieſer Entſchluß gut geheißen, der König mit ſeinen bisherigen Günſtlingen war vollkommen iſolirt. Sein eigener Bruder machte Partei gegen ihn.

Da gab der König nach und ernannte Commiſſäre, die mit einem ſtändiſchen Ausſchuß die Verfaſſungsfrage berathen ſollten.

Aber man kam nicht überein, ſey es daß die Stände ihre Macht überſchätzten, ſey es daß der König Zeit gewinnen und die erſte Hitze der Oppoſition verfliegen laſſen wollte. Die im October wieder verſammelten Stände wurden wieder heimgeſchickt. Im December trat eine neue Commiſſion zuſammen, aber auch dem vom König dazu ausgewählten freiſinnigen Miniſter von Wangenheim war es nicht möglich den „Eigenſinn des alten Rechts“ zu brechen. Die Zögerung ſchadete den Bürgerlichen. Der Adel machte Umtriebe auf eigene Hand. Graf Waldeck betrieb eine Vereinigung des ſchwäbiſchen und fränkiſchen Adels, die aber durch ſchnelles Dreinfahren der Regierungen vereitelt wurde. Dabei compromittirte ſich auch der alte Schwätzer, Oberſt Maſſenbach, als Adjutant des Fürſten zu Hohenlohe bei Jena und Prenzlow in üblem Andenken, wurde in Frankfurt am Main verhaftet und ſtarb auf einer preußiſchen Feſtung. Die Verfaſſungsunterhandlungen ſchwebten noch, als König Friedrich in Folge einer Erkältung ſtarb, 30. Oct. 1816.

Sein Nachfolger, Wilhelm I., hatte ſich als Feldherr im letzten Kriege gegen Frankreich Ruhm erworben, war durch ſeinen Eifer für eine Deutſchland günſtigere Abrundung unſerer Weſtgrenze beim zweiten Pariſer Frieden in ganz Deutſchland, und durch ſeine conſtitutionelle Geſinnung in Württemberg insbeſondere ungemein beliebt. Daß er mit ſeinem königlichen Vater lange Zeit in Zwiſt gelebt, kam ihm um ſo mehr in der öffentlichen Meinung zu Gute, als er im Jahre 1807 von Paris aus, wohin er dem ſtrengen Vater entflohen war, gegen die Aufhebung der Verfaſſung ausdrücklich proteſtirt und die Geheimräthe des Königs dafür verantwortlich gemacht hatte. Gleich ihm war auch die Gemahlin, die er eben erſt heimgeführt hatte, die Großfürſtin Katharina, Schweſter des Kaiſers Alexander und Wittwe des Herzogs von Oldenburg, in hohem Grade beim Volke beliebt. Denn ſie war eine Dame von hohem Verſtand und liebenswürdiger Güte. Sie nahm ſich in den Theurungsjahren 1816 und 1817 des Volkes mit eben ſo viel Thatkraft als adminiſtrativem Genie an, centraliſirte die Wohl-

thätigkeitsanſtalten des ganzen Landes, förderte auch ſonſt gemeinnützige Anſtalten aller Art, übernahm gern ſelbſt den Vorſitz und leitete die Dinge mit ſeltenem Geiſte. Das Andenken dieſer Fürſtin, die, vom Ausland kommend, doch ganz nur eine deutſche Landesmutter war, iſt heute noch im Volke geſegnet. Dieſem Königlichen Paare nun ſchlugen alle Herzen entgegen. Aber dem Zuſtandekommen der Verfaſſung traten dennoch Hinderniſſe in den Weg. Der König, an raſches Thun gewöhnt, wollte die bisher vergeblich gepflogene Unterhandlung abſchneiden und octroyirte eine Verfaſſung, deren Freiſinnigkeit dem Volke genügen ſollte. Wie ſehr man aber ſtändiſcherſeits ſeine gute Abſicht erkannte, ſo wollte man doch auf der Form beſtehen und keine geſchenkte Freiheit haben. Die Stände wieſen alſo auch dieſe zweite Conſtitution ab, am 4. Juni 1817. Der König mußte ſich um ſo mehr verletzt fühlen, als auch die freiſinnigſten Männer in der Kammer, die ſeine Abſicht vertheidigten, Miniſter von Wangenheim, der berühmte Buchhändler Cotta und Advocat Grieſinger kleinen Inſulten ausgeſetzt wurden. Allein der König übte Geduld, gab von ſeinem Wohlwollen den ſprechendſten Beweis dadurch, daß er, bis eine Vereinbarung mit den Ständen erfolgt ſeyn würde, einſtweilen eine Menge alter Mißbräuche abſchaffte, und geſtattete die Wiederaufnahme commiſſariſcher Unterhandlungen über die Verfaſſung. Nur eine damalige Verheißung des Königs: „er wolle das Schreibereiweſen, als Hauptübel des Landes, mit der Wurzel ausrotten,“ ging nicht in Erfüllung. Sein Antrag beim Bundestage, wenigſtens während der Theurung und für die Früchte die Zollſchranken zwiſchen den deutſchen Staaten fallen zu laſſen, wurde anfangs anerkannt, bald aber durch Oeſterreich beſeitigt. Nicht einmal der Hungertod ſollte die Deutſchen einig machen können.

Die Unterhandlungen ſchleppten ſich zwei Jahre lang hin. Am 9. Januar 1819 ſtarb ganz unerwartet ſchnell die edle Königin. Im Lauf des Sommers wurde endlich die neue Verfaſſung fertig und am 22. September von den Ständen zu Ludwigsburg ange-

nommen. Sie war unter der Leitung des Präſidenten, Advokat Weishaar, ein Compromiß zwiſchen dem mediatiſirten Adel und den Bürgerlichen. Dem erſtern wurden, um ſich ſeines Beiſtandes gegen die Krone zu verſichern, von den letztern viel mehr Conceſſionen gemacht, als unter andern Umſtänden geſchehen wäre. Nach der neuen Verfaſſung behaupteten nicht nur die (meiſt katholiſchen, Oeſterreich zugeneigten und dem regierenden Hauſe in Württemberg abgeneigten) vormals reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen die Mehrheit gegenüber den königlichen Prinzen und wenigen vom König ernannten Pairs, ſondern ariſtokratiſche Elemente (13 Abgeordnete der vormaligen Reichsritterſchaft, der katholiſche Landesbiſchof und 2 katholiſche Geiſtliche höhern Ranges, 6 evangeliſche Prälaten) bildeten wenigſtens eine ſtarke Minderheit auch in der zweiten Kammer. Der König ließ ſich die Theilung der Stimmen zwiſchen Adel und Bürgern gefallen, denn ſie mußte früher oder ſpäter der Krone zum Vortheil gereichen. Da in jener Zeit kaum etwas Ernſtes und Edles vorkam, dem nicht etwas Lächerliches anhing, ſo konnte dieſem Schickſal auch die württembergiſche Verfaſſung nicht entgehen. Sie wurde von den Ständen gerade während des Karlsbader Congreſſes endgültig berathen. Jeden Augenblick mußte man von dorther hemmende Befehle erwarten, man eilte alſo zum Schluß und hetzte die Paragraphen wie geängſtigte Haſen. Die Verfaſſung wurde nun glücklich fertig, und da ſie wegen ihrer Freiſinnigkeit und hauptſächlich wegen der Art ihres Zuſtandekommens dem Karlsbader Congreß unmöglich gefallen konnte, reiſte der König unmittelbar nach Verabſchiedung derſelben nach Warſchau zum Kaiſer Alexander, ſeinem Schwager, um ihn zu Gunſten der Verfaſſung und überhaupt Württembergs gegen Metternich zu ſtimmen. Oeſterreich hatte, indem es nicht Raſtadt, ſondern nur Ulm befeſtigen und daſelbſt eine ſtarke Beſatzung halten wollte, einen Einfluß auf das ſüdweſtliche Deutſchland angeſprochen, der Rußland nicht lieb war. Rußland fand es ungleich mehr ſeiner Politik angemeſſen, ſich der Mittelſtaaten gegen Oeſterreich zu bedienen, mußte

ſie daher protegiren. Ein ruſſiſches Circulair an die Geſandtſchaften bei den deutſchen Mittelſtaaten verſicherte die letztern damals des ruſſiſchen Schutzes gegen jede Anmaßung Oeſterreichs.

In den andern Mittelſtaaten wurden die neuen Verfaſſungen leichter gegeben, leichter genommen. Alle nach der Schablone der franzöſiſchen Charte, mit einer Pairs- und einer Deputirtenkammer, mit vorwiegend monarchiſchem Schwerpunkt und, falls je die Oppoſition bedrohlich erſchien, mit anticonſtitutionellen Bundesmaßregeln im Hintergrund. Eine ſeltſame Zwitterſchöpfung, aber den Fürſten genügend, um Oeſterreich und Preußen gegenüber freiſinnig zu erſcheinen und doch von der Oppoſition wenig fürchten zu müſſen, und andrerſeits auch dem Volke genügend, weil die Stände doch alle billigen Wünſche zur Sprache bringen und mit der Zeit die Volksrechte erweitert werden konnten.

Bayern ließ die in Preußen vorherrſchende Begeiſterung für deutſche Einheit und Verfaſſung durch Aretin und andere Federn aufs leidenſchaftlichſte und gehäßigſte bekämpfen. Erſt als König Max Joſeph die Gewißheit erlangt hatte, Preußen ſchreite nicht mehr vor, ſondern zurück und werde gar keine Verfaſſung geben, erſt 1818 warf er ſich mit einer Art von Oſtentation in die conſtitutionelle Bahn, und entließ ſeinen geliebten Montgelas, dem Wrede und der Kronprinz lange ſchon opponirt hatten. Aber die bayeriſche Verfaſſung war in dem Sinne, in dem ſie gegeben wurde, nur Spiegelfechterei, ein ſchadenfroher Triumph in der öffentlichen Meinung über Preußen. Dem monarchiſchen Princip in Bayern ſollte ſie nicht Abbruch thun. Der König war nicht geſonnen, ſeinen alten Gewohnheiten zu entſagen und ließ die greulichſten Verſchleuderungen im Hof- und Staatshaushalte fortdauern. Als Prof. Behr von Würzburg in der zweiten Kammer den erſten Widerſpruch erhob, wurden die Stände gleich wieder heimgeſchickt. Das Königreich Hannover erhielt vom König von England durch den regierenden Miniſter Grafen Münſter eine Verfaſſung, die dem Adel und den Beamten ihre Allmacht ſicherten;

die ſtändiſchen Sitzungen waren überdies geheim. Das Königreich Sachſen behielt unter Friedrich Auguſt ſeine alten, nur zu einem Ganzen verſchmolzenen Provinzialſtände. Hier heilte man an ſchweren Wunden und dachte nicht an Neuerungen. Auch in den Großherzogthümern Meklenburg behielt der Adel ſein altes Uebergewicht, obgleich die Leibeigenſchaft hier 1820 geſetzlich aufgehoben wurde. Der Großherzog von Oldenburg verſagte die Verfaſſung. Der alte Kurfürſt Wilhelm I. von Kurheſſen wollte von allem, was ſeit ſeiner Verbannung im Jahre 1806 geſchehen war, nichts wiſſen, ſtellte in ſeinem Lande alles Alte wieder her, führte bei ſeinen Truppen ſogar den Zopf wieder ein und degradirte die Offiziere wieder zu dem Range, den ſie 1806 eingenommen hatten. Niemand, der nicht ein Beamter war, durfte ſich ferner Herr nennen laſſen. Dabei ſchändete den Kurfürſten der ſchmutzigſte Geiz. Er zog das Geld für 20,000 Mann Soldaten ein und hielt nur 2000, er erhöhte die Steuern ſelbſt noch im Hungerjahr 1816. Er bürdete dem Lande die Schulden ſeines Sohnes auf. Er riß die unter Jerome verkauften Domainen wieder an ſich, ohne den Käufern einen Heller zu geben, reducirte die Staatsobligationen, ſchmälerte die Gehalte auf ein Minimum und bot den Ständen eine Verfaſſung für gutes Geld an, erſt für 4 Millionen Thaler, dann für die Hälfte und eine zehnjährige Trankſteuer. Die Stände aber lehnten den Judashandel ab. Im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt beſchäftigte ſich Ludwig I. vorzugsweiſe mit der Oper, indem er ſelbſt den Capellmeiſter machte. Als ihn endlich die Agitation der Advocaten im Odenwalde an die Verfaſſung erinnerte, gab er ſie 1820.

Das Großherzogthum Baden war im Herbſt 1813 nur unter der Bedingung in die Allianz aufgenommen worden, daß es ſich den Abtretungen fügen werde, die ihm etwa könnten zugemuthet werden. Dieſer Bedingung lag aber der zwiſchen Oeſterreich und Bayern kurz vorher abgeſchloſſene Rieder Vertrag zu Grunde, in welchem Bayern Vergrößerungen (eine Entſchädigung für Tirol) und ein ununterbrochener Zuſammenhang ſeines Gebietes zugeſichert

worden waren. Wenn der badiſche Großherzog Karl und ſein unvermählter Oheim Ludwig keine directen Nachkommen hinterließen, ſo mußte, ſofern ſein jüngerer Oheim Leopold, Graf von Hochberg, aus einer unebenbürtigen ſpäten Ehe ſeines Großvaters Karl Ludwig abſtammend, zur Thronfolge nicht berechtigt war, der vormals pfälziſche Theil von Baden an Bayern, der vormals vorderöſterreichiſche an Oeſterreich fallen. Ueberraſchenderweiſe ſtarben nun die Söhne des mit der Prinzeſſin Stephanie vermählten Großherzog Karl jeder ſchnell nach ſeiner Geburt. Das Mißtrauen aber, welches Bayern damals ſeinen Nachbarn einflößte, und die Mißgunſt, indem ihm Niemand eine Machtvermehrung gönnte, vereitelte den Plan. Oeſterreich hatte nie im Ernſt eine Vergrößerung Bayerns wünſchen können, Preußen war aber erſt von Bayern beleidigt worden. Frankreich konnte dem Elſaß gegenüber keine ſtarke deutſche Macht, wie es Bayern geworden wäre, wünſchen, und Württemberg, das alsdann ganz von Bayern umſtrickt worden wäre, ſtützte ſich auf Rußland. Der badiſche Großherzog proclamirte die Untheilbarkeit Badens und die Erbfähigkeit der Grafen von Hochberg und rüſtete ſeine Armee, 1817. Bayern ſah ſich von allen Seiten verlaſſen und ließ ſich endlich durch ein Paar Aemter (Geroldseck und Steinfeld) und eine Rente von 100,000 Gulden abfinden, 1818. Am Ende deſſelben Jahres ſtarb der Großherzog, von dem man ſagen kann, durch ſein Haus ſey ein finſterer Geiſt gegangen. Ihm folgte ſein alter Oheim Ludwig, der in ſehr bequemer und etwas frivoler Weiſe regierte, noch in ſeinem Alter Maitreſſen ergeben. Den Adel gewann er durch ein neues Adelsedict, und obgleich er die Verfaſſung gab, ſo ſchickte er doch die Stände alsbald wieder fort, als in der zweiten Kammer Buchhändler Winter von Heidelberg das Adelsedict als unverfaſſungsmäßig nicht anerkennen wollte, 1819. — Auch Braunſchweig, Naſſau, die ſächſiſchen Herzogthümer in Thüringen, Lippe und ſogar das kleine Lichtenſtein erhielten Verfaſſungen in Duodez.

Richteten ſich nun auch die Mittel- und Kleinſtaaten mit ihren

Conſtitutionen auf einem gemeinſchaftlichen Fuß ein, ſo ſchloßen ſie doch keine engere Einigung unter ſich, ſondern jeder ſuchte ſeine beſondere Stütze bei dem oder jenem Großſtaat, und jeder ſperrte ſich vom andern durch Mauthen ab. Die freie Rheinſchifffahrt ſtand in der Bundesacte, wurde aber nie verwirklicht, weil die undankbaren Holländer, die allein durch deutſche Kraft vom Joche Frankreichs frei geworden waren, jetzt die Worte der Bundesacte, wonach der Rhein jusqu' à la mer frei ſeyn ſollte, nur bis „ans", nicht bis „ins" Meer überſetzten. Im Jahr 1817 wurden in der Nordſee nahe an der deutſchen Küſte von tuneſiſchen Corſaren vier deutſche (hamburgiſche, lübiſche und oldenburgiſche) Schiffe weggenommen und nur durch die Großmuth der Engländer wieder befreit. Dem ſah der Bundestag geduldig zu. Zur Oſtermeſſe 1819 vereinigten ſich die Kaufleute in Frankfurt a. M. zu einer Eingabe an den Bundestag, worin ſie über die Hemmungen des deutſchen Handels bitter klagten, aber ſie wurden abgewieſen. Sie ſtifteten nun einen Handelsverein, deſſen Seele Friedrich Liſt von Reutlingen war, damals Profeſſor in Tübingen. Aber die Wiener Miniſterconferenz, an die ſich der Verein im Winter bittend wandte, wies denſelben als eine „ungeſetzliche Verbindung" ab und nicht minder das Geſuch der Hanſeſtädte um eine deutſche Flagge und um Schutz derſelben. Liſt übernahm ſich bald darauf in der württembergiſchen Kammer als Agitator, verfehlte ſich in der Form, indem er Beſchwerdeſchriften drucken ließ und wurde zur Feſtungsſtrafe verurtheilt, der er ſich durch die Flucht nach der Schweiz entzog, 1851.

Sehr merkwürdig ſind die Beſtrebungen, die in Bezug auf die Kirche von einem kleinen Winkel Deutſchlands ausgingen. Der weiland Fürſt Primas von Dalberg hatte zum Verweſer des Bisthums Conſtanz den Freiherrn von Weſſenberg (einen Bruder des öſterreichiſchen Geſandten in London) gemacht, der die freie Auffaſſung der kirchlichen Dinge, wie ſie unter Napoleon allgemein geweſen war, mit einem ſittlich edeln Charakter und patriotiſchen Streben verband und in die erſte Begeiſterung der Freiheitskriege

den kühnen Gedanken eines deutſchen Concordats, eines organiſch unter ſich zuſammenhängenden deutſchen Episcopats unter einem Primas, und einer Stellung der katholiſchen Geſammtkirche Deutſchlands zu Rom gleich der gallicaniſchen warf. Er verfocht dieſen Gedanken perſönlich nicht nur in Wien 1814, ſondern ſpäter auch in Rom. Allein er hatte vergeſſen, daß auch in dieſer Beziehung, wie in ſo vielen andern, eine Einheit unter den deutſchen Regierungen unmöglich zu erzielen war und daß ſein Streben, wie patriotiſch wohlgemeint, doch dem Weſen der katholiſchen Kirche zuwiderlief, welches gerade darin beſteht, daß ſie Kirche der Menſchheit und nicht einer Nation iſt. In Frankreich, wo die reformirte Oppoſition gleich Null iſt, konnte die gallicaniſche Kirche Erfolg haben, wenn auch nur in einer Zeit allgemeiner religiöſer Erſchlaffung. Aber in Deutſchland, wo die katholiſche Kirche ſich der Ueberlegenheit proteſtantiſcher Bildung zu erwehren hatte, konnte ſie den Rückhalt in Rom nicht entbehren. Zudem ſchlummerte in den ungebildeten Bevölkerungen des katholiſchen Deutſchland ein Geiſt, den die proteſtantiſche oder vielmehr gegen alle Religion gleichgültige oder feindſelige Bildung der Zeit für abgeſtorben hielt, ein Geiſt von ungleich höherem Adel und ewigerer Geltung, als der in den Gebildeten waltete. Es war dieſer flachen und hoffärtigen Bildung unmöglich, die tiefe Grundfeſte der katholiſchen Kirche im Volke zu erſchüttern. — Als Dalberg 1817 ſtarb, wurde Weſſenberg vom Conſtanzer Domcapitel zum Biſchof gewählt und vom badiſchen Großherzog beſtätigt, aber Papſt Pius VII. verwarf ihn.

Hauptſächlich aus dieſem Anlaß vereinigten ſich die Regierungen des ſüdweſtlichen Deutſchland zu einer Conferenz zu Frankfurt am Main, um gemeinſchaftlich ihre Stellung zu Rom ins Reine zu bringen, 1818. Hier trat nun der Commiſſär Württembergs, Herr von Wangenheim, ſehr barſch und zuverſichtlich gegen Rom auf, und nach langen Unterhandlungen bequemte ſich der von Oeſterreich nicht unterſtützte Papſt im Jahre 1822 zu großer Nachgiebigkeit. Jeder Staat erhielt ein eigenes Landesbisthum, aber

der Erzbiſchof von Freiburg in Baden, der Biſchof von Rottenburg in Württemberg wurden unter den ganz von der weltlichen Regierung abhängigen Oberkirchenrath geſtellt. Die Univerſität Freiburg am Sitz des oberrheiniſchen Erzbisthums, war ganz Maſchine der proteſtantiſchen Regierung und wurde faſt ausſchließlich mit Profeſſoren beſetzt, welche katholiſche Freigeiſter oder Proteſtanten waren. Auch auf der proteſtantiſchen Univerſität Heidelberg pflegte die Regierung den kirchenfeindlichen Geiſt. Hier durfte Kirchenrath Paulus, in Verbindung mit dem alten Voß, unumſchränkt über Kirche und Schule gebieten und das Unkraut des Indifferentismus und Unglaubens ſyſtematiſch um ſich wuchern laſſen. Alles das in ſtetem und einzigem Hinblick auf Rom, deſſen Einfluß durch maſſenhaftes Geſchrei aller Gebildeten beſeitigt werden ſollte. Der Zweck wurde nicht erreicht. Nie bewährte ſich der Werth und die Macht der katholiſchen, durch Rom bedingten Einheit beſſer, als gegenüber den frivolen Verſuchen, ganz Deutſchland kirchenlos zu machen und einer ſeichten Philoſophie zu überliefern.

Die Miniſterconferenz in Wien ſollte, nachdem in Karlsbad die patriotiſche Bewegung gezügelt worden war, auch die conſtitutionelle zügeln. In dieſer Frage aber hatte es Metternich nicht nur mit Volksparteien, ſondern mit den Regierungen der Mittelſtaaten ſelbſt zu thun, in deren Intereſſe es lag, Verfaſſungen zu geben und die hierin von der ruſſiſchen Politik unterſtützt waren. Metternich gab endlich nach. Die ſ. g. Wiener Schlußacte, die am 15. Mai 1820 zu Stande kam, war eigentlich ein Compromiß zwiſchen Metternich und Württemberg, hinter welchem Rußland ſtand. In der Schlußacte, die eine Ergänzung der erſten deutſchen Bundesacte ſeyn ſollte, wurde gegen Metternichs Wunſch die Unabhängigkeit aller einzelnen Bundesſtaaten aufs ängſtlichſte gewahrt. Den Grundgedanken dieſer Politik ſprach der Kurländer Lindner, damals im Dienſt des Königs von Württemberg, in der Flugſchrift „Manuſcript aus Süddeutſchland“ aus.

Drittes Buch.

Die Unruhen in Italien.

Auch Italien wurde reſtaurirt. Es bekam mit den alten Herrn auch die alten Einrichtungen zurück, wie ſie vor der napoleoniſchen Zeit geweſen waren.

Der greiſe ehrwürdige Papſt Pius VII., der ſo lange in Frankreich gefangen und auf alle Art moraliſch mißhandelt worden war, kehrte ſchon 1814 nach Rom zurück und ſtellte das geiſtliche Regiment wieder her, machte aus dem napoleoniſchen Polizeiſtaat wieder den Kirchenſtaat. Man hat ihm das bitter vorgeworfen als die Wiedereinführung aller alten Mißbräuche. Aber konnte man ihm zumuthen, die gefangen geweſenen Biſchöfe, die verbannten und beraubten Pfarrer und Mönche in ihrem Elend zu laſſen, und die Treuen alle, die ſich für ihn geopfert, die zerſtreute Heerde nicht wieder als Hirt um ſich zu ſammeln? hätte er etwa ſeine Perſon und die Intereſſen der Kirche den franzöſiſchen Gensdarmen, den überall im Civil angeſtellten alten Republikanern und Freimaurern anver-

trauen ſollen? Der Papſt hatte die beſten Abſichten, er theilte das Kirchengebiet in 16 Legationen und verfügte die Reviſion unpaſſender alter Geſetze, wobei es freilich nicht möglich war, überall dem Vorurtheil und Schlendrian zu ſteuern. Der Engländer Wright ſagte ſehr wahr: „Die Erfahrung ſcheint bewieſen zu haben, daß kein Papſt die Schwierigkeiten überwinden kann, die er als weltlicher Herrſcher auf ſeinem Pfade findet.“ Daß die abgeſetzten Beamten und Kirchenplünderer ſchrieen, daß freche Geſellen die Schwäche der neuen Regierung benützten, um Räubereien zu begehen, gereicht dem h. Vater nicht zum Vorwurf.

Die ſchwächſte Seite der römiſchen Verwaltuug war die finanzielle. Cardinal Conſalvi konnte nicht umhin, den Römern einen Gewinn durch die reichen fremden Gäſte zuzuwenden, die in Menge nach Rom ſtrömten und viel Geld dahin brachten, aber im Gegenſatz gegen die armen Pilger nicht Troſt für ihren Glauben, ſondern vielmehr für ihren Unglauben ſuchten, Schwärmer für das Heidniſche, für die großen Sammlungen antiker Kunſtwerke im Vatican und in den Palläſten und Villen der römiſchen Großen, meiſt Proteſtanten, engliſche Lords, deutſche Künſtler und Gelehrte. Dazu kranke fürſtliche Perſonen und Reiche, die der geſundern italieniſchen Luft nachzogen, reiſeluſtige Damen, die dem Strom der Mode folgten, daher auch vornehme Ruſſen ꝛc. Rom wurde ſo überfüllt mit dieſer Gattung von angeſehenen Fremden nichtrömiſcher Confeſſion, die insbeſondre bei den hohen Feſten ſich in die Nähe des Papſtes drängten, daß man ſich oft ſtaunend fragen mußte, ob das noch Rom, noch der Mittelpunkt der katholiſchen Welt ſey?*)

Das Wichtigſte für den Papſt war, die vielfach zerriſſenen

*) Die Römer hatten zu viel Vortheil von den reichen Fremden, um intolerant zu ſeyn. Sie faßten die Sache ſcherzhaft auf. Mercutio frug den Pasquino: warum haſt du dich heute ſo geputzt? P. antwortete: weil ich in die ſixtiniſche Capelle gehen will, in welcher der h. Vater Meſſe lieſt. M. rief: o Thor, dahin darfſt du ja nicht. O ja, antwortete P., ſeit heute darf ich, denn ich bin ein Ketzer geworden.

Bande der katholiſchen Staaten mit dem h. Stuhle wieder anzuknüpfen. Oeſterreich war der einzige katholiſche Großſtaat in der Alliance gegen Napoleon geweſen und übte nach dem Siege den größten Einfluß auf Rom. Der öſterreichiſche Geſandte, der den venetianiſchen Pallaſt in Rom bezog, wurde der erſte Rathgeber, aber auch Wächter des wiederhergeſtellten Papſtthums. Der heil. Vater, lange Zeit gefangen und von Rom entfernt, war im Fall, von Oeſterreich mehr Gnade zu empfangen, als ihm gewähren zu können. Die Staatsgewalt in Oeſterreich hatte ſich längſt, ſchon in der Zeit der Ferdinande nach dem Muſter der ſpaniſchen, von der Kirchengewalt emancipirt, dieſelbe nur noch als Mittel zu ihren Zwecken gebraucht. Die kirchenfeindlichen Acte Joſephs II. wurden von der ſpätern Regierung nicht durchaus annullirt, das Weſentliche davon blieb, und der ſ. g. joſephiniſche Geiſt war in ganz Oeſterreich vorherrſchend. Die Wahl der Biſchöfe hing ganz vom Kaiſer ab, der Klerus wurde im Gehorſam und Intereſſe des Staats herangebildet. In Frankreich war ſchon vor der Revolution die Kirche als ſ. g. gallicaniſche gegen den Einfluß Roms gänzlich abgeſperrt und ausſchließlich unter die Gewalt des Königs geſtellt worden. In der Revolution wurde die Kirche förmlich ausgerottet und durch Napoleon nur inſoweit und in den Formen wiederhergeſtellt, wie es ſeiner Politik zuſagte. In Spanien hatte die Staatsgewalt ſchon ſeit Philipp II. die Kirche unterjocht, wenn gleich in der Form der bigotteſten Anhänglichkeit an die Kirche. Durch die letzten großen Kriege aber war die ſpaniſche Kirche ſchrecklich zerrüttet und verarmt. In Portugal herrſchte engliſcher Einfluß, in Bayern das kirchenfeindliche Syſtem Montgelas. Die katholiſchen Niederlande waren an Holland, die alten rheiniſchen Erzbisthümer an Preußen gekommen, und ſomit proteſtantiſchen Herren unterthänig geworden. In England waren die Katholiken als ſolche aller Rechte baar und ſeufzte insbeſondere das katholiſche Irland unter einem entſetzlichen Druck. In Schweden wurde gar kein Katholik

geduldet. In Rußland wurden die katholiſchen Unterthanen vernachläßigt, bald ſollte es ihnen noch ſchlimmer ergehen.

Die katholiſche Kirche war in der That von der Höhe des Mittelalters in tiefe Erniedrigung und Schmach herabgeſunken, zerklüftet, unterwühlt, in fremde Gewalt gegeben. Faſt überall hatte der Staat ſich wie das Gut, ſo auch das Recht der Kirche zugeeignet. Nur in einigen katholiſchen Ländern, und auch hier nicht unbeſtritten, beſaß die Kirche noch ihren Grund und Boden. In den meiſten Ländern waren die Kirchengüter ſeculariſirt und zu Staatsdomainen verwandelt oder verkauft worden und erhielten die Geiſtlichen, ſelbſt die Biſchöfe und Erzbiſchöfe, nur noch Beſoldungen aus der Staatskaſſe. Um aber den ganzen Umfang von Macht, die der Staat auf Koſten der Kirche an ſich geriſſen hatte, zu überblicken, wollen wir die ſ. g. jura circa sacra, welche der Staat übte und größtentheils noch übt, näher betrachten. Hierher gehört: 1) Das jus advocatiae, wornach der weltliche Regent Beſchützer der Kirche ſeyn ſoll, was aber nach und nach ſo verſtanden worden iſt, daß er Vormund, Aufſeher und eigentlicher Herr der Kirche wurde. 2) Das jus cavendi oder das Recht der Staatsgewalt, jedem, auch nur entfernt gefürchteten Uebergriff der Kirchengewalt ſchon vorbeugend zu begegnen; ein Recht, welches die tiefſte Herabwürdigung und Demüthigung der Kirche in ſich ſchließt, weil es dieſelbe gleichſam wie einen aus der Strafanſtalt Entlaſſenen unter polizeiliche Aufſicht ſtellt und mit argwöhniſchen Augen überwachen läßt. 3) Das jus supremae inspectionis oder das Recht, auch die innern Angelegenheiten und die Verwaltung der Kirche weltlicherſeits zu überwachen und ſich in alles, was ſie angehet, einmiſchen zu dürfen. 4) Das jus placeti regii oder das Recht, die Gültigkeit aller päpſtlichen Erlaſſe von der Zuſtimmung der Staatsgewalt (dem placet oder placetum) abhängig zu machen, womit auch das Verbot eines unmittelbaren Verkehrs zwiſchen dem Biſchof und dem Papſt verbunden wurde. 5) Die appellatio ab abusu oder das Recht der Unterthanen, gegen Beſchlüſſe der kirch-

lichen Amtsgewalt an die weltliche Gewalt zu appelliren. 6) Das jus reformandi oder das Recht der Staatsgewalt, der Kirche Bedingungen zu ſtellen, unter denen ſie allein geduldet werden ſoll. 7) Das Eigenthumsrecht über das geſammte Kirchengut. 8) Das Recht des Staats, die jungen Geiſtlichen zuerſt in Staatsſchulen zu erziehen, und ſodann auch noch die höheren Prieſterſeminarien zu überwachen, damit etwa nichts darin gelehrt werde, was dem Staatsintereſſe nachtheilig wäre. Daraus folgt 9) das Recht des Staats, die Lehrer an ſolchen Anſtalten zu ernennen. 10) Das Recht der Ernennung zu den geiſtlichen Aemtern ſelbſt. Die höchſten Aemter, die des Biſchofs und Erzbiſchofs, blieben zwar von der Beſtätigung des Papſtes abhängig, allein nur in den ſeltenſten Fällen übte er Einfluß genug, um eine persona ingrata beſeitigen zu können.

Man ſieht hieraus, wie die alte Kirche ringsum von der Staatsgewalt umſtrickt und gefeſſelt war, und es iſt nothwendig, ſich das klar zu machen, wenn man ein richtiges Verſtändniß der Vorgänge gewinnen will, durch welche ſpäter nach und nach jene herben Bande ſich löſten und die Kirche mehr und mehr frei wurde.

Schon bei der Reſtauration des Papſtes im Jahre 1814 kam der Kirche vieles zu Statten, zunächſt ihr langes Unglück, ihre tiefe Erniedrigung ſelbſt. Die einſt Gefürchtete war ein Gegenſtand des Mitleids und der Rührung geworden. Den Papſt nach Rom zurückgeführt zu haben, freuten ſich alle Alliirten, der ſchismatiſche Ruſſe wie der ketzeriſche Engländer und Preuße. Ueberall gab ſich damals Wohlwollen für den h. Vater kund. Der Ernſt der letzten Zeiten hatte zudem die Gemüther frommer geſtimmt, viele Herzen der Religion wieder gewonnen. Von größtem Werth aber mußte dem Papſt die Sympathie der reſtaurirten alten Dynaſtien ſeyn, die in der Zeit der vorangegangenen Revolution die Solidarität zwiſchen Thron und Altar zur Genüge kennen gelernt hatten und ſich daher beeiferten, einen durch den andern wieder zu befeſtigen. So in Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien.

Die Rechte der Kirche wurden in mehreren Staaten durch be-

ſondere Concordate feſtgeſtellt und umgrenzt. Schon 1816 wurde ein Concordat abgeſchloſſen, wornach Frankreich in jedem ſeiner Departements einen Biſchoffitz haben ſollte. Da ſich aber gegründete Einſprüche gegen ſo viele Bisthümer erhoben und Graf Portalis nach Rom geſchickt wurde, um dem Papſt Vorſtellungen zu machen, änderte derſelbe bereitwillig das Concordat dahin ab, daß Frankreich nur 66 Biſchöfe und 14 Erzbiſchöfe haben ſollte, dagegen wurden die niederen Kirchenſtellen beſſer bedacht und 500 neue Hülfskirchen und Caplaneien gegründet, 1822. Spanien zeigte nach der Reſtauration Ferdinands VII. dieſelbe Hingebung an den Papſt, der ſich dann auch gegen dieſes Reich in jeder Weiſe nachgiebig bewies und nachdem der Kirche die geraubten Güter zurückgegeben waren, der weltlichen Staatsgewalt die Beſteurung des Klerus erlaubte. Bayern ſchloß nach Montgelas Sturz 1817 mit Rom ein Concordat, welches die neuen Bisthümer feſtſetzte, dem Könige das Ernennungs-, dem Papſt das Beſtätigungsrecht der Biſchöfe, der Kirche das Eigenthumsrecht und die ausſchließliche Erziehung der Geiſtlichen ſicherte. So viel wollten die Nachbarn nicht nachgeben und ſchon deswegen konnte das von Weſſenberg beantragte allgemeine deutſche Concordat nicht zu Stande kommen. Preußen hatte ſo viele katholiſche Länder erworben, daß ihm ein Concordat noth that. Es hätte die erſte Zeit der allgemeinen Freude und Dankbarkeit wegen des Friedens dazu benutzen ſollen, aber der berühmte Geſchichtforſcher Niebuhr als preußiſcher Geſandter in Rom blieb ohne Inſtruction und war in gelehrte Streitigkeiten vertieft. Erſt als Hardenberg einmal nach Rom kam, wurde 1821 ein Uebereinkommen getroffen, das aber alle wichtigen Fragen unentſchieden ließ.

Um die katholiſche Welt, die ſich peripheriſch nach den Staaten und Gruppen vertheilte, wieder mehr zum Centrum nach Rom hinzuziehen, eilte der Papſt ſchon 1814 die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens in allen katholiſchen Landen, wo dieſelben zugelaſſen würden, zu erlauben. Dem gleichen Zweck diente das col-

legium de propaganda fide in Rom, und zur Erziehung deutſcher Prieſter insbeſondere das collegium germanicum. Da ſo viel alter Haß auf den Jeſuiten laſtete, ſcheuten ſich die meiſten Staaten, ſie öffentlich zuzulaſſen. Ein neuer Orden mit neuem Charakter und neuem unbeſcholtenem Namen würde dem apoſtoliſchen Zwecke beſſer zugeſagt haben. Die Kirche des 19. Jahrhunderts bewies nach ſo langen Leiden in ihrer Schwäche noch eine gewiſſe Unproductivität, indem ſie nicht vermochte, wie die früheren Jahrhunderte, für neue Situationen neue Mittel zu finden.

Im Königreich beider Sicilien wurde der unfähige alte König Ferdinand IV. reſtaurirt, kam aber erſt 1815 aus Sicilien nach Neapel herüber, und genoß noch den Schutz öſterreichiſcher Truppen, mußte ſich aber auch die öſterreichiſche Vormundſchaft gefallen laſſen, die ihm keine unvernünftigen Rachemaßregeln geſtattete. Als aber die Oeſterreicher endlich abzogen, begannen die verborgenen Parteien ihr Spiel. Schon vorlängſt waren die beiden Beſtandtheile der Monarchie einander feind, die Sicilianer haßten die Neapolitaner und trachteten nach Unabhängigkeit. Während der ganzen napoleoniſchen Periode war die Trennung factiſch eingetreten, in Neapel hatte Murat, in Sicilien der dahin geflüchtete König Ferdinand unter der Vormundſchaft des engliſchen Gouverneurs, Lord Bentink, regiert. Der letztere hatte den Sicilianern eine freie Verfaſſung und ein Parlament gegeben, in dem die Carbonari ihre Theorien ausgekramt hatten, wie die ſpaniſchen Cortes, franzöſiſcher und engliſcher Lectüre entnommen, dem Volke fremd, für das Volk nicht paſſend. Aber auch im Neapolitaniſchen, wie in Spanien, hatten die geheimen Geſellſchaften nicht blos auf die gebildeten Claſſen, ſondern auch auf die Soldaten und einen Theil des Heeres Einfluß gewonnen, weil ſie ihre Sache geſchickt mit der Landesoppoſition verbanden, zuerſt gegen die Franzoſen und Murat, bald aber wieder für ſie und gegen die Reſtauration. Der König verweigerte zwar dem Papſt den weißen Zelter (den früher die Könige dem Papſt als ihrem Lehensherrn

geſchickt hatten), ſchloß aber ein neues Concordat mit ihm, wodurch die Geiſtlichkeit ihren ganzen alten Einfluß wieder gewann, und Murats weltliche Univerſität und Schule den ihrigen verlor. Um den heimlichen Carbonari entgegenzuwirken, bildete ſich, wie früher ſchon in Sicilien, ſo jetzt auch in Neapel, ein loyaler Geheimbund der Calderari (Keßler) aus, deren Name bedeuten ſollte, ſie wollten die Carbonari einfangen, wie der Keſſel die Kohlen. Sobald die Oeſterreicher 1817 fort waren, fanden ſich zahlreiche Räuberbanden ein. Ein engliſcher Abentheurer, General Church, den der König vorzog, übernahm den Krieg gegen ſie, und ließ ihrer 1—200 hinrichten. Sein Werk vollendete Wilhelm Pepe, der früher ſchon unter Joſeph Napoleon die Räuber gebändigt hatte. Aber dieſer General war ein Carbonari und organiſirte in ſeinem Heere ſelbſt die geheimen Geſellſchaften.

Im Beginn des Jahres 1820 brach in Spanien eine große Militärrevolution los. Der König wurde von den Generalen gezwungen, die Verfaſſung von 1812 herzuſtellen, und die Cortes einzuberufen. Dieſes Beiſpiel electriſirte die neapolitaniſchen Truppen; in der Nacht des 1. Juni rief Lieutenant Morelli zu Nola, unfern von Neapel, an der Spitze einer Reiterſchwadron die „Conſtitution“ aus, und eilte nach Avellino, wo die Militär- und Civilbehörden, längſt eingeweihte Carbonari, ſich ihm anſchloſſen. Eben dahin führte Wilhelm Pepe aus Neapel ſelbſt ein Regiment, und General Carascoſa, den der König mit 5000 Mann hinausſchickte, den Aufruhr zu dämpfen, blieb unſchlüſſig ſtehen. Unterdeß kam aber Neapel ſelbſt in große Aufregung, und ohne Schwertſchlag fügte ſich der König in alles, entließ ſeine Miniſter, erſetzte ſie durch Freiheitsmänner, proklamirte die ſpaniſche Conſtitution von 1812, ſtellte ſich aber für ſeine Perſon krank und übergab die Regierung einſtweilen ſeinem Sohne Franz, Herzog von Calabrien. Carascoſa kehrte nach Neapel zurück, bald darauf auch Pepe, und wie die Armee und das Volk, ſo nahm auch der Hof und der Kronprinz ſelbſt die drei Farben der Carbonari an (ſchwarz, roſa und

himmelblau). Die Freudenfeste, die man sofort feierte, wurden nur durch einen blutigen Kampf zwischen zwei Regimentern gestört, von denen das eine, zu Carascosa's Truppen gehörig, sich nicht wollte nach Gaëta schicken lassen, aber von dem andern, das zu Pepe's Truppen gehörte, überfallen wurde. Indem Pepe seine zuerst abgefallenen Truppen belohnte, und die Truppen Carascosa's, die nicht gleich hatten abfallen wollen, zurücksetzte, vermehrte er die innere Zwietracht im Heere. Die ganze Revolution war ein muthwilliges und frevelhaftes Soldatenspiel; die Ausrufung der spanischen Verfassung, die das Volk kaum dem Namen nach kannte, eine Unnatur. Für das unwissende, bigotte, genügsame, im warmen Klima bedürfnißlose, an lokale Urzustände gewöhnte Landvolk, und für die armen Lazaroni in der Hauptstadt, paßte überhaupt das moderne Verfassungswesen gar nicht, und die außerordentlich kleine Minderheit von Gebildeten, die durch die milde Restauration diesmal nicht einmal gedrückt waren, hätte um so weniger die Revolution machen sollen, als sie wissen konnte, daß Oesterreich und Frankreich sie nicht dulden würden. Wright macht eine artige Beschreibung von einem damaligen Festaufzug der Carbonari in Neapel. Man sah da 7000 derselben in der buntesten Mischung, Edelleute, Bürger, Pöbel, Banditen, und mitten darunter auch viele Priester und Mönche, voran der Abbate Menechini in geistlicher Tracht, aber bewaffnet und mit den drei Farben prangend. Eine Fastnachtsbande und kein constitutionelles Volk.

Was in Neapel nur Posse war, wurde in Palermo gefährlicher Ernst. Man hatte an Sicilien gar nicht gedacht, die Sicilianer gar nicht gefragt, und jetzt sollten sie sich der neapolitanischen Revolution anschließen. Als der Vicekönig, General Naselli, die drei Farben aufsteckte, nahm das Volk von Palermo die gelbe Farbe Siciliens an, und am 15. Juli, dem Fest der h. Rosalie, dem größten Volksfeste der Palermitaner, an dem eine ungeheuere Menschenmenge durch die Straßen wogte, verlangte

alles die Unabhängigkeitserklärung der Insel unter einen Prinzen des Hauses. Church, der als Militärgouverneur hier befehligte, wollte einschreiten, wurde aber vom wüthenden Volk überwältigt und rettete mit Noth sein Leben durch die Flucht. Naselli gab aus Ohnmacht nach, setzte eine provisorische Junta ein und floh ebenfalls. Die Junta genoß aber kein Ansehen, der Pöbel wurde Meister der Stadt, schlug die Truppen nach blutigem Kampf, und plünderte zwei Tage (am 17. und 18. Juli), wobei es auch an Schlächtereien der Rache und Rohheit nicht fehlte. Die Principi Cattolica und d'Aci wurden grausam ermordet und ihre Köpfe auf Stangen durch die Stadt getragen ꝛc. Endlich entstand eine neue Junta, an deren Spitze der Prinz von Villa Franca trat, und ein Mönch, Vaglica di Monreale, übernahm den Oberbefehl über die Volkswehr.

So spaltete sich die Revolution beider Sicilien schon in ihrem Beginn. Die revolutionäre Regierung in Neapel war zu stolz um ihrer Nebenbuhlerin in Palermo nachzugeben, und schickte Florestan Pepe (Wilhelms Bruder), mit 5000 Mann zu Schiff, nach Messina ab, von wo sie zu Lande gegen Palermo zogen. Villa Franca wollte unterhandeln, da plünderte der Pöbel seinen Pallast und setzte den Prinzen von Paterno an seine Stelle. Unter diesem vertheidigte sich die Stadt am 25. September gegen Pepe, wurde aber durch ein heftiges Bombardement dahin gebracht, am 5. October zu capituliren.

Am 1. October wurde das Carbonariparlament in Neapel mit großer Feierlichkeit durch den König selbst eröffnet. Der Präsident Galdi hielt eine pomphafte Rede voll Anspielungen auf das classische Alterthum und seine politische und legislatorische Größe, eine wahre Satire auf das damalige Neapel.

Die Pentarchie säumte nicht, ihre Augen nach dem Süden zu richten. Spanien, hinter den Pyrenäen abgeschlossen, konnte man einstweilen auf sich beruhen lassen. Die Revolution in Neapel aber, die möglicherweise das übrige Italien in Brand stecken konnte,

gefährdete zunächſt Oeſterreich. Metternich ſetzte daher die ganze europäiſche Diplomatie in Bewegung. Im October kamen Kaiſer Alexander, Kaiſer Franz, der Kronprinz von Preußen und die Miniſter Metternich, Hardenberg, Neſſelrode, Capodiſtrias, von Paris Caraman und Laferronays, von London Charles Stuart auf einem Congreß zu Troppau in Oberſchleſien zuſammen, und berathſchlagten über Neapel. Allein England widerſetzte ſich einer bewaffneten Einmiſchung daſelbſt und auch Frankreich mahnte zur Milde. Selbſt Rußland war geneigt, Neapel zu ſchonen, um Oeſterreich nicht zu mächtig in Italien werden zu laſſen. Aber Fürſt Metternich brachte den Kaiſer Alexander auf andere Gedanken, indem er ihm in einer Verſchwörung ruſſiſcher Gardeoffiziere in St. Petersburg ſelbſt das Schreckbild der Revolution in ſeinem eignen Reiche vorhielt. Rußland, Oeſterreich und Preußen ſchloſſen ſich nun eng an einander, Frankreich gab ebenfalls nach, und England konnte nur noch einen Proteſt einlegen, ohne daß es eine offene Unterſtützung der Neapolitaner gewagt oder gewollt hätte. Um Italien näher zu ſeyn, brachen die Monarchen den Congreß ab und erneuerten ihn im Januar 1821 in Laibach. Der neapolitaniſche Geſandte, Herzog v. Gallo, wurde nicht zugelaſſen und der Einmarſch eines öſterreichiſchen Heeres in's Neapolitaniſche beſchloſſen.

Als Gallo die ſchlimme Botſchaft nach Neapel brachte, erbot ſich der alte König Ferdinand, ſelbſt nach Laibach zu gehen, um die Großmächte mit der neapolitaniſchen Verfaſſung auszuſöhnen. Man wußte wohl, es ſey ihm nur darum zu thun, mit heiler Haut davonzukommen; aber man ließ ihn ziehen, um die Großmächte nicht noch mehr zu reizen. Dagegen wurden die Befehle des Congreſſes, die Verfaſſung zu annulliren, nicht reſpectirt, und mit großer Prahlerei kühner Widerſtand beſchloſſen. Am 5. Februar überſchritten 60,000 Oeſterreicher unter General Frimont die lombardiſche Grenze; die Neapolitaner aber theilten ihre Armee und Wilhelm Pepe übernahm die Vertheidigung der Gebirgspäſſe

in den Abbruzzen, während Carascosa in der Ebene in einem Lager bei San Germano den Feind, wenn er dennoch durch die Gebirge dränge, empfangen sollte. Pepe marschirte am 7. März von Civita Ducale aus, und seine Vorposten erfochten bei Rieti einen kleinen Vortheil über die der Oesterreicher; da die letzteren aber in großen Massen nachrückten, wollte sich Pepe nach Civita Dukale in eine sehr feste Stellung wieder zurückziehen, als seine Truppen bei dieser retirirenden Bewegung schon alles verloren glaubten und in wilder Flucht auseinanderliefen. Carascosa mußte sich nun in eine starke Stellung bei Mignano zurückziehen, wo er die Oesterreicher noch lange hätte aufhalten können, aber auch in seinem Lager brach Meuterei aus, seine eignen Soldaten schoßen auf ihn und er mußte sich flüchten. Die Festung Capua ergab sich den Oesterreichern, ohne einen Schuß zu thun, am 20sten, und schon am 24sten hielt Frimont seinen Einzug in Neapel selbst, von wo die compromittirtesten Carbonari entwichen waren. Auf eine so lächerliche Weise endete der große Spektakel, den man hier gemacht hatte.

Jetzt erst holte der alte König Ferdinand die Rache nach, die er bei seiner ersten Wiedereinsetzung in Neapel gespart hatte. Das ganze Volk wurde entwaffnet, jeder Verdächtige verhaftet und Hinrichtungen und Güterconfiscationen richteten grausame Verheerungen in den wohlhabenden und gebildeten Classen an. Frimont selbst war unwillig über diese ausschweifende Reaction, ohne sie hindern zu dürfen. Einige tausend Oesterreicher unter Wallmoden wurden noch hinüber nach Sicilien geschickt, um auch dort die alte Ordnung zu befestigen. Der Umstand, daß die Polizei im Neapolitanischen überall öffentliche Verbrennung der Werke von Rousseau, Voltaire und anderen Vätern der Revolution und des Unglaubens vornahm, beweist, wie sehr diese Werke auch in Italien (wie in Spanien) verbreitet waren. Ueberall in den romanischen Landen bis tief in's spanische Südamerika hinein, war diese Gattung von Büchern verbreitet, ein Haupthebel aller romanischen Umwälzungen. Wohlfeile Ausgaben davon wurden in un-

geheurer Menge zu Paris fabricirt und meiſt von Bordeaux aus in andere Länder ſpedirt. Der gründliche Zorn des katholiſchen Klerus gegen dieſe literariſche Propaganda war nur zu ſehr gerechtfertigt. Mangelte dem romaniſchen Süden noch viel von der Bildung des Nordens, ſo hätte ihm dieſelbe doch durch edlere Geiſteswerke vermittelt werden ſollen.

In denſelben Tagen, in denen die Revolution in Neapel unterdrückt wurde, brach ſie in Piemont aus, im Rücken der Oeſterreicher. Der König von Sardinien, Victor Emanuel, hatte ſich in der napoleoniſchen Zeit nach der Inſel Sardinien zurückgezogen, erhielt aber 1815 nicht nur ſeine früheren Länder Piemont und Savoyen zurück, ſondern auch das ſchöne Uferland von Genua dazu. Sein Reich ſollte als Grenzmacht gegen Frankreich verſtärkt werden. Der alte König gehörte aber den Greiſen des vorigen Jahrhunderts an und war ſo beſchränkt an Geiſt, daß er, gleich dem Kurfürſten von Heſſen, in ſeinem Lande alles wieder auf den Fuß wie vor dem erſten Einfalle der Franzoſen im Jahre 1796 ſetzte. Alle modernen Beamten und Univerſitätslehrer wurden entlaſſen, ſogar alle im Lande wohnenden Franzoſen vertrieben. Die ſchöne Straße Napoleons über den Mont Cenis mußte verlaſſen und eine alte ſchlechte wieder befahren werden. Alle neuen Geſetze wurden abgeſchafft und die alten, wie auch was vom alten Perſonal noch lebte, wiederhergeſtellt. Auch die Kirche erhielt ihre Macht zurück. Der König aber war alt und hatte nur eine Tochter, Beatrix, Gemahlin des Herzogs Franz von Modena. Dieſer letztere war ein Sohn des öſterreichiſchen Erzherzog Ferdinand (eines Oheims des regierenden Kaiſer Franz) und der Beatrix, Tochter des letzten Herzog Hercules von Modena aus dem Hauſe Eſte. Oeſterreich hegte nun den Wunſch, dem Herzog Franz die Erbfolge in Sardinien zu verſchaffen. In dieſem Königreich aber galt das ſaliſche Geſetz, welches die weibliche Nachfolge ausſchließt, und der rechtmäßige Erbe war ein entfernter Verwandter, Karl Albert, Prinz von Carignan. Dieſe Erbangelegenheit muß man im Auge

behalten, um die feineren Motive in den folgenden Begebenheiten zu verſtehen.

Die Carbonari waren auch in Piemont thätig und unterhielten von hier aus Verbindungen wie mit Neapel, ſo mit den Unzufriedenen in Frankreich. Sie fühlten ſich indeß zu ſchwach, um die neapolitaniſche Revolution unterſtützen zu können. Daß ſie dennoch, und erſt, als es zu ſpät war, losbrachen, hatte eine zufällige Urſache. Drei ihrer Häupter, der Principe della Ciſterna, Marcheſe Priero und Ritter Perrone wurden durch revolutionäre Schriften, die ſie verbreiteten, verrathen und verhaftet. Durch dieſe Entdeckung ſahen ſich auch die meiſten andern Verſchwörer compromittirt und beſchloſſen lieber einen offenen Kampf zu wagen, als ſich wehrlos gefangen nehmen zu laſſen. Sie theilten ihre Abſicht dem Prinzen von Carignan mit und ſchmeichelten ihm damals ſchon mit der Ausſicht, König von ganz Italien zu werden, ſobald die Revolution ſiege. Der Prinz war unentſchloſſen, denn er fürchtete die Oeſterreicher und wollte doch auch die nicht von ſich ſtoßen, die ſich ihm als wärmſte Anhänger aufdrängten. Endlich gab er ſeine Zuſage und Oberſt Arſaldi rief die ſpaniſche Conſtitution am 9. März in der Feſtung Aleſſandria aus. Die ganze Armee war hier, wie im Neapolitaniſchen, ſchon vorbereitet. Der alte König hielt Rath, aber in Turin ſelbſt empörten ſich die Truppen und pflanzten die dreifarbige Fahne auf. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Sturm auszuweichen, wie Ferdinand in Neapel, und die Regierung einſtweilen dem Prinzen von Carignan zu übergeben. Den Thron ſelbſt trat er ſeinem Bruder Karl Felix ab, der in Modena lebte. Karl Albert wurde nun als Regent genöthigt, mit der dreifarbigen Fahne auf den Balkon des Schloſſes zu treten und die ſpaniſche Verfaſſung zu proclamiren, wobei er jedoch diejenigen Abänderungen vorbehielt, die das einzuberufende Parlament und der König treffen würden. Der alte König hatte ſich zurückgezogen. Zu dem neuen aber nach Modena begab ſich eine große Deputation, um ihn zu bewegen, die Verfaſſung anzuerkennen, was er begreiflich abſchlug.

Die Deputation hatte aber noch einen heimlichen Auftrag, nämlich den König zu verſichern, daß ſowohl der Prinz von Carignan, als die höheren Claſſen die Revolution mißbilligten und demgemäß handeln würden. Die Carbonari in Turin waren rathlos. Der Pöbel zwang den öſterreichiſchen Geſandten von Binder, die Stadt zu verlaſſen, aber einen raſchen Einfall in die Lombardei wagte man nicht, ſondern wartete die Oeſterreicher ab. Der Prinz von Carignan floh über Nacht nach Nizza. Nur der Kriegsminiſter Santa Roſa hielt den Muth der Carbonari noch aufrecht, aber nicht durch Handlungen, ſondern durch Reden und diplomatiſche Vorſpiegelungen. Der ruſſiſche Geſandte nämlich, Graf Macenigo, überredete ihn, die Oeſterreicher würden keinen Angriff auf Piemont wagen, wenn er die Vermittlung des Kaiſer Alexander annehme, von dem er übrigens keinen Auftrag hatte, irgend Conceſſionen zu machen. So blieb Santa Roſa unthätig und ließ ſich ſogar durch einen Angriff des General della Torre, der bei Novara ein dem König treues Truppencorps zuſammengebracht hatte, überraſchen. Della Torre brach am 4. April gegen Turin auf, Santa Roſa ſchickte ihm den Oberſt Regis mit überlegenen Streitkräften entgegen, aber Regis, ſtatt zu ſchlagen, unterhandelte. Unterdeß rückte auch ein öſterreichiſches Heer unter dem Grafen Bubna heran, deſſen Ankunft Regis ſo wenig ahnete, daß er ihm gerade in die Hände lief, während auch della Torre aus Novara hervorbrach und ihm in den Rücken kam, am 8. April. Regis erlitt großen Verluſt und ſeine fliehenden Soldaten ſteckten mit ihrer Furcht auch die hinter ihnen ſtehende piemonteſiſche Armee an. Die Soldaten liefen in Vercelli auseinander, wie die Neapolitaner in Mignano. Alle Compromittirten ſuchten ihr Heil in der Flucht und ſchon am 10. zog della Torre in Turin ein. Der König kam nicht mehr zurück, wollte nichts mehr von der Regierung wiſſen, und übergab die Krone ſeinem gleichfalls ſchon alten, ſchwachen und kinderloſen Bruder Karl Felix. Der Prinz von Carignan hatte die Rechte des Königs reſervirt und durch ſeine Flucht ſeine loyale Geſinnung

gerechtfertigt. Man strafte ihn daher nur mit Mißbilligung und entfernte ihn zwei Jahre lang vom Hofe. Ihm zu liebe wurde auch manche Untersuchung und Bestrafung anderer Hochgestellter unterdrückt. Karl Felix dachte gut sardinisch genug, um Oesterreich nicht zu viele Vorwände zum weiteren Einschreiten zu bieten und hielt daher auch die Erbfolge des Prinzen von Carignan gegen die modenesisch-österreichische aufrecht. Ohne Zweifel unter Mitwirkung von Frankreich und England, die eine Vergrößerung Oesterreichs durch das Königreich Sardinien nicht würden geduldet haben, und aus Abneigung gegen die österreichische Besatzung, die bis 1823 im Lande stehen blieb. Im Uebrigen war die Reaction hauptsächlich gegen die Presse und gegen die Schule gerichtet. Alle Schulanstalten im Lande wurden der Obhut der Jesuiten anvertraut. Auch hier sollte der Einfluß Voltaires und Rousseaus um jeden Preis abgesperrt werden.

Sowohl in Turin als in Neapel wirkte die Abneigung gegen die österreichischen Hülfstruppen und das Mißtrauen gegen die eigenen Truppen zu dem Entschluß zusammen, Schweizerregimenter anzuwerben, welche die Ruhe im Lande erhielten.

Die Lombardei war trotz der Nähe der piemontesischen Revolution nicht aufgeregt worden, obgleich der in Mailand residirende Erzherzog Rainer im ersten Schrecken mit seiner ganzen Familie entflohen war. Nur heimliche Gesellschaften versuchten auch hier den Boden zu unterwühlen, aber sie wurden von einem Polizeisystem überwacht, das in geheimer Controle und Gegencontrole seines Gleichen suchte. Mehr aber als diese kleinlichen Polizeikünste wirkte die große Furcht vor der Macht Oesterreichs. Die Polizei entdeckte noch spät im Jahre 1821 eine geheime Verbindung in Mailand, deren meiste Mitglieder noch Zeit fanden sich zu retten. Nur einige wurden zur Haft gebracht, worunter Confalonieri und Silvio Pellico das größte Aufsehen erregt haben. Der erstere wurde auf alle Art gedrängt, Geheimnisse zu offenbaren, durch welche man den Prinzen von Carignan zu compromittiren und von der Erbfolge

auszuſchließen hoffte, aber er bekannte nichts, obgleich Fürſt Metternich ihn perſönlich ins Verhör nahm. Der andere, Silvio Pellico, ein ſanfter frommer Dichter, unfähig zur That, hatte höchſtens poetiſch für Italien geſchwärmt und mußte das jammervollſte Schickſal mit ſeinen Mitgefangenen theilen. Zum Tode verurtheilt, auf dem Schaffot begnadigt, unter den berüchtigten Bleidächern von Venedig, dann auf dem Spielberg in den engſten und härteſten Kerkern ſchmachtend, in den rauheſten Gefängnißkleidern, mit der roheſten Gefängnißkoſt kümmerlich genährt, zum Wollſtricken verdammt, in Krankheit ohne Pflege blieb der edle Pellico doch immer gleich ſanft und geduldig. Aber ſeine Leiden, von ihm ſelbſt beſchrieben und nach ſeiner Befreiung (1830 in Folge der Julirevolution) bekannt gemacht, weckten in ganz Europa das tiefſte Mitgefühl und haben mehr als alles andere den europäiſchen Haß gegen Metternich geſchürt, obgleich dieſe Angelegenheit nicht Metternich, ſondern der Kaiſer ſelbſt in die Hand genommen hatte, der ſich beſtändig über die Gefangenen auf dem Spielberg Bericht erſtatten ließ und die Behandlung derſelben bis zur geringſten Kleinigkeit vorſchrieb. Der Zweck, Italien vor Revolutionen zu hüten, wäre durch eine minder grauſame Behandlung der Gefangenen weniger verfehlt worden.

Nachdem die italieniſchen Revolutionen beſiegt waren, erwartete man, die europäiſche Pentarchie werde nun auch bald die ſpaniſche unterdrücken. Das lag in ihrem Princip, ſie durfte die revolutionären Elemente nirgends aufkommen laſſen. Indeſſen hatte ſich England ſchon ſehr unzufrieden über das Verfahren der übrigen Großmächte in Italien geäußert und war eben ſo unzufrieden mit jeder Einmiſchung in Spanien. Die engliſchen Miniſter, wie reactionär und abſolutiſtiſch ſie auch damals waren, wollten doch der alten engliſchen Politik gemäß, die Freiheit auf dem Continent nicht ganz unterdrücken laſſen und mußten auch die Verantwortung vor dem engliſchen Parlament und Volke ſcheuen. Daher ihr Widerſtand in Troppau und Laibach, der übrigens ohne Nachdruck war,

denn einen Krieg wollte England gegen die andern vier Großmächte um eine Handvoll Carbonari und Cortes doch nicht wagen. Die Initiative in Bezug auf Spanien wurde, wie eben erſt in Bezug auf Italien, wieder von den drei ſ. g. nordiſchen Mächten, Oeſterreich, Preußen und Rußland ergriffen. Metternich war damals die Seele der Pentarchie, Rußland und Preußen folgten ſeinem Impulſe. „Erhaltung des anerkannten Beſitzſtandes, Schutz der legitimen Dynaſtien und der abſoluten Regierungen gegen jede revolutionäre Erhebung, wie gegen die parlamentariſchen Oppoſitionen“ war das Looſungswort. Dem konnte die Dynaſtie der Bourbons überall nur zuſtimmen. Auch ſchmeichelte es ihr und diente ihrem beſondern Intereſſe, daß die drei nordiſchen Mächte ſich Mühe gaben, Frankreich zu einer Pacification Spaniens zu bewegen. Frankreich bekam dadurch Gelegenheit, wieder Waffenruhm zu ernten; es ſtellte vor ganz Europa ſeine Macht zur Schau; es conſolidirte, indem es nach Wiederherſtellung der bourboniſchen Allgewalt in Neapel auch die ſpaniſchen Bourbons wiederherſtellte, zugleich die der Bourbons in Frankreich ſelbſt; es vereinte die Intereſſen ſämmtlicher Bourbons und übte eine Art von Hegemonie über dieſelben. Alle dieſe Vortheile leuchteten ein. Aber es gab noch Bedenken genug und Villèle wollte ſich keineswegs übereilen. Durch einen Feldzug im Intereſſe der heil. Allianz unternommen, verfeindete ſich die Dynaſtie unverſöhnlich mit dem liberalen Bürgerthum, dem ſich der König doch bisher ſo ſehr zugeneigt hatte, und ſtieß auch England von ſich ab. Zudem war der Ausgang des Feldzugs ungewiß. Wenn der große Napoleon mit ſeiner ungeheuern Macht die tapfern Spanier nicht hatte bezwingen können, wie ſollten es die Bourbons vermögen? Aus dieſem Geſichtspunkt warnte auch die Oppoſition vor dem Kriege, von dem ſie in jeder Beziehung nur Schande für Frankreich vorausſagte, weil er gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker geführt werde und weil nur Niederlagen zu erwarten ſeyen.

Die geheimen Geſellſchaften in Frankreich blieben auch nicht

unthätig, ſondern dachten auf einen Verſuch, der Expedition gegen Spanien, die ſeit der Aufſtellung des Geſundheitscordons an den Pyrenäen immer näher drohte, ehe ſie noch ausgeführt wurde, eine Diverſion im Rücken zu machen. Das Beiſpiel der Spanier, Neapolitaner und Piemonteſen wirkte zurück auf die Offiziere des franzöſiſchen Heeres. Hauptſächlich unter ihnen und zum Theil ſelbſt unter den gemeinen Soldaten wurde complottirt. Faſt in allen Regimentern beſtanden geheime Logen, die ſich mit dem Großvater des Liberalismus, General Lafayette, und deſſen Anhang in den geheimen Geſellſchaften der Bürger in Verbindung ſetzten. Ein Soldatenaufſtand an verſchiedenen Punkten zugleich ſollte ausbrechen. Wenn man Herrn von Lamartines poetiſcher Darſtellung glauben darf, ſo war Lafayette ſelbſt das Hinderniß des glücklichen Gelingens, weil er ſeine Abreiſe nach Béfort, wo der Hauptſchlag geſchehen ſollte, unerwartet um einen Tag verſchob, aus Pietät gegen ſeine verſtorbene Frau, deren Sterbetag er in ſtiller Feier beging. Die Verſchworenen wurden durch die Abbeſtellung des verabredeten Tages irre; der Commandant der Feſtung Béford, de Touſtain, merkte ein Zuſammenſtecken der Köpfe, ging den Verſchworenen keck zu Leibe und ließ ſich auch durch einen Prellſchuß, der ihn niederwarf, nicht abſchrecken, ſammelte ſeine Truppen und warf den Aufruhr, ehe er noch recht beginnen konnte, über den Haufen. Lafayette, der endlich abgereiſt war, befand ſich nur noch wenige Stunden von Béfort, als er vom Mißlingen des Unternehmens Nachricht erhielt und eiligſt eine andere Richtung nahm, als hätte er blos eine Erholungsreiſe zu Freunden in der Provinz unternommen. Auch Köchlin, der angeſehenſte Deputirte des Elſaßes, der in der Nähe war, blieb unentdeckt, und nur namenloſe Perſonen, die das ganze Geheimniß nicht kannten, kamen in Verhaft. Gleichzeitig brach ein Soldatenaufſtand unter Oberſtlieutenant Caron in Colmar aus, wo Napoleon II. ausgerufen wurde, ein Beweis, wie tief Napoleon den Soldaten noch im Herzen ſaß. Aber Caron gerieth unter eine Schwadron, die andern Sinnes war und ihn gefangen nahm. Er wurde kriegs-

rechtlich erſchoſſen. Denſelben Tod fand General Breton, der in Saumure die Soldaten hatte empören wollen. Kleinere Verſchwörungen wurden zu Marſeille, Toulon, Angers, Tours entdeckt und mit der Hinrichtung einiger Soldaten beſtraft. In Paris ſelbſt wurden vier Unteroffiziere aus gleichem Anlaß erſchoſſen. Alles in den erſten Wochen des Jahres 1822.

Die Vereitelung dieſer Aufſtände gab dem Miniſterium Villèle mehr Feſtigkeit. Es ſetzte im Februar ein neues ſtrengeres Preßgeſetz durch, was die Oppoſition noch mehr erbitterte. Bald darauf kamen die Miſſionäre nach Paris und predigten in der Kirche des petits pères. Da drang der Pöbel ein, verhöhnte ſie, ließ Schwärmer in der heiligen Stätte los und erfüllte ſie mit hölliſchem Schwefeldampf. Aber die frommen Brüder ließen ſich nicht irre machen und predigten fort, während Gensdarmen die Ruheſtörer hinaustrieben. Der Haß gegen die Kirche ſtieg bei der Oppoſition ſo hoch, daß auch die Arzneiſchüler den Abbé Nicolle, der unter ihre Lehrer aufgenommen worden war, beſchimpften, weshalb die Schule aufgelöſt werden mußte.

Inzwiſchen hatte die Diplomatie insgeheim vorgearbeitet und im October 1822 verſammelten ſich die Monarchen abermals auf einem Congreß in Verona, um wegen Spanien einen endgültigen Beſchluß zu faſſen. Metternich ſtand feſter als je, da Kaiſer Alexander damals ſogar alle ſeine Pläne auf den Orient zum Opfer brachte und die in der Türkei aufgeſtandenen Griechen im Stiche ließ, um thatſächlich die Revolution auch da zu mißbilligen, wo ſie ihm nützlich war. Preußen ſchloß ſich wieder eng an Rußland und Oeſterreich an. Die Hauptſache war für dieſe drei Mächte, das immer noch ſchwankende Frankreich zum Kriege gegen Spanien zu treiben und desfalls den engliſchen Widerſpruch zu bekämpfen. Der franzöſiſche Congreßgeſandte, Marquis von Montmorenci, ſchwärmte für den Krieg und ging viel weiter, als Villèles Inſtructionen erlaubten, und ohne den ihm als Collegen beigegebenen, gemäßigteren Chateaubriand zu fragen. Im Vertrauen nun, daß

Frankreich die Execution in Spanien im Namen der nordiſchen Mächte übernehmen werde, beſchloſſen dieſe (trotz Englands Widerſpruch), eine Note an Spanien zu richten, in welcher ſie die Wiederherſtellung des abſoluten Königthums verlangten. Würde Spanien ſich weigern, ſo ſollte eine franzöſiſche Armee einrücken. Preußen verſprach Frankreich in dieſem Falle ſeine moraliſche, Rußland auch ſeine materielle Unterſtützung. Oeſterreich, aus Rückſicht auf England, wollte dagegen, falls Spanien ablehnend antworten würde, die Modalitäten der wirklichen Execution noch einmal von einem Congreß berathen laſſen. Dieſe Beſchlüſſe wurden am 17. November gefaßt. Zehn Tage ſpäter ſtarb Fürſt Hardenberg, der ſchon körperlich leidend den Congreß verlaſſen hatte und ſich in der Luft des Südens erholen wollte, zu Genua.

Als Montmorenci nach Paris zurückkam, fand ſich, daß er nicht im Sinne Villèles unterhandelt habe, er wurde desavouirt und entlaſſen. Wellington, der in Verona die engliſche Stimme geführt hatte, reiſte über Paris zurück und warnte den König dringend vor dem ſpaniſchen Kriege. Der König war ohnehin dem Kriege abgeneigt und hätte ihn gern vermieden. Wellington ſchickte den Lord Fitzroy-Sommerſett nach Madrid, um die Cortes zu ſo viel Nachgiebigkeit zu bewegen, daß Frankreich mit Anſtand den Krieg unterlaſſen konnte, und der franzöſiſche Geſandte in Madrid, Lagarde, erhielt von Villèle Inſtructionen im gleichen Sinne, während die drei nordiſchen Mächte allein am 14. Dezember ihre gemeinſchaftliche drohende Note an Spanien abgehen ließen.

Die engliſch-franzöſiſchen Bemühungen in Madrid ſcheiterten vollſtändig. Von den Spaniern fordern, ſie ſollen aus bloßer Furcht etwas thun, war ihrem Charakter wenig angemeſſen, und ſelbſt wenn ſie Klugheit genug gehabt hätten, um mäßig zu ſeyn, würden ſie es nicht geweſen ſeyn, bloß weil man ſie ſchrecken wollte, ihnen Furcht zutraute. Aber auch die Klugheit der Mäßigung durfte man von einem Volke nicht erwarten, in dem immer nur die Extreme zur Gewalt gelangten. Als die ſtolzen, ja höhniſchen Antworten

der ſpaniſchen Regierung bekannt geworden waren, befand ſich Villèle in nicht geringer Verlegenheit. Chateaubriand aber, der unterdeß Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, ging raſch zur Kriegspartei über und half jetzt die Anſicht vertheidigen, die er noch in Verona bekämpft hatte. Die Sachlage war allerdings eine andere geworden, ſeitdem Spanien ſelbſt den guten Rath Frankreichs zurückgewieſen hatte. Die nordiſchen Mächte, von Spanien ſchwer beleidigt, drängten; England blieb in ſeiner Halbheit, indem es für Spanien nur redete, aber nicht handelte. Villèle glaubte daher dem König den Krieg anrathen und dieſer ſelbſt nachgeben zu müſſen. Lagarde wurde von Madrid zurückberufen.

Im Januar 1823 eröffnete der König die Kammern mit einer kriegeriſchen Rede und kündigte an, daß er Geld für die Ausrüſtung einer Armee von 100,000 Mann verlangen werde. Vermöge des neuen Wahlgeſetzes hatte Villèle eine große und ſichere Mehrheit in der Kammer. Die kleine liberale Minderheit wehrte ſich aber verzweifelt und ſuchte durch die Kühnheit ihrer Redner zu erſetzen, was ihr an wahrer Macht gebrach, oder benutzte wenigſtens den Anlaß, um den geheimen Haß der Nation gegen die Bourbons immer mehr zu vergiften. Denn was war der bevorſtehende Krieg anders, als ein Familienarrangement der Bourbons dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen, um die Völker hier wie dort zu knechten? Unter den Rednern der Oppoſition glänzte Royer-Collard, unter denen des Miniſteriums Chateaubriand; in beiden kreuzten ſich die Spitzen der entgegengeſetzten Doctrinen. Ein anderer Redner der Oppoſition, Manuel, veranlaßte ziemlich unſchuldigerweiſe einen ungeheuern Lärm. Indem er ſagte: „ſoll ich an die Gefahren der königlichen Familie in Frankreich erinnern, die ſich nur deshalb ſo häuften, weil fremde Heere in unſer Gebiet einfielen, und Frankreich zwangen, ſich durch neue Kräfte und eine neue Energie zu vertheidigen," — unterbrach ihn das Geſchrei der Ultras, die darin eine Anſpielung auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. ſahen. Manuel durfte nicht weiter reden und wurde zur Ordnung gerufen. Nur in einer ge-

druckten Erklärung konnte er mittheilen, was er weiter hatte ſagen wollen, daß nämlich das franzöſiſche Volk damals zu „furchtbaren Exceſſen und zu einer beweinenswerthen Kataſtrophe“ getrieben worden ſey, die vermieden worden wären, wenn die Preußen nicht in die Champagne eingerückt wären, welcher Fall allerdings auf Spanien angewendet werden durfte, da Ferdinand VII. in Gefahr kam, dem Haß der Spanier zum Opfer zu fallen, wenn dieſelben über den Einmarſch der Franzoſen eben ſo erbittert würden, wie die Franzoſen es geweſen waren beim Einfall der Preußen. Dieſe einfache Erklärung verſöhnte aber die Ultras nicht. Manuel wurde durch einen Mehrheitsbeſchluß auf ein Jahr aus der Kammer ausgeſchloſſen. Die Oppoſition erklärte eine ſolche Willkühr für unparlamentariſch. Manuel ſelbſt kehrte ſich nicht daran, ſondern kam in die Sitzung. Der Präſident und alle Ultras verließen die Kammer und die Nationalgarde, die zur Verfügung des Präſidenten ſtand, wurde befehligt, Manuel mit Gewalt zu entfernen. Der Sergeant Mercier, der das Commando hatte, und ſeine ganze Mannſchaft weigerte ſich. Man mußte Gensdarmen rufen, die den Befehl vollzogen und von denen Manuel ſich herauszerren ließ, begleitet von allen Deputirten ſeiner Partei, an der Seite Lafayettes und Duponts de l'Eure. Eine Scene, die in Frankreich keineswegs als eine Niederlage der Oppoſition betrachtet wurde und zu welcher veranlaßt zu haben, ein grober Mißgriff von Seite der Ultras war.

Die Geldſumme wurde bewilligt und der Krieg gegen Spanien begann.

Viertes Buch.

Die ſpaniſche Revolution.

Das ſchöne Spanien, ſeit 1808 auf's furchtbarſte zerrüttet und verheert, ſollte auch nach der Wiederherſtellung Ferdinands VII. keine Ruhe und Erholung finden. Denn der König kam nicht als Verſöhner, nicht als liebreicher Vater ſeiner Unterthanen, ſondern benützte die ihm wiedergeſchenkte Macht nur wie ein böſer Knabe, um Rache zu üben, um ſeine Luſt an Strafen und Peinigungen zu ſättigen. Abſchreckend häßlich, ungeſund, der Sohn eines blöden, völlig einfältigen Vaters und einer ehebrecheriſchen, niedrig gemeinen und an Geiſt kindiſchen Mutter, von früher Jugend an bald geſchmeichelt und verführt, bald erſchreckt und bis zur Todesangſt eingeſchüchtert, herzlos von den Eltern verrathen und wieder ihr Verräther, war er auch in ſeiner langen Haft in Frankreich nie zur Beſinnung über ſich ſelbſt gekommen, hatte nie einen großherzigen Entſchluß gefaßt, nie ernſte Studien gemacht, ſondern unter albernen Beſchäftigungen in den Tag hineingelebt, bis ihn

ohne ſein Zuthun das Glück wieder auf den ſpaniſchen Thron führte. Auch kein Glied ſeiner Familie übte auf ihn einen beſonderen Einfluß. Der ſpaniſche Zweig der Bourbons war der welkeſte und verfaulteſte von allen.

Wenn die liberalen Cortes den Rechten der Krone zu nahe getreten waren, und gegen die Kirche und gegen den im ſpaniſchen Volk tief eingewurzelten Glauben feindlich gehandelt hatten, ſo konnte doch weder der Thron, noch der Altar wieder gehoben, gekräftigt und geheiligt werden durch ein Racheſyſtem, wie es Ferdinand VII. übte; die Luſt am Böſen, die bei ihm ſo auffallend hervorblickte, war vielmehr des echten Königs, wie des frommen Sohnes der Kirche gleich unwürdig. Die Schattenſeiten des Liberalismus erſchienen verzeihlich und wurden gleichſam wieder Lichtſeiten, wenn man erleben mußte, wie Spanien in die ſchwärzeſten Schattenſeiten des Abſolutismus und der kirchlichen Verfolgung eintrat, ſobald Ferdinand die Zügel der Gewalt ergriffen hatte. Um Ludwig XVIII. zu rechtfertigen, darf man nur ſein Verfahren mit dem Ferdinands vergleichen. Dort waltete Verſtand und Güte, hier nur Unverſtand und Bosheit.

Die Cortes waren geſprengt, das abſolute Königthum proklamirt. Durch Dekrete, die der König ſchon im Mai 1814 erließ, wurden alle Afranceſados oder Joſefinos (Anhänger und Diener der früheren franzöſiſchen Regierung) aus Spanien verbannt, und man rechnete derer 10,000, die nach Frankreich entflohen. Ferner wurden alle Liberalen und Freimaurer, alle Anhänger der Cortes, und die Beamten, die von denſelben angeſtellt worden waren, theils zur Flucht gezwungen, theils eingekerkert, theils wenigſtens abgeſetzt, und alle Nationalgüter dem Käufer ohne Entſchädigung wieder entriſſen, ja dem als wohlhabend bekannten Käufer noch beſondere Geldſtrafen auferlegt. Alle Klöſter wurden wieder hergeſtellt, desgleichen die berüchtigte Inquiſition, deren neuer Chef, der Großinquiſitor Mir Campillo, Biſchof von Almeria, mit fanatiſcher Strenge verfuhr. Man rechnete, daß 50,000 blos wegen

ihrer Meinung Verfolgte in den ſpaniſchen Kerkern ſchmachteten, in denen ſie die übelſte Behandlung, ſelbſt grauſame Folterung erfuhren. Dieſe Maßregeln waren nur geeignet, die Liberalen zu Martyrern zu machen, und in der That überſah man ihre bisherigen Fehler und widmete ihnen Theilnahme und Mitleid. Da der König auch alle Guerilla's auflöste, die tapfern Führer derſelben ohne Gehalt entließ und auch die Armee dergeſtalt neu organiſirte, daß wieder nur der Adel zu Offiziersſtellen berechtigt wurde, fanden ſich viele der tapferſten Herzen Spaniens gekränkt und ſchloſſen ſich den Liberalen an. Die Inquiſition aber trug ohne Zweifel dazu bei, das Anſehen der Kirche, das ſie verbreiten ſollte, auch bei denen zu ſchwächen, die ihr früher eifrig zugethan waren. Nur der Pöbel konnte in den Prieſtern Henker ſehen, ohne zu ſchaudern.

Das königliche Schreckenſyſtem entbehrte ſogar den Adel des rohen Fanatismus, der ſelbſt des Martyriums fähig iſt, indem er andere zu Martyrern machte. Der König war perſönlich ohne allen ſittlichen Muth, feig und falſch. Seine nächſten Günſtlinge, die ſ. g. camarilla, waren größtentheils aus der Hefe des Bedientenvolks ausgewählt, wie ſie dem gemeinen Sinne und Geſchmack des Königs zuſagten, mit denen er zum unſauberen Witz des niedrigſten Pöbels hinabſtieg. Voran ſein Hofnarr Chamorro, ſein Kuppler Alagon, ſein Beichtvater Ben Como, der ſich nicht ſcheute, mit jenen Schurken gemeine Sache zu machen, und andere, die minder hervorſtachen. Dieſe Elenden regierten das Land. In ihrem Kreiſe gefiel ſich Ferdinand, ſeine Miniſter, wenn ſie nicht der Camarilla gehorchten, zu verlachen und zu verrathen. Indem er die letzteren außerordentlich oft wechſelte, machte es ihm den größten Spaß, ſie in volle Sicherheit einzuwiegen, ſie mit Vertraulichkeiten und Liebkoſungen zu überhäufen, und wenn ſie zur Thüre hinausgegangen waren, ihnen die ſchimpfliche Entlaſſung oder gar einen Verhaftsbefehl nachzuſchicken. Dann lachte er ſich unter ſeinen vertrauten Bedienten halb todt, wenn ihm der Streich gut gelungen, und der

Miniſter recht einfältig in's Garn gelaufen war. Die Camarilla hatte auch über das Recht und über die Anſtellungen zu verfügen. Wer dieſe Lakaien reichlich beſtach, bekam Recht vor Gericht und wurde befördert; wer nicht, nicht. Indeſſen waren doch auch die Günſtlinge nicht immer vor Ferdinands Laune ſicher. Die in Frankreich während ſeiner Gefangenſchaft ihm am liebſten und vertrauteſten geweſen, wurden mit Undank und Bosheit von ihm verſtoßen; ſo Escoiquiz, ſein Lehrer, dem Recht geſchah, weil er ſeinen Zögling zum abgefeimten Lügner erzogen hatte, Macannaz, den er zum Juſtizminiſter gemacht hatte, aber plötzlich vor ſeinen eigenen Augen verhaften und in den Kerker werfen ließ, und Amezaga, den er bis zum Selbſtmord ängſtigte.

Die Miniſter, entweder Creaturen der Camarilla, oder ſtets in perſönlichen Rückſichten befangen, um nur nicht gleich wieder abgeſetzt zu werden, konnten an Reformen oder großartige Maaßregeln zur Hebung des Wohlſtandes, des inneren Friedens und der äußeren Macht Spaniens gar nicht denken, wenn ſie auch gewollt hätten. Außer dem Vielerlei von Reformen der früheren Cortes, die für das ſpaniſche Volk ganz nicht getaugt hatten, waren auch die wirklich brauchbaren Reformen eingeſtellt worden, bloß weil ſie von den Cortes kamen. Kein vernünftiger Menſch konnte zweifeln, daß die Kirche früher zu überreich an Gütern geweſen war, wie überhaupt, daß es in Spanien nach Maaßgabe der Bevölkerung viel zu viel Geiſtliche gegeben hatte. In der Franzoſenzeit war die Kirche geplündert, der Klerus durch grauſame Morde gelichtet worden. Eine beſonnene Reſtauration hätte davon Vortheil ziehen ſollen, um die Zahl und den Güterreichthum der Geiſtlichkeit in ein natürliches Maaß zu bringen. Der Klerus hätte in ſeinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe die Hand dazu bieten ſollen. Aber unter Ferdinand ſollte der Kirche alles wieder erſtattet, und ſie ſollte durch ihren Reichthum auch wieder in den Stand geſetzt werden, ihre Zahl zu ergänzen. In der Wirklichkeit wurde freilich wenig geändert, denn ein ſehr großer Theil des urſprünglich der Kirche

gehörigen Grund und Bodens war in der Franzoſenzeit, wenn auch der Kirche abgeſprochen, doch nur verheert und verödet, aber nicht veräußert worden, weil ſich keine Käufer fanden. Daraus folgte, daß auch der wiedererlangte Beſitztitel der Geiſtlichkeit doch wenig wahren Gewinn brachte. Der Ackerbau war ſchon ſeit Jahrhunderten in Spanien vernachläſſigt, theils durch die ſ. g. Meſta, eine große Verbindung der Schafweideberechtigten, vornehmlich der Klöſter und der adeligen Grundbeſitzer, die um der Schafzucht willen auf ihren weiten Landſtrecken keinen Ackerbau duldeten, theils durch die Colonien in Mittel- und Südamerika, in welchen ſich der ausgewanderte junge Spanier ſchneller bereicherte, als hinter dem heimiſchen Pfluge, und wo auch ſein romantiſcher Trieb zu Abentheuern mehr befriedigt wurde. Die Cortes hatten, ohne Zweifel durch engliſche und franzöſiſche Belehrung darauf aufmerkſam gemacht, die Meſta aufgehoben; allein während des blutigen Krieges gegen Napoleon waren dem Ackerbau die Arme entzogen worden, und es hatte ſich Niemand gefunden, der eine Theilung des Waidebodens in Aecker hätte vornehmen können. Kaum aber war Ferdinand nach Spanien zurückgekehrt, ſo ſtellte er auch die Meſta wieder her.

Der König verrieth ſeinen Unverſtand auch durch ſein Verfahren gegen die abgefallenen Colonien in Amerika. Anſtatt ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und einen für Spanien vortheilhaften Handelsvertrag mit ihnen abzuſchließen, erſchöpfte er ſeine ohnehin zerrütteten Finanzen durch eine Expedition, die 1815 unter General Morillo die Colonien wieder erobern ſollte, aber mißglückte, und überließ alle Handelsvortheile den Engländern. Ja er brachte Spanien ſelber in Gefahr, denn die Südamerikaner rüſteten unter Englands geheimer Hülfe Caper, welche die ſpaniſchen Handelsſchiffe dicht vor dem Hafen von Cadix wegnehmen durften. Rußland arbeitete damals auf eine ungeſchickte Weiſe den Engländern in die Hände, denn der ruſſiſche Geſandte in Madrid, Tatiſchef, glaubte von ſeinem eigenen ſcythiſchen Naturell den paſſendſten diplomatiſchen Gebrauch zu machen, indem er ſich unter die Lakaien

der Camarilla einſchmuggelte, und dadurch großen Einfluß auf den König gewann. Allein er mißbrauchte dieſen Einfluß auf doppelte Weiſe, einmal ſofern er durch ſein Aufhetzen zum Kriege gegen die Colonien Niemand als den Engländern nützte, und zweitens, ſofern er veranlaßte, daß König Ferdinand um vieles Geld 8 ruſſiſche Kriegsſchiffe kaufte, um ſie gegen Amerika zu brauchen, 1818. Die Schiffe waren ſo alt oder ſchlecht gebaut, daß nur ein einziges benutzt werden konnte, aber auch auf halbem Wege wieder umkehren mußte, während Tatiſchef und Urquart, einer von der Camarilla, die den Kauf beſorgt hatten, allein den Nutzen davon zogen.

Spanien hatte früher zum Theil von ſeinen Colonien gelebt, und nur darum Ackerbau und Induſtrie im eigenen Lande ſinken laſſen. Nun war dieſe Nahrungsquelle verſchloſſen, und da die politiſche Verfolgung vorzugsweiſe die gebildeten Claſſen, den Handels- und Gewerbeſtand der Städte traf, ſank der Wohlſtand Spaniens immer tiefer. Die Staatskaſſen waren ſo erſchöpft, daß Offizieren und Soldaten nicht einmal der Sold bezahlt werden konnte, und man ſie barfuß und in zerriſſenen Kleidern herumziehen ſah. Dieſe Geldnoth führte bald zu Soldatenaufſtänden.

Schon 1814 mußte eine Meuterei im Heere Morillo's zu Cadix, ehe derſelbe nach Amerika abfuhr, erſtickt werden. Dann 1815 eine Schilderhebung des tapferen Mina, der nach Frankreich flüchten mußte, und des eben ſo berühmten vormaligen Guerillero Polier, der gefangen und gehenkt wurde, beide im Norden Spaniens. Eine dritte Erhebung ſcheiterte 1817 in Catalonien unter General Lacy, der ſtandrechtlich erſchoſſen wurde. Eine vierte 1817 unter Oberſt Vidal, der ſich gegen die Schreckensherrſchaft des General Elio in Valencia empörte, aber verrathen und gehenkt wurde. Seine Gefährten erlitten den Tod durch Erſchießen von hinten, und über hundert Andere wurden gefoltert, weil man ihnen Enthüllungen über eine weiter verbreitete Militärverſchwörung auspreſſen wollte.

Eine ſolche beſtand wirklich und hatte ihren Ausgangspunkt in der Armee, die abermals zu Cadix zuſammengezogen worden

war, um unter O'Donnel, Grafen von Abisbal, die frühere Expedition Morillos zu ergänzen und nach Amerika überzuführen. Die wenigſten Offiziere hatten Luſt, für elende Bezahlung die Henker Ferdinands in der neuen Welt zu werden. O'Donnell ſelbſt ließ ſich in die Verſchwörung ein, beſann ſich aber eines Andern, als er dem Ausgang nicht traute, verſammelte das ganze Heer und ließ 5 Oberſte und 118 Offiziere als Verſchworene verhaften. Der König aber traute ihm ſelber nicht, nahm ihm das Commando und gab es dem alten General Calleja. Nun kam ein langerſehntes Schiff mit Silber aus Amerika und um das ſo nothwendige Silber zu faſſen, achtete man nicht auf die Quarantaine. Die Mannſchaft des Schiffs ſchleppte das gelbe Fieber ein, welches ſich auch des Lagers bemächtigte. Um ſo weniger konnte jetzt die Expedition abgehen. Die Unterſuchung wurde ſo geführt, daß viele der Gefangenen, unter andern die Oberſten Quiroga und Riego wieder frei gelaſſen wurden. Der letztere erhob nun am Neujahrsmorgen 1820 die Fahne der Empörung, ließ in einer Kirche zu Las Cabezas de San Juan die Conſtitution von 1812 vorleſen und ſeine Soldaten darauf ſchwören. Dann zog er an der Spitze ſeines Bataillons ins Hauptquartier, nahm den alten General Calleja gefangen und überließ den Oberbefehl, wie ſchon verabredet war, an Quiroga, dem die halbe Armee auf der Inſel Leon vor Cadix folgte. Aber ſie mußte vor der Stadt ſtehen bleiben, da in dieſer ſelbſt die königliche Partei in der andern Hälfte der Armee unter General Freyre die Oberhand behielt. Quiroga hatte Mühe, dieſen zu beſchäftigen, während ein kleines Corps Riego's, das durchs Land zog, um überall aufzuregen, durch einen Bruder O'Donnels verfolgt und aufgelöſt wurde. Aber O'Donnels zweiter Bruder gieng bald darauf zu den Empörern über; indem er nämlich den neuen Aufſtand des Venegas in Corruna zu ſtillen verſprach, ſchloß er ſich demſelben an. Auch Mina kam wieder über die Pyrenäen und proclamirte die Verfaſſung in Navarra. Eben dazu wurde der alte General Caſtannos in Barcellona vom Volk

gezwungen. Auch in Valencia ſtand das Volk auf und nahm den berüchtigten Schlächter, General Elio gefangen. Saragoſſa, Murcia, Granada folgten dieſem Beiſpiele. Ueberall wurde die Verfaſſung ausgerufen, wurden die ſervilen Behörden vertrieben oder gefangen und dagegen die Kerker der Inquiſition geöffnet. In Madrid ſelbſt gährte es und als General Balleſteros hier erſchien und vom Volk und Soldaten mit Jubel begrüßt wurde, war kein Halten mehr. Der General erklärte dem erſchrockenen König: nachgeben oder abdanken! Da gab Ferdinand, feig wie immer, nach und verkündete die Verfaſſung am 8. März. Zwei Tage ſpäter verſchuldete Freyre in Cadix noch ein Blutbad. Nachdem er nämlich bereits mit Quiroga unterhandelt und die Annahme der Verfaſſung zugeſagt hatte, wurde bei dem großen Verfaſſungsfeſt plötzlich von ſeinen Truppen ſcharf unter das Volk geſchoſſen und die betrunkenen Soldaten ſtürmten die Häuſer. Man zählte 400 getödtete, 1000 verwundete Bürger. Freyre aber behauptet, es ſey ohne ſeinen Befehl geſchehen.

Am 9. Juli traten die neugewählten Cortes in Madrid zuſammen. Das waren wieder die Philoſophen und Schönredner, die Rouſſeau's Abſtraction auf das durch und durch concrete Volk der Spanier anwenden wollten, und die Freigeiſter, welche von Voltaire inſpirirt, Kirche und Moral gründlich verachteten. Allerdings befanden ſich unter ihnen viele wohlwollende Männer, die das Unglück ſelbſt beſonnen gemacht hatte, wie Graf Toreno, den die Inquiſitoren auf die Folter gelegt, Martinez de la Roſa und viele andre, die eben erſt aus dem Kerker befreit worden waren. Allein die große Mehrheit, als früher geſtürzte und mißhandelte, jetzt wieder zur Herrſchaft gelangte Partei, brachte alle ihre alten Maximen und eine neue Leidenſchaft der Rache mit. Die Eitelkeit der Redner, worin der Spanier den Franzoſen faſt noch übertraf, ſcheint an einem gewiſſen Wetteifer mit der franzöſchen Deputirtenkammer einen neuen Sporn erhalten zu haben. Am poetiſchen Schwung blieben die Redner der Cortes, vor allen der „göttliche"

Arguelles, und an leichter Erregbarkeit die ſpaniſchen Zuhörer den Franzoſen unſtreitig überlegen, aber am praktiſchen Tact und productiven Ideen ſtanden ſie hinter ihnen zurück. Das Unnatürlichſte in den Verhandlungen der Cortes aber war die conſtitutionelle Fiction, vermöge deren ſie den König, wie ungern derſelbe auch in die Revolution ſich gefügt hatte, doch als einverſtanden und als den Träger der revolutionären Idee anzuſehen und zu behandeln ſich verabredet hatten. Selbſt der neue liberale Juſtizminiſter Garcia de la Torre, der eben aus dem Kerker kam und ſo grauſam gefoltert worden war, daß er nur mit zitternder Hand ſchreiben konnte, theilte dieſe conſtitutionelle Hingebung. Ein Deputirter wollte dem König ſogar den Beinamen des „Großen" decretiren laſſen. War es auch ſcheinbar klug, die geſchlagene ſervile Partei durch den König ſelbſt noch tiefer zu demüthigen, noch mehr zu ſchwächen, ſo konnte doch niemand verkennen, wie heuchleriſch die Loyalität der Liberalen war. Sie gaben dadurch dem König ein Recht, in gleicher Unwahrheit mit ihnen zu wetteifern, und in der Verſtellung war er geübter als ſie. Der König eröffnete die Cortes mit einer übertrieben liberalen, durch und durch erlogenen Rede, welche die Deputirten anhörten, als ob ſie an die Wahrheit glaubten, beide wetteifernd in Unnatur. Der erſte Act der Cortes war, alle Klöſter mit einemmal wieder aufzuheben und ſogar die Weltgeiſtlichen des Zehnten zu berauben, denn man mußte Geld haben und das ſeit 1808 ſo oft ſchon geraubte und wiedergeſchenkte, ſchändlich von der Partei hin- und hergezerrte Kirchengut mußte abermals die Lücken büßen. Auch die Majorate und Fideicommiſſe des Adels und der Meſta wurden abgeſchafft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die Inquiſition aufgehoben, die Preßfreiheit, das Verſammlungsrecht (der Clubs) wiederhergeſtellt, daß eine Menge von Beamten entfernt und durch Liberale erſetzt wurden. Heute mir, morgen dir. Das Platzwechſeln war in Spanien ſchon zur Gewohnheit geworden, die Staats- und Kirchendiener nomadiſirende Schaaren, die heute kamen, morgen giengen. Das Neue und Au-

ßerordentliche an dieſer Revolution aber war, daß ſie von der Armee ausgieng, die keineswegs nach einem politiſchen Princip, ſondern nur im Inſtinkt der Selbſterhaltung handelte, und ſich nur zufällig den Conſtitutionellen anſchloß, weil ſie, wenn auch nur aus ökonomiſchen Gründen, die Mißſtimmung derſelben gegen die damalige Regierung theilte. Man konnte daraus ſchließen, daß ſie ein andermal ſich der ſervilen Oppoſition gegen eine conſtitutionelle Regierung aus ähnlichen Motiven anſchließen würde. Denn die Armee hat kein politiſches Princip, ſie hat nur körperliche Bedürfniſſe, die unter allen Umſtänden befriedigt ſeyn wollen, und einen Ehrgeiz, der in dem Maaße wächst, in welchem ſie ihre Macht fühlen und gebrauchen lernt. Die ſpaniſchen Generale begannen in den Revolutionskämpfen ihres Vaterlandes eine Rolle zu ſtudiren, in der ſich in den altitalieniſchen Ghibellinenkämpfen zuletzt die Condottieri und in den deutſchen Religionskämpfen zuletzt die großen Heerführer des dreißigjährigen Kriegs ihren ſchrecklichen Ruhm erworben hatten.

Riego hatte den Muth gehabt, den Anfang zu machen und wollte nun auch Lorbeern einerndten. Da der König den Verſuch wagte, die Armee vor Cadix aufzulöſen und Riego nach Galizien zu verſetzen, proteſtirte der letztere nicht nur, ſondern benutzte auch dieſen Anlaß, um ſelbſt nach Madrid zu gehen, wo man ihn mit Jubel empfieng und im Theater faſt vergötterte. Seine Anhänger ſangen hier das berühmte wilde Lied tragolo, perro (ſchnappe das, Hund!). Die Polizei wollte einſchreiten, es kam zum Kampf und Riego, dem die andern Generale den Vorrang nicht laſſen wollten, wurde als ein Unverſchämter nach ſeiner Vaterſtadt Orviedo im fernen Aſturien verbannt.

Madrid aber wimmelte ſeitdem von Clubs, die ſich begreiflicherweiſe die Frage aufwarfen, was Europa zur ſpaniſchen Revolution ſagen werde, und was zu thun ſey, um ſie glücklich und auf die Dauer durchzuführen? Es bildeten ſich drei Parteien aus, die Decamiſados (Ohnehoſen, den Sansculotten der erſten franzöſi-

ſchen Revolution nachahmend), die das Heil nur im Terrorismus und in der Republik ſahen; die Communeros, die es in der Mäßigung und in einem gewiſſenhaft durchgeführten conſtitutionellen Syſtem erkannten, und die Anilleros (die als Zeichen einen Ring trugen), die am meiſten Vorausſicht hatten und ſich vorzugsweiſe bemühten, eine Vermittlung des Neuen mit dem Alten, eine Verſöhnung nicht nur der Volkspartei mit der Krone, ſondern auch Spaniens überhaupt mit dem übrigen Europa zu ermöglichen, weil ſie wohl begriffen, wenn Spanien der Pentarchie nicht ein wenig entgegenkomme, würde die europäiſche Execution nicht ausbleiben. Dieſe conſtitutionellen Spanier waren faſt alle zugleich Freimaurer und trugen maureriſche Formen auch auf die politiſchen Geheimbünde über.

Die oben bezeichnete conſtitutionelle Illuſion, vermöge welcher die ſiegreiche Partei den König ſchonte, bedingte auch einen Schutz der Serviilen.*) Die Eingekerkerten, Gefolterten, erwarben den ſchönen Ruhm, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Serviilen wurden nur aus ihren einflußreichen Stellen gedrängt, ſonſt aber nicht verfolgt, die Opfer einiger leidenſchaftlicher Exceſſe an einzelnen Orten ausgenommen. Die ſervile Partei war niedergeſchlagen und hatte ſich noch nicht wieder gefaßt. Die dem König ergebenen Gardes du Corps, die am 1. März 1821 bei Wiedereröffnung der Cortes deſſen Wagen begleiteten und beim Abhalten des Volksgedränges einen Mann verwundeten, konnten nur mit Mühe vor der Volkswuth gerettet werden. Den Domherrn Vinueſa, der eine Contrerevolution eingeleitet hatte, aber vor der Ausführung verhaftet worden war, ſuchten die wüthenden Decamiſados im Kerker auf und brachten ihn auf grauſame Weiſe mit dem Hammer um, mit dem ſie ſeine Thüre erbrochen hatten, ja ſie ſtifteten zu

*) Man nannte ſie damals „Perſer", weil der Marquis von Mataflorida eine ſervile Denkſchrift an den König mit dem Wort „die Perſer" angefangen hatte. Dieſer Marquis war der einzige Servile, der ſich flüchten mußte.

Ehren des Frevels einen „Orden vom Hammer". Dieſe Greuelthat empörte die beſſern Bürger Madrids und der König konnte den aus Amerika zurückgekehrten General Morillo zum Gouverneur der Hauptſtadt ernennen. Unter ſeinem Schutz ernannte er auch ein ihm zuſagendes Miniſterium, das man aber contrerevolutionärer Abſichten verdächtigte und durch eine allgemeine Aufregung wieder zur Abdankung zwang.

Hatten die Soldaten allein die Revolution gemacht und die Liberalen, die gebildete Claſſe in den Städten, ſie ausgebeutet, ſo war es natürlich, daß beim Landvolk und im mißhandelten Klerus endlich der Muth zum Widerſtand erwachte. Im Lauf des Sommers bildeten ſich im Norden und Süden Spaniens neue Guerillas unter größtentheils ſchon bekannten Führern, welche den König für unterdrückt und gefangen, den Glauben für gefährdet erklärten, die Autorität der liberalen Regierung nicht mehr anerkannten und den Krieg gegen ihre Beamten eröffneten. In Navarra ſammelte ſich unter Queſada, Santos-Ladron und Juanito ein ſ. g. Glaubensheer, eine große Schaar unter dem berühmten Merino in Altcaſtilien, viele große und kleine Banden unter dem Baron d'Eroles, dem Trappiſten (Antonio Maranon) und andre in Calabrien, noch andre in Aragonien, Valencia und noch tief im Süden von Granada und Andaluſien. In Seo d'Urgel tauchte ſogar ſchon eine „Regentſchaft während der Gefangenſchaft des Königs" auf, an deren Spitze Mata Florida und d'Eroles traten. Aber dieſe Bewegungen erſtickten zum Theil im gelben Fieber, welches von neuem im Norden ausbrach und in Barcellona allein 20,000 Menſchen hinraffte. Dieſe Peſt veranlaßte die franzöſiſche Regierung, einen bewaffneten Cordon an den Pyrenäen zu ziehen, dem die ſpaniſche Regierung ſofort aus Mißtrauen ein ſpaniſches Beobachtungsheer entgegenſtellte.

Martinez de la Roſa, den der König zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hatte, war ein Moderado (Gemäßigter) und ſuchte die Exaltados (die Radikalen) in den Cortes zur Vernunft zu bringen. Aber der König, auf ihn und Morillo

zu viel trauend, glaubte, die Zeit zur Contrerevolution ſey ſchon gekommen, es bedürfe nur eines Staatsſtreichs in Madrid und mit Hülfe des Glaubensheeres werde die Revolution beſiegt werden, noch ehe die Franzoſen kämen, oder aber ein Staatsſtreich werde auch im Fall des Mißlingens die Hülfe von außen beſchleunigen. Er betrieb alſo heimlich einen Aufſtand ſeiner Garden, die auf alte Art durch die Damen des Hofes, durch Wein und Geſchenke entflammt wurden. Aber die Sache blieb nicht geheim genug. Riego kehrte plötzlich nach Madrid zurück, um die Cortes zu ſchützen, die ihn ſogleich zu ihrem Präſidenten wählten; auch Morillo wollte die Verfaſſung nicht verletzen laſſen und eben ſo Balleſteros. Dieſem berühmten Generale folgten die übrigen Truppen, und als die Garden am 7. Juli 1822 dennoch einen Angriff verſuchten, wurden ſie in einer Straßenſchlacht beſiegt. Der König begieng damals die Infamie, in die Hände zu klatſchen, die Sieger zu beglückwünſchen und ihnen für ihre „Treue" zu danken, während ſeine Garden im Blute lagen. Darauf entließ er die Moderados aus dem Miniſterium und erſetzte ſie durch Exaltados. Auswärtiger Miniſter wurde San Miguel aus Riegos Generalſtab und Kriegsminiſter Lopez Bannos, der dem Glaubensheere einige glückliche Gefechte geliefert hatte. Der berühmte Mina, aus Frankreich zurückgekehrt, wurde nach Catalonien geſchickt und trieb nun ſeinerſeits den Baron d'Eroles über die franzöſiſche Grenze. Die neuen Miniſter übten einen Act grauſamer Rache, indem ſie den ſeit dem Beginn der Revolution gefangen gehaltenen General Elio zur Garotte (einem Werkzeug der Erdroſſelung) verurtheilen ließen. Dieſer General hatte allerdings bei der erſten Revolution des Königs nicht minder leidenſchaftlichen Haß gegen die Liberalen bewieſen. In allen Einzelkämpfen, bei den Emeuten in den Städten, wie bei den Zügen der Guerillas auf dem Lande kamen von beiden Seiten abſcheuliche Morde und Grauſamkeiten vor; überall verrieth ſich das kochende Blut der Spanier.

Die Centralregierung des Landes ſelbſt war von einem Extrem

ins andere übergesprungen und hatte erst die eine, dann die andere Hälfte der Nation aufs erbittertste bekämpft, dadurch alle Kraft des Landes gelähmt und jede fruchtbare Reform unmöglich gemacht. Es war daher sehr begreiflich, daß sich dieselbe Extremität in den einzelnen Landestheilen wiederholte. Jeder Spanier hieng zähe an seiner Provinz und machte sie im Kleinen wieder zu einem Centrum, ohne sich um die übrigen zu kümmern. Wie in der Franzosenzeit in jeder Provinz, fast in jeder Stadt eine besondere Junta die Regierung übernommen und auf eigene Faust gehandelt hatte, so geschah das jetzt wieder. Die Regentschaft von Seo d'Urgel war nicht im Stande, sich die Gleichgesinnten in andern Provinzen unterzuordnen. Die Guerillas waren von früher her an Selbständigkeit gewohnt, die empörten Generale der Armee suchten sich eben so frei zu halten, die der Regierung, z. B. Mina folgten gleichfalls nur ihrem eigenen Willen. Sie alle wurden nämlich unterstützt und getragen vom ritterlichen Geist der Bauern. Sonderlich in den nördlichen Provinzen war fast jeder Bauer altadeligen gothischen Blutes, waffengeübt, waffenstolz und folgte gern dem angeborenen Hang zu kriegerischen Abentheuern, so wie der angeborenen Rachlust. Die Priester und Mönche selbst vergaßen in diesem heißen Lande die Pflicht des Friedensboten, bewaffneten sich, stürzten in den Kampf und waren nicht selten geschickte und berühmte Anführer. In diesen heroischen, aber barbarischen Einzelkämpfen rieb sich die Nation auf, ohne daran zu denken, daß es ein fortgesetzter Brudermord sey. Die Menschen hatten keine Geduld, Gegengründe anzuhören, sie schwiegen murrend, oder sie griffen zum Schwert und trachteten, den Gegner nicht zu überzeugen, sondern zu vernichten. Aber wie konnte das Volk anders seyn, da seine höchsten legitimen Autoritäten ihm selbst das Beispiel der Unduldsamkeit und rohen Gewaltthätigkeit gaben und es, anstatt sein Wohl zu fördern, nur zu Parteizwecken mißbrauchten.

Durch nichts verrieth sich die Schwäche der Cortes so sehr, als durch die Apathie, mit der sie den italienischen Revolutionen

und den drei Congreſſen zuſahen. Die ganze große Bewegung der Pentarchie war für ſie nicht vorhanden. Die Neapolitaner oder Piemonteſen mit einer Hülfsarmee zu unterſtützen, daran dachte Niemand und fehlte dazu auch das Geld. Alles was man that, war die Entſendung Minas mit einer im Ganzen ſchwachen Armee, um die Pyrenäen vorläufig gegen den franzöſiſchen Geſundheitscordon zu decken.

Als im Winter auf 1823 der engliſche und franzöſiſche Geſandte der liberalen Regierung in Madrid Mäßigung anriethen und die drohende Note der drei nordiſchen Mächte ankam, änderte ſich nichts weder in der Geſinnung noch Haltung der herrſchenden Partei. Mit echt ſpaniſchem Stolz wurde der gute Rath wie die Drohung verachtet. Der Miniſter des Auswärtigen, San Miguel erklärte den Geſandten der drei nordiſchen Mächte: „die ſpaniſche Conſtitution ſey dieſelbe, die im Jahr 1812 vom Kaiſer Alexander anerkannt geweſen ſey; König Ferdinand übe frei die Gewalt, die ihm gemäß dieſer Verfaſſung zuſtehe; die Spanier hätten ſich in die Angelegenheiten keines andren Staates eingemiſcht, verbäten ſich daher auch jegliche fremde Einmiſchung in ihre Angelegenheiten; die Uebel an denen Spanien leide, würden nicht durch die Conſtitutionen, ſondern durch deren Feinde verſchuldet; die ſpaniſche Regierung werde handeln, wie ihr die Nationalehre und die Conſtitution vorſchreibe.“ Hierauf (11. Januar) verlangten die drei Geſandten ihre Päſſe, der ruſſiſche in unverſchämten Ausdrücken, die San Miguel mit der Bemerkung erwiederte, „nur ſeine Ignoranz entſchuldige dieſen Mißbrauch des Geſandtenrechts.“ Alle drei reiſten ſchleunig ab. Die Cortes billigten die Haltung des Miniſteriums und der „göttliche“ Arguelles hielt wieder eine ſeiner ſchönen Reden voll patriotiſcher Hochherzigkeit, an deren Schluß ihn ſein bisheriger politiſcher Gegner Galiano umarmte. Beide wurden vom Volk im Triumph durch die Straßen getragen und auf Galianos Antrag ein Manifeſt erlaſſen, welches den ſtolzen Entſchluß der Spanier ganz Europa verkündigte. In Folge deſſen,

was in Paris verabredet wurde, mußte nun auch der franzöſiſche Geſandte ſeine Päſſe nehmen, nur der engliſche blieb in Madrid zurück, nicht um den Spaniern irgend eine Hülfe zu gewähren, ſondern im Gegentheil, um durch ſeine unabläſſigen Mäßigkeitsreden die Energie des Widerſtandes zu lähmen.

Mit dieſem Widerſtand war es überhaupt elend beſchaffen und die That entſprach den großen Worten nicht. Nach dem Plan des Kriegsminiſter Lopez Bannos ſollte Mina Catalonien behaupten, Balleſteros Aragonien und Navarra, Abisbal aber in Neucaſtilien in Reſerve ſtehen, um den einen oder andern beim Angriff der Franzoſen zu unterſtützen. Aber alle dieſe Generale hatten nur wenig und ſchlecht disciplinirte und verpflegte Truppen, deren Treue nicht einmal ſicher war, ja die Generale ſelbſt waren nicht alle zuverläßig. Auch regten ſich die Glaubensbanden aufs neue. Um den Einmarſch der Franzoſen zu erleichtern, bildeten ſich im Rücken der ſpaniſchen Generale wieder große Guerillas des Pfarrer Merino in Altcaſtilien, des Franzoſen Beſſières und des Ruſſen Ullmann im untern Aragonien. Die letztern bemächtigten ſich der Feſtung Meguenenza durch geheimes Einverſtändniß und drangen, 8000 Mann ſtark gegen Madrid vor, Abisbal hielt ſie nur mit Mühe auf. König Ferdinand ſelbſt freute ſich ſeiner baldigen Erlöſung durch die franzöſiſche Hülfe und bot einer Intrigue des engliſchen Geſandten gern die Hand in ſeinem eigenen, nicht aber im engliſchen Sinn und Intereſſe. Der Engländer rieth ihm nämlich, unter dem Eindruck des Schreckens, den der nahe bevorſtehende Einmarſch der Franzoſen und die Frechheit der Glaubensſchaaren erregten, ſein allzuliberales Miniſterium zu entlaſſen und ein gefügigeres zu ernennen. Der Engländer hoffte, wenn der König wieder ſelbſtändig erſcheine, werde Frankreich vor dem Thore ſtehen bleiben. Ferdinand ſelber that gern alles, was ihn je eher je lieber von den Liberalen befreite und entließ die Miniſter. Die Intrigue ſcheiterte indeß an der Wuth des Volkes, welches den Pallaſt umringte und die Abſetzung des treuloſen Königs forderte. Dieſer rief nun ſchnell die bisherigen Mi-

niſter wieder ins Amt. Dadurch aber gewarnt, beſchloſſen dieſe und die Cortes, den König von Madrid zu entfernen. Man konnte nicht wiſſen, wie das Kriegsglück ſich wenden und wie raſch Madrid vom Feinde erreicht werden würde. Um einen neuen Verrath des Königs unmöglich zu machen, erſchien es beſſer, ihn nach Sevilla zu ſchicken, wohin die Cortes nachfolgen ſollten. Der König ſträubte ſich, ſtellte ſich krank und that alles mögliche, um die Reiſe nicht machen zu müſſen. Aber man zwang ihn, am 20. März 1823 abzureiſen.

Nur fünf Tage früher war der zum Generaliſſimus der franzöſiſchen Executionsarmee beſtimmte Herzog von Angoulême von Paris abgereiſt und hatte ſich zur Armee begeben, die urſprünglich gegen das gelbe Fieber an den Pyrenäen aufgeſtellt, unterdeß aber bis auf 100,000 Mann verſtärkt worden war. Der Herzog von Angoulême wurde zum Oberfeldherrn auserſehen, um ihm die Lorbeern dieſes Krieges zuzuwenden und ihn wo möglich bei der franzöſiſchen Armee populär zu machen. Er zeigte den beſten Willen, aber ſeine angeborene Schüchternheit eignete ihn nicht zum Befehlshaber, weshalb ihm General Guilleminot an die Seite gegeben wurde. Die franzöſiſche Armee war in fünf Armeecorps getheilt, die vom Marſchall Oudinot, General Molitor, Prinz von Hohenlohe, Marſchall Moncey und General Bourdeſoult commandirt waren. Aus Bayonne erließ der Prinz Generaliſſimus eine Proclamation an die Spanier, worin er ihnen verkündete, er komme nicht, ſie anzufeinden, ſondern nur, um den gefangenen König zu befreien und Hand in Hand mit den Freunden der Ordnung in Spanien ſelbſt Thron und Altar wieder aufzurichten. Am 7. April gieng er über die Bidaſſoa. Hier ſtellte ſich ihm Oberſt Fabvier mit einer dreifarbigen Fahne an der Spitze einer Bande franzöſiſcher Flüchtlinge entgegen und machte einen Verſuch, die franzöſiſchen Soldaten zu verführen, aber ein paar Kartätſchenſchüſſe verjagten ihn und ſeine Leute. Indem nun die Franzoſen vorrückten, fanden ſie nur in Catalonien bei Mina einen hartnäckigen Widerſtand und wurden außerdem vor den Feſtun-

gen San Sebaſtian und Pampelona aufgehalten, denn Balleſteros war viel zu ſchwach, um gegen die große franzöſiſche Armee eine Schlacht zu wagen und zog ſich zurück. Die Franzoſen hielten ſtrenge Mannszucht, benahmen ſich freundlich gegen die Einwohner und wurden von der großen Mehrheit als Befreier begrüßt und willkommen geheißen. Der Nationalhaß von 1808 war verſchwunden vor dem Glaubens- und Parteihaß. Die Berechnung derer, die immer den Krieg gewollt hatten, beſtätigte ſich vollkommen und die franzöſiſchen Liberalen, die immer vor dem Kriege gewarnt und an den furchtbaren Widerſtand Saragoſſas erinnert hatten, ſahen ſich beſchämt. Saragoſſa ergab ſich den Franzoſen nicht nur ohne Schwertſtreich, ſondern als Molitor daſelbſt einzog, umſcholl ihn der lauteſte Jubel des Volks. O'Donnel, Graf von Abisbal, der alte Verräther, ſpielte auch diesmal wieder ſeine treuloſe Rolle, vertheilte ſeine Truppen, ſchickte ſie dahin, wo ſie nichts nützten, unterhandelte mit dem Feinde, unterſtützte Balleſteros nicht, vereitelte dadurch die Vertheidigung der Somoſierra und öffnete den Franzoſen den Weg zur Hauptſtadt. Als ſeine Offiziere ſich gegen ihn empörten, war es zu ſpät. Sie verjagten ihn, aber das Unglück war geſchehen. Nun gab auch Balleſteros jede Hoffnung auf eine wirkſame Vertheidigung mit den Waffen auf, zog ſich noch weiter zurück nach Valencia und hoffte allein noch Heil von Unterhandlungen. Er war immer einer der Gemäßigten geweſen und hatte ſich zu den Communeros und zu denen gehalten, die viel von der engliſchen Vermittlung hofften. Auch General Morillo an der Nordküſte Spaniens zog ſich vor der Uebermacht des Feindes zurück und benahm ſich zweideutig.

Der Herzog von Angoulême war mit dem Gros der franzöſiſchen Armee unaufhaltſam vorgerückt und befand ſich nicht mehr weit von Madrid, als der daſelbſt commandirende General Zayas, bisher der Untergebene Abisbals, eine Capitulation anbot. Mittlerweile aber hatte der bisher verſteckt geweſene Beſſières ſchon wieder eine ſ. g. Glaubensbande verſammelt und wollte an Madrid

Rache üben. Es gelang Zayas, ihn zurückzuſchlagen. Die Franzoſen, um die Ruhe der Stadt zu erhalten, rückten raſch ein am 23. Mai, am folgenden Tage der Herzog von Angoulême ſelbſt. Es war ihm jedoch nicht möglich, die gewünſchte Ruhe und Mäßigung bei der ſervilen Partei durchzuſetzen. Die neue Regentſchaft, die ſich unter dem Herzog von Infandato für ſo lange bildete, als der König noch in den Händen der Liberalen ſeyn würde, begann auf der Stelle eine maaßloſe Reaction. Da der franzöſiſche Feldherr ſich in die inneren Angelegenheiten Spaniens nicht miſchen durfte, mußte er die üble Wirthſchaft gewähren laſſen. Seine Aufgabe war, die militäriſche Beſetzung Spaniens zu vollenden. Da ſich nun Mina allein ritterlich wehrte, wurde dem Marſchall Moncey noch das Corps von Molitor nach Catalonien nachgeſchickt, um Mina vollends zu überwältigen, während Bourdeſoult bereits ſüdwärts gegen Sevilla vordrang. Hier hatten die Cortes am 23. April ihre Sitzungen wieder eröffnet, als aber die ſchlimmen Nachrichten aus dem Norden eintrafen und die Franzoſen immer näher kamen, beſchloſſen ſie weiter nach Cadix zurückzugehen. Der König wollte wieder nicht, wurde aber für geiſteskrank erklärt, interimiſtiſch bis zu ſeiner glücklichen Ankunft in Cadix abgeſetzt und von einer proviſoriſchen Regentſchaft begleitet den 12. Juni abgeführt. Bourdeſoult fand auf ſeinem Marſch nach dem Süden nur an der Brücke bei Talavera de la Reyna einen tapfern Widerſtand, weil hier der energiſche Zayas befehligte, der jedoch der Uebermacht weichen mußte. Als die Franzoſen in Sevilla ankamen, waren die Liberalen ſchon alle von dort fort und die Servilen hatten ſchon die Oberhand. Mittlerweile war Mina in Catalonien eingeengt worden und Molitor konnte ſich gegen Balleſteros wenden, den er aus Valencia bis Granada trieb. Zwar vereinigte ſich Zayas mit Balleſteros, aber es war dem letztern nicht rechter Ernſt, die Truppen waren ſchon entmuthigt. Erſt in einem Reitergefecht, dann in einem größern Kampf in den Gebirgen bei Compillo de Arenas wurden ſie von Molitor geſchlagen, worauf Balleſteros capitulirte

und die Regentſchaft in Madrid anerkannte. Faſt gleichzeitig capitulirte Morillo in Corunna, und Quiroga, der unter ihm diente und vergebens ſich empörte, mußte zur See nach England flüchten, im Auguſt.

So hinderte den Generaliſſimus nichts mehr, mit dem Gros der franzöſiſchen Armee gegen Cadix aufzubrechen, um auch noch dieſes letzte Bollwerk der ſpaniſchen Conſtitution einzunehmen. Er langte am 16. Auguſt vor dieſer Stadt an, deren Vertheidigungswerke ſehr vernachläßigt waren. Nur der ſ. g. Trocadero, ein Schanzwerk, welches die Landenge von Cadix ſchützt, war zu erobern und ſchon am 31. wurde derſelbe trotz der ausdauernden Tapferkeit der Spanier mit Sturm genommen, bei welchem Anlaß man des Prinzen von Carignan mit Auszeichnung gedachte. Derſelbe diente in der franzöſiſchen Armee, um im Kampf gegen die ſpaniſche Conſtitution den Mißgriff, ſie zwei Jahre früher ſelbſt in Turin proclamirt zu haben, wieder gut zu machen. Nach dem Falle des Trocadero war es nicht mehr möglich, Cadix lange zu halten. Die Franzoſen hätten raſcher vorgehen können, ſcheinen aber abgewartet zu haben, bis man in der Stadt mürber geworden ſeyn würde, wenigſtens bis der König außer Gefahr war, noch zuletzt der Parteiwuth zum Opfer zu fallen. Auch vertheidigte der ſpaniſche Gouverneur Valdez die Stadt mit großem Geſchick und hielt einen Aufruhr des ſervilen Pöbels nieder. Erſt am 20. September eroberten die Franzoſen das Fort St. Petri, von wo aus ſie die Stadt bombardiren konnten.

Wohl wiſſend, daß Cadix fallen müſſe, wenn es nicht entſetzt werde, hatte Lopez Bannos, der Kriegsminſter, in Eſtremadura einige Truppen geſammelt und Riego, der bisher kein Commando übernommen, eilte zur See nach Malaga, um die wenigen Truppen zu übernehmen, die Zayas noch dahin geführt hatte. Riego hoffte, durch den Zauber ſeines Namens auch die Truppen zu gewinnen, die Balleſteros befehligte. Aber ſein Verſuch mißglückte, denn Balleſteros wies alle Zumuthungen Riegos ab und

als dieſer ihn verhaftete, befreiten ihn ſeine Truppen, bei Priego. Nun mußte Riego flüchten, wurde von der franzöſiſchen Reiterei unter Bonnemaiſon verfolgt und gehetzt wie ein Wild. Durch ſeine Roheit gegen den Klerus, den er bei jeder Gelegenheit und noch zuletzt in Malaga mißhandelt und ausgeplündert hatte, durch die Laſt von Kirchenbeute, die er auf der Flucht nicht mehr fortſchleppen konnte, war er dem Volke ſelbſt furchtbar verhaßt worden. Nachdem er faſt alle ſeine Leute verloren und mit nur noch wenig Getreuen durchs Gebirge ans Meer zu gelangen hoffte und einen Einſiedler mit Gewalt nöthigte, ihm den Weg zu weiſen, verrieth ihn dieſer an die Bauern, die ihn und die Seinen gefangen nahmen und gebunden nach Madrid ſchickten.

Da kein Entſatz kam, und Cadix ſchon von St. Petri aus bombardirt zu werden begann, beſchloſſen die Cortes endlich, ſich aufzulöſen, ihr Heil in der Flucht über See zu ſuchen und den König an die Franzoſen auszuliefern. Sie nöthigten ihn zwar noch, eine ihm dictirte Proclamation und Amneſtie zu unterzeichnen, aber Jedermann wußte, daß er ſich nicht daran binden würde. Am 10. October führte ihn Valdez auf einem Boot ins franzöſiſche Lager hinüber, ſtieß aber gleich wieder ab und kehrte um, ohne ſich an die Einladung des Königs zu kehren, mit auszuſteigen. Der Herzog von Angoulême empfieng den König, der ihn umarmte. Auch Balleſteros war gekommen, aber Ferdinand warf ihm einen tödtlichen Blick zu und er fand gerathen, ſich ſchleunigſt in Sicherheit zu bringen, wie Valdez. Als die Capitulation von Cadix bekannt wurde, gab Mina jeden weitern Widerſtand auf und ſicherte ſich freien Abzug durch eine Capitulation, die den Franzoſen die noch von ihm in Catalonien beſetzten Feſtungen übergab, 2. November. Auch Lopez Bannos fügte ſich. Ganz Spanien war wieder der abſoluten Gewalt Ferdinands VII. unterworfen. Die Conſtitution ſtarb in demſelben Cadix, wo ſie 1820 wiedergeboren worden war.

Die Art, wie der König jetzt verfuhr, war dieſelbe, wie 1814. Schon gleich nach ſeiner Befreiung erließ er eine rache-

ſchnaubende Proklamation, worin er alles widerrief, was ſeit 1820 geſchehen war. Nur die Inquiſition ſtellte er nicht wieder her, ſey es, daß er hierin den Vorſtellungen Frankreichs nachgab, oder aus eigener Vorſicht. Die weltlichen Gerichte ließ er dagegen zahlreiche und grauſame Verfolgungen verfügen und hatte nichts dagegen, wenn die Privatrache der Servilen und die Wuth der Glaubensbanden unter den Liberalen ihr Opfer ſuchte. Der Herzog von Angoulême war empört über die Roheit der Reaction und erließ einen Befehl, Niemand zu verhaften ohne Ermächtigung von Seiten des franzöſiſchen Militärcommandos. Aber die franzöſiſche Regierung ſelbſt desavouirte ihn, weil ſie jeden Schein vermeiden wollte, als maße ſie ſich eine Regierungsgewalt in Spanien an. Nun kehrte der Herzog mit traurigen Empfindungen heim, ſeine noch zurückbleibenden Truppen aber ſahen oft mit Zähneknirſchen den Grauſamkeiten zu, die im Namen Ferdinands begangen wurden, ohne daß ſie es hindern durften. Am 7. November wurde der tapfere Riego in Madrid zum Tode verurtheilt, nachdem er unterwegs auf ſeinem Transport vom Volk auf alle Art verhöhnt und mißhandelt worden war. In einem weißen Hemde, feſtgeknebelt, mit einer grünen Spottmütze auf dem Kopf wurde er in einem alten Korbe voll Staub und Schmutz von einem Eſel zu dem überaus hohen Galgen geſchleift, den man eigends für ihn hatte machen laſſen, und unter dem Wuthgeheule der Menge gehenkt.

Sechs Tage ſpäter hielt der König mit der Königin ſeinen feierlichen Wiedereinzug in Madrid. Das hohe Paar ſaß auf einem 20 Fuß hohen antiken Triumphwagen, den hundert (grün und roſa gekleidete) Menſchen zogen und Tänzer und Tänzerinnen umſchwärmten. Dem Einzug folgte Feſt auf Feſt, aber auch Schrecken auf Schrecken. Die ganze ſpaniſche Armee wurde aufgelöſt und an ihre Stelle traten einſtweilen die bewaffneten Glaubensbanden, die ſich nach und nach als ſ. g. „königliche Freiwillige“ zu einer Miliz ausbildeten, die aber gegen alle Conſtitutionellen wüthete und nach Herzensluſt mordete, plünderte, einkerkerte. Die von den Cortes

gemachten Anleihen wurden vom König nicht anerkannt. Die franzöſiſchen Soldaten, die allem zuſehen mußten, was ſie misbilligten, wurden vom Volk, die Geſandtſchaften von Frankreich und England, die auf's neue Mäßigung predigten, von der Camarilla ausgelacht. Victor Saez, der Beichtvater des Königs, war die Seele dieſer Camarilla und der ganzen neuen Regierung. Nur zum Scheine ließ man ein neues Miniſterium, an deſſen Spitze Ofalia ſtand, ein gemäßigtes Syſtem annehmen. Als daſſelbe aber 1824 wagte, die unbändigſten Führer der Glaubensbanden, wie Beſſieres, Merino, den Trappiſten ꝛc. zu verhaften, wurde es raſch wieder geſtürzt, und die Verfolgung begann von neuem. Da wagte Valdez in Andaluſien einen neuen Aufſtand zu Gunſten der Conſtitution. Aber die franzöſiſchen Truppen mußten ihm ein baldiges Ende machen. Die Hälfte dieſer Truppen wurden am Ende des Jahres nach Frankreich zurückgezogen. Die Finanznoth, und die engliſch-franzöſiſchen Vorſtellungen führten abermals zu einiger Mäßigung zurück unter dem neuen Miniſter Zea-Bermudez, als derſelbe aber Klerus und Adel beſteuern wollte, wurde auch er wieder heftig angefeindet.

Auch das benachbarte Königreich Portugal erlebte damals, wie Spanien, revolutionäre Erſchütterungen. Wie aber Spanien durch Frankreich bevormundet und gehofmeiſtert wurde, ſo Portugal durch England, wobei England ſich in dem Maaße kräftiger erwies, um welches Portugal kleiner und zugänglicher war.

König Johann VI. von Portugal war im Jahr 1808, um der napoleoniſchen Gewaltherrſchaft zu entrinnen, nach Braſilien, der großen Colonie Portugals in Südamerika, übergeſiedelt, und reſidirte in Rio de Janeiro. Seine Rückkehr verzögerte ſich, nicht ohne Zuthun der Engländer, die ſeit dem großen Kriege feſten Fuß in Portugal gefaßt hatten, und deren Agent, Lord Beresford,

eigentlich engliſcher Statthalter in Liſſabon war. Er bekleidete nämlich das Amt eines Obergenerals der portugieſiſchen Landmacht, und war Mitglied der in Abweſenheit des Königs von demſelben beglaubigten Regentſchaft, die zwar der alte Patriarch von Liſſabon präſidirte, aber nur Beresford wirklich lenkte und leitete. Liſſabon und Oporto wimmelten von Engländern, die hier faſt ausſchließlich die großen Handelsgeſchäfte trieben. Auch im Heere waren eine Menge, man ſagt ein Drittel der Offiziere Engländer. Gegen dieſe Fremdherrſchaft regte ſich nun bald eine lebhafte Oppoſition. Schon im Frühling 1817, als portugieſiſche Truppen nach Braſilien übergeſchifft werden ſollten, um die dortigen republikaniſchen Gelüſte zu bekämpfen, verſchwor ſich General Freyre mit einer Anzahl Offizieren, Beresford und die engliſchen Offiziere umzubringen. Aber der Anſchlag wurde vor der Ausführung entdeckt (am 25. Mai), und Freyre mit noch 11 Anderen erſt gehenkt, dann geköpft, und zuletzt verbrannt.

Ein ſo ſchreckliches Exempel ſicherte die Ruhe. In demſelben Jahre wurde die öſterreichiſche Erzherzogin Leopoldine nach Braſilien geſchickt, um mit Johanns VI. älteſtem Sohne Don Pedro vermählt zu werden. Aus dieſer Ehe entſproßte die nachmals berühmt gewordene Prinzeſſin Maria da Gloria als Erſtgeborene. Mit der Braut gingen auch deutſche Naturforſcher ab, welche reiche Naturſchätze nach Wien und München mitbrachten (Spix, Martius, Natterer). Bereits im Jahre vorher (1816) waren aus Rio de Janeiro zwei Töchter Johanns VI. in Liſſabon angelangt, Donna Maria Iſabelle, die mit Ferdinand VII. von Spanien, und Donna Maria Francesca, die mit deſſen Bruder, Don Carlos, vermählt wurde.

Als 1820 die ſpaniſche Revolution ſiegte, ſtieg auch die nationale Oppoſition in Portugal gegen die Engländer allmählig bis zum Siedepunkt. Lord Beresford befand ſich damals in Braſilien. Und doch brach die Empörung erſt am 23. Auguſt, und nicht in der Hauptſtadt, ſondern in Oporto aus, wo Oberſt

Sepulveda eine proviſoriſche Regierung niederſetzte und Einberufung der Cortes verlangte. General Amarante, der von Liſſabon abgeſchickt wurde, den Aufruhr zu dämpfen, wurde von ſeinen eigenen Soldaten gezwungen, ſich der Junta von Oporto anzuſchließen, 7. September. Acht Tage ſpäter wurde in Liſſabon ſelbſt die Conſtitution ausgerufen und eine Junta im Namen des Königs eingeſetzt. Im Anfang October kam zwar Lord Beresford zurück, fand aber keinen Gehorſam mehr und mußte ſich mit allen engliſchen Offizieren und einigen Portugieſen, die ihm anhingen, nach England flüchten. Die engliſche Regierung unterſtützte ihn nicht, ſondern fand es gerathener, um ſich ihren moraliſchen Einfluß in Portugal zu ſichern, ſich jedes eigenen Urtheils über die Vorgänge daſelbſt zu enthalten, und die Entſcheidung allein dem König Johann zu überlaſſen.

Dieſer Fürſt wurde aber im Jahr 1821 durch eine Revolution in Braſilien ſelber vertrieben. Sein Sohn Don Pedro blieb dort zurück und wurde am 25. September 1822 zum Kaiſer erhoben, weniger um ſelber zu herrſchen, als um den Parteien zum Werkzeug zu dienen. Die Verbindung mit dem Mutterlande Portugal wurde bei dieſem Anlaß gelöst, das Kaiſerthum Braſilien erklärte ſich für ſelbſtändig und machte in ſeiner Conſtitution den demokratiſchen Elementen, die in den benachbarten neuſpaniſchen Republiken Südamerika's herrſchten, Conceſſionen. Der alte abgeſetzte König, Johann VI., ſchiffte ſich mit ſeiner übrigen Familie ein und kehrte am 3. Juli 1822 nach Liſſabon zurück. Ein ſchwacher Herr und ſchon an Nachgeben gewöhnt, nahm er die in ſeiner Abweſenheit beliebte Verfaſſung an und war mit allem Geſchehenen zufrieden. Aber ſeine leidenſchaftliche Gemahlin Carlotta, Schweſter Ferdinands VII., mit nichten. Sie weigerte ſich, den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten, und hoffte auf den Umſturz der Conſtitution in Spanien. Schon am 26. Februar 1823 empörte ſich ihr vornehmſter Anhänger, Graf Amarante, zu Villa Real, und mehrere Regimenter traten zu ihm über. Am 27. Mai entfernte

ſich Don Miguel, jüngerer Sohn des Königs und Liebling ſeiner Mutter, heimlich aus Liſſabon, und begab ſich in das Lager des ihm vorangegangenen Oberſt Sampayo, um ſich gegen die beſtehende Verfaſſung zu erklären. Zu ihm ging auch Sepulveda über; der zuerſt die Freiheit ausgerufen, verrieth ſie jetzt. Der Pöbel von Liſſabon folgte dem Impulſe der Soldateska. Die Cortes ſahen ſich verlaſſen und vertagten ſich, die Miniſter dankten ab, der König gab nach, wie immer, und die bisherige Verfaſſung wurde vernichtet, 5. Juni. Wenn nicht gleichzeitig die Franzoſen unter dem Herzog von Angoulème in Spanien geſiegt hätten, würden die Dinge in Portugal nicht ſo raſch gegangen ſeyn.

Von dieſem Zeitpunkt an trachtete Carlotta den König, ihren Gemahl, aus dem Wege zu ſchaffen, zu entthronen und ihren Liebling Don Miguel zum König ausrufen zu laſſen. Spanien war im Zuge der Reaction, Portugal ſollte ihm nachfolgen. Da der Marquis v. Loulé, Kammerherr und Liebling des Königs, für liberal galt, fand man ihn am 1. März 1824 ermordet daliegen. Der Kriegsminiſter empfing Briefe, worin ihm der gleiche Tod gedroht wurde. Am 30. April aber verſammelte Don Miguel die Truppen in Liſſabon, forderte ſie auf, die Freimaurer (Liberalen) auszurotten, ließ die Miniſter, Generale und Offiziere, die des Liberalismus verdächtig waren, feſtnehmen, und den König, ſeinen Vater ſelbſt im Schloſſe bewachen, und würde denſelben ohne Zweifel zur Abdankung gezwungen haben, wenn nicht der franzöſiſche Geſandte, Hyde de Neuville, das ganze diplomatiſche Corps verſammelt und an der Spitze deſſelben den Eingang in's Schloß überwacht hätte. Einmal beim König, verließ er denſelben nicht eher, bis derſelbe die Truppen zum Gehorſam ermahnt und in ihre Caſernen zurückgewieſen hatte. Sie leiſteten Folge. Aber Carlotta und Don Miguel wurden durch das Mislingen ihres Plans nur um ſo gereizter und es gelang ihnen, den König abermals abzuſperren. Am 9. Mai aber, unter dem Vorwand, in die Meſſe gehen zu wollen, entwiſchte er den Schergen ſeines gottloſen Sohnes

und rettete ſich auf ein engliſches Schiff im Hafen. Dorthin folgten ihm alle fremden Geſandten und von hier aus erließ er Befehle, die Jedermann verboten, fernerhin einen Befehl ſeines Sohnes anzuerkennen. Da wandte ſich ein Theil der Truppen von Don Miguel ab, der in der Angſt nichts beſſeres zu thun wußte, als zu ſeinem Vater zu eilen und ihn fußfällig um Verzeihung zu bitten. Der Vater ertheilte ſie ihm auch, ſchickte ihn aber auf Reiſen und Don Miguel nahm ſeinen Aufenthalt in Wien. Portugal hatte nun Ruhe bis zum Tode des guten ſchwachen Königs am 10. März 1827.

Als rechtmäßiger Erbe des Reichs betrachtete ſich ſein Erſtgeborener, der Kaiſer von Braſilien, Don Pedro, welcher aber durch die braſilianiſche Verfaſſung verhindert war, den portugieſiſchen Thron ſelbſt einzunehmen, daher ſeine minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Königin von Portugal ernannte. Dagegen nun that Don Miguel in Wien Einſpruch, indem er ſelbſt als der alleinige männliche Nachkomme Johanns VI., der für den Thron in Portugal verfügbar ſey, Anſpruch auf denſelben machte. Beide Prätendenten waren abweſend. In Portugal ſelbſt war die Meinung ſehr getheilt. Die Liberalen waren für Maria, die Servilen für Miguel. Zu den erſteren gehörten die gebildeten Stände, die Kaufleute, ein Theil des Heeres; zu den letzteren der Klerus, das Volk auf dem Lande und gleichfalls ein Theil des Heeres. Eine conſtitutionelle Verfaſſung, wie in England und Frankreich, paßte für die Portugieſen ungefähr ſo wenig, wie für die Neapolitaner. Allein Viele ſtimmten ihr zu, weil ſie ſich vor dem unvermeidlichen Deſpotismus eines ſo bösartigen Fürſten, wie Don Miguel, fürchteten. An der Spitze der Liberalen ſtand der Graf v. Villaflor, den Servilen ſtand der Marquis v. Chaves voran. Beide Parteien waren ſchon handgemein geworden, als 6000 Engländer unter Clinton landeten, um das Recht der Donna Maria da Gloria aufrecht zu erhalten. Miniſter Canning nämlich hatte ſich für die letztere entſchieden und wollte um keinen Preis Don Miguel in Portugal

regieren laſſen, den er mit Recht als den unverſöhnlichſten Feind Englands anſah. Ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich ſofort der Servilen; Chaves wagte nicht, die Engländer anzugreifen, und ohne Mühe wurde jetzt die Regierung des Kindes anerkannt, eine Cortesverſammlung vom 2. Januar 1828 eröffnet und die neue Charte des Don Pedro angenommen. Der letzte Reſt bewaffneter Miguelisten mußte nach Spanien flüchten.

Allein die Charte Don Pedro's taugte nicht für die Portugieſen. Sie war nur auf den gebildeten Mittelſtand berechnet, für ein ungebildetes, armes Volk paßte ſie nicht. Der Klerus ſah ſich durch dieſelbe bedroht, dem Volk war ſie als etwas Fremdartiges, ganz Unherkömmliches verhaßt. Donna Iſabella, Don Pedro's und Don Miguel's Schweſter, wurde an die Spitze der Regentſchaft geſtellt, welche die Verfaſſung handhaben ſollte, bis Donna Maria da Gloria würde ſelbſt regieren können. Dieſe ſchwache Dame nun kam in Conflict, wie zwiſchen die Brüder, ſo zwiſchen die Principe und Parteien in der Nation.

Fünftes Buch.

Die griechiſche Revolution.

Die Revolution pflanzte ſich wie ein Lauffeuer an den Südſpitzen Europa's in weſtöſtlicher Richtung fort. Von Cadix war ſie nach Neapel übergeſprungen, von da nach Morea.

Mehrere Umſtände wirkten zuſammen, um gerade damals den Aufſtand der chriſtlichen Griechen gegen ihre alten muhamedaniſchen Unterdrücker, die Türken, zu ermöglichen. Auf den griechiſchen Inſeln, hauptſächlich Hydra, Ipſara, Spezzia, Samos und in Smyrna war nach und nach unter dem handeltreibenden und reich gewordenen Griechenvolk ein neuer Geiſt erwacht. Junge Männer von dort waren nach Paris geſchickt worden, um dort zu ſtudiren, auf den Inſeln ſelbſt waren Schulen entſtanden und man las in jeder die altgriechiſchen Claſſiker. Die Erinnerung der Vorzeit weckte eine poetiſche Sehnſucht nach Wiederherſtellung der althelleniſchen Freiheit, Bildung, nationalen Größe. Wie dieſe Kreiſe mit Frankreich, zum Theil mit England und Deutſchland in Verbindung

ſtanden, ſo ein anderer griechiſcher Kreis mit Rußland. Das waren die Phanarioten (ſogenannt von Phanar, dem Stadttheil Conſtantinopels, in dem ſie wohnten), eine Art Patriciat, das ſich immer nur aus Dolmetſchern, Aerzten, Agenten und ſchlauen Rathgebern der türkiſchen Sultane, aus Emporkömmlingen aller Art rekrutirte und bei allbekannter Argliſt, Abgeſeimtheit und Corruption doch zum Theil durch der Sultane Gunſt zur Würde und zu dem Reichthum von Fürſten erhoben worden war. Aus ihnen insbeſondere pflegten die Hoſpodare der Moldau und Wallachei ernannt zu werden, die immer in Berührung kamen mit dem benachbarten Rußland. Mit dieſer Macht ſtanden ſie auch durch die Rolle, die ſie in der Diplomatie Conſtantinopels ſpielten, und durch das gemeinſchaftliche Intereſſe der griechiſchen Kirche längſt in der mannigfachſten Beziehung und nicht ſelten dienten ihre Söhne in Rußland ſelbſt. Nun ſtrebte aber Rußland ſchon vorlängſt nach dem Beſitze Conſtantinopels. Die Kaiſerin Katharina II. hatte ihren Nachfolgern auf dem Thron dieſes Ziel geſteckt. Als ſie die Krim erobert hatte, ließ ſie über die Thore von Cherſon ſchreiben: Weg nach Conſtantinopel! Ihren zweiten Enkel ließ ſie Conſtantin taufen und dachte ihm ſchon im Geiſt das den Türken zu entreißende griechiſche Reich als ruſſiſche Secundogenitur zu. Kaiſer Alexander ſelbſt hatte ſchon 1808 die Dardanellen den „Schlüſſel ſeines Hauſes“ genannt. Die Phanarioten durften darauf rechnen, daß eine Erhebung der Griechen gegen die Türken wie beim ruſſiſchen Volk ihres gemeinſchaftlichen Glaubens wegen, ſo beim ruſſiſchen Herrſcherhauſe ſeiner Politik wegen warme Sympathien finden würde. Es gab unter den Griechen aber auch noch einen dritten Kreis, der den Kampf um die Nationalunabhängigkeit aufzunehmen noch kecker als die beiden andern war, nämlich jene Gebirgsſtämme, die aus ihren ſichern Schlupfwinkeln heraus ſchon ſeit Jahrhunderten Räubereien zu treiben pflegten, wie die Mainotten auf Morea, die Sulioten auf dem Feſtlande. Sie brauchten nur eine gute Gelegenheit, um ſich zu erheben, wobei es ihnen freilich mehr um

Beute als um die Wiederherſtellung irgend welcher althelleniſchen oder byzantiniſchen Staatsordnung zu thun war.

Die Vorausſetzung überhaupt, daß die heutigen Neugriechen noch immer die echten Nachkommen der alten Griechen ſeyen, war eine poetiſche Täuſchung, die ſie zum Theil auch nur um der Sympathien willen pflegten, welche ihnen desfalls aus dem gebildeten Europa entgegen kamen. Die echten alten Griechen waren ſchon in der macedoniſchen, noch mehr in der römiſchen Zeit mit fremden Elementen gemiſcht worden. Dann zur Zeit der gothiſchen Wanderungen war ihr Land wiederholt durch barbariſche Einfälle und noch mehr durch Seuchen entvölkert worden. In das verödete Land waren ſlaviſche Völker eingedrungen und hatten ſich dauernd hier niedergelaſſen und Bergen, Flüſſen, Ortſchaften ſlaviſche Namen gegeben. Morea ſelbſt iſt ein ſlaviſcher Name, vor dem der des alten Peloponnes verſchwand. Die in der neuen Zeit volkreichſten und wohlhabenſten griechiſchen Inſeln wie Hydra, Ipſara, Spezzia waren in der althelleniſchen Zeit gar nicht bewohnt, ſondern rauhe Felſen, und es ſind kaum hundert Jahre her, ſeitdem ſie von Schiffern und Seeräubern angebaut wurden. Von den übrigen Inſeln, die früher mehr bevölkert waren, wiſſen wir, daß ſie durch die zu Schiffe kommenden Gothen und durch eine Peſt nach der andern eben ſo menſchenleer geworden waren, wie das Feſtland. Die heidniſchen Slaven, die bis vor die Trümmer Athens und Spartas ihren Pflug trieben, wurden erſt nach und nach von Conſtantinopel aus unterworfen und bekehrt und nahmen nach und nach die griechiſche Kirchenſprache an. Conſtantinopel ſelbſt aber, das alte Byzanz, war urſprünglich nur eine griechiſche Colonie unter thrakiſchen Barbaren geweſen und hatte, ſeitdem es unter Conſtantin dem Großen Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reichs und ſehr erweitert wurde, mehr römiſche, als griechiſche Elemente in ſich aufgenommen. Das römiſche Element wurde vom griechiſchen erſt wieder verdrängt oder verſchlungen, als der Gegenſatz der römiſchen Kirche gegenüber der griechiſchen in den Vordergrund trat. Kaiſer Juſtinian verfaßte ſeine Geſetze noch

im fünften Jahrhundert lateiniſch. Das griechiſche Element in Conſtantinopel wurde noch mehr verſtärkt durch die vom Islam vertriebenen Flüchtigen aus Alexandrien. Aber die Alexandrier, wie alle andern griechiſch redenden und ſchreibenden Unterthanen der aus Alexanders des Großen Reich hervorgegangenen macedoniſchen Staaten waren ſicher nur zum kleinſten Theil echtgriechiſcher Abſtammung, zum weit überwiegenden Theil waren es nur helleniſirte Barbaren, welche das Griechiſche zuerſt als macedoniſche Hofſprache, ſpäter als Kirchenſprache redeten. Aus dieſen Thatſachen erhellt, daß durch die Sprache allein den Anſpruch auf helleniſche Abſtammung bei den Neugriechen des heutigen Morea und der Inſeln des Archipels nicht rechtfertigt.

Eben ſo unbegründet iſt der Anſpruch der Neugriechen auf das Erbe der geſammten europäiſchen Türkei. Denn wenn man auch die Türken, die ſeit vierhundert Jahren als Eroberer darin angeſiedelt ſind, wieder nach Aſien zurückwerfen oder ausrotten wollte, ſo bliebe doch in dem Reiche, wie ſie es heute noch inne haben, eine überwiegende Mehrheit von Völkerſchaften zurück, die von den Griechen durchaus verſchieden ſind und gar nicht einmal griechiſch reden.

Indeß wurde der Plan, die Türken aus Europa zu vertreiben, immer mit der Vorſtellung in Verbindung gebracht, die Griechen müßten alsdann als herrſchendes Volk an die Stelle der Türken treten. Der Plan ging von Frankreich aus, wurde aber in Rußland zur Reife gebracht, dort althelleniſch, hier byzantiniſch verſtanden. Schon unter dem großen Napoleon hatten junge Griechen in Paris einen literariſchen Verein gebildet, in dem patriotiſche Hoffnungen angeregt und die Sympathie Europa's in Anſpruch genommen wurde durch Verbreitung und Ueberſetzung der Lieder von Rhigas, dem erſten griechiſchen Freiheitsſänger, den die rohen Türken lebendig zerſägt hatten. Beim Wiener Congreß fanden ſich wieder Griechen und Griechenfreunde zuſammen, die unter den Auſpicien des Grafen Capodiſtrias den Pariſer Verein unter dem

Namen eines Bundes der Muſenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων) erneuerten. Capodiſtrias, ein Grieche von Corfu, war Günſtling des Kaiſer Alexander und ein einflußreicher ruſſiſcher Diplomat erſten Ranges. Indem er ſich für die Emancipation des griechiſchen Volks intereſſirte, misfiel er ſeinem Kaiſer nicht. In ſeinem Kopf verſchmolz ſich die poetiſche Sehnſucht der Inſelgriechen nach dem alten Hellas mit der Realpolitik des ruſſiſchen Czarenthums, das ſich längſt als natürlichen Erben des alten byzantiniſchen Throns anſah. Ganz abgeſehen davon, ob in Rußland irgend etwas vorbereitet wurde, die bloße Theilnahme des Grafen Capodiſtrias gab der Hetärie eine politiſche Bedeutung. Bekannt wurde, daß ein gewiſſer Gagis ſchon 1816 in Morea heimlich für die Hetärie agitirte, daß 1817 der berühmte ſerbiſche Held Czerni Georg aus Rußland, wo er in der Verbannung lebte, heimlich entfloh und nach Serbien zurückkehrte, wo ihn aber der regierende Fürſt Miloſch ſogleich ermorden ließ; daß 1819 die Primaten der griechiſchen Inſeln gewonnen wurden und daß von dort eine Summe von 25,000 Pfund Sterling durch ein Handelshaus in Conſtantinopel dem in Moskau tagenden Comité der Hetärie zugeſchickt wurde. Doch ſchwebt noch immer Dunkel über den Umtrieben in Moskau. Capodiſtrias ſoll damals den Rath ertheilt haben, zu warten, und es ging ein Gerücht, erſt im Jahr 1825 ſolle die Erhebung Statt finden. Es iſt wahrſcheinlich, daß die ſpaniſche und italieniſche Revolution ein Hemmſchuh für die griechiſche geworden ſind, ſofern ſie die Sympathien des Kaiſer Alexander änderten. Allein die Hetärie war ſchon zu weit gegangen, das Feuer glühte ſchon heimlich und das Aufbrennen ließ ſich nicht mehr hindern.

Wir müſſen, um die griechiſche Bewegung ganz zu verſtehen, noch einen Blick auf das türkiſche Reich überhaupt werfen. Daſſelbe war in ſichtbaren Verfall gerathen. Im Serail zu Stambul (Conſtantinopel) verweichlicht und durch griechiſche Laſter verdorben waren die Sultane ſchon lange nur noch Spielball der Janitſcharen, einer militairiſchen Ariſtokratie, die ſelbſt wieder im alleinigen Genuß

großer Privilegien erſchlafft war. Sultan Selim hatte den erſten Reformverſuch (1807) mit ſeinem Leben büßen müſſen. Sein Neffe, Sultan Mahmud II. war nur durch die Gnade der Janitſcharen auf den Thron gekommen und mußte die Ränke ehrgeiziger alttürkiſcher Familien an ſeinem Hofe gewähren laſſen. Bei der ſchlechten Wirthſchaft gerieth die Armee in Verfall. In allen Kriegen erlitt die hohe Pforte Verluſte und oft waren die Heerführer Verräther. Die Paſchas (Statthalter) in den Provinzen gehorchten daher auch nicht mehr der höchſten Autorität. Mehemed Ali in Aegypten hatte ſich ſo gut wie unabhängig gemacht. Kein Jahr verging, ohne daß ſich nicht hier oder dort ein Paſcha empört hätte. Wie hätten ſich da nicht auch die unterdrückten Nationalitäten regen ſollen! Die Türken ſelbſt haben ſich als Eroberer und Herrn des Landes überall zerſtreut und leben nur in den Städten in größerer Zahl beiſammen, auf dem Lande meiſt nur vereinzelt als Grundherren. Sie herrſchen aber nicht blos durch die Macht der Gewohnheit oder durch ein immerwährendes Schreckenſyſtem, ſondern auch durch Tugenden, worin ſie die Unterworfenen übertreffen. Der Türke iſt, obgleich ein Barbar und im Kriege grauſam, doch der nobelſte und ehrlichſte Menſch in der Türkei. Die Nation iſt beſſer, als es in der Regel die Paſchas und die Vornehmen in Conſtantinopel ſind.

Unter den unterworfenen Völkern nehmen die Neugriechen nur das ehemalige Altgriechenland, d. h. die türkiſche Provinz Livadien mit der daranhängenden Halbinſel Morea, die Inſeln des Archipel und die joniſchen Inſeln ein. Außerdem bilden ſie noch einen Theil der Einwohner von Conſtantinopel und anderer größerer Seeſtädte, wie Smyrna; auch gehört ihnen der berühmte Berg Athos mit ſeinen vielen Klöſtern und einige benachbarte macedoniſche und theſſaliſche Thäler, wo indeß nur die griechiſche Sprache herrſcht, die Abſtammung ſehr zweideutig iſt. Daſſelbe gilt von den Armatolen, chriſtlichen Räubern in den Gebirgen von Theſſalien und Macedonien, von denen nur ein kleiner Theil Griechen ſind.

Neben der griechiſchen gibt es in der europäiſchen Türkei drei

unterdrückte Nationalitäten, die alle ſchon früher, als die griechiſche, Emancipationsverſuche gemacht hatten. Die altromaniſche noch heute eine lateiniſche Mundart redende Bevölkerung in der Moldau und Wallachei, den einzigen Provinzen, welche die Türken noch jenſeits der Donau beſitzen, lebt in tiefer Sklaverei unter ſlaviſchen Boyaren (Grundherren) und wird im Namen der Pforte von meiſt phanariotiſchen Hoſpodaren regiert, von denen der eine für die Wallachei in Bukareſt, der andere für die Moldau in Jaſſy reſidirt. Durch das ruſſiſche Vordrängen gegen die Türkei waren dieſe Hoſpodare ſchon mehr von Rußland, als von der Pforte abhängig geworden. Dem griechiſchen Kirchenglauben gehören die Wallachen und Moldauer wie die Ruſſen an, in der Nationalität aber ſind ſie ſich ſehr entgegengeſetzt. Die ſlaviſche Bevölkerung der europäiſchen Türkei iſt weitaus die größte. Sie umfaßt Bulgarien, Serbien, Bosnien, die Herzogowina und Montenegro, wo überall noch ſlaviſch geſprochen wird und reicht noch tief nach Süden in die Gebiete hinein, wo griechiſch geſprochen wird. Allein dieſe Slaven waren niemals einig, und die Serbier allein haben ſich durch große und oft wiederholte Kämpfe eine Art von Selbſtſtändigkeit unter einem einheimiſchen Fürſten errungen, die Montenegriner die ihrige von uralter Zeit her in ihren unzugänglichen Gebirgen behauptet. Unter den Bulgaren iſt eigentlich nur der Adel ſlaviſch, das gemeine Volk war urſprünglich ein den Finnen und Magyaren verwandter Stamm. Unter den Bosniern iſt der ſlaviſche Adel muhamedaniſch geworden und nur der in Sclaverei gehaltene Bauer chriſtlich geblieben. Dieſer Adel iſt ſtets rebelliſch gegen den Sultan und tyranniſirt die Bauern auf eine Weiſe, die ungleich mehr das Mitgefühl und die Hülfe des chriſtlichen Europa verdiente, als das angebliche Sklavenjoch, unter dem die Griechen ſollen geſeufzt haben. Die albaneſiſche oder arnautiſche Bevölkerung nimmt den Weſten der europäiſchen Türkei ein, das alte Epirus. Sie haben eine eigene Sprache und es iſt noch nicht erwieſen, ob in ihnen mehr altillyriſche und macedoniſche oder aber

vom Kaukaſus eingewanderte Beſtandtheile vorwalten. Gewiß iſt, daß ſie ein ganz eigenthümliches, von allen Nachbarn durchaus verſchiedenes und allen an Tapferkeit weit überlegenes Volk von nobeln patriarchaliſchen Sitten ſind, aber ihre Uneinigkeit iſt Urſach, daß ſie mit Ausnahme der großen, aber kurzen Glanzzeit ihres Skanderbeg, niemals zu der Macht gelangt ſind, zu der ihr Heroismus ſie befähigt. Sie werden von den Chriſten Albaneſen, von den Türken Arnauten genannt; ſie ſelbſt aber nennen ſich Stepetaren (Felſenbewohner) und theilen ſich in zwei Hauptſtämme, Ghegen und Toskeh. Die Ghegen ſind theils Chriſten (katholiſche Mirditen), theils Muhamedaner (wie die Türken von der Sekte der Sunniten). Auch die Tosken ſind theils Chriſten (aber griechiſcher Confeſſion), theils Muhamedaner (aber von der perſiſchen, den Türken feindſeligen Sekte der Schiiten). Dieſe letztern nennt man vorzugsweiſe Arnauten. Zu ihnen gehören noch zwei kleinere ſunnitiſche Stämme, die Schamiden und die Lapen. Dieſe tiefgreifenden Glaubensunterſchiede nähren die gegenſeitige Feindſchaft der Stämme. Im Uebrigen herrſchen unter ihnen überall tapfere und begüterte Geſchlechter vor, die auf ihren Felſenburgen wie Ritter des Mittelalters hauſen. Man kennt die Arnauten an ihrer Fuſtanella (dem weißen kurzen Hemd), am Handſchar (großen Meſſer) und an der Arnauka (der langen mit 30 Ringen umfaßten Flinte). Sie ſind geborene Krieger und als Soldtruppen von den Paſchas und den Sultanen ſelbſt überaus geſucht; gleich den Schweizern, wie ſie denn auch als Thürhüter im ganzen Orient beliebt ſind. Als glückliche Soldaten gelangen ſie nicht ſelten zur Würde der Paſchas. Der gewaltige Mehemet Ali von Aegypten war ein Arnaute. Von Epirus oſtwärts in den Gebirgen von Macedonien und Theſſalien hauſen noch griechiſch-chriſtliche Albaneſen, die oben genannten Armatolen. Sie ſind abwechſelnd Räuber und Söldner, wie ihre Nachbarn im Oſten.

Unter dieſen kriegeriſchen Gebirgsvölkern nun hatte ſich, indem er immer einen Stamm gegen den andern in Sold nahm und die

Habgier aller zu befriedigen verſtand, ſchon am Ende des vorigen Jahrhunderts Ali Paſcha von Jannina eine unabhängige Macht gegründet und fortwährend dem Sultan getrotzt, ſich auch eine Zeitlang der beſondern Protection des großen Napoleon erfreut. Als nächſter Nachbar der joniſchen Inſeln und der Gebirge von Suli hatte er ſich durch die grauſamſte Verfolgung der Griechen den ſchlechteſten Ruf erworben. Als die Engländer nach den großen Kriegen in Beſitz der joniſchen Inſeln kamen, blieb die denſelben auf dem Feſtland gegenüberliegende griechiſche Stadt Parga vertragsmäßig den Türken, was den Ali, als nächſten türkiſchen Paſcha veranlaßte, die Stadt aufs grauſamſte auszuplündern und zu entvölkern. Eben ſo unbarmherzig griff er die Sulioten an und ſuchte ſie förmlich zu vertilgen. Die Sulioten reden griechiſch, ſind aber urſprünglich Flüchtlinge von allerlei Abſtammung, die ſich in jene faſt unzugänglichen Gebirge retteten, die der Acheron durchſtrömt und die ſchon von den alten Griechen als Abgründe des Todtenreichs angeſehen wurden. Ihren Sitten und ihrer Kriegsluſt nach ſind die Sulioten die nächſten Brüder der chriſtlichen Arnauten, ein ritterliches Räubervolk unter tapfern Häuptlingen. Sie wehrten ſich zwölf Jahre lang gegen Ali, bis ſie erſt im Jahre 1819 ſeiner Uebermacht unterlagen, ihre bisherigen Sitze verließen. Der Heldenmuth ihrer Frauen, die ſich, um Alis Horden zu entrinnen, in die ſchauerlichſten Abgründe ſtürzten, iſt weltberühmt und öfters beſungen worden. Inzwiſchen blieben ſie in der Nähe und fanden eine Zuflucht auf den joniſchen Inſeln. Als Ali im Frühjahr 1820 in ſeiner Frechheit ſo weit ging, einen perſönlichen Feind, den Paſcho Bey, einen der höchſten Beamten des Sultans, in Conſtantinopel ſelbſt durch Meuchler erdolchen zu laſſen, gerieth der Sultan in Zorn, ließ alle Paſchas in der Nachbarſchaft Jannina's gegen ihn rüſten und eine große Streitmacht unter Pehliwan Paſcha vor Jannina rücken. Da fielen die ihm bisher untergebenen Bevölkerungen, die ihn längſt wegen ſeiner Grauſamkeit haßten, von ihm ab und auch die Sulioten verließen die Inſeln und dienten 6—800

Mann unter Marko Bozzaris dem Sultan gegen Ali, wofür ſie das Verſprechen erhielten, daß ihnen nach Ali's Beſiegung ihre geliebten Heimathberge zurückgegeben werden ſollten. Ali aber war ſchon als älteſter Feind des Sultans von der Hetärie ins Intereſſe gezogen worden.

Die Hetärie hatte ein Centralcomité in Moskau niedergeſetzt, an deſſen Spitze der Sohn eines frühern phanariotiſchen Hoſpodars der Wallachei ſtand, Alexander Ypſilanti, jetzt ruſſiſcher General und Adjutant des Kaiſers. Im Beginn des Jahres 1820 hatte derſelbe den Sitz des Comités der türkiſchen Grenze näher nach Kiſchneff in Beſſarabien verlegt und Agenten nach allen Richtungen ausgeſendet, um die Griechen zum Aufſtande zu reizen. Einer dieſer Agenten, Galati, wurde von ſeinen eigenen Gefährten, weil man ihm nicht traute, umgebracht. Ein zweiter, der in Serbien geheime Verbindungen ſuchen ſollte, fiel dem Paſcha von Widdin in die Hände, der ihn hinrichten und ſeine Papiere nach Conſtantinopel ſchicken ließ, wo ſie aber viel zu ſpät ankamen, als der Aufſtand ſchon im Gange war. Ein dritter wurde an Ali Paſcha geſendet, aber unterwegs von den Türken aufgefangen und hingerichtet. Andere aber waren glücklicher und bewogen nicht nur die reichen Griechen der Inſel Hydra, ihre Schiffe zum Kampf gegen die Türken zu rüſten, ſondern knüpften auch mit Ali Paſcha Verbindung an, der ſchon lange in das ganze Geheimniß des Aufſtandes eingeweiht war und der Ueberzeugung lebte, Kaiſer Alexander ſelbſt leite die Hetärie und wolle die Türkei erobern. In wie fern die zahlreichen und einflußreichen Griechen in Conſtantinopel ſelbſt ins Complott gezogen worden ſind, iſt nicht ermittelt worden. Die Türken behaupteten ſpäter, die Beweiſe in Briefen gefunden zu haben, die aber nicht veröffentlicht worden ſind. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Griechen der Hauptſtadt nicht die letzten waren, an welche die Hetärie ſich wandte; gewiß aber iſt nur, daß ein hydriotiſcher Capitain ein großes Complott zur Zerſtörung des Arſenals in Conſtantinopel angelegt hatte.

Ali verſammelte die Häupter der ihm noch untergebenen Chriſten und ermahnte ſie, ihm gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Türken, beizuſtehen. Sie trauten ihm zwar nicht, aber als die türkiſchen Heerſcharen, die gegen ihn heranzogen, chriſtliche Dörfer verbrannten und große Greuel begingen, fielen die Armatolen unter Odyſſeus von dem türkiſchen Heere ab und traten zu Ali über. Dieſer knüpfte ſodann auch geheime Unterhandlungen mit Bozzaris an, weihte ihn in das Geheimniß der Hetärie ein und warb ihn wirklich um eine halbe Million Piaſter und augenblickliche Einräumung der Gebirge. Die Sulioten zogen nun jubelnd in ihre Heimath wieder ein und fielen den Türken in den Rücken. Ali war bereits in große Noth gekommen und ſah ſich in ſeiner Inſelburg bei Jannina von allen Seiten eingeſchloſſen, aber die Feſte war faſt uneinnehmbar, die türkiſchen Befehlshaber waren, ihrer Gewohnheit nach, uneins (einer wurde im Lager vergiftet) und als die Chriſten ſich gegen ſie wandten, gerieth das ganze Unternehmen ins Stocken. Bozzaris verſtärkte ſeine anfangs kleine Suliotenſchaar auf 3000 Mann.

Nun blieben auch die in die Hetärie eingeweihten Moreoten nicht mehr zurück. Am 18. März 1821 entfernte ſich Biſchof Germanos und der Primate Longos von Patras, beſetzte die kleine Stadt Kalabryta und erhob hier zum erſtenmal die Fahne des Kreuzes. Am 4. April empörte ſich das griechiſche Volk in Patras ſelbſt und die Türken flohen in die Feſtung. Gleichzeitig war ganz Morea aufgeregt worden und ſchon am 9. April traten die Kodſchabaſchis (Primaten, eine Art von Magiſtraten) und die Häuptlinge oder Beys der Klephten (Räuber) zu Kalamata in eine Art von Senat zuſammen, deſſen Vorſitz Pietro Bey, Häuptling der Mainotten, übernahm. Die Mainotten, Bewohner der Maina, des ſüdlichſten Vorgebirges von Morea, waren längſt als tapfere Räuber zur See, wie zu Lande berüchtigt, ein Völkchen von derſelben Sinnesart, wie die Arnauten, Sulioten, Armatolen, nur von etwas noch mehr ſlaviſcher Verſchmitztheit. Eine empfindſame Schwärmerei, von der

ſie ſelbſt am weiteſten entfernt ſind, hat echte Nachkommen der Spartaner aus ihnen machen wollen. Sie wohnen, wie die Arnauten in unzugänglichen Felſenburgen und ſind ganz unabhängig, ſo daß ſie auch nur freiwillig je den reichſten und kühnſten Häuptlingsfamilien ſich bei Raubzügen unterordnen. Die mächtigſte Familie der Maina war damals die der Mauromichalis, deren Haupt Petros, als Räuberhauptmann Pietro Bey genannt wurde, ein übrigens behaglicher und üppiger Lebemann, der nicht gern das Schwert zog, außer um ſichere Beute.*) Kaum hatte Germanos in Patras das Zeichen gegeben, ſo brachen die Mainotten aus ihren Bergen hervor und verbreiteten ſich in die Thäler Moreas, wo ſie alle Türken erſchlugen, aber auch die Chriſtenhäuſer plünderten. Andrerſeits ſammelte Kolokotronis, ein großer heroiſcher Mann, die Männer im arkadiſchen Gebirge und vertrieb die Türken, wo er ſie fand. Bald ſahen ſich alle Türken gezwungen, ihre Zuflucht in den Feſtungen zu ſuchen, deren es eine gute Zahl überall an den Küſten gab. Aber Juſſuf Paſcha, vom großen türkiſchen Heere von Jannina entſendet, kam nach Patras, von wo Germanos feig entfloh, und ließ die Einwohner, die ſich nicht in die Gebirge retten konnten, köpfen oder ſpießen, die Stadt verbrennen. Germanos war ein Maulheld, verließ ſich immer auf andere, brachte ſeine Perſon ſtets frühe genug in Sicherheit und führte einen anſtößigen Lebenswandel in Pracht und Ueppigkeit. Eine andere türkiſche Truppe unter Kichaya-Bey plünderte und verbrannte die Stadt Voſtizza, eine dritte unter Achmed Bey die Stadt Argos, allein als ſie ſich vereinigten und einen Hauptſchlag ausführen wollten, wurden ſie bei Valtezza von Kolokotronis und deſſen tapferm Neffen Nikitas geſchlagen und verloren 400 Mann. Achmed Bey wagte noch einen Kampf bei Doliana, unterlag aber nochmals dem

*) Er hatte in ſeinem wohlhäbigen Aeußern wie in ſeiner Stellung als Häuptling der Berge etwas von Andreas Hofer. Aber er war der gemeinſte Spitzbube. Die Vergleichung wirft auf den griechiſchen Charakter das ſchlechteſte Licht.

kühnen Nikitas, und ſo mußten ſich alle Türken auf Morea wieder in die Feſtungen zurückziehen. Auch im Norden von Morea machte Diakos, ein Gefährte des Odyſſeus, mit einer Schaar von Armatolen den Türken Angſt, und nahm Livadia ein, wo er alle Türken erſchlug. Desgleichen erhoben ſich die Griechen in Athen und nöthigten die Türken daſelbſt, ſich in die feſte Akropolis zurückzuziehen, 6. Mai.

In demſelben Monat, in welchem zuerſt Biſchof Germanos auf Morea die Revolution begann, raffte der wallachiſche Bojar Theodor, ruſſiſcher Oberſtlieutenant und wegen des Wladimirordens auf ſeiner Bruſt vom Volk Wladimiresco zubenannt, 150 Mann zuſammen, verkündigte die Freiheit, fand Anhang und hielt ſchon am 27. März ſeinen Einzug in Bukareſt. Hier war der letzte Hoſpodar, Suzzo, eben geſtorben, der Divan (Rath der Bojaren) in großer Verwirrung. Man wollte Hülfe beim nächſten türkiſchen Paſcha ſuchen, aber der ruſſiſche Generalconſul widerſetzte ſich dem. Viele Bojaren flohen daher über die öſterreichiſche Grenze, nicht ohne vorher von Theodors räuberiſchen Banden ausgeplündert zu werden. Dieſe rein wallachiſche Erhebung ſchien mit der griechiſchen Sache keinen Zuſammenhang zu haben, als plötzlich Alexander Ypſilanti von Kiſchneff aufbrach und über den Pruth ging, um in Jaſſy, der Hauptſtadt der Moldau, dieſelbe Scene zu wiederholen, die Theodor in Bukareſt aufführte. Alles war längſt vorbereitet, 200 Reiter zogen Ypſilanti entgegen, der ſchon die Miene eines künftigen Herrſchers annahm und wirklich behauptete, von den alten byzantiniſchen Kaiſern abzuſtammen, deren Erbe er anſprach. Sein hochmüthiges Benehmen paßte wenig zu der Geringfügigkeit ſeiner Mittel und ſtieß ſelbſt viele Freunde der Revolution zurück. Auch machte es einen ſchlimmen Eindruck, daß die wenigen Türken in Jaſſy (50) und Galacz (30) gleich von ſeinen Anhängern grauſam ermordet wurden. Da nun am 9. April der ruſſiſche Generalconſul in Jaſſy öffentlich erklärte, Kaiſer Alexander misbillige das Vorgehen Ypſilanti's, ſank ſein Credit plötzlich. Wirk-

lich hatte Kaiſer Alexander in Laibach ſich gegen Ypſilanti erklärt und denſelben aus der ruſſiſchen Armeeliſte ausgeſtrichen. Nicht einmal Theodor wollte Ypſilanti's Autorität anerkennen, da ſie aber beide in der gleichen Gefahr ſchwebten, verglichen ſie ſich. Ypſilanti kam nach Bukareſt, wo ihn Briefe von Capodiſtrias einholten, in denen ihm dringend gerathen wurde, nicht weiter zu gehen, ſondern ſich gegen die Gebirge zurückzuziehen und zu unterhandeln. Im Unterhandeln aber kam ihm Theodor zuvor, der den Türken verſprach, um den Preis der Hospodarswürde Ypſilanti zu verrathen. Der letztere fing ſeine Briefe auf und ließ ihn, da ſeine eigenen Soldaten ſchwierig wurden, mit Säbeln niederhauen. Ypſilanti's Heer verſtärkte ſich auf 5000 Mann, worunter eine kleine ſ. g. heilige Schaar von Hetäriſten, Söhnen guter griechiſcher Familien, der Reſt Wallachen und Arnauten. Als aber von Siliſtria und Widdin her Türken in Maſſe anrückten, fiel zuerſt nach tapferer Vertheidigung die Stadt Galacz, wo die Türken alles ermordeten, und wurde Ypſilanti's Heer trotz ſeiner Ueberlegenheit, indem die feigen Wallachen flohen, im erſten Gefecht von nur 800 Türken geſchlagen, bei Dragatſchan, wo 78 Jünglinge von der h. Schaar, die allein rühmlich fochten, ihr Leben ließen. Nun floh Ypſilanti über die öſterreichiſche Grenze, wurde hier verhaftet, und in der Feſtung Muncacz gefangen gehalten. Er iſt ſechs Jahre ſpäter geſtorben. In der Moldau hielt ſich noch einer ſeiner Anhänger, Kantakucenos, bis die Türken unter Juſſuff-Paſcha daher kamen, dann floh er über den Pruth nach Rußland. Seine Leute unter dem Griechen Giorgaki und dem Serbier Mladen beſtanden dagegen noch ein rühmliches Gefecht bei Skuleni am 29. Juni. Endlich erlagen ſie der Uebermacht, und Giorgaki (zubenannt der Olympier) ſprengte ſich und den Reſt ſeiner Getreuen nach tapferer Gegenwehr im Kloſter Sekka (am 26. Auguſt) in die Luft. Die Türken beſetzten nun die ganze Moldau, wie die Wallachei.

In Conſtantinopel ſelbſt wurde ſchon im erſten Frühjahr ein griechiſches Complott entdeckt. Ein hydriotiſcher Schiffscapitain,

Juriſti, hatte mit ſeinen Landsleuten, den griechiſchen Schiffern, die immer in Menge im Hafen von Conſtantinopel liegen, den Plan verabredet, den Sultan auf dem Wege nach der Moſchee zu ermorden, das große Arſenal in die Luft zu ſprengen, durch einen Handſtreich den Artilleriepark wegzunehmen, alle Griechen in der Hauptſtadt zu bewaffnen, und die überraſchten Türken zu ermorden. Aber der Anſchlag wurde vor der Ausführung entdeckt und Juriſti in den Kerker geworfen. Nun folgten Schlag auf Schlag die Nachrichten aus Jannina, Morea und der Wallachei. Sultan Mahmud war tief erſchüttert und zugleich feſt überzeugt, alles ſey von Rußland eingeleitet worden, um ſeinen Thron durch eine allgemeine Revolution zu erſchüttern, und dann ruſſiſche Armeen einrücken zu laſſen. Er rief alle Muſelmänner zu den Waffen. Sein Zorn wurde von den Janitſcharen getheilt, die bereits anfingen, Griechen in der Hauptſtadt und Umgegend zu plündern und zu ermorden. Eine große Anzahl Griechen flohen jetzt ſchon aus Conſtantinopel auf Schiffen, meiſt nach Odeſſa, was den Glauben an die ruſſiſche Mitwiſſenſchaft noch beſtärkte. Man beſchuldigte Ypſilanti, er habe vornehme Phanarioten abſichtlich durch Briefe, die er ihnen geſchrieben und die den Türken in die Hände fielen, compromittiren wollen. Die boshafte Abſicht iſt nicht wahrſcheinlich, wohl aber die Unvorſichtigkeit. Gewiß waren die meiſten Phanarioten unſchuldig, da ſie bei der Revolution eher verlieren, als gewinnen konnten. Aber ſie waren einmal verdächtig und der Sultan ſchonte nichts mehr. Am 16. April wurde Fürſt Moruſis, Dragoman der Pforte, geköpft, bald darauf noch andere griechiſche Fürſten und die reichſten Kaufleute. Am Oſterſonntag (22. April) wurde der greiſe Patriarch Gregorios vor der Thür ſeines eigenen Hauſes aufgehenkt, und nachdem er drei Tage gehangen, ſein Leichnam den Juden übergeben, die ihn durch die Straßen ſchleiften und in's Meer warfen. Aber fromme Griechen zogen die Leiche wieder hervor und brachten ſie nach Odeſſa, wo ſie mit großer Feierlichkeit beerdigt wurde. Mit dem Patriarchen litten drei Erzbiſchöfe und acht andere

hohe Geiſtliche den Tod. Alle griechiſchen Kirchen in der Hauptſtadt wurden vom türkiſchen Pöbel geplündert und verheert. Kein Chriſt war mehr ſeines Lebens und Eigenthums ſicher, ſelbſt die Hotels der Geſandtſchaften wurden bedroht. Dieſe machten nun ernſte Vorſtellungen und der Sultan befahl Ruhe. Aber im Juni wurden wieder acht Biſchöfe und eine Menge anderer Griechen in der Hauptſtadt gehenkt. Eben ſo wütheten die Türken in anderen großen Städten. In Adrianopel wurde der Patriarch mit 9 Geiſtlichen und 20 reichen Kaufleuten gehenkt.

Der ruſſiſche Geſandte zu Conſtantinopel, Baron Stroganoff, verſicherte den Sultan, ſein Kaiſer ſey der griechiſchen Revolution völlig fremd und misbillige ſie, aber man glaubte ihm nicht. Ruſſiſche Schiffe wurden im Hafen durchſucht, ob ſie nicht flüchtige Griechen aufgenommen hätten, und das Getreide, das ſie brachten, weggenommen, damit es nicht den Griechen zugeführt werde. Der Grieche Damaſi, Bankier der ruſſiſchen Geſandtſchaft, wurde in den Kerker geworfen, 29. April. Da der Sultan jede Genugthuung verweigerte, reiste der ruſſiſche Geſandte ab. Jedermann erwartete nun eine Kriegserklärung von Seite Rußlands. Lange ſchon ſtand eine ruſſiſche Armee in der Nähe des Pruth und ſie wurde im Laufe des Frühjahrs noch verſtärkt. Auch war es wohl kein Zufall, daß gerade jetzt die Perſer der Pforte den Krieg erklärten und gegen Bagdad marſchirten. Allein Kaiſer Alexander, was auch früher ſeine Abſichten geweſen ſeyn mochten, beeilte ſich nicht, ſeinem Geſandten Satisfaction zu verſchaffen, ſondern handelte im Syſteme Metternichs, welches zu Verona den Sieg davon getragen hatte. Die Revolution wurde auch hier, wo ſie Rußland ſo günſtig war, desavouirt, weil ſie eine Revolution war. Das war indeß keine Schwäche von Seite des ruſſiſchen Kaiſers. Wenn er es gerathener fand, jetzt noch ruhig zu bleiben, und noch keine Armee über den Pruth zu ſchicken, ſo war es doch Vortheil genug für ihn, daß ſich die Völker in der Türkei ſelbſt zerfleiſchten, und der Thron des Sultans immer wankender gemacht wurde. Früher

oder ſpäter mußte dadurch die ruſſiſche Intervention und Invaſion herbeigeführt werden. Uebrigens legte ſich der Zorn des Sultans nach Stroganoff's Abreiſe. Er ließ den bisherigen Großvezier Benderli (wenn auch keineswegs der Griechen wegen, doch zu einer ſcheinbaren Genugthuung für dieſelben) hinrichten, ſetzte einen neuen Patriarchen, Eugenios, ein, und verſprach den empörten Griechen volle Amneſtie, wenn ſie ſich unterwürfen.

Aber ſie unterwarfen ſich nicht. Die Revolution kam vielmehr in neuen Schwung, indem die Inſelgriechen an ihr Theil nahmen. Schon am 9. April erklärte ſich die Inſel Spezzia für die Sache Morea's. Hier rüſtete die reiche Wittwe Bobolina nicht nur zwei Schiffe allein aus, ſondern commandirte ſie auch ſelbſt als Amazone. Am 28. April ſchloß ſich die reiche Inſel Hydra an, ein kahler Fels, aber ganz bedeckt mit Häuſern und uneinnehmbar feſt, im Beſitz von vielen kleinen, aber gutbewaffneten und ſchnellſegelnden Schiffen, Briggs und Corvetten. Der Hydriot Tombaſis wurde vorläufig zum Nauarchen (Admiral) gewählt, und ſtach am 3. Mai in See, um überall türkiſche Handelsſchiffe zu capern. Dieſes Rauben war den Inſelgriechen nicht minder, wie den moreotiſchen Klephten, die Hauptſache, die große Befreiung des Vaterlandes nur Aushängeſchild. Als echte Corſaren ſchonten ſie auch kein Leben, ſondern mordeten alles, was ſie in den erbeuteten Schiffen fanden. Um ſie zu bändigen, ſchickte der Sultan im Mai eine große Flotte gegen ſie aus, aber ein türkiſches Schiff von 74 Kanonen, das allein ſegelte, wurde von den griechiſchen Schiffen verfolgt und durch Brander entzündet, wobei 5—600 Türken umkamen, am 5. Juni. In der großen Handelsſtadt Smyrna waren ſchon am 11. April viele Griechen vom türkiſchen Pöbel ermordet worden und hatten ſich 15,000 dort lebende Griechen noch zu rechter Zeit entfernt, immer aber blieb noch ein großer Theil in gutem Vertrauen zurück, als die Kunde vom Unglück des Schiffs den türkiſchen Pöbel von neuem mit Wuth erfüllte. Am 16. Juni brach derſelbe in die griechiſchen Quartiere und mordete alles, Jung und Alt, Weiber

und Männer. Daſſelbe geſchah auf der Inſel Kos und in Cypern, wo der Erzbiſchof, 5 Biſchöfe und 36 Geiſtliche hingerichtet und in den griechiſchen Dörfern mit Mord und Brand gewüthet wurde. Auf der Inſel Kreta wehrte ſich der kriegeriſche Stamm der Sphakioten, und ſchlug die Türken bei Lolo (2. Juli); bald aber verſtärkten ſich die letzteren, ermordeten alle Chriſten auf dem flachen Lande, verbrannten die Dörfer und drangen in die Sphakia ſelbſt ein, wo ſie alles verheerten, die Bevölkerung aber in die Gebirge ſich rettete.

In den fruchtbaren Thälern Theſſaliens erhob Gazis die Fahne des Aufruhrs zu Magneſia und fiel über die türkiſchen Bewohner von Lechena her. Während aber die griechiſchen Räuber ſich um die Beute ſtritten, kam Mahmud Paſcha von Drama über ſie, verbrannte faſt alle ihre Dörfer und ſchleppte Weiber und Kinder als Sklaven fort. Einem macedoniſchen Häuptling, Kara Taſſo, gelang es indeß, eine große Anzahl gefangener Schönen auf dem Marſche wieder zu befreien. Unmittelbar darauf, im Mai, pflanzte auch der Berg Athos die Fahne der Empörung auf. Dieſes Vorgebirge trägt bekanntlich eine Menge griechiſcher Klöſter, welche befeſtigt ſind und tauſende von Mönchen beherbergen. Von hier brach Manoli Papas mit 1500 bewaffneten Mönchen auf, wurde aber vom muhamedaniſchen Landvolk zurückgeſchlagen. Auf der Halbinſel Pallene, gegenüber von Athos, leitete Diamantis die Inſurrection, wurde aber von Mehemet Paſcha vor Salonichi geſchlagen, und auch hier wurde alles mit Feuer und Schwert verheert, 4000 gefangene Weiber auf dem Markte von Salonichi als Sklavinnen verkauft. Mehemet belagerte ſodann den Athos, der ſich ergab und ſeine Schonung mit 2½ Millionen Piaſtern erkaufte. Auch die Halbinſel von Caſſandra, die dritte neben Pallene und Athos, wurde grauſam verwüſtet, Städte und Dörfer verbrannt. Es wäre der griechiſchen Flotte leicht geweſen, dieſen Unglücklichen Hülfe zu bringen, ſie wurde auch darum angefleht. Aber die Hydrioten wollten den abgezehrten und ausgehungerten Mönchen auf dem Athos

und den Einwohnern von Caſſandra kein einziges Schiff mit Getreide ſchicken, ſie hätten denn die Bezahlung baar in der Hand. So ging die Zeit und gingen die Bergſtädte verloren.

Am Ende des Juni fand ſich in Morea Demetrius Ypſilanti, jüngerer Bruder des Alexander, mit dem jüngeren Bruder des Kantakuzenos ein. Der erſtere nur 25 Jahre alt und ſchon kahl, von Geſtalt klein, konnte nur durch ſeinen Namen und durch die Vorſtellung imponiren, daß Rußland ihn geſendet habe. Kolokotronis dachte in Bezug auf Rußland ganz wie Ali Paſcha von Jannina, empfing daher den jungen Demetrius mit großen Ehrenbezeugungen und ſtellte ſich ihm zu Dienſt, um, wenn deſſen Bruder Alexander unter ruſſiſchem Schutz Kaiſer von Byzanz würde (denn das war damals die Illuſion), durch ihn die Herrſchaft in Morea zu behaupten. Auch die Primaten Morea's, insbeſondere die angeſehene arkadiſche Familie Delhiyannis, die zu Kolokotronis in der engſten Beziehung ſtanden, glaubten ſich durch nichts beſſer vor den Türken ſchützen zu können, als durch Hingebung an Rußland. Außerdem brachte der junge Fürſt 200,000 Piaſter mit, nach denen alle Moreoten lungerten und von denen ihm gleich anfangs der ſchlaue Pietro Bey den größten Theil abzulocken wußte. Als aber die Häuptlinge ihre Habgier befriedigt hatten, duldeten ſie nicht mehr, daß Demetrius den Oberbefehl übernehme und lachten ihn aus, als er eine allgemeine griechiſche Nationalverſammlung und eine Conſtitution vorſchlug. Voll Unmuth verließ er daher Morea oder ſtellte ſich, als wolle er es verlaſſen; denn kaum war er fort (11. Juli) ſo brach, ohne Zweifel von Kolokotronis veranſtaltet, ein Soldatenaufruhr gegen Pietro-Bey aus, der in ſeinem Hauſe belagert wurde, und ſich ſofort fügte. Demetrius wurde nun gleich zurückgerufen und erhielt den Oberbefehl, wobei ſich die Häuptlinge freilich vorbehielten, jeder hinterdrein doch zu thun und zu laſſen, was er wollte. Zunächſt indeß konnte Demetrius ſie zuſammenhalten, da er ihnen befahl, die türkiſchen Feſtungen nach einander zu erobern, wo gute Beute zu finden war, denn die

Türken hatten ſich vom Lande in dieſe Feſtung geflüchtet, und alle ihre Reichthümer darin verborgen. Zuerſt fiel das kleine Monembaſia, wo Kantakuzenos die Griechen noch glücklich vom Morde der Gefangenen abhielt. Als aber Novarin fiel, brachen die Griechen die feierlich beſchworene Capitulation und mordeten alle Türken. Hierauf ſchritt man zur Belagerung von Tripolizza.

Im Lager vor dieſer Feſtung erſchien plötzlich Fürſt Alexander Maurokordatos, ein Phanariote von ſehr alter und berühmter Familie. Derſelbe hatte ein Amt in Bukareſt bekleidet, war ſpäter viel gereist, hatte ſich europäiſche Bildung angeeignet und trug als deren Abzeichen die unvermeidliche Brille. Ein eifriger Hetäriſt, hatte er in Frankreich ein Schiff mit einigen jungen Griechen, franzöſiſchen und italieniſchen Philhellenen (Griechenfreunden) und vielen Waffen ausgerüſtet und war damit bei Patras gelandet, von wo aus er alsbald in's Hauptlager der Griechen eilte. Hier war er dem ehrgeizigen Ypſilanti nichts weniger als willkommen, ſondern als Nebenbuhler zuwider. Inzwiſchen hatte man zunächſt genug zu thun mit der Belagerung, die ſich verlängerte, weil die Griechen heimlich den Türken Lebensmittel verkauften. Empört über dieſe Schändlichkeit und ohne alle Autorität, verließ Ypſilanti das Lager und ging nach Patras. Tripolizza mußte endlich doch aus Hunger am 5. Oktober capituliren, worauf die Griechen die Capitulation wieder brachen und alle Türken ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts abſchlachteten. Die Juden erlitten hier daſſelbe Loos, gegen welche, weil ihre Glaubensgenoſſen die Leiche des Patriarchen von Conſtantinopel mishandelt hatten, der furchtbarſte Haß entbrannt war. Etwa 2000 Türken hatten die Feſtung früher verlaſſen, meiſt Männer und Kinder; auch ſie wurden in einem Hohlweg überfallen und ermordet. Im Ganzen ſollen 8000 Menſchen in und um Tripolizza abgeſchlachtet worden ſeyn. Da es ein Hauptbollwerk der türkiſchen Macht auf Morea geweſen war, ſchützte es auch alle dahin geretteten Schätze, die von den Mainotten und von der Bande Kolokotronis

geplündert wurden, ohne daß Ypſilanti und das junge griechiſche Gemeinweſen einen Heller davon bekam.

Ypſilanti richtete in Patras noch weniger aus, als im Süden. Durch eine türkiſche Flotte wurde das griechiſche Städtchen Galaxidi vor ſeinen Augen verbrannt und ausgemordet. Auf dem Feſtlande gegenüber wurde Ali in Janina immer noch von den Türken unter Churſchid Paſcha eingeſchloſſen, während die Sulioten den letztern allen möglichen Abbruch thaten. Churſchid aber hatte Truppen genug und hielt geduldig aus, bis die Sulioten ermüdet in ihre Berge zurückgingen. Im September kam Maurokordatos auf dieſem weſtlichen Schauplatz des Krieges an und gewann während des Winters durch Unterhandlungen mit den Anhängern Ali Paſcha's die Sulioten wieder, ſo daß Churſchid bei Arta von ihm zurückgeſchlagen wurde. Aber im Frühjahr 1821 ſchickte Churſchid den Omer Vrione mit 3—4000 Mann nach Livadien. Von hier zog ſich Diakos mit 700 Griechen in die berühmten Engpäſſe der Thermopylen zurück, wurde aber geſchlagen, am 5. Mai, verwundet, gefangen und hingerichtet, eben ſo der Biſchof von Salona, der ſich bei ihm befand. Bei Gravia im Gebirge Oeta wurde Omer von Odyſſeus und Guras aufgehalten, ſiegte aber nachher über ſie bei Skrigu, worauf Odyſſeus ſich mit dem Feind um freien Abzug in ſeine Heimath verſtändigte und die chriſtlichen Livadier der türkiſchen Rache Preis gab. Omer kam nach Athen und entſetzte die Akropolis, aber ſeine Unterbefehlshaber erlitten in den Thermopylen, wo Guras mit 2000 Griechen ſtand, eine Niederlage, die ihn 800 Mann koſtete (am 4. September) und heftiger Regen fiel ein, worauf er unmuthig Livadien wieder verließ.

Ypſilanti kehrte von Patras, wo er nichts ausgerichtet, zurück und wandte ſich zur Belagerung der feſten Stadt Nauplia (Napoli di Romania), im November. Bei einem Ausfall der Türken liefen die Griechen abſichtlich davon, und ließen die Philhellenen im Stich. Die von Ypſilanti ſo oft gewünſchte Nationalverſammlung kam unterdeß in Argos zuſammen, hier aber über-

wog Maurokordatos durch die Gunſt des Germanos, als die gleichſam engliſche Partei, und Ypſilanti mit Kolokotronis als ruſſiſche Partei, zog den Kürzeren. Ypſilanti entfernte ſich abermals, um Korinth einzunehmen. Die Verſammlung in Argos aber wurde durch einen Ausfall der Türken von Nauplia aus geſprengt, und zog es vor, ihre Sitzungen etwas weiter entfernt in Piada fortzuſetzen. Hier hatte Maurokordatos freie Hand, und verkündete am Neujahr 1822 das organiſche Geſetz oder die neue Verfaſſung Griechenlands und die neuen griechiſchen Nationalfarben (ſchwarz, himmelblau und weiß). Die Verfaſſung ſetzte ein Directorium von 5, und einen geſetzgebender Körper von 70 Mitgliedern feſt, Maurokordatos wurde Präſident des erſteren, Ypſilanti (abweſend) Präſident des anderen. Der letztere belagerte die von den Türken beſetzte Citadelle von Korinth, Akrokorinth, und brachte ſie durch Verrath der darin dienenden Arnauten zur Uebergabe, 22. Januar. Trotz der Capitulation wurden die Gefangenen wieder niedergemacht und die Beute vertheilt. Ypſilanti hatte kein Geld mehr, ſeine Leute zu bezahlen, ſie liefen ihm davon, Kolokotronis aber ließ ihn im Stich, und handelte auf eigene Rechnung, nachdem ſein Sohn eine Tochter der reichen Bobolina geheirathet hatte. Endlich glückte es Maurokordatos, Geld herbeizuſchaffen und auf kurze Zeit alle Parteien zu befriedigen. In Tripolizza hatte nämlich Churſchid-Paſcha ſeinen Harem in Sicherheit gebracht, derſelbe war mit gefangen genommen, aber geſchont worden, um vieles Löſegeld zu erhalten. Dieſes Geld, 80,000 ſpaniſche Thaler, kam nun in die Hände des Präſidenten Maurokordatos, der es unter die Häuptlinge vertheilte, auch den Inſelgriechen ein Viertheil zukommen ließ, und großmüthig genug ſelbſt dem Fürſten Ypſilanti einen Theil ſeiner bisherigen Auslage wieder erſetzte.

In derſelben Zeit bezwang Churſchid Paſcha endlich auch den alten Löwen von Janina, Ali Paſcha. Der letztere verlor ein Bollwerk nach dem andern, endlich ging auch ſein Ingenieur, der Italiener Caretto, zu den Türken über, und Ali, anſtatt ſich, wie

man erwartete, mit ſeinen Schätzen in die Luft zu ſprengen, unterhandelte, verließ ſein letztes feſtes Caſtell und begab ſich auf eine kleine Inſel im See von Jannina, wohin ihn Churſchid durch feierliche Zuſicherungen hatte locken laſſen, wurde aber hier meuchlings überfallen und nach tapferer perſönlicher Gegenwehr ermordet, am 5. Februar 1822. An ſeine Stelle wurde Omer Vrione Paſcha, der alsbald die Sulioten in ihren Bergen angriff. Maurokordatos erkannte, daß die Rettung des weſtlichen Feſtlandes (Akarnanien) von der Unterſtützung Suli's abhing, ſchickte daher das von Ypſilanti errichtete reguläre Regiment und zwei Compagnien Philhellenen unter dem Italiener Dania. Bei ihm befand ſich auch Graf Normann, derſelbe, der im Jahr 1813 das Lützow'ſche Corps hatte zuſammenhauen laſſen und ſpäter wegen ſeines Uebertritts in der Schlacht bei Leipzig entlaſſen worden war. Aber theils die feige Flucht des Armatolen Gogos, theils die unvorſichtige Tollkühnheit Dania's, verurſachte am 16. Juli die große Niederlage der Griechen bei Petta. Dania fiel, Normann wurde verwundet, faſt alle Philhellenen und die Hälfte des regulären Regiments kamen um. Die Türken aber verfolgten ihren Sieg zunächſt nicht, und die Stadt Miſſolunghi blieb noch ein Bollwerk der griechiſchen Freiheit.

Der Verluſt bei Petta wurde entſchädigt durch die Einnahme von Athen. Die Türken in der Akropolis ſtarben Hungers und mußten capituliren; der öſterreichiſche, franzöſiſche und niederländiſche Conſul aſſiſtirten der Unterzeichnung des Vertrags, den die Griechen dennoch, wie immer, brachen, um die ausziehenden Türken ſchonungslos hinzumorden, am 10. Juli. Dieſes Ereigniß bewog Churſchid, den Dramali Paſcha mit 20,000 Mann gegen Athen abzuſenden. Derſelbe zerſtörte unterwegs die Stadt Theben und nahm das von den Griechen verlaſſene Akrokorinth ein, welches den Eingang nach Morea beherrſcht. Schrecken ging vor ihm her. Die griechiſche Bevölkerung floh in Maſſe von Argos nach den Mühlen am Meere, um ſich auf Schiffe zu retten. Aber während die Schiffe von Spezzia und Hydra ſie nicht aufnehmen wollten, außer um

eine ungeheuere Geldſumme, wurden ſie im Rücken von den Mainotten ausgeplündert, die damals noch Naplia belagerten. Mahmud Paſcha, den Dramali vorausgeſchickt hatte, um Nauplia zu entſetzen, brachte zwar Vieh in die Feſtung, litt aber bald ſelbſt Mangel, wagte keinen Angriff, zog ſich endlich zurück und wurde von Ypſilanti, Kolokotronis und Nikitas verfolgt, die ihm ſchweren Verluſt beibrachten. Dramali ſelbſt wagte nicht, weiter vorzurücken. Seine Armee kam in dem verödeten Lande bald der Auflöſung nahe; ſeine Arnauten ließen ſich von Odyſſeus zum Abfall bewegen, und er ſelbſt mußte abziehen. Churſchid Paſcha, dieſer mislungenen Entſendung und der Schätze von Jannina wegen, die er unterſchlagen haben ſollte, beim Sultan angeklagt, nahm Gift. Odyſſeus warf ſich zum unabhängigen Dictator auf und ließ die zu ihm geſchickten Commiſſäre der griechiſchen Regierung, Nuzzas und Palaskas, ermorden. Unterdeß erhielt die türkiſche Beſatzung von Nauplia durch den Unterſchleif der Griechen ſelbſt noch eine Zeit lang Lebensmittel um hohe Preiſe. Die türkiſche Flotte unter Kara-Mehemet hätte Erſatz bringen ſollen, aber auch hier waltete nur Feigheit, Habgier und Unterſchleif.

Im Jahr 1822 wurden die Aufſtandsverſuche in den noch nicht inſurgirten Gegenden fortgeſetzt, aber mit bejammernswerthem Erfolg. Am 22. März landeten Burnia und Logotheti auf der großen Inſel Chios, Smyrna gegenüber, mit einer Freiſchaar von 2500 Mann, griffen die wenigen Türken auf der Inſel an, die ſich in ihre Feſtung zurückzogen, und verbrannten ihre Moſcheen, zum Schrecken und Entſetzen der 100,000 griechiſchen Chioten, die ein harmloſes, friedliches und gebildetes Völkchen waren, ein Gymnaſium und Muſeum, eine Bibliothek und Druckerei beſaßen, und ſich unter dem türkiſchen Schutz, bisher des Friedens und Wohlſtandes erfreut hatten, daher die eingedrungene Räuberbande verabſcheuten. Allein in Conſtantinopel unterſchied man die Schuldigen und Unſchuldigen nicht. Der Kapudan Paſcha erhielt den Befehl, die Chioten zu ſtrafen, und da hier eine ſo reiche Beute zu hoffen war, legte die

türkiſche Flotte diesmal einen Eifer an den Tag, der von ihrer Verſäumniß hinſichtlich der Verproviantirung Nauplia ſehr abſtach. Zugleich ſammelte ſich ein türkiſches Heer von 30,000 Mann in Smyrna, und als man hörte, es gelte, das reiche Chios zu plündern, brach am aſiatiſchen Ufer die tapfre Bevölkerung auf, um an dem großen Raubzuge Theil zu nehmen. Am 21. April landete das türkiſche Heer und bis zum 16. wurde die ganze Inſel (mit Ausnahme der ſ. g. Maſtixdörfer, wo zum Privatvortheil des Sultans der Maſtix gewonnen wurde) mit Feuer und Schwert verwüſtet; noch bis in den Mai hinein dauerte das Morden, indem immer neue Raubhorden aus Aſien hereinſtrömten, um Nachleſe zu halten und die Verſteckten aufzuſtöbern. Nur 15,000 Chioten entkamen zur See, 25,000 wurden abgeſchlachtet, 45,000 als Sklaven verkauft. Das war die größte Greuelthat des ganzen Krieges, begangen an einer eben ſo unſchuldigen, als ſchönen und edeln Race, die von der ganzen Revolution nichts wollte. — Aehnliche Greuel ſah die Umgegend des Olymp in Theſſalien. Hier ließ Ypſilanti durch einen gewiſſen Sala Aufruhr predigen und die Armatolen folgten dem Rufe, angefeuert von Kara Taſſo, der ſchon im vorigen Jahr eine Rolle geſpielt hatte. Allein Abulabud Paſcha rückte am 1. April mit 15,000 Mann von Saloniki aus, verjagte die ſchwachen Streitkräfte der Empörer und wüthete unter den wehrloſen Einwohnern. In Kara Veria allein wurden 4000 Chriſten ermordet. Der Paſcha überließ die Hinrichtungen den Juden, die dabei alle erdenkliche Greuel begingen zur Rache für den Judenmord in Tripolizza. Namentlich marterten ſie auch die Frau des tapfern Kara Taſſo zu Tode.

Die Greuel von Chios fanden Rächer an den Inſelgriechen. Die Hydrioten, Spezzioten, Pſarioten ſegelten unter ihrem Nauarchen Miaulis der türkiſchen Flotte entgegen und am 18. Juni, als der Kapudan Paſcha, Kara Ali, auf ſeinem großen Admiralſchiff bei Nacht gerade den Eintritt des Bairamfeſtes (der muhamedaniſchen Oſtern) feierte, zündete Kanaris von Ipſara ihm das

Schiff mit einem Brander an. Die Griechen zeigten ſich in der Kunſt, mit Feuer auf dem Waſſer umzugehen, ihrer Vorfahren würdig, bei denen einſt das „griechiſche Feuer“ ſo berühmt war. Unter einem Brander iſt ein kleines, gewöhnlich altes und zu ſonſt nichts mehr taugliches Schiff zu verſtehen, das man mit Pulver, Schwefel, Pech und andrem zäh brennenden Material anfüllt, das einige Männer bis dicht zu dem feindlichen Schiffe hinrudern, es an daſſelbe befeſtigen, das Feuer entzünden und ſich raſch auf einem dazu mitgenommenen Kahn wieder entfernen. Nur ſelten kann das große Schiff den Brander wieder los werden, ehe es ſelbſt ſchon von den Flammen ergriffen wird. Das türkiſche Admiralſchiff trug 2286 Menſchen, von denen nur 180 davonkamen; den Kapudan Paſcha ſelbſt erſchlug, als er eben in einen Kahn ſich retten wollte, ein herabfallender Maſt. Das geſchah nahe bei Chios und hatte die traurige Folge, daß die wüthenden Türken nun auch über die Maſtixdörfer herfielen und alle Griechen darin umbrachten. — Der neue Kapudan Paſcha, Kara Mehemet, der die griechiſche Flotte bezwingen ſollte, hegte die größte Angſt vor ihr und ließ ſich wirklich am 9. November wieder ein großes Schiff durch Kanaris in Brand ſtecken, wobei 1100 Türken in die Luft flogen, und nahm dann die Flucht. Die griechiſchen Caper waren ſo verwegen, damals bis Aegypten zu ſtreifen und auf der Rhede von Damiette 13 türkiſche Fahrzeuge wegzunehmen. — Auf der Inſel Kreta brachen die Sphakioten im Jahre 1822 wieder hervor, wetteiferten aber mit den Türken nur, die wehrloſen Griechen des ebenen Landes auszuplündern, Unglückliche, von denen man damals ſagte, ſie leben zwiſchen Tiger und Panther. Die Sphakioten waren nicht beſſer wie die Mainotten, Sulioten, Armatolen, einer ſo räuberiſch und treulos wie der andre.

Am 21. Dezember 1822 ergab ſich die Feſtung Nauplia, weil ſie von der türkiſchen Flotte weder entſetzt, noch mit Lebensmitteln verſorgt wurde, an Kolokotronis und Nikitas, welche diesmal die Capitulation einhielten und die Türken zum erſtenmal nicht ab-

ſchlachteten. Kurze Zeit vorher waren 150 deutſche Philhellenen mit dem Griechen Kephalas angekommen, aber man hatte ihnen in Hydra und Kaſtri nicht einmal zu landen erlaubt. Es koſtete Mühe, daß ihnen in Morea die Aufnahme geſtattet wurde. Die griechiſchen Räuber wollten weder ihre kargen Lebensmittel, noch viel weniger ihre Beute mit Fremden theilen. Die Illuſion der „Gebildeten", die im guten Deutſchland für Hellas ſchwärmten, und die wirkliche Räuberwirthſchaft in dieſem Lande widerſprachen ſich aufs grellſte, doch war das wieder nur eine von den vielen Unnatürlichkeiten der Zeit.

Im Weſten hatte Omer Vrione die Stellung Churſchids behauptet und die Sulioten mit ſo viel Glück bekämpft, daß das Haupt der Bozzaris, der alte Nothi, den man dabei einer eigennützigen Handlungsweiſe beſchuldigte, unter Vermittlung eines engliſchen Conſuls die geliebten, einſt ſo hochgehaltenen Heimathberge an die Türken verkaufte und ſich mit dem Reſt der Sulioten, 320 Mann, wieder nach den joniſchen Inſeln zurückzog, im September. Bald darauf brach Omer mit 10—12000 Mann gegen Miſſolunghi auf. Dahin begab ſich aber auch Maurokordatos und entwickelte in der Behauptung dieſes Platzes eine ungemeine Thatkraft. Markos Bozzaris, der nirgends lange ruhig bleiben konnte, zog ihm, freilich nur mit 35 Mann zu Hülfe. Aber die Philhellenen Voutier, Normann (der bald darauf ſtarb) ꝛc. trafen gute Vertheidigungsanſtalten und in Morea wurden Hülfstruppen gerüſtet. Omer Vrione hätte die anfangs von nur 3—400 Mann vertheidigte Stadt im erſten Anlauf nehmen können, war aber eiferſüchtig auf Juſſuf Paſcha, der die Stadt von der Seeſeite einſchloß. Beide unterhandelten, wem die Beute zufallen ſollte, und unterdeß entſchlüpfte ſie beiden. Die Beſatzung verſtärkte ſich durch Flüchtlinge, die von den joniſchen Inſeln weggeſchickt wurden, und durch Moreoten. Der erſte Sturm der Türken am 6. Januar 1823 wurde rühmlich abgeſchlagen und am 12. zog Omer davon.

Als Maurokordatos nach Morea zurückkehrte, fand er keinen

Dank, ſondern mußte ſich den Umtrieben und Gewaltthätigkeiten Kolokotronis durch die Flucht nach Hydra entziehen. Kolokotronis handelte im ruſſiſchen Intereſſe, während Maurokordatos mehr Hoffnung auf England und Frankreich ſetzte. Im Laufe des Sommers machten die Inſelgriechen eine Landung in Aſien bei Senderli und plünderten und verbrannten türkiſche Dörfer, was aber die Türken gleich wieder durch Niederbrennung der griechiſchen Stadt Pergamus rächten. Ein Einfall des Juſſuf Paſcha von Theſſalien her endete mit der Auflöſung ſeiner Truppen, indem die Albaneſen in ſeinem Lager ſich empörten. Im October aber brachte Omer Vrione wieder ein größeres Heer zuſammen, bei dem ſich namentlich viele tapfre Mirditen befanden, die als Chriſten keinen Anſtand nahmen, gegen Chriſten zu fechten. Markos Bozzaris überfiel den türkiſchen Vortrapp bei Nacht und mordete entſetzlich, verlor aber ſelbſt ſein Leben und wurde feierlich zu Miſſolunghi begraben. Ein Angriff auf dieſes Bollwerk ſelbſt erfolgte von Seiten Omers in dieſem Jahre noch nicht. Dagegen ſchickte Mehemet Ali von Aegypten Truppen nach Kreta unter Muſtapha Bey, der die Griechen bei Amurgeli ſchlug und 600 derſelben (meiſt Weiber und Kinder) bald darauf in der Höhle von Stonarambella mittelſt Rauch erſtickte und 7000 andre in die Sklaverei ſchleppte. Am Ende des Jahres 1823 ergab ſich Akrokorinth an Nikitas, der die Gefangenen wieder ſchonte. Eine einheitliche Regierung war in Griechenland nicht mehr vorhanden; jeder that, was er wollte. Daher geſchah auch in dieſem Jahre ſo wenig. Die Türken aber zeigten gleiche Indolenz.

Im nächſten Jahre 1824 kam in den Philhellenismus ein größerer Schwung, das weſtliche Europa fing an, die Griechen kräftiger als bisher zu unterſtützen und zugleich begann das diplomatiſche Spiel um Griechenland. Auf dem Congreß von Verona und während der Pacification Spaniens waltete das Princip der Legitimität in ſolcher Strenge, daß die Griechen als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den Sultan, von allen chriſtlichen Mächten, ſelbſt von Rußland im Stich gelaſſen waren. Auch England

that nichts. Der engliſche Lord-Obercommiſſär auf den joniſchen Inſeln, Maitland, ein Mann von abſchreckender Häßlichkeit und hochfahrender Ariſtokrat, that den Griechen überall Abbruch. Hätte der Sultan um dieſe Zeit ſeine Kräfte angeſtrengt, ſo würde er den ermattenden Aufruhr in Griechenland beſiegt haben. Er wartete aber unklugerweiſe, bis die Griechen wieder Beiſtand von außen erhielten, und ließ Milde walten, ohne Zweifel in der Abſicht, um den ruſſiſchen Zorn zu verſöhnen. Er ſetzte neue Hoſpodare in der Wallachei und Moldau ein, die Fürſten Ghika und Sturdza, ließ den neuen Patriarchen Eugenios, der 1822 ſtarb, mit großem Pompe begraben und die türkiſchen Banditen, die ferner noch friedliche Griechen in der Hauptſtadt mordeten, hinrichten. Am 1. März 1823 verzehrte ein großer Brand in der Hauptſtadt 12000 Häuſer. Rußland hielt noch Frieden, aber Kaiſer Alexander ließ durch den Grafen Neſſelrode den übrigen Großmächten vorſchlagen, Griechenland unter vier Hoſpodare zu vertheilen und in ein Verhältniß zur Pforte zu ſetzen, gleich dem, in welchem ſich die beiden Donaufürſtenthümer befanden. Die Großmächte zeigten ſich indeß nicht geneigt darauf einzugehen, ſie hielten einſtweilen noch an der Legitimität des Sultans feſt und hatten ſich damals noch nicht in die Frage vertieft, wie ſich wohl der Widerſpruch zwiſchen der Nothwendigkeit, dem ruſſiſchen Uebergewicht im Orient entgegenzuwirken, und der Chriſtenpflicht, die Griechen vom Türkenjoch zu befreien, würde löſen laſſen. Dagegen nahmen die Bevölkerungen die Frage auf. In Deutſchland hatte eine warme Begeiſterung für das alte Hellas ſchon viele unglückliche Philhellenen dorthin, wenn auch nur ins Verderben getrieben. Jeder Zeitgenoſſe weiß, daß der Philhellenismus in Deutſchland das Motiv der Kreuzzüge nicht hatte. Nicht um den Chriſten gegen die Muhamedaner zu helfen, zogen die Philhellenen aus, ſondern lediglich aus Schwärmerei für das antike, heidniſche Griechenland. Die meiſten aber waren Abentheurer, die entweder um jeden Preis eine Thätigkeit ſuchten, oder die ihre Carriere in der Heimath verfehlt ſahen (wie Normann). Die ge-

bildete Claſſe in Deutſchland, die für die Griechen ſchrieb, ſang und Geld ſammelte, war eben ſo wenig chriſtlich, ſondern nur antik heidniſch begeiſtert. Es iſt zu verwundern, wie ſehr ihr jede Einſicht in den wahren Zuſtand des griechiſchen Klephten- und Primatengeſindels mangelte, wie ſie, auch wo ſie ſehen mußte, nicht ſehen wollte und ſich ſelbſt belog. In England hatte der Philhellenismus eine praktiſchere Seite. Die Engländer wollten den Einfluß im Orient wenigſtens mit den Ruſſen theilen, wenn ſie die Ruſſen nun doch nicht verhindern konnten, welchen zu üben. Auf britiſchem Boden regte Bowring ſeit 1823 das Mitleid an. Maitland war eben geſtorben, man ſah nicht mehr durch ſeine Brille. Man hielt Meetings zum Beſten der Griechen.

Als nun im Anfang des Jahres 1824 die von Argos verſprengten Mitglieder der Regierung und des geſetzgebenden Körpers ſich wieder zuſammenfanden und Abgeordnete nach London um Geldhülfe ſchickten, fanden dieſe die engliſchen Capitaliſten geneigt zu einer Anleihe von 800,000 Pfund Sterling. Kaum langte die Nachricht davon in Griechenland an, ſo ſtand die vorher verachtete und mishandelte Regierung gleich wieder im beſten Credit und Kolokotronis ſowohl, wie die Mainotten, trachteten nur, das neue Geld liſtig in ihre Taſchen zu leiten. Kolokotronis hatte noch Nauplia im Beſitz, er überlieferte es jetzt der Regierung gegen 25,000 Piaſter. Die kürzlich mit ihm verſchwiegerte Frau Bobolina hatte übrigens die Zeit benutzt, um Nauplia auszubeuten, ja ſie hatte ſogar die Kanonen von der Feſtung weg verkauft. Ehe noch die Anleihe flüſſig wurde, kam der berühmte engliſche Dichter, Lord Byron, mit eigenem Geld und Waffen, als Philhellene an und landete in Miſſolunghi. Hier hatte Maurokordatos eben aufs neue Anſtalten getroffen, um dem befürchteten neuen Angriff der Türken zu begegnen, aber weil ihm Geld fehlte, konnte er die Truppen nicht befriedigen, die ihn verlaſſen wollten. Da half Byron aus, über den die tapfern Hellenen gleich Harpyen herfielen. Der Lord nahm die Sulioten in ſeine Dienſte, kaum aber hatten ſie die reiche Löh-

nung, ſo gehorchten ſie ihm nicht, ermordeten einen deutſchen Philhellenen und belagerten den Lord, als er ſie entließ, in ſeinem eigenen Hauſe, bis er gezwungen war, ihnen noch 3000 ſpaniſche Thaler zu zahlen, damit ſie nur abzögen. Der Unmuth und das Clima zogen ihm ein Fieber zu, an dem er am 19. April ſtarb, nachdem er nur drei Monate in Miſſolunghi geweſen war. Dieſer wunderbare Lord war erſt 37 Jahre alt, erzogen in der Ueppigkeit ſeines Standes und dennoch der glühendſte Schwärmer für Völkerfreiheit, ein Britte und doch ein Atheiſt; ein Dichter, wie es keinen zweiten ſo hohen Geiſtes im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und doch durch und durch unnatürlich. Eine ſolche Erſcheinung kann man aber nicht zufällig nennen. In ſeinem Geiſt reflectirt ſich die Unnatur der ganzen Zeit mit dem Ekel, den ſie einer poetiſchen Seele einflößen mußte, ohne daß er die Kraft beſaß, ſie in ſich ſelbſt zu überwinden. Auch ſein Tod war nichts Zufälliges. Die Unnatur auf der höchſten Geiſtesſtufe mußte untergehen im Kampf mit dem Natürlichen und Gemeinen auf der niedrigſten Stufe, im Schmutz der Neugriechen. Indem er ſtarb, rollte Gottes gewaltiger Donner in einem ſchauerlichen Gewitter über Miſſolunghi.

Mit Byron war der engliſche Oberſt Stanhope gekommen, der zu Odyſſeus ging, um ihn zu energiſchem Kampf gegen die Türken zu bewegen. Der liſtige Odyſſeus täuſchte ihn völlig, gab ſich das Anſehen eines gutherzigen Barbaren, der aufrichtig nach Bildung ſtrebe, lockte ihm aber nur ſeine Vorräthe ab und lachte ihn hintendrein aus. Stanhope wurde nach England zurückberufen. Odyſſeus ging ſofort nicht nur zu den Türken über, ſondern machte auch mit ihnen vereinigt einen Raubeinfall ins griechiſche Gebiet. Guras hielt ihn auf und Odyſſeus, dem bange wurde, die Türken könnten doch am Ende ſeinen Kopf dem Sultan ſchicken, lief wieder zu den Griechen über. Aber Guras ließ ihn feſtnehmen und am 17. Juni hinrichten. Seine Schätze wurden in einer unzugänglichen Höhle am Berg Parnaſſus noch lange von ſeiner Familie verthei-

digt, endlich aber gegen eine Amneſtie der griechiſchen Regierung ausgeliefert.

Auf Guras geſtützt konnte Kolettis, der durch ſeinen Geiſt die Regierung energiſcher leitete, als es bisher Maurokordatos vermocht hatte, einen andern Verräther, den Kolokotronis ſtürzen. Da derſelbe wieder offenen Aufruhr erhob und die Seinigen Dörfer plünderten, rückten die Regierungstruppen gegen ihn aus. Sein Sohn Panos fiel in einem Gefecht, er ſelbſt wurde gefangen und nach Hydra in ein Kloſter geſchickt. Im Auguſt ſetzte ſich die Regierung mit dem neuen engliſchen Miniſter Canning in Verkehr und erhielt von ihm die erſte freundliche Note.

Mittlerweile hatten die Türken einen großen Schlag vor. Die Aegypter hatten bereits Kreta beſetzt, mordeten von hier aus die Inſel Koſſos grauſam aus und ſchickten eine große Flotte dem Sultan zu Hülfe. Der neue Kapudan-Paſcha, Chosref, überfiel plötzlich am 3. Juli 1824 die Inſel Ipſara, landete unbemerkt Truppen und griff die Stadt von hinten an. Die Inſulaner retteten ſich zum Theil zu Schiffe, der Reſt aber ſprengte ſich im Fort Nicolas mit den ſtürmenden Türken zugleich in die Luft, oder ſtürzte ſich ins Meer. Wie es dabei herging, mag man aus dem einzigen Zug erkennen, daß eine 50jährige Tante des Kanaris zwei engliſche Meilen weit im Meer ſchwamm, bis ſie ein Schiff erreichte. Aber Kanaris rächte ſeine Vaterſtadt, denn ſchon am 15. Juli überfiel er mit der griechiſchen Flotte die türkiſche beim Cap Liminari und zerſtörte theils unmittelbar, theils dadurch, daß er ſie an die felſigen Küſten trieb, nicht weniger als 23 türkiſche Schiffe mit Mann und Maus. Da unterdeß ein Theil der griechiſchen Anleihe flüſſig geworden war und die Inſelgriechen Geld erhielten, zeigte ſich ihre Flotte doppelt eifrig und überfiel die türkiſch-ägyptiſche Flotte abermals bei Samos, am 17. Auguſt, wo ſie ihre drei großen Schiffe verbrannte. Später verbrannte Miaulis ein großes tuneſiſches Schiff und wurden noch viele kleinere genommen oder ſcheiterten.

Hatte der Sultan bisher aus Rückſicht auf Rußland, oder

weil ihm durch die Oligarchie der Paſchas, die ſelbſt immer unter einander uneinig und ſtets von Aufſtänden der ſoldgierigen Truppen bedroht waren, die Macht nicht in Bewegung geſetzt oder ſetzen können, die den griechiſchen Aufſtand bewältigt hätte; ſo glaubte Mehemed Ali von Aegypten der Halbheit oder Schwäche der hohen Pforte zu ſeinem eigenen Nutzen nachhelfen zu müſſen. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als das türkiſche Reich, wenn etwa der Sultan und die Familie Osman geſtürzt würde, zu erben. Seine Macht im Süden war feſt gegründet. Er wollte jedenfalls den Süden der europäiſchen Türkei nicht fahren laſſen und ſeine Hand bei Zeiten darüber decken. Da ſeine Flotte allein gegen die griechiſche nicht ausreichte, ſchickte er nunmehr unter ſeinem angenommenen Sohn, Liebling und präſumtiven Thronfolger Ibrahim eine Landarmee von 17,000 Mann nach Morea. Dieſe Truppen waren keine Räuberhorden wie die Albaneſen, ſondern auf europäiſche Art eingetheilt und exercirt, kleine ſchwarze Kopten oder Neger in rothen Uniformen, affenartig, aber ſehr tüchtig. Am 23. Februar 1825 landete Ibrahim bei Modon. Die Griechen bildeten ſich ein, weil ſie ſchönere Leute ſeyen, als die Aegypter, ſie leicht beſiegen zu können, und die Regierung hatte diesmal alle Klephtenbanden zuſammengebracht, ſo daß die Armee 5—6000 Mann ſtark war, angeführt von Koſta Bozzaris (Bruder des Marko), Tzavellas, Karaiskaki, Kara Taſſo ꝛc. Aber beim erſten Angriff wurden ſie von den wohldisciplinirten Aegyptern wie Spreu auseinandergejagt und verloren 600 Todte. Nun ſchritt Ibrahim zur Belagerung von Navarin und nahm durch Ueberfall die Inſel Sphakteria, die vor derſelben liegt. Von hier konnte ſich Maurokordatos nur wie durch ein Wunder retten. Miaulis aber überfiel ſeinerſeits die ägyptiſche Flotte bei Modon und zerſtörte ihr 20 Schiffe, darunter eine große Fregatte. Dann zog er gegen die türkiſche Flotte unter dem Kapudan-Paſcha aus, der gegen Miſſolunghi ſegelte, und zerſtörte ihr ebenfalls eine ſchöne große Fregatte. Dagegen wurde ein griechiſches Schiff von Hydra durch einen türkiſchen

Sklaven in Brand gesteckt und in die Luft gesprengt. Zur Rache schlachteten die Hydrioten 200 türkische Gefangene ab.

Navarin fiel im Mai und Ibrahim begann Streifzüge ins Innere von Morea. In dieser Noth vergaßen die Griechen ihren Hader und Kolokotronis wurde zurückgerufen. Es gelang ihnen, ein Corps Aegypter in Arkadien zu schlagen. Aber sie verbrannten die Stadt Tripolizza, weil sie sich nicht stark genug fühlten, sie zu vertheidigen. Ibrahim verbrannte Argos und kam bis vor Nauplia, fürchtete aber, wenn er sich hier zu lange aufhielte, im Rücken gefaßt zu werden, und kehrte wieder um. Seine Thätigkeit beschränkte sich darauf, von Modon aus Raubzüge zu machen, was freilich dem großen Zwecke seiner Sendung nicht entsprach. Aber Mangel an Lebensmitteln und das occupirte Terrain erschwerten außerordentlich jede dauernde Besetzung Moreas in allen seinen Richtungen. Jede einzelne Besetzung wäre beständig bedroht gewesen. Ibrahim mußte seine Truppen möglichst zusammenhalten.

Zu derselben Zeit schickte der Sultan seinen Liebling und Großvezir Redschid Pascha mit großer Macht gegen Missolunghi. Redschid war ein armer Sclave aus Georgien, hatte sich aber durch Schönheit und Geist emporgeschwungen. Er kam nach Jannina, gewann die bisher immer schwierig gewesenen Arnauten- und Armatolenchefs durch Geld und Versprechungen und zog vor Missolunghi am 25. April 1825. Der Kapudan-Pascha, Chosref, sollte ihn von der Seeseite her unterstützen, floh aber vor Miaulis eiligst davon. Die Stadt lag am Meere an einer sumpfigen Ebene und war auf der Landseite nur durch einen Erdwall und doppelte Gräben geschützt. Die Griechen hatten diesmal 5000 Mann darin, viele Armatolen, auch den Rest der Sulioten unter dem alten Nothi Bozzaris, Tzavellas, Karaiskakis ꝛc. Sie vertheidigten sich musterhaft, schlugen jeden Sturm ab und sprengten viele Türken wiederholt durch Minen in die Luft. Der ergrimmte Sultan befahl nun, die Stadt um jeden Preis zu nehmen, und so mußte auch Ibrahim, der im October Verstärkungen aus Aegypten erhielt, sein

Hauptquartier nach Patras verlegen, um von hier aus mit gegen Miſſolunghi zu operiren. Im Januar 1826 ſetzte er über und ſchloß ſein Lager dem Redſchid Paſchas vor der Stadt an. Trotzdem gelang es immer noch Inſelgriechen und Joniern, heimlich zu Waſſer Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Ibrahim und Redſchid waren uneins, was die Energie der Belagerung lähmte. Die Griechen ließen noch immer Minen ſpringen und machten glückliche Ausfälle. Tzavellas tödtete bei einem ſolchen Ausfall am 6. April gegen tauſend Aegypter. Allein die Stadt wurde von allen Seiten immer mehr eingeſchloſſen und durch Kähne, die Ibrahim überall in den ſeichten Sümpfen vertheilte, wurde die Zufuhr auch von der See her gänzlich abgeſchnitten. Da zwang der Hunger die Beſatzung in der Nacht des 2. April, heimlich auszuziehen und es gelang ihr wirklich, durch einen raſchen Ueberfall der feindlichen Schanzen ſich einen freien Weg zu bahnen. Im Allarm aber misverſtanden die vielen Zurückgebliebenen die Befehle, glaubten, es ſey zum Rückzug in die Batterien commandirt und ſtürzten in die leere Stadt zurück, meiſt Weiber und Kinder. Mit ihnen die Türken und Aegypter, die alles mordeten und ſich, unter einander ſelbſt um die Beute ſchlugen. Durch Sprengung des Pulvermagazins kam eine große Menge von ihnen um. Gerettet hatten ſich 1800 Mann mit 200 Weibern.

Die Griechen begannen zu verzagen und ſuchten ängſtlich auswärtigen Schutz. Kolokotronis hoffte auf die Ruſſen, Maurokordatos auf England, Kolettis aber ließ ſich durch einen franzöſiſchen Agenten bethören, ſeinen Landsleuten den Herzog von Orleans zum Regenten vorzuſchlagen, deſſen unermeßliches Vermögen allerdings für Griechen die beſte Lockſpeiſe war. Die Anleihe nämlich zog nicht mehr, die Griechen wurden für ihre Habgier und Betrügerei durch noch größere Meiſter in dieſen Laſtern, die Nordamerikaner, beſtraft. Die Häuſer Roy Bayard und Howland in New-York hatten es übernommen, zwei Fregatten für die Griechen auszurüſten, lieferten aber nachher die Schiffe nicht außer gegen enorme Nach-

bezahlungen und bekamen Recht beim Congreß, der eine Fregatte an Zahlungsſtatt zurückbehielt, obgleich bereits 200,000 Pfund Sterling von der griechiſchen Anleihe dafür bezahlt worden waren. Eben ſo betrog ein gewiſſer Galloway das engliſche Philhellenen-Comité bei Lieferung ſchlechter Dampfſchiffe, die der engliſche Lord Cochrane, ein geübter Seeheld, den Griechen zuführen ſollte, und auch dieſe Summe mußte von der Anleihe beſtritten werden, ſo daß von derſelben kein Geld mehr für die ſoldgierigen Räuber in Morea übrig blieb.

Schlechter hatte die Sache Griechenlands nie geſtanden; allein der Tod des Kaiſer Alexander und das energiſche Vorgehen ſeines Nachfolgers gegen die Türkei machte ein Einſchreiten der andern Großmächte gebieteriſch nothwendig und Griechenland wurde ein Spielball der Diplomatie.

Sechstes Buch.

Canning und Nicolaus.

In England herrſchte nach dem Sturz Napoleons immer noch dem Namen nach der eingeſperrte, alte wahnſinnige König Georg III., die Regierung wurde aber von ſeinem Sohn und Nachfolger, dem Prinz Regenten Georg geleitet, einem Herrn von würdevollem Anſtand, aber üblen Sitten, der nur ſ. g. noble Paſſionen hatte und ſich deshalb ganz den Tories, d. h. der Partei der extremſten Ariſtokratie, hingab.

Die Ariſtokratie in England war im unbeſtrittenen Beſitz der Macht. Der König durfte nicht wagen, eine andre Meinung zu haben, als ſeine Miniſter. Die Miniſter gingen aber aus der Mehrheit des Parlamentes hervor und das Parlament wurde ausſchließlich von der Ariſtokratie zuſammengeſetzt. Im Oberhauſe ſaßen die reichen Herzoge, Lords und (reformirte) Biſchöfe, im Unterhauſe hätten eigentlich unabhängige Bürger ſitzen ſollen, allein die Wahlen hiengen größtentheils von alten, zum Theil kleinen und ganz

veralteten Ortſchaften ab, die Eigenthum der Pairs waren (während neue und ſehr große Fabrikſtädte gar nicht vertreten waren), und da nun der engliſche Adel ſtreng an der Primogenitur hält und dem Erſtgebornen allein das ganze Erbe überlaſſen bleibt, trug man Sorge, die nachgebornen, mithin vermögensloſen Söhne, die auch nur bürgerliche Namen tragen durften, als Mitglieder des Unterhauſes unterzubringen, und ſomit beide Häuſer zu beherrſchen. Die wenigen Mitglieder des Unterhauſes, die nicht von der Ariſtokratie gewählt wurden, bildeten eine einflußloſe Minderheit oder wurden, wenn ſie großes Talent beſaßen, zu hohen Aemtern befördert und in die Ariſtokratie aufgenommen. Das Parlament war alſo durch und durch ariſtokratiſch. Man unterſchied aber innerhalb der Ariſtokratie ſelbſt zwei Parteien, die Tories, die das Volk verachteten und niederhalten wollten, die Whigs, die es ſchonen und zu ſeinem Beſten leiten wollten.

Die Whigs hatten ſich durch ihre Sympathien für die franzöſiſche Revolution geſchadet, im großen Kampf gegen Napoleon waren die Tories ans Ruder gekommen, vom Nationalhaß der Engländer getragen. Mancherlei Noth hatte das Volk während der Kriegszeit, als in einem Ausnahmszuſtand, geduldig ertragen. Erſt nach dem Frieden wurde der Druck der Tories fühlbarer. Das Miniſterium ſtand unter der Oberleitung des berühmten Feldherrn, Herzog von Wellington, der als Soldat an Gehorſam gewöhnt war und denſelben forderte, und des berühmten Diplomaten, Lord Caſtlereagh, den ohne Zweifel das glänzende Beiſpiel des Fürſten Metternich blendete und der gern als zweiter europäiſcher Kutſcher zu ihm auf den Bock ſaß, um die Völker am langen Seile zu lenken. Beide, Wellington und Caſtlereagh, lebten noch in der Erinnerung der großen Kriege und der damaligen Allianzen fort und waren grundſätzliche Feinde jeder Bewegung zur Freiheit, die in die alten Revolutionsgreuel zurückführen konnte. Waren ſie nun auch durch die parlamentariſchen Formen gebunden und durch die engliſche freie Preſſe überwacht, und mußten ſie zuweilen das

Sonderinterreſſe Englands den vier großen Continentalmächten gegenüber wahren, ſo thaten ſie das doch immer nur auf eine laue und dem Liberalismus feindliche Weiſe. Sie begnügten ſich in Bezug auf die Gewaltmaßregeln, welche die Großmächte auf den Congreſſen gegen Italien und Spanien beſchloſſen, nur formell das Princip der Nichtintervention durch einen Proteſt zu wahren, ohne der Ausführung jener Beſchlüſſe irgendwie ernſt entgegenzutreten.

Zugleich waren dieſe Miniſter als Mitglieder der hohen engliſchen Ariſtokratie perſönlich bei einer Menge von Maaßnahmen in Bezug auf innere Politik, namentlich in Bezug auf die Beſteurung intereſſirt und lenkten in dieſem Sinn das Parlament oder waren mit ſeiner Mehrheit vollkommen einverſtanden, gleichſam verſchworen zum Schaden des Volks. Die Lords, im Beſitz des Grund und Bodens, trachteten ihr Korn ſo theuer als möglich zu verkaufen, hemmten daher die Einfuhr des fremden Getreides durch eine Kornbill 1815, und verweigerten die Grundſteuer 1816, während der bürgerliche Gewerbeſtand ſein Brod theuer bezahlen mußte und in der Beſteurung nicht erleichtert wurde. Aber nicht einmal dem Landvolk kamen dieſe Maaßregeln zu Gute, ſondern nur den reichen Gutsbeſitzern, die ihren Pächtern hohe Pachte auferlegten, oder ſie entließen. Die ganze Geſetzgebung war nur auf den Vortheil der Lords bedacht. Das gemäß der Kornbill von den Lords zu theuer verkaufte Brodkorn konnten die armen Fabrikarbeiter bei der Niedrigkeit der Löhne, nicht mehr kaufen. Daher brachen überall Theurungsunruhen und Arbeiteraufſtände aus. An vielen Orten wurden die Kornwucherer angefallen und ihrer Vorräthe beraubt, an andern die Fabriken zerſtört, deren Beſitzer den Arbeitslohn nicht hatten erhöhen wollen. In den großen Fabrikſtädten Mancheſter, Birmingham ꝛc. verfuhr das Volk geſetzlicher und berieth in großen Verſammlungen. Am 2. Dezember 1816 fand eine ſolche Verſammlung auch auf der weiten Wieſe von Spafields bei London ſtatt, geleitet von dem Demagogen Hunt, einem Verkäufer von Stiefelwichſe. Ein großer Volkshaufe zog hinauf mit dreifarbigen Fahnen in

die City (Altſtadt von London) und plünderte einen Waffenladen, wurde aber ohne viele Mühe vom Militär auseinandergeſprengt. Es gab nämlich in England damals viel mehr Militär als gewöhnlich. Man hatte die im Kriege benutzten Regimenter noch nicht aufgelöſt; der Prinzregent und die Lords ſahen im Heer ein ſicheres Mittel ihrer Herrſchaft gegenüber jeder Oppoſition. Das Miniſterium verlangte vom Parlament die proviſoriſche Suſpenſion der Habeas-Corpus-Acte (das Bollwerk der perſönlichen Freiheit in England), um gegen die Ruheſtörer raſch und mit möglichſter Willkühr einſchreiten zu können, und das Parlament gab nach. Nur wenige Stimmen, darunter die des Sir Francis Burdett, ſprachen kraftvoll für das Volk (im Februar 1817). Die Folgen waren zahlreiche Verhaftungen unter den Arbeitern. Die von Mancheſter hielten eine neue große Volksverſammlung und wollten nach London ziehen, wurden aber durch Militär auseinandergejagt. Im folgenden Jahr war alles ruhig und die Habeas-Corpus-Acte wurde wiederhergeſtellt. Aber die Unzufriedenheit dauerte fort.

Fuhren die Miniſter ſtolz über die Köpfe des Pöbels hinweg, ſo handhabten ſie auch nach außen ihre Macht. Die barbaresken oder nordafrikaniſchen, mit der Türkei nur noch im loſeſten Zuſammenhange ſtehenden, von ſelbſtändigen Deys regierten Raubſtaaten Algier, Tunis und Tripolis waren damals ſo frech geworden, daß ſie, wie ſchon berichtet, ſelbſt in die Nordſee eindrangen. Am meiſten aber litten unter ihren Räubereien die italieniſchen Staaten, als die ſchwächſten. Ihrer nahm ſich nun England an und eine Flotte unter Lord Exmouth erzwang von allen drei Barbaresken die Zurückgabe der chriſtlichen Gefangenen, im Frühjahr 1816. Kaum aber war er wieder fortgeſegelt, als an der Küſte von Bona (zu Algier gehörig), die chriſtlichen, meiſt malteſiſchen Korallenfiſcher, die ſeit alter Zeit das Recht genoſſen, hier Korallen einzuſammeln, plötzlich von den Eingebornen überfallen und zu Sklaven gemacht wurden, die Mannſchaft von etwa 300 kleinen Schiffen. Sogleich erhielt Exmouth Befehl, umzukehren und den Frevel zu rächen. Der

edle Lord legte ſich nun vor Algier, verbrannte (27. Auguſt) die ganze Barbareskenflotte, die dort im Hafen lag, und die Magazine, worauf der Dey alle Gefangene frei und für alle Verluſte Entſchädigung gab.

Der Prinzregent verfolgte damals einen großen Plan. Er wollte nämlich ſeine einzige Tochter Charlotte mit dem Prinzen von Oranien, älteſten Sohn des Königs der Niederlande vermählen. Da in England die weibliche Nachfolge gilt, würden Charlottens Nachkommen England und die Niederlande vereinigt haben. Allein die Heirath kam nicht zu Stande, weil, wie es heißt, Charlottens Mutter, die mit dem Prinzregenten in Zwietracht lebende Prinzeſſin Karoline, es nicht erlauben wollte, in Wahrheit aber wohl, weil eine Verſtärkung der engliſchen Marine mit der niederländiſchen den Intereſſen der Continentalmächte zu ſehr widerſpach, um nicht bedenkliche Zerwürfniſſe herbeizuführen. Charlottens Bräutigam wurde nun der ſchöne Prinz Leopold von Sachſen-Coburg. Die Vermählung erfolgte 1817, aber Charlotte ſtarb noch im Spätjahr. Da nun Mangel an Thronfolgern war, heiratheten die Brüder des Königs, die Herzoge von Clarence, Kent und Cambridge, obgleich ſie nicht mehr jung waren, noch in aller Eile, worüber die engliſche Preſſe ihren Spott ausſchüttete. Der erſtere blieb kinderlos; dem zweiten, Eduard von Kent, vermählt mit Prinzeß Victorie, Schweſter des Prinzen Leopold von Coburg, wurde 1819 die Prinzeß Victorie als Thronerbin von England geboren. Der dritte Bruder, Georg von Cambridge, bekam einen einzigen Sohn, Georg. Zwiſchen dem Herzoge von Kent und Cambridge ſtand als vierter Bruder Ernſt Auguſt, Herzog von Cumberland in der Mitte, für den die Thronfolge im Königreich Hannover beſtimmt war. Ein fünfter Bruder, Herzog von Suſſex, war nur morganatiſch vermählt.

Im Jahr 1819 trug Francis Burdett das erſtemal im Unterhauſe auf eine Parlamentsreform an, die darin beſtehen ſollte, daß neben dem adeligen Grundbeſitze auch das bürgerliche Gewerbe vertreten würde. Es war der Beginn eines großen, noch jetzt fort-

dauernden Kampfes nicht blos der unvertretenen großen Städte gegen den allein vertretenen Landadel, nicht blos der Induſtrie gegen den Ackerbau, ſondern auch der Armen gegen die Reichen, denn nur wenn bürgerliche Abgeordnete in hinreichender Zahl im Parlamente ſaßen, konnten die Armen auf Vertheidiger rechnen; außerdem war ihre Sache im Parlament immer verloren. Burdetts Antrag wurde, wie zu erwarten war, von der ariſtokratiſchen Mehrheit verworfen. Dies wirkte auf das Volk zurück, die getäuſchte Hoffnung weckte Grimm und die Folgen waren neue Bewegungen unter den Arbeitern. Hunt veranlaßte eine große, von 60,000 Menſchen beſuchte Volksverſammlung bei Mancheſter, am 16. Auguſt, aber die Regierung befahl deren Auflöſung, und als ſich die Maſſen nicht fügten, mußte Militär einhauen, wobei 4—500 Perſonen getödtet oder verwundet wurden. Man hielt dieſen Ueberfall für unberechtigt und grauſam, das Volk blieb aber in den Schranken des Geſetzes und verhielt ſich ruhig. Nur auf geſetzlichem Wege, nur durch Reform hoffte es zum Ziel zu gelangen. Für die Volkspartei kam in dieſer Zeit der Name der Reformer, Radicalreformer oder Radicalen auf. Es iſt merkwürdig, daß damals auch ſchon communiſtiſche Theorien im engliſchen Volke umgingen, wie erſt viel ſpäter wieder in Frankreich. Ein gewiſſer Spencer, der ſchon geſtorben war, hatte ſeinen Anhängern, den ſ. g. Menſchenfreunden, die Lehre hinterlaſſen, aller Grund und Boden gehöre dem Volk und müſſe von Rechtswegen unter das Volk gleich vertheilt werden. Das Miniſterium ſchritt gegen die Unruhen wieder, wie vor zwei Jahren, mit großer Strenge ein und ließ viele Perſonen verhaften.

Am 29. Januar 1820 ſtarb der alte König und der Prinzregent beſtieg als Georg IV. den Thron. Wenige Wochen nachher wurde ein gewiſſer Tiſtlewood, Hunts Anhänger, ein liederliches Subject, verhaftet, weil er eine Verſchwörung gegen die Miniſter eingeleitet hatte, die alleſammt bei einem Mittagsmahl ermordet werden ſollten. Nach kurzem Prozeß wurde er mit vier Mitſchuldigen am 1. Mai hingerichtet. Im April waren wieder die Arbeiter

in Glasgow unruhig, wurden jedoch durch Truppen im Zaum gehalten.

Unmittelbar nach dem Prozeß, den man dem Pöbel gemacht, beging der König die auffallende Unbesonnenheit, nun auch gleichsam der Krone selbst einen Prozeß anzuhängen, indem er öffentlich seine Gemahlin Karoline als Ehebrecherin anklagen und vor Gericht ziehen ließ. Die Majestät konnte nicht tiefer beschimpft, die Ehrfurcht des Volks vor der Dynastie auf keine gefährlichere Probe gestellt werden. Die Königin war schon früher einmal (1806) desselben Verbrechens angeklagt, aber freigesprochen worden. Das Volk hatte in seiner Haltung ungleich mehr Tact bewiesen, als die Krone, indem es für die angeklagte Dame Partei ergriff, nicht als ob es sie für unschuldig gehalten hätte, sondern weil sie die hohe Dame war, deren Schwächen besser verschwiegen blieben. Der König schadete sich in der öffentlichen Meinung unendlich, indem er den häßlichen Prozeß nun wieder erneuerte, ein Verfahren, das ihn um so weniger zierte, als er sich eigne Untreue und lasterhaftes Leben vorzuwerfen hatte und die Königin nur durch sein unwürdiges Betragen gegen sie so weit heruntergebracht hatte. Karoline hatte im Jahr 1814 England verlassen und, getrennt von ihrem Gemahl, auf Reisen zugebracht. Sie war in Griechenland, selbst im h. Lande gewesen, hatte sich aber am längsten und liebsten in Italien aufgehalten, insbesondere in einer Villa am Comersee. Ein gemeiner Italiener, Namens Pergami, hatte sich vom Kammerdiener zum Ritter und Großmeister eines von ihr gestifteten Ordens erhoben und lebte mit ihr auf eine scandalöse Weise. Außerdem hatte sie einen schönen Knaben bei sich, von dem sie sich nie trennte. Sie nannte ihn Wilhelm Austin und es soll ihr Sohn von Sidney Smith gewesen seyn. Nach des alten Königs Tode kam nun Karoline nach England zurück, um als Königin an den Ehren Theil zu nehmen, die ihrem Gemahl wiederfuhren. Das wollte nun aber der König um keinen Preis dulden und darum fing er den Prozeß an. Als die Königin landete, am 4. Juni, wurde sie trotz der Befehle des

Königs, der jeden feierlichen Empfang unterſagt hatte, vom Volk mit unermeßlichem Jubel, dem Geläute aller Glocken, Ehrenwachen, Deputationen und Illuminationen begrüßt. Ihr Zug von Dover nach London war ein Triumphzug. Eine unermeßliche Menſchenmenge umwogte ſie auf dem ganzen Wege und wünſchte ihr Glück. In London ſtieg ſie im Hauſe des Alderman Wood ab und zeigte ſich dem jubelnden Volk auf dem Balkon. Jeder, der an ihrem Hauſe vorüberging, wurde gezwungen, den Hut abzunehmen. Den Miniſtern warf man die Fenſter ein.

Inzwiſchen war der Prozeß eingeleitet und am 27. Auguſt erſchien die Königin vor den Schranken der Pairs. Man hatte aus Italien und Deutſchland Kellner und Mägde der Gaſthöfe, in denen ſie logirt, mit großen Koſten kommen laſſen, um gegen ſie zu zeugen. Aber der Vertheidiger der Königin, der große Rechtsgelehrte Brougham, ſchüchterte dieſe Zeugen dergeſtalt ein, daß ſie lieber nichts zu wiſſen erklärten, und in London ſelbſt herrſchte eine ſo furchtbare Aufregung unter dem Volk, daß die Pairs ſich genöthigt ſahen, am 10. November die Anklagebill zu vertagen, d. h. zurückzunehmen. Das Volk veranſtaltete ſogleich eine allgemeine Illumination der Stadt und zwang alle Miniſter, ihre Hotels gleichfalls zu beleuchten. Dadurch noch mehr in ihrem Trotz beſtärkt, blieb die Königin in London, zu ihrem Verderben. Sie vergaß, daß ſie nach dem, was vorgefallen war, den König ſtürzen oder ihm weichen mußte. Sie war es auch dem Volke ſchuldig, das ihre Ehre ſo glänzend gerettet hatte, ſich nun dankbar zurückzuziehen. Statt deſſen blieb ſie und machte darauf Anſpruch, als der König ſich krönen ließ, mitgekrönt zu werden. Am 19. Juli 1821 fand die Krönung des Königs ſtatt; die Königin in vollem Putz fuhr in einer ſechsſpännigen Kutſche vor die Weſtminſter-Abtei, wo die Ceremonie eben begann, wurde aber vom Gefolge des Königs zurückgewieſen. Sie blieb eine halbe Stunde und drang vor alle Thüren, aber immer mit demſelben unglücklichen Erfolg und mußte endlich zurückfahren. Wenige Tage nach dieſem ungeheuren Skandal ſtarb

ſie, wie es hieß, an einem kalten Trunk im Theater Drurylane, am 7. Auguſt. Die Regierung wollte die Leiche ohne Aufſehen nach Harwich ſchaffen laſſen, ohne daß der Zug durch Londons Straßen führe. Aber das Volk erzwang einen feierlichen Leichenzug mitten durch London und ſperrte den von der Regierung beſtimmten Weg mit Barrikaden. Unter dem Geſchrei, „hier kommt die Königin, die gemordete Königin!“ wollte das Volk die Leiche vor den Pallaſt des Königs ſelbſt tragen, aber es wurde theils durch einen Angriff des Militärs, wobei wieder Blut floß, theils durch vernünftige Vorſtellungen der Conſtabler verhindert. Von Harwich wurde die Leiche zur See gebracht und in dem Erbbegräbniß zu Braunſchweig beigeſetzt, denn die unglückliche Königin war die Tochter des unglücklichen Ferdinand von Braunſchweig, der bei Jena, und Schweſter des unglücklichen Wilhelm, der bei Quatrebras die Todeswunde empfieng.

Der König war bei dem Begräbniß der Königin gar nicht in London anweſend. In dem Augenblick, in dem ſie erkrankte, machte er ganz unerwartet eine Reiſe nach Irland. Die Iren empfingen einen ſo ſeltenen Beſuch mit kindiſcher Freude und glaubten, der gute König komme endlich, ihre Leiden zu mildern. Aber Georg IV. hatte nur London entfliehen wollen, es war ihm ganz gleichgültig, wohin er ging. Auch blieb er nur, bis die Königin glücklich als Leiche über Meer geſchafft war, und in Irland blieb es nicht nur beim Alten, ſondern die Uebel wurden noch ärger. Dieſes unglückſelige Irland befand ſich immer noch in der kläglichen Lage, in die es durch die erſten engliſchen Eroberer und ſpäter noch durch Cromwell gebracht worden war. Die urſprünglich iriſche und katholiſche Bevölkerung hatte allen Beſitz und alle Rechte verloren an eine Minderheit von engliſchen und proteſtantiſchen Eindringlingen. Die ganze große Inſel war in proteſtantiſche Bisthümer und Pfarreien eingetheilt und mußte die hohen Gehalte für die proteſtantiſche Geiſtlichkeit bezahlen, wenn auch gar keine Proteſtanten vorhanden waren, um eine Gemeinde zu bilden, und die betreffen-

den Biſchöfe und Pfarrer niemals nach Irland kamen, ſondern ihren Gehalt in England oder auf Vergnügungsreiſen verzehrten. Grund und Boden gehörten Engländern, die Iren waren nur Pächter und mußten hohes Pachtgeld zahlen. Dabei ſollten ſie mit ihrer Familie leben und aus Privatmitteln ihre katholiſchen Prieſter bezahlen. Sie waren daher ſchon längſt in die tiefſte Armuth geſunken, wohnten in den elendeſten Hütten und hatten kaum Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken. Alle Berichte aus jener Zeit ſtimmen in der Schilderung des grenzenloſen iriſchen Elendes überein. Im Spätherbſt deſſelben Jahres 1821, in welchem der König nach Irland gekommen war, konnten die meiſten Pächter ihre Pacht nicht bezahlen und wurden von den Grundherrn im Beginn des harten Winters mit ihren Familien vertrieben, eine Härte, die der Erwartung von der Gnade des Königs grell widerſprach. Daher überall Unruhen ausbrachen. Die Aermſten ſchloſſen ſich an einander und bildeten geheime Geſellſchaften, die ſich vermummten und waffneten und nächtlicher Weile grauſame Rache an ihren Peinigern, den Grundherrn, den Obrigkeiten und (proteſtantiſchen) Geiſtlichen übten und zuweilen ſelbſt dem gegen ſie ausgeſchickten Militär tapfern Widerſtand leiſteten. Das geheimnißvolle Haupt der Verſchwörung unterzeichnete die Befehle als Capitän Rock. Die Genoſſen erkannten ſich an weißen Bändern und hießen deshalb weiße Buben (white boys) oder Bandmänner (ribbon-men). Sie brannten Häuſer nieder, mordeten und wurden immer gefährlicher, bis das Parlament im Februar 1822 die Habeas-Corpus-Acte in Bezug auf Irland aufhob und das Miniſterium mit größter Energie einſchritt. Die bewaffnete Macht verbreitete Schrecken durch ganz Irland und ſtillte die Unruhen. Die Proteſtanten in Irland, Beamte, Geiſtliche, Grundbeſitzer erlaubten ſich aus Rache jede Willkühr. Sie hatten ſchon längſt eine engere Parteiverbindung und hießen ſeit den Zeiten Wilhelms III. (aus dem Haus Oranien) die Orangemänner (orange-men). Eine furchtbare Hungersnoth mordete die ſo hart Gemaßregelten und Wehrloſen vollends in ſolcher Menge,

daß das Parlament wieder Mitleid fühlte und 200,000 Pfund Sterling Unterſtützungen decretirte. Von einer gründlichen Heilung der Schäden in Irland war nicht die Rede. Das engliſche Volk, das freiſinnigſte der Erde, das ausſchließliche Rechtsvolk, das ſich ſeiner politiſchen und ſittlichen Bildung vor allen andern bewußt war und rühmte, fand doch nichts Arges in der jahrhundertlang fortdauernden ſyſtematiſchen Mishandlung der Iren und hatte für die letztern nicht mehr Gefühl, als ein Herr für ſeinen Hund.

Der Hauptträger des Syſtems, nach dem England bisher regiert wurde, Lord Caſtlereagh, oder wie er nach ſeines Vaters Tode betitelt wurde, Marquis von Londonderry, fiel im Jahr 1822 in einen ſtillen Wahnſinn. Ueberall glaubte er ſich von Feinden verfolgt und ſah, wie König Richard III. bei Shakſpeare, die Rachegeiſter der Völker, die er hatte morden helfen, gegen ſich herankommen. Man pflegte und hütete ihn aufs beſte, aber am 12. Auguſt fand man ihn ſterbend, er hatte ſich mit einem Federmeſſer den Hals durchgeſchnitten. Seine Leiche wurde zu denen aller großen Engländer in die Weſtminſterabtei geführt, aber das Volk rief ihm Verwünſchungen nach und brach bei der Beiſetzung in lauten Jubel aus. So ſtirbt ein Volksfeind. Ohne Zweifel theilte Caſtlereagh mit Metternich jene ariſtokratiſche Hoffahrt, die von den Leiden der Völker Notiz zu nehmen, für gemein gehalten haben würde, und jene gewiſſenloſe Frivolität, ohne die man damals meinte, nicht Diplomat ſeyn zu können. Der edle Zorn, der in Lord Byron glühte, erklärt ſich vorzugsweiſe aus ſeinem tiefen Haß gegen Männer wie Caſtlereagh, Maitland, Hudſon Lowe.

Georg Canning, ein Whig, der zu den Tories übergegangen und ſogar ſchon einmal Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen, aber 1809 in Folge eines Duells mit Caſtlereagh abgetreten war, wurde jetzt an deſſen Stelle berufen. Der König that es ungern, auch Wellington war nicht ganz damit zufrieden, allein Lord Liverpool, auf den der König viel hielt, empfahl ihn. Auch ſchien Canning anfangs nur das alte Syſtem fortzuſetzen, trat z. B.

dem Einmarſch der Franzoſen in Spanien, als einer ſchon vorher ausgemachten Sache, nicht mehr entgegen, und ließ erſt nach und nach, indem er ſich erſt in ſeinem Amt feſter geſetzt hatte, ſeine liberalen Ideen durchblicken. Er war es, der in der engliſchen Politik eine große Aenderung hervorrufen und dadurch auch den Dingen in Europa eine andere Wendung geben ſollte. Alle Hoffnungen der unterdrückten Nationen, wie der bedrängten conſtitutionellen Parteien hingen ſich an Canning. Er ging den unterdrückten Gemüthern wie ein lichter Stern auf. Bei der Wiedereröffnung des Parlaments im Anfang des Jahres 1823 kündigte die Thronrede zum erſtenmal Erſparungen und Verbeſſerungen im Innern an und rühmte, daß England ſich an der harten Maaßregel gegen Spanien nicht betheiligt habe. Das war ein anderer Ton, als den man früher immer gehört hatte. Den Worten folgte die That. Ueber 200 harte und unredliche Beamte in Irland wurden abgeſetzt. Nach der Levante wurde der Befehl geſchickt, die Blokade der Griechen genau ſo zu reſpectiren, wie die der Türken. Die Emancipation der Negerſclaven in den Colonien wurde vorbereitet. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten wurden definitiv anerkannt. In Portugal wurde die Verfaſſung geſchützt. Bald erhielten auch die Griechen Unterſtützung.

Zu der nämlichen Zeit begann in Irland die außerordentliche Wirkſamkeit des Rechtsanwalt Daniel O'Connel, der die geniale Idee verfolgte, Irland nicht mehr mit den alten iriſchen Mitteln (Empörung, Verſchwörung, Brandſtiftung), ſondern vielmehr auf engliſche Weiſe zu vertheidigen, in den Schranken des Geſetzes, mit dem Recht in der Hand und auf dem Wege des Prozeſſes. Er ſtiftete einen „katholiſchen Verein", gebot allen Iren Frieden und Ruhe, unterſagte ihnen jeden ungeſetzlichen Widerſtand und machte ihnen begreiflich, daß nur das feſte Zuſammenhalten Aller unter ſteter Beachtung der beſtehenden Geſetze ihnen die moraliſche Macht verleihen werde, die ſie bedurften, um eine dauernde Beſſerung ihrer Zuſtände durchzuſetzen. Die Wahrheit deſſen, was er ſagte, und die Macht ſeiner populären Beredſamkeit bezauberte ganz Irland.

Alles gehorchte ihm. Canning aber kam dieſer loyalen Bewegung in Irland dadurch entgegen, daß er nicht nur, wie ſchon bemerkt, der Wuth der Orangemänner Einhalt that, ſondern auch auf dem Wege des Geſetzes die Emancipation der Katholiken anbahnte, die zur bürgerlichen Gleichſtellung der Iren mit den Engländern führen ſollte. Schon am 30. April 1823 ſchlug Canning dem Parlamente vor, die ſ. g. Teſtacte vom Jahre 1678, durch welche den katholiſchen Pairs aus Irland der Sitz im Oberhauſe entriſſen worden war, wieder aufzuheben. Das Unterhaus ſtimmte zu, aber das Oberhaus ſah hinter dieſem kleinen Anfang ſchon mit Beſorgniß ein ganzes Heer von weitern katholiſchen Forderungen herannahen und lehnte die Bill ab. Die Motive der proteſtantiſchen Pairs waren: England ſey ein weſentlich proteſtantiſcher Staat, es verliere ſeinen Grundcharakter, wenn es die Katholiken den Proteſtanten gleich ſtelle. Irland ſey ein erobertes Land, nach immer wiederholten Rebellionen beſiegt, man dürfe dieſen ewigen Feind nicht erſtarken laſſen. Was man nicht ſagte, aber dachte, war das Hauptmotiv. Wenn je Irland bei ſeiner herrlichen Lage im Weſten von England, in einen blühenden Zuſtand kam, ſo mußte es ſich eine Menge Vortheile aneignen, die bisher England allein genoſſen hatte. Nicht mit Unrecht pries O'Connel Irland als „die Smaragdinſel," die, wenn in ihr erſt Freiheit, ein geſicherter Rechtszuſtand und Wohlſtand herrſchen würden, in ihren Häfen mehr Schiffe ſehen würde, als England. Obgleich nun die Bill nicht durchging, ſo war es doch ſchon ein großer Fortſchritt, daß ſie überhaupt eingebracht worden war, daß man die Rechte der Katholiken in Betrachtung gezogen hatte, und es ließ ſich erwarten, die Bill werde zu gelegener Zeit wieder eingebracht werden.

Auch der landverderblichen Kornbill trat Canning entgegen und ſetzte wenigſtens eine Ermäßigung derſelben durch, ſo zwar, daß fremdes Getreide ſchon eingeführt werden durfte, wenn der Quarter 70 Schilling koſte (nach der Kornbill waren 80 Schilling erforderlich geweſen).

Der wichtigſte Act, womit das Miniſterium Canning ſeine kurze, aber folgenreiche Thätigkeit ſchloß, war die Anerkennung der griechiſchen Freiheit. Canning hatte ſich von Anfang an den Griechen günſtig geſtimmt gezeigt, im Jahr 1824 war in England die große griechiſche Anleihe geſchloſſen worden. Canning ſchien nur der poetiſchen Schwärmerei des Lord Byron und der deutſchen Philhellenen nachzukommen, der Grund aber warum er ſich der Griechen annahm, war ein ganz anderer. Die griechiſche Revolution war von Rußland veranlaßt, wenn auch ſcheinbar desavouirt worden. Rußland hatte die Mine angezündet, die das türkiſche Reich in Stücke riß, und paßte nur die Zeit ab, um ſich einzumiſchen und ſeine Beute wegzuholen. Durch die Beſitznahme Conſtantinopels würde aber Rußland ſo übermächtig geworden ſeyn, daß dadurch das bisher ſo ſorgfältig gehütete Gleichgewicht Europas eine gewaltige Störung erlitten haben würde. Deshalb lag es im Intereſſe nicht nur Englands, ſondern auch der andern Großmächte, in dieſer Beziehung Rußland Schranken zu ziehen. Bevor Canning engliſcher Miniſter wurde, hatte man verſucht, den Sultan aus eigener Kraft der griechiſchen Rebellion Meiſter werden zu laſſen, indem man einerſeits den Kaiſer Alexander ermahnte, von jedem Angriff auf die Türkei abzuſtehen, und andrerſeits die Griechen nicht unterſtützte. Seit aber Canning das engliſche Staatsruder lenkte, und zugleich die Unfähigkeit des Sultans, allein der Griechen Meiſter zu werden, klar geworden war, glaubte man einen andern Verſuch machen zu müſſen. Mehemet Ali von Aegypten, den der Sultan zu Hülfe gerufen hatte, beſaß ſchon eine ungeheure Macht in Aegypten, Nubien, Arabien. Wenn er ſich mit Rußland verſtändigte und dieſem den Norden der Türkei überließ, konnte er den Süden derſelben behaupten. Es war durchaus nothwendig, daß die Weſtmächte dazwiſchen traten, ſey es um den Sultan gegen ſeine falſchen Freunde, wie gegen ſeine Feinde, zu ſchützen, ſey es, um das einmal thatſächlich befreite Griechenland in eigene Obhut zu nehmen und ſich deſſelben als eines Pfandes zu verſichern. Darin waren England,

Frankreich und Oeſterreich vollkommen einverſtanden, daß man Rußland keine Eroberung in der Türkei machen laſſen dürfe. Die fünfte Großmacht, Preußen, hatte ſich damals ſchon Rußland zu ſehr hingegeben, um ihm mit gleicher Entſchiedenheit, wie die andern, entgegentreten zu können. Uneinig waren die drei Weſtmächte nur in Bezug auf Griechenland. Fürſt Metternich misbilligte die Errichtung eines griechiſchen Staates, der ſchon der kirchlichen Sympathien wegen unter ruſſiſchen Einfluß kommen würde, während die geſchwächte Türkei nicht mehr im Stande ſeyn würde, ſich Rußlands mit den Waffen zu erwehren. Canning wollte dagegen die Griechen befreien, ſchon um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden, und um den Einfluß, den England bereits von den joniſchen Inſeln aus übte, noch weiter auszudehnen. Als Fürſt Metternich erkannte, er habe nur die Wahl zwiſchen Rußland und England, kam er der letztern Macht entgegen, reiſte im Frühjahr 1825 ſelbſt nach Paris und gewann Frankreich für die Anſicht, daß man England nachgeben könne unter der Bedingung, dem neuen griechiſchen Reiche einen König aus einer europäiſchen Dynaſtie zu geben. Canning wollte das letztere jedoch nur unter der Bedingung eingehen, daß die Griechen ſelbſt eine ſolche Wahl träfen.

In Frankreich war bereits am 16. September 1824 König Ludwig XVIII. geſtorben und hatte ſein Bruder, der Herzog von Artois, als Karl X. den Thron beſtiegen. Ohne die franzöſiſche Verfaſſung aufzuheben, mit welcher wie ſein Bruder fortzuregieren, er ſich zunächſt verpflichtet ſah und den Verſuch machen wollte, war der neue König doch ein entſchiedener Gegner des Liberalismus, von dem er überall nur Bedrängniſſe des legitimen Throns fürchtete. Desgleichen ſtimmte er auch mit dem Fürſten Metternich vollkommen in der Misbilligung der griechiſchen Revolution überein, konnte jedoch andrerſeits auch wieder nicht umhin, in der Bekämpfung des ruſſiſchen Uebergewichts auf Seite Englands zu treten.

Ungleich mehr Einfluß auf die griechiſche Angelegenheit übte die Thronveränderung in Rußland. Kaiſer Alexander hatte ſich

bisher bewegen laſſen, für die Griechen nichts zu thun. Das war ihm durch eine einfache Politik geboten. Die Türkei ging auch ohne ſeine unmittelbare Einwirkung zu Grunde, er konnte ruhig abwarten. Würde er gleich zugegriffen haben, ſo hätte er außer dem verzweifelten Widerſtande der Türken auch noch die eiferſüchtigen Weſtmächte bekämpfen müſſen. Man würde Unrecht thun, dieſe Politik des Zuwartens dem Kaiſer als Schwäche auszulegen. Er hat in ſeinem Benehmen gegen Napoleon, wie gegen die Allianz in dem Jahre 1808—1815 ſo viele Staatsklugheit bewieſen, daß es unerlaubt iſt, ihm zuzutrauen, er habe ſich ſpäter durch die frommen Gaukeleien der verblühten Frau von Krüdener im Ernſt leiten laſſen. Auch ließ er Griechenland nicht aus den Augen. Er forderte vom Sultan Rechenſchaft für die Hinrichtung des Patriarchen und verlangte die Herſtellung der zerſtörten Kirchen, als ob ihm ſchon ein Schutzrecht über die chriſtlichen Unterthanen des Sultan zugeſtanden hätte. Er behielt ſich jeden Augenblick die bewaffnete Intervention vor, wenn er ſie auch noch nicht eintreten ließ. Auch wußte der Sultan die ruſſiſche Macht recht wohl zu ſchätzen und gab nach, indem er die Chriſten, die nicht rebellirten, wirklich ſchonte und dem neuen Patriarchen auffallend ſchmeichelte.

Man glaubt, Kaiſer Alexander habe die Griechen nicht unterſtützt, weil er die Revolution in Rußland ſelbſt gefürchtet habe. Allein auch das iſt nicht wahrſcheinlich. Die geheime Agitation unter den ruſſiſchen Offizieren entbehrte jeder Popularität und mithin jeder Möglichkeit des Gelingens. Es war eine pure Nachäfferei des Carbonarismus, ausgehend von müßigen jungen Edelleuten. Im ſchlimmſten Fall konnte daraus ein Mord und ein Thronwechſel hervorgehen, gewiß aber keine Aenderung der ruſſiſchen Politik und des ruſſiſchen Staatsorganismus. Man hat den drei Geheimbünden (des Heils, der ruſſiſchen Ritter und der öffentlichen Wohlfahrt) in St. Petersburg und Moskau viel zu viel Bedeutung beigelegt. Sie ergingen ſich in theils conſtitutionellen, theils republikaniſchen Illuſionen, die am allerwenigſten in Rußland verwirklicht

werden konnten. Preſſel, der Führer der geheimen Republikaner, trennte ſich von den Conſtitutionellen, die ihm nicht weit genug gingen, aber weder die einen noch die andern konnten nur auf den allergeringſten Anhang im Volk rechnen, welches von ihren aus weſteuropäiſchen Reiſeerinnerungen und Büchern entlehnten Phantaſien nichts verſtand, an ſklaviſchen Gehorſam gewohnt und gänzlich ungebildet war. Sollte der plötzliche und geheimnißvolle Tod des Kaiſer Alexander mit dem Treiben jener Geheimbünde im Zuſammhange ſtehen, ſo bewieſen doch gerade die nächſten Folgen dieſes Todesfalles, daß ihre Berechnung ſie getäuſcht hat. Die gewohnte Ordnung der Dinge und der unabänderliche Gedanke der ruſſiſchen Politik konnten ſelbſt durch einen ſo raſchen Perſonenwechſel auf dem Throne nicht alterirt werden.

Zwei erſchütternde Ereigniſſe folgten ſich raſch aufeinander, am 19. November 1824 eine furchtbare Ueberſchwemmung der Stadt St. Petersburg durch eine Sturmfluth *) und ein Jahr ſpäter der Tod des Kaiſers. Alexander ſtarb auf der Reiſe in den Süden zu Taganrog am Aſowſchen Meer, nach ſehr kurzer Krankheit angeblich an einem Gallenfieber, am 1. Dezember 1825, und ſehr auffallenderweiſe ſtarb ihm ſeine Gemahlin, die badiſche Eliſabeth, in kurzer Zeit nach, auf der Rückreiſe von Taganrog unterwegs am 16. Mai 1826, beide noch in ihren beſten Jahren, der Kaiſer erſt 48, die Kaiſerin 47 Jahre alt.

Der ältere Bruder des verſtorbenen Kaiſers, Conſtantin, war Statthalter des Königreichs Polen, reſidirte in Warſchau und hatte

---

*) Die Höhe der Fluth war bedingt durch den Vollmond und anhaltenden Weſtwind, der vieles Waſſer aus der Nord- in die Oſtſee und aus dieſer in den finniſchen Meerbuſen trieb. Vor hundert Jahren hatte die damals kaum aus der Erde erſtandene Stadt ein ähnliches Unglück erfahren. Begreiflich knüpften ſich an dieſe Thatſachen ſchlimme Prophezeihungen einer künftigen Sturmfluth, in der die Stadt untergehen würde. Jedenfalls gehört dieſe den Fluthen ſo ſehr ausgeſetzte Lage Petersburgs zu dem vielen andern, was an dieſer Stiftung Peters des Großen unnatürlich iſt.

ſich mit einer polniſchen Fürſtin morganatiſch verbunden. Ueberdies war ſein Temperament ein wenig ſcythiſch und er fühlte ſelbſt, daß er zur Lenkung eines großen Reichs nicht geeignet ſey, hatte daher ſchon unterm 14. Januar 1822 vollkommen freiwillig eine Urkunde ausgeſtellt, worin er der Thronfolge zu Gunſten ſeines jüngern Bruders Nicolaus entſagte. Sollte der Letztere nichts von dieſer Urkunde gewußt haben? Als die Nachricht vom Tode Alexanders in St. Petersburg anlangte, handelte daſelbſt Großfürſt Nicolaus, als ob jene Urkunde nicht exiſtire, denn er ließ ſogleich die Truppen unter Gewehr treten und dem Kaiſer Conſtantin huldigen. Erſt als Conſtantin von Warſchau aus melden ließ, er nehme die Krone nicht an und auf jene Urkunde verwies, glaubte ſich Nicolaus berechtigt und verpflichtet, die Truppen noch einmal zuſammentreten und eine neue Huldigung vornehmen zu laſſen. Sollte ihm die Urkunde früher ſchon bekannt geweſen ſeyn, ſo erklärt ſich ſein Benehmen aus Loyalität; er wollte ſeinem Bruder Gelegenheit geben, öffentlich zu verzichten, ſeinem Volk und dem Ausland gegenüber beweiſen, daß er ſeinen Bruder nicht um ſein Erſtgeburtsrecht habe bringen wollen, daß jene ältere Urkunde nicht erſchlichen worden ſey. Da trat aber der Mißſtand ein, daß die Truppen durch die ihnen zugemuthete zweimalige Huldigung verwirrt oder wenigſtens durch die Genoſſen der Geheimbünde verführt wurden, an der Regelmäßigkeit der zweiten Huldigung zu zweifeln.

Als dieſe zweite Huldigung am 26. December 1825 vorgenommen werden ſollte, empörte ſich ein Theil der Truppen und rief „es lebe der Kaiſer Conſtantin!“ Graf Miloradowitſch, der berühmte General von 1813 und 1814, wollte ſie beruhigen und belehren, fiel aber durch einen mörderiſchen Schuß. Nicolaus ſtieg zu Pferde, begab ſich an der Spitze eines Gardebataillons zu den Aufrührern und fand beim Volk ergebenen Zuruf, nicht aber bei den Soldaten, die vor ſeinen Augen ihre Gewehre luden. Da zog er ſich zurück, ließ die ihm treuen Regimenter vorrücken, und zugleich die Biſchöfe mit erhobenem Kreuz den Rebellen im Namen

Gottes den wahren und einzig legitimen Kaiſer Nicolaus verkünden. Es waren hauptſächlich das Garderegiment Moskau und das Leibgrenadierregiment, die ſich für Conſtantin erklärt hatten und die nicolaiſtiſchen Garden anfangs durch ein mörderiſches Feuer zurücktrieben, bis ſie von einer zahlreichen Artillerie niedergeſchmettert und zerſprengt wurden. Damit war der ganze Aufſtand zu Ende und Kaiſer Nicolaus wurde überall im Reich anerkannt. Erſt hinterdrein erfuhr man etwas Näheres über den Antheil der Verſchworenen an dem Petersburger Ereigniß. Ein junger Fürſt Trubezkoi, Günſtling des Kaiſers und Oberſt der Garde, war zum Haupt des Geheimbundes gewählt worden, der den Tod Alexanders benutzen wollte, um angeblich Rußland in eine Föderativrepublik zu verwandeln. Hatten ſich die jungen Tollköpfe wirklich ſolche Einbildungen gemacht, ſo war nichts begreiflicher, als daß ſie im Augenblick der Ausführung inne wurden, das Volk, die Armee könne ſie gar nicht verſtehen. Selbſt wenn ſie an der Spitze eines Theils der Garden geſiegt hätten, würden die Garden den Großfürſten Conſtantin (unter dem ihnen ganz fremden Worte Conſtitution dachten ſie ſich Conſtantins Gemahlin) und nicht eine Republik gewollt haben. Daher die Verblüfftheit. Trubezkoi, anſtatt ſich am 26. Dezember an die Spitze der Inſurrection zu ſtellen, verſteckte ſich bei dem ihm verſchwägerten öſterreichiſchen Geſandten und bat nachher den Kaiſer um Gnade, wurde aber in die Bergwerke Sibiriens geſchickt. Fünf Verſchwörer, Preſſel, Sergius Murawiew-Apoſtol, Ryliew, Beſchuſchef-Rumin und Kachowski wurden gehenkt, viele andere erlitten nur geringere Strafen. Von einer Schuld der Verſchworenen am Tode des vorigen Kaiſers verlautete nicht ein Wort.

Bald nach dieſen Scenen in Petersburg begab ſich Nicolaus nach Moskau, um ſich in dieſer heiligen alten Hauptſtadt des Reichs krönen zu laſſen und Großfürſt Conſtantin ſelbſt eilte von Warſchau dahin, um der Erſte zu ſeyn, der ihm als ſeinem Kaiſer huldigte, und dadurch die Wahrheit ſeiner frühern Entſagung öffentlich zu beſtätigen. Beide Brüder umarmten ſich vor den Augen des Volkes.

Kaiſer Alexander war nicht groß von Geſtalt, mehr weich und zierlich, überaus freundlich und gewandt geweſen, ſein Bruder Nicolaus dagegen eine hochgewachſene heroiſche Geſtalt, ritterlich ſchön und ſtolz. Sein Geſichtsausdruck verrieth einen feſten Charakter. Man ſpürte bald, daß Nicolaus mit mehr Entſchiedenheit als Alexander gegen die Türkei auftreten würde. Hatte der europäiſche Liberalismus in Canning unerwartet einen Vorkämpfer gefunden, ſo trat in Nicolaus eine neue große Perſönlichkeit in die Zeit ein, um die bisherige Harmonie der fünf Großmächte und das europäiſche Gleichgewicht von der abſolutiſtiſchen Seite her zu ſtören. Die breiten Ringe, in denen Europa eingeſchmiedet ſchien, begannen ſich zu löſen. Hier gewann die Oppoſition der Völker neuen Schwung durch Englands liberalen Miniſter, dort trat eine leiſe, aber tiefe Zwietracht unter den Herrſchern ein aus Furcht vor Einem, aus Neid gegen Einen. Oeſterreich verlor den Vorrang an Rußland.

Wenn früher ſowohl Caſtlereagh als Kaiſer Alexander dem Fürſten Metternich nachgegeben hatten, ſo hörte dieſer, nachdem Canning und Nicolaus zur Herrſchaft gelangt waren, auf, auch nur den Schein der Vormundſchaft in der Pentarchie zu beſitzen. Wenn Kaiſer Alexander wenigſtens ſcheinbar das ſpecielle Intereſſe Rußlands dem allgemeinen europäiſchen untergeordnet hatte, ſo ordnete jetzt Kaiſer Nicolaus dieſes unbedingt und offen jenem unter. Zum erſtenmal trat Rußland dem ganzen übrigen Europa gegenüber, wie ihm früher unter Napoleon Frankreich gegenüber geſtanden war. Damals zuerſt maßte ſich Rußland allein ein Gewicht an, ſchwer genug, um das der übrigen Großmächte aufzuwiegen.

Nicolaus regierte Rußland nach einem neuen Syſtem, das ihm von Anfang an klar geweſen iſt, wenn es auch nur nach und nach durchgeführt werden konnte, nach einem Syſteme, welches dem ſeiner Vorfahren ſeit Peter dem Großen geradezu entgegengeſetzt war. Peter der Große, Anna, die große Katharina, Paul I. und noch Alexander, hatten das barbariſche Rußland durch Fremde aus dem Rohen herausarbeiten, erziehen, bilden, exerciren

und adminiſtriren laſſen. Neben dem Adel der deutſchen, Rußland einverleibten Oſtſeeprovinzen, ſpielten die talentvollen Deutſchen und Franzoſen, die nach St. Petersburg gekommen waren, um dort ihr Glück zu machen, oder die der Kaiſer ſelbſt für die einzelnen Zweige des Heer- und Seeweſens, der Finanzen, der Civilverwaltung, des Unterrichts, der Bergwerke ꝛc. berufen hatte, die erſte Rolle, und die einheimiſchen Bojaren (die jetzt ſ. g. ruſſiſchen Fürſten), nur die zweite, oder wenn die ruſſiſche Indolenz in einzelnen Individuen des Bojarenſtandes aufſtrebendes Talent und Geiſt aufkommen ließ, ſo nahmen dieſe die ausländiſche Bildung und Sitte an. Das alte barbariſche Ruſſenthum mit den langen Haaren und Bärten, dem halbtürkiſchen Kaftan, erhielt ſich bei den älteren, vom Hofe fern lebenden Bojaren in Moskau, bei den Popen (Prieſtern), bei den Kaufleuten und bei den Bauern, machte aber keinen Anſpruch darauf, beſſer ſeyn zu wollen, als das Fremde, ſondern erkannte deſſen Superiorität ſtillſchweigend an. Erſt Kaiſer Nicolaus fiel auf den Gedanken, das alte Ruſſenthum zu heben, und die fremden Elemente zu verdrängen. Durch ſeine ganze lange Regierung zieht ſich ein Grundgedanke, allmählige Ruſſificirung aller nichtruſſiſchen Nationen innerhalb ſeines großen Reiches, und allmählige Gräciſirung aller nichtgriechiſchen Glaubensgenoſſen. Rußlands Unterthanen ſollten ſämmtlich in eine homogene Maſſe verſchmelzen mit ruſſiſcher Sprache und ruſſiſch-griechiſchem Glauben. Das Erlernen der ruſſiſchen Sprache wurde durch wiederholte Ukaſen in den deutſchen Oſtſeeprovinzen, wie in Polen, eingeſchärft, und zur Bedingung des Staatsdienſtes gemacht. Wer eine Ruſſin heirathete, deſſen Kinder mußten in der griechiſchen Kirche erzogen werden. Selbſt fürſtliche Perſonen des Auslandes mußten, wenn ſie in die kaiſerliche Familie heiratheten, deren Glauben annehmen,*)

*) Eine proteſtantiſche Prinzeſſin aus Süddeutſchland, die einen ruſſiſchen Großfürſten heirathen mußte, wollte durchaus ihren Glauben nicht ändern; da übernahm ein proteſtantiſcher Prälat die Sorge, ihr den Uebertritt als

während nie eine ruſſiſche Prinzeſſin, die in's Ausland heirathete, den ihrigen ändern durfte. Es fehlte nur noch an gewaltſamer Bekehrung der nichtgriechiſchen Unterthanen, und auch dieſe ſollte bald genug und in Maſſe vor ſich gehen.

Das Großartige im Syſteme des Kaiſer Nicolaus läßt ſich nicht verkennen. Wenn man einen Blick auf die Erdkarte wirft, ſo ſieht man das ruſſiſche Reich über drei Welttheile ausgedehnt von Polen an durch den ganzen Norden Aſiens bis hinüber nach Nordamerika. Es iſt an Länderumfang das größte Reich auf Erden. Ein echter Großruſſe darf wohl im Hinblick auf dieſes ungeheuere Reich ſtolz werden, und die Univerſalmonarchie für erreichbar halten. Die Bevölkerung Rußlands ſteht zwar in einem auffallenden Misverhältniß zu ſeiner räumlichen Ausbreitung, indem ſie noch nicht 70 Millionen Seelen beträgt; allein ſie wächst beſtändig durch die Leichtigkeit, mit der man in Rußland Familien gründet, durch Einwanderung und durch Eroberung. Ihren merkwürdig homogenen Kern bilden 35 Millionen ſ. g. Großruſſen oder Moskowiter, unter denen alle Stände eine vollkommen gleiche Mundart reden. Dieſe Großruſſen breiten ſich nach allen Richtungen aus, theils in die bisher unbebauten Wälder und Steppen, um ſie zu coloniſiren, theils in die eroberten Länder, um ſich mit den Einwohnern derſelben zu vermiſchen, und die von der Regierung angeſtrebte allmählige Ruſſificirung derſelben zu erleichtern. Wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika alle Jahre neue Dörfer und Städte in noch unbewohnten Gegenden entſtehen, ſo auch in Rußland. Und noch immer iſt eine ungeheuere Fläche des fruchtbarſten Bodens unbenützt, aber den künftigen Generationen der Großruſſen eben ſo vorbehalten, wie die noch unbewohnten Landſtrecken in

---

eine Pflicht begreiflich zu machen, und begleitete ſie noch auf der Reiſe, um ihre Scrupel vollends zu beſiegen. Mit welcher Verachtung durfte der dümmſte ruſſiſche Pope auf gelehrte Männer der lutheriſchen Kirche herabſehen, die ſo niederträchtig an ihrer eigenen Kirche handelten. Der Stolz der Ruſſen gegen die Deutſchen iſt durch unſere eigene Erbärmlichkeit gerechtfertigt.

Nordamerika den Angloamerikanern. Während im westlichen Europa unzählbare Familien nicht wissen, wo sie einen Bissen Brod hernehmen sollen, hat der Russe nicht nur für sich und seine Kinder fruchtreiche weitausgedehnte Aecker, sodann auch noch Land für zwanzig spätere Generationen. Im Süden des europäischen Rußland allein liegen noch viele tausend Quadratmeilen der s. g. „schwarzen Erde" unbebaut, eine Erde, die da, wo sie schon lange bebaut ist, seit hundert Jahren, ohne jemals gedüngt worden zu seyn, die reichste Weizenerndte trägt. Eine noch weit größere Ausdehnung aber steht der großrussischen Colonisation nach Osten hin bevor, von der Wolga zum Ural, und wieder vom Ural zum Altai in dem gesegneten Boden und herrlichen Clima des südlichen Sibirien.

Die compakte und homogene Masse der Groß- oder Altrussen nun bot sich als eine sehr natürliche Grundlage dar, auf welcher der Kaiser sein System aufbauen konnte. Auch darf man nicht, wie oft geschieht, geringschätzig auf die russische Nation herabsehen. Obgleich, oder gerade weil sie noch nicht von der westeuropäischen Cultur beleckt ist, besitzt sie noch antike Eigenschaften uneigennütziger Hingebung, kindlicher Pietät, blinden Glaubens und blinden Gehorsams, die, wenn sie von dem Herrscher nicht misbraucht werden, dem Volke mehr Glück gewähren, als die zügellose Freiheit. Gegenüber der revolutionären Verwilderung im Westen konnte Kaiser Nicolaus mit Stolz auf seine treuen Russen blicken, und denselben auch eine welthistorische Mission zuweisen. Mußte dem Kaiser nicht das ungebildete und fromme Volk eher Vertrauen einflößen, als die civilisirte Adels- und Beamtenwelt zunächst um seinen Thron? Man wird kaum irren, wenn man annimmt, den Kaiser habe zuweilen ein sichtlicher Ekel gegen die vornehme Corruption in seiner Umgebung angewandelt, und das habe dazu beigetragen, ihm das Altrussenthum zu empfehlen.

Allein das System des Kaisers war schwer durchzuführen. Die Indolenz der Altrussen bot ihm bei weitem nicht die erforderlichen Talente dar, um ein großes Reich zu regieren und nach außen zu

vertreten. Er mußte die Deutſchen in den höchſten Aemtern behalten, Neſſelrode für die Diplomatie, Diebitſch für das Heer, Kleinmichel für die Marine, Cancrin für die Finanzen ꝛc. Er konnte die dem europäiſchen Weſten entlehnte Einrichtung im Staate um ſo weniger abändern, als er mehr als je alles uniformiren und centraliſiren wollte. Eine Rückkehr zu patriarchaliſchen Formen war daher unmöglich und Bureaukratie und Polizei, gerade die dem Altruſſenthum fremdartigſten Anſtalten, kamen erſt recht in die Blüthe. Peter der Große hatte ſeine Ruſſen für unfähig gehalten, ohne fremde Lehrer und Lenker zu etwas zu kommen. In der That fängt ſchon die älteſte ruſſiſche Chronik (des Neſtor) damit an, daß die Ruſſen erklären, ſie können ſich nicht ſelbſt regieren, und ſich einen Herrn bei den Warägern (Schweden) holen, und hat Rußland erſt wieder ſeit Peter, d. h. ſeitdem es Fremde in's Land rief, die es regierten, eine große welthiſtoriſche Rolle geſpielt. Wenn nicht durch das regierende Haus Holſtein-Gottorp, durch den deutſchen Adel der Oſtſeeprovinzen und durch die eingewanderten Deutſchen ſo viel feſter Stahl in die ruſſiſche Regierung gekommen wäre, würde ſie längſt wieder in halborientaliſche Schlaffheit verſunken ſeyn. Der Nationalruſſe hat von Natur nicht die Anlage, wie die germaniſchen und romaniſchen Stämme, zu ritterlichem Ehr- und bürgerlichem Freiheitsgefühl. Durch und durch ſanguiniſch, gutherzig, liebkoſend, ſchmeichleriſch, alles küßend, geräth er im nächſten Augenblick in Zorn, beſchimpft und prügelt alles. Er nimmt ſich ſelbſt nichts übel und vergißt leicht, was er ſchon verſprochen und gewollt hat. Von Mein und Dein fehlt ihm der ſtrengere Begriff. Dazu geſellt ſich ein Sichgehnlaſſen in Unreinlichkeit und Branntweingenuß. Es wird ihm leicht, im Schmutz zu leben, zu lügen, zu ſtehlen und ſich prügeln zu laſſen. Trotz ſeiner Munterkeit iſt er indolent und ſcheut beſonders jede Geiſtesarbeit. Daher die Kirche in Rußland in's dumpfeſte und ſtumpfeſte Popenthum verſunken und die Bildung und Literatur nur ein Abklatſch der deutſchen und franzöſiſchen iſt.

Thatſächlich hat die Corruption der Beamten in dem Maaße zugenommen, in welchem Kaiſer Nicolaus dem ruſſiſchen Nationalcharakter ſchmeichelte. Wenn deutſcher Ernſt hätte vorwalten dürfen, würden Diebſtahl und Unterſchleif eine ſo ungeheuere Ausdehnung gar nicht haben gewinnen können. Blaſius erzählt, wie bei einer Hungersnoth in einem ruſſiſchen Gouvernement die Millionen, die der Kaiſer den Nothleidenden geſendet, in den Taſchen der Beamten verſchwunden ſeyen und der Hunger fortgewüthet habe. Sehr bezeichnend für ruſſiſche Zuſtände iſt die Sage (wenn es nicht etwa Thatſache iſt), daß der Kaiſer zwanzig Jahre lang ein großes Hoſpital unterhalten habe, was nur auf dem Papier exiſtirte und dafür die jährlichen Etatsgelder in den Taſchen des Gouverneurs verſchwanden. Wie ſelbſt Ehrengeſchenke des Kaiſers, Doſen, Uhren, Brillantringe ꝛc. von ſeiner nächſten Umgebung verfälſcht und die echten zurückbehalten, nur die falſchen abgegeben worden, davon circuliren zahlreiche Anecdoten. Eben ſo bekannt ſind die ungeheueren Unterſchleife bei der Armee. Nicht nur herrſchte bei der Aushebung der Rekruten die größte Willkühr und Beſtechlichkeit, ſondern wurden auch immer mehr Soldaten in die Tabellen eingetragen und vom Kaiſer bezahlt, als vorhanden ſind. Bei der Beſchaffung aller Armeevorräthe wurde betrogen und geſtohlen. Dem Soldaten wurde an Kleidung und Nahrung ſo viel entzogen, als General und Oberſt von den für jedes Regiment beſtimmten Geldern für ſich ſelbſt behalten wollten, eine allbekannte Urſache der großen Sterblichkeit unter den ruſſiſchen Truppen.

Der Adel als ſolcher hat in Rußland gar keinen Rang. Der Bojar (Fürſt), der auf ſeinen Gütern bleibt, hat einen geringeren Rang, als ſein Sohn, der als Lieutenant in die Armee tritt. Der Rang iſt militäriſch bemeſſen. Alle Civilbeamten haben einen militäriſchen Rang, ſogar ſchon die Candidaten und Studenten. Alle ſind auch militäriſch uniformirt nach weſteuropäiſcher Mode. Die höheren Stände folgen in der Civilkleidung der franzöſiſchen Mode und ſprechen auch meiſt franzöſiſch. Eine gewiſſe Unab-

hängigkeit genießt die Zunft der Kaufleute in altruſſiſcher Tracht. Der Reſt des Volks ſind Leibeigene, theils im Privatbeſitz, theils Leibeigene der Krone. Das Syſtem, die Kronbauern zu vermehren, indem man ausgediente Soldaten, die Leibeigenen von confiscirten oder gekauften Gütern ꝛc. in ſie einreiht, iſt unter den letzten Kaiſern ſehr begünſtigt geweſen. Die Kronbauern ſind unter der Zucht der Beamten zwar nicht weniger der Willkühr ausgeſetzt, wie die Hörigen der Bojaren, aber ſie werden doch nicht mehr verkauft, und ſtehen unter einer beſſeren Obhut. Kaiſer Alexander machte den Verſuch, durch Kronbauern großartige Militärcolonien anlegen zu laſſen nach dem Muſter der öſterreichiſchen Grenzer. Aber der ruſſiſche Leibeigene, der ſich ſchon ſchwer an die knappe Uniform und das kahlgeſchorene Haupt gewöhnt, wenn er in's Regiment tritt, konnte ſich noch weniger darein finden, Soldat zu ſeyn und zugleich noch wie ſonſt ſeine Feldarbeit zu treiben. Ueberdies wurden die männlichen und weiblichen Recruten, die man mit Trommeln in's Ehebett commandirte und wieder heraus, durch die Rohheit und den Unterſchleif der Vorgeſetzten zur Verzweiflung gebracht, daher ſchon 1824 ein blutiger Aufſtand in den Militärcolonien und 1832 ein noch weit blutigerer, deſſen Details aber im tiefſten Dunkel gehalten worden ſind.

Wie unter den Beamten das gemeine Volk litt, kann man ſich denken, da die Beamten entweder ſelber Gutsbeſitzer und Eigenthümer von Leibeigenen waren, oder wenigſtens bedeutenden Einfluß auf die letzteren übten und wetteifernd mit denſelben das gemeine Volk ausbeuteten. Den abſcheulichſten Unfug trieb man mit der ganz in den Händen der Beamten und Beſitzer befindlichen Branntweinfabrikation. Das gemeine Volk wurde gezwungen, dem fabrizirenden und ausſchenkenden Herrn den Branntwein in ungeheuern Quantitäten abzukaufen. Welche Gemeinde ſich weigerte, die wurde durch falſche Anklagen hart beſtraft.*) Das größte Unglück für die ruſſiſchen

*) Vgl. den wahrheitsliebenden und durchaus nicht ruſſenfeindlichen v. Harthauſen III. 474.

Leibeigenen war das Pachtſyſtem. Die vornehmen Ruſſen leben in Petersburg, Moskau oder im Auslande und überlaſſen ihre Güter mit allen Rechten des Leibherrn an ſpeculative Pächter, die nun das Gut auf alle Art ausbeuten und plündern, um ſelbſt reich zu werden und dabei auch die Arbeitskräfte der Leibeigenen auf eine barbariſche Art in Anſpruch nehmen. „Wer kann ſich," ſagt Blaſius, Reiſe 1. 7, ein Zeuge, der auf Koſten des ruſſiſchen Kaiſers reiste, und durchaus nicht ruſſenfeindlich ſchreibt, „wer kann ſich des Mitleids erwehren, wenn er Schaaren unglücklicher Bauern an Juden verpachtet und mit Hunger und Schlägen zur Arbeit aufgemuntert ſieht." Hoffnungsvoller iſt für die Leibeigenen das Obrokſyſtem. Obrok heißt die Geldſumme, die ſich der Leibherr vom Leibeigenen jährlich zahlen läßt und wofür der letztere frei umherziehen und treiben darf, was ihm beliebt und wozu er Geſchick hat. Der güterbeſitzende Adel hat nämlich ſeit drei bis vier Jahrzehnten, indem er nach dem großen Kriege mit Napoleon ſich an das Reiſen in's Ausland, an die Vergnügungen in Paris und die der deutſchen Bäder gewöhnte und den Luxus des Weſtens in ſeine heimathlichen Schlöſſer einführte, alſo viel mehr Geld brauchte, als zuvor, in der Verwendung der Arbeitskräfte ſeiner zahlreichen Leibeigenen zur Fabrikation Vortheile erkannt und gefunden, die ihm die früher ausſchließliche Verwendung derſelben für den Ackerbau nicht gewährte. Er ließ nun die talentvollſten Knaben unter ſeinen Leibeigenen Gewerbe und Künſte lernen, ſchickte ſie in die Städte und bezog von ihnen ſeitdem eine weit höhere Rente, als früher. Der Obrok erhöhte ſich begreiflicherweiſe mit den Fähigkeiten und Leiſtungen der Leibeigenen. Die letzteren wurden häufig auch Kaufleute, und als ſolche Millionäre, während ſie immer noch Leibeigene blieben und dem Leibherrn den Obrok zahlten. Nichts ſcheint natürlicher, als daß ein ſo unnatürliches und lockeres Band zwiſchen dem Grundherrn und dem weit von ihm entfernten und in ganz anderen Lebenskreiſen thätigen Leibeigenen am Ende abreißen und daß ſich aus der zahlreichen Klaſſe der nicht mehr an die Scholle ge-

bundenen und ackerbauenden, ſondern herumziehenden und gewerbethätigen Leibeigenen eine Art von bürgerlichem Mittelſtande bilden muß. Bis jetzt aber iſt die Unnatur noch in voller Macht.

Wie wenig nun auch ein ſo ſanguiniſches, in ſeinen unteren Schichten noch völlig ſklaviſches, in ſeinen höheren Schichten aber corrumpirtes Volk berufen ſcheint, ſich über die Germanen und Romanen im Weſten zu erheben, die jedenfalls ungleich charaktervollere und edlere Racen darſtellen, ſo iſt dennoch ſeit der Regierung des Kaiſers Nicolaus der Gedanke gepflegt und entwickelt worden, Rußland ſey zur Univerſalmonarchie, das ruſſiſche Volk zur Weltherrſchaft berufen. Die ſlaviſche Race, ſagten ruſſiſche Geſchichtsſchreiber, trete erſt in die Geſchichte ein, werde jetzt erſt Geſchichte machen, wie ſie die Germanen im Mittelalter, Griechen und Römer in der vorchriſtlichen Zeit gemacht haben. Die Slaven ſeyen noch ein kindliches, jungfräuliches, naives Volk, ihnen gehöre die Zukunft. Alle anderen Reiche und Völker hätten ſich überlebt, liegen in unaufhörlichem Hader, hetzen ſich ab im Kampf gegen einander, und im Innern durch ſich ewig neu gebärende Revolutionen. Da müſſe nun endlich als Retter und Richter der allmächtige Czaar kommen und Frieden, Ordnung und Zucht herſtellen. Ganz auf die nämliche Art ſeyen auch überall die Kirchen mit einander in Streit und wieder jede Kirche mit ungläubigen Parteien und allgemeine Anarchie drohe im religiöſen Gebiete, wie im politiſchen. Aber auch hier werde die heilige Macht des Czaaren rettend, richtend, friedegebend dazwiſchentreten und die Menſchheit wie in einem Reich, ſo in einem Glauben vereinigen.

Dieſe neue Lehre vom welterlöſenden Ruſſenthum war eine Fiktion der Regierung, dem ruſſiſchen Volke ſelber fremd. Das ruſſiſche Volk iſt nicht ſo hoffärtig, um ſich andere Nationen unterordnen, und nicht ſo eroberungsſüchtig, um ſie unterdrücken zu wollen. Ein harmloſes Ackerbauvolk, von Jugend auf an ſklaviſche Behandlung gewöhnt, iſt keines ſolchen Stolzes fähig. Man hat es daher verſucht, durch religiöſen Fanatismus zu erſetzen, was die

Nationalität nicht darbot. Aber es ſind bei weitem nicht alle Ruſſen orthodox. Ein ſehr großer und achtbarer Theil der Bauern iſt altgläubig und erkennt den Czaaren nur als weltlichen Herrn, nicht als Oberhaupt der Kirche an. Ja die ſeit Kaiſer Nicolaus eingeführten Intoleranzgeſetze, die der Orthodoxie politiſche Prämien und Monopole ſichern und die Heterodoxie bedrohen oder verfolgen, ſind nichts weniger als populär in Rußland und finden beim Volk einen geheimen Widerſtand.

Der ſ. g. Panſlavismus, der Gedanke, daß die Welt künftig den Slaven gehören werde, iſt nicht einmal von St. Petersburg ausgegangen, ſondern dort nur utiliter acceptirt worden. Gelehrte althuſſitiſche Grübler in Böhmen und patriotiſche Dichter in Polen haben von einer Vereinigung aller ſlaviſchen Völkerſchaften im Oſten Europa's unter den Fahnen des nichtſlaviſchen, ſondern germaniſchen und romaniſchen Liberalismus geträumt und die ruſſiſche Politik, den Traum belächelnd, hat nur ſo viel für ſich genommen, als ihr praktiſch erſchien, um theils die vom Ruſſenhaß verblendeten Polen durch den Einheitsgedanken für die ruſſiſche Oberleitung des allgemeinen Slavenbundes zu gewinnen, theils das weſtliche Europa damit zu ſchrecken.

Neben den nichtruſſiſchen Slaven waren die nichtſlaviſchen, aber der griechiſchen Kirche zugehörigen Völkerſtämme ein ſtetes Augenmerk des ruſſiſchen Kaiſers. Obgleich Peter der Große ſich willkührlich und widerrechtlich zugleich zum Patriarchen oder Papſt aller griechiſchen Chriſten innerhalb ſeines Reichs gemacht hatte, und die unter türkiſcher oder öſterreichiſcher Hoheit lebenden griechiſchen Chriſten die ruſſiſche Kirche desfalls für eine ſchismatiſche halten, ſo nahm doch Kaiſer Nicolaus nicht ſelten die Miene an, als verſtände ſich's von ſelbſt, daß alle griechiſchen Chriſten auch außerhalb Rußlands in ihm ihren natürlichen Papſt und Kaiſer ſehen müßten. Unter den griechiſchen Prieſtern der Donau und Wallachei, Bulgarei, Serbien, Montenegro, bis tief hinunter nach Morea wurde ruſſiſche Propaganda gemacht und ruſſiſches Geld vertheilt, empfingen

die Kirchen und Klöſter ruſſiſche Bilder und Kirchengefäße zum Geſchenk.

Auch zweifelte Niemand, Kaiſer Nicolaus werde ſich der Griechen in der Türkei ernſtlich annehmen. Um ihm zuvorzukommen, reiste Wellington, als ein dem Kaiſer angenehmer Mann, im Einverſtändniß mit Canning, nach St. Petersburg, mit dem Auftrage, dem Kaiſer zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen und über die griechiſche Frage zu einem Compromiß zu gelangen. England bot freiwillig die Errichtung eines griechiſchen Staates an, der nur noch dem Namen nach der Pforte unterworfen ſeyn ſollte. Mehr konnte Nicolaus gar nicht wünſchen, als daß England in eine Zerſtückelung der Türkei willige und einen griechiſchen Staat ſchaffe, in dem jedenfalls Rußland mehr Einfluß haben mußte als England. Dennoch benützte er die Ueberlegenheit ſeiner Stellung, um England fühlen zu laſſen, daß es hier nur zu bitten und er zu bewilligen habe; erklärte anfangs, was er mit der Türkei vornehmen wolle, gehe andere Mächte nichts an, gab dann aber ſcheinbar großmüthig den Vorſtellungen Englands nach und unterzeichnete am 4. April 1826 zu St. Petersburg einen geheimen Vertrag, worin er den neuen griechiſchen Staat anerkannte, welcher der Pforte nur noch zu einem jährlichen Tribut verpflichtet ſeyn ſollte. Die Frage nach dem Oberhaupt des neuen Staates war noch im Dunkel gelaſſen. Würde ſich die Pforte weigern, ſo ſollte Rußland und England vereinigt ſie zwingen. Die drei andern Großmächte wurden mit dem Plane bekannt gemacht und zum Beitritt eingeladen.

Mittlerweile hatten die Perſer einen wüthenden Angriff auf die Südgrenzen des ruſſiſchen Reichs gemacht. Die falſche Nachricht eines Thronumſturzes in St. Petersburg war nach Tauris gelangt, dem Hoflager des Abbas Mirza. Dieſer feurige Sohn des phlegmatiſchen Schach Feth Ali wollte die erſte Verwirrung im ruſſiſchen Reiche benützen, um die Provinzen wieder zu erobern, welche Perſien früher an Rußland verloren hatte, ſammelte ein zahlreiches Heer von Reitern, überritt die Grenzen Transkaukaſiens und brach gegen

Tiflis vor, den Sitz der ruſſiſchen Regierung jenſeits des Kaukaſus. Im erſten Sturm warfen die Perſer alles vor ſich nieder und ſchleppten namentlich auch viele deutſche Coloniſten als Sklaven fort. Der ruſſiſche Gouverneur, Yermolof, wurde vollſtändig überraſcht und war nicht vorgeſehen, verlor aber den Kopf nicht, ſondern verließ ſich auf die gute Disciplin ſeiner, wenn auch an Zahl geringen Infanterie und auf die Vortrefflichkeit ſeiner Artillerie und es gelang ihm wirklich, die Perſer am Fluſſe Schamhora aufzuhalten und zurückzuſchlagen. Da mit den Perſern auch der früher von den Ruſſen vertriebene Fürſt Alexander von Georgien gekommen war, um dieſes ſein Land wiederzuerobern, fielen ihm viele Georgier zu; aber ſchon nahten ruſſiſche Verſtärkungen unter General Paskiewitſch, der am 25. September 1826 bei Eliſabethpol einen glänzenden Sieg über Abbas Mirza erfocht. Zwar ſtürzten 30,000 perſiſche Reiter mit äußerſter Wuth auf die Ruſſen, aber dieſe, in feſte Vierecke geſchloſſen, wichen und wankten nicht. Es war eine Wiederholung von Napoleons berühmter Pyramidenſchlacht. Unterdeß aber hatte Abbas Mirzas Bruder Shiak Ali alle muhamedaniſchen Stämme am caſpiſchen Meere gegen die Ruſſen aufgewiegelt und Paskiewitſch wurde eine Zeit lang in die Defenſive zurückgeworfen; allein am 17. Juli 1827 ſchlug er das Hauptheer Abbas Mirzas noch einmal bei Abbas Abad, eroberte hierauf das große Kloſter Edſchmiadzin, Sitz des armeniſchen Patriarchen, und die perſiſche Feſtung Sardarabad, worauf er gegen Tauris ſelbſt heranzog. Ein Aufſtand des Pöbels in dieſer Stadt, der den Palaſt Abbas Mirzas plünderte, erleichterte den Ruſſen die Einnahme, am 31. October. Hierauf bequemte ſich Perſien zum Frieden, trat an Rußland die Provinz Eriwan und Nakhitſchewan ab und zahlte 20 Millionen Silberrubel Kriegskoſten. Auch Edſchmiadzin kam in den bleibenden Beſitz der Ruſſen und der Patriarch von Armenien wurde ruſſiſcher Unterthan. Die abgetretenen Provinzen, das Hochland von Armenien, beherrſchen das Tiefland Perſiens und erleichtern den Ruſſen jeden Angriff auf dieſes Reich.

Während dieſes Perſerkrieges, der die junge Regierung des Kaiſer Nicolaus gleich mit reichen Lorbeeren krönte, ereigneten ſich auch neue Dinge in der Türkei, von denen Rußland allein Vortheil zog. Gleich nach Abſchluß des Vertrags vom 4. April 1826 hatte Kaiſer Nicolaus den Sultan wiſſen laſſen, wenn er einen Krieg mit Rußland vermeiden wolle, müſſe er ſogleich in der Moldau und Wallachei alles wieder auf den alten Fuß ſetzen, den Serbiern in ihren Beſchwerden und Wünſchen nachgeben und Bevollmächtigte nach Rußland ſchicken, um alle noch ſtreitigen Punkte zu bereinigen. Der Sultan aber, vom Einverſtändniß Englands mit Rußland unterrichtet, gab nach, zog alle Truppen aus den Donaufürſtenthümern zurück und ſandte Bevollmächtigte nach Akjerman, um mit den Ruſſen Unterhandlungen zu pflegen. Man glaubt, durch dieſe Nachgiebigkeit habe der Sultan nur vor allen Dingen Zeit gewinnen wollen, da er eben mit einer großen Maaßregel umgegangen ſey. Er hatte ſich nämlich überzeugt, er werde im Kriege nie etwas ausrichten, ſo lange die Janitſcharen-Oligarchie beſtehe. Die Janitſcharen, in ihren Privilegien ſchwelgend, brachten nicht gerne mehr Opfer, verließen nicht gerne mehr die ſichern Hauptſtädte und Feſtungen, weshalb der Sultan zur Offenſive im Felde ſich der Arnauten bedienen mußte, die beſtändig wegen des Soldes ſchwierig waren und die Fahnen leichtſinnig verließen. In ſeiner Noth hatte der Sultan endlich die Aegypter zu Hülfe rufen müſſen, deren disciplinirte Regimenter wirklich eine große Ueberlegenheit bewährten. Es ſchien dem Sultan nun gerathen, um ſich von den läſtigen Aegyptern unabhängig zu machen, ſich ſelbſt ein disciplinirtes Heer zu ſchaffen. Um dies aber zu vermögen, mußte er der Janitſcharenwirthſchaft ein Ende machen. Sein Vorfahrer, Sultan Selim, hatte bei einem ähnlichen Verſuch Thron und Leben eingebüßt. Allein Mahmud wagte ihn zum zweitenmal, nachdem er gehörig alles dazu vorbereitet hatte. Vor allem war es ihm gelungen die Ulemas (Rechtsgelehrten) auf ſeine Seite zu bringen, ſodann die Marine und die zahlreiche Artillerie. Ende Mai 1826 erließ der

Sultan einen Hatti-Sheriff, der eine Reform des Janitscharencorps befahl, demselben aber immerhin noch große Vorrechte ließ. Nichtsdestoweniger empörte sich das stolze Corps, in der Nacht des 14. Juni, plünderte die Palläste dreier Großen, die es als Urheber des Hatti-Sherifs betrachtete und setzte am folgenden Tage den Tumult fort. Der Sultan aber entfaltete die große Kriegsfahne des Propheten, stellte sich selbst an die Spitze der ihm treuen Truppen und ließ die ungeschickt commandirten und planlos umherschweifenden Janitscharen, etwa 20,000 an der Zahl, allmählig durch die Manöver seiner von Hussein Pascha gut geführten 10,000 Artilleristen umringen und mit Kartätschen zusammenschießen. Nach einem fürchterlichen Blutbade ergab sich der Rest auf Gnade und Ungnade, aber der Sultan übte keine Gnade, sondern ließ alle umbringen. Man rechnete in der ersten Zeit täglich wenigstens eintausend Hinrichtungen. Die ohnmächtige Rache der wenigen Ueberlebenden offenbarte sich in einer entsetzlichen Feuersbrunst, die am 31. August in der Hauptstadt 25,000 Häuser verzehrte. Zu alledem kam noch eine Pest.

Den innern Feind hatte der Sultan besiegt, nun war er aber ohne Armee. Bis eine neue auf ägyptischem Fuß herangebildet war, brauchte es Jahre. Er mußte sich also einstweilen alles gefallen lassen, was ihm Kaiser Nicolaus vorschreiben ließ, und am 25. Sept. den Vertrag von Akjerman eingehen, der folgende Bestimmungen enthielt. Die Hospodare der Moldau und Wallachei sollen vom Sultan auf 7 Jahre gewählt werden, aber mit Beirath eines aus den Bojaren gewählten Divan völlig unabhängig von der Pforte regieren und auch ohne Zustimmung Rußlands nicht abgesetzt werden können. Was der Sultan etwa in den beiden Fürstenthümern vorkehren wolle, dazu müsse immer erst der russische Kaiser seine Zustimmung geben. Serbien solle sich seinen Fürsten selbst wählen und die Pforte sich nicht in die innern Angelegenheiten dieses Landes mischen, auch die früher von Serbien abgerissenen Distrikte wieder herausgeben. Rußland solle alle festen Plätze an der Ostküste des

ſchwarzen Meeres (wodurch es den freien Tſcherkeſſen im Kaukaſus allen Verkehr zur See abſchnitt) beſetzen, und ruſſiſche Schiffe ſollen in allen türkiſchen Gewäſſern freien Zutritt haben.

Die griechiſche Frage war in dieſem Vertrage nicht berührt. Kaiſer Nicolaus aber verfehlte nicht, ſie den Weſtmächten einzuſchärfen und auf eine Entſcheidung zu bringen. Hier zeigte ſich die Ueberlegenheit der ruſſiſchen Politik über die engliſche. Canning wurde zu London von dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Lieven und deſſen kluger Gemahlin gezwungen, in ſeinem vom Jubel ganz Europa's begeiſterten Liberalismus zu Gunſten der Griechen weiter zu gehen, als er gewollt hatte und als es im engliſchen Intereſſe lag. Kaiſer Nicolaus ließ nämlich Canning nur die Wahl, mit ihm gemeinſchaftlich zu handeln, oder zuzuſehen, daß eine ruſſiſche Armee in die damals gänzlich wehrloſe Türkei einrücke. Um das letztere zu verhindern und dem Sultan Zeit zu laſſen, bequemte ſich Canning in dem Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, dem auch Frankreich beitrat, dem Sultan die fernere Kriegführung gegen die Griechen zu verbieten, und ihn im Weigerungsfall zur Anerkennung des neuen griechiſchen Staats zu zwingen. Canning befand ſich in einem eigenthümlichen Dilemma. Er konnte die Bildung eines blühenden und ſelbſtſtändigen griechiſchen Staates niemals wollen noch zugeben, weil die griechiſche Handelsmarine der engliſchen im Orient eine zu gefährliche Concurrenz gemacht haben würde. Er mußte im engliſchen Intereſſe ſchon jeden Verſuch dazu, mithin auch die Unabhängigkeitserklärung der Griechen überhaupt misbilligen. Auf der andern Seite aber wollte er auch die liberalen Sympathien nicht verſcherzen und nicht geradezu als Bundesgenoſſe der Türken auftreten. Endlich hoffte er, durch gemeinſchaftliches Handeln mit Rußland dieſes leichter in Schranken zu halten, als wenn er es auf einen Einmarſch der Ruſſen in die Türkei ankommen laſſe. Indem er aber die Befreiung Griechenlands zugab, that er es im engliſchen Intereſſe nur mit dem Vorbehalt, die Griechen kurz zu halten, ihre Marine nie aufkommen zu laſſen, die Grenzen ihres

Staates so viel als möglich zu verkleinern. Die von Canning zugelassene Befreiuung Griechenlands war nur eine von den Umständen abgedrungene englische Concession an Rußland, die Wahl eines kleinern Uebels, um einem größern zu entgehen. Die öffentliche Meinung in Europa aber pries den liberalen Minister Englands wie einen Erlöser der Menschheit und dankte ihm in tausendstimmigem Jubel für etwas, was er — ungern gethan hatte. In England selbst, wo man richtiger urtheilte, bekam er böse Reden und Vorwürfe genug zu hören, fiel aus Anstrengung und Aerger in eine Krankheit und starb am 8. August 1827.

Cannings Stern mußte im Eisnebel der russischen Politik untergehen, zum Beweise, daß die Principien minder mächtig sind, als die Interessen. Dieser längst untergegangene Stern hat aber dennoch oft die schlaflosen Nächte des Kaiser Nicolaus in bösen Träumen durchleuchtet, als die Politik Englands dreißig Jahre später die Eroberungsplane des gewaltigen Kaisers dennoch vereitelte.

Siebentes Buch.

Der ruſſiſch-türkiſche Krieg.

Was Canning ſo ängſtlich hatte verhindern wollen, das einſeitige Vorgehen der Ruſſen in der Türkei, wurde doch nicht verhindert. Alle Schritte, die ſeit Cannings Vorgang England und Frankreich für die Griechen vermeintlich im Sinne, wenigſtens unter dem Zujauchzen der liberalen Welt thaten, kamen ausſchließlich Rußland zu Gute und wurden von Rußland benützt, um durch die Weſtmächte ſelbſt gegen ihren urſprünglichen Willen und gegen ihr wahres Intereſſe die Türkei ruiniren zu helfen.

In Griechenland hatten im Beginn des Jahres 1826 nach dem Falle Miſſolunghis Ibrahim und Redſchid Paſcha das Uebergewicht und hätten, wenn ſie einiger geweſen wären, das Feſtland von Griechenland unterjochen können. Aber ſie waren nicht einig und zögerten auch vielleicht ſchon wegen der ſchwebenden Unterhandlungen. Ibrahim zog ſich nach Tripolizza zurück und unternahm einen Streifzug durch Morea; die Griechen wagten keine

Schlacht mit ihm, neckten ihn aber auf dem Rückzuge, wobei hauptſächlich Nikitas thätig war. Der franzöſiſche Oberſt Fabvier, derſelbe Abentheurer, der die franzöſiſche Armee an der Bidaſſoa hatte aufhalten wollen, war nach Griechenland gekommen als Philhellene ſehr thätig und wollte die Inſel Euboea erobern, wurde aber von Omer zurückgetrieben. Im Lauf des Sommers ſchickte Bankier Eynard von Genf, der thätigſte Philhellene in Weſteuropa, 12 Schiffe voll Lebensmittel, Waffen, Kanonen ꝛc. nach Morea, und eine Summe von 70,000 Pfund Sterling, zu der die Könige von Preußen und Bayern ſelbſt beigeſteuert hatten. Aber ein großer Theil dieſer Gaben wurde, anſtatt in Fabviers Hände zu gelangen, von den Griechen auf die Seite gebracht oder verſchleudert. Das ſo nothwendige Korn, was ihnen zugeſchickt war, verkauften ſie zum Theil wieder unter der Hand und boten davon unter anderm dem Agenten des Pariſer Philhellenencomité zum Kauf an, der die Feſtungen damit verſehen wollte. Kanonen, die mit vielen Koſten in Europa aufgekauft und von Eynard wohlverwahrt nach Morea geſchickt worden waren, ließ man als zunächſt unverkaufbar, im ſeichten Meerwaſſer am Ufer liegen und verbrannte die Lavetten. In der Umgegend von Korinth befehdeten ſich zwei Vettern des Hauſes Notaras wegen eines Mädchens und lieferten einander Gefechte, als ob kein äußerer Feind in der Nähe ſey.

Da in demſelben Sommer ein Angriff der türkiſch-ägyptiſchen Flotte auf die Inſel Spezzia beſorgt wurde, wanderten alle Griechen von dort auf die Inſel Hydra aus. Am 10. lieferten ſich die Flotten eine kleine Seeſchlacht bei Mytilene ohne weſentlichen Erfolg. Erſt nachher kam das längſterwartete Dampfſchiff und endlich auch die nordamerikaniſche Fregatte (Hellas) an. Da die Griechen öſterreichiſche Handelsſchiffe caperten, auf denen ſie Vorräthe für die Türken fanden, wollte ſie der öſterreichiſche Admiral Paulucci züchtigen, ſcheint aber aus Rückſicht auf die engliſchen Kriegsſchiffe ſich Mäßigung auferlegt zu haben.

Nachdem Omer von dem feſten Negroponte aus Euboea gegen

Fabvier behauptet hatte, rückte endlich, erſt im hohen Sommer, Redſchid Paſcha vor, beſetzte Athen und ſchränkte Guras auf die Akropolis ein. Fabvier und Karaiskakis wollten helfen, wurden aber bei Khaidari zurückgeſchlagen. Guras wurde in der Feſtung von einer Kugel getödtet, die Beſatzung behauptete ſich aber und erhielt ſogar durch nächtliche Ueberrumpelung der Türken eine Verſtärkung unter Griziottis.

Unterdeß kam Morea, ſo weit es nicht von Ibrahim beſetzt war, ganz unter die Willkührherrſchaft Kolokotronis, dem Nikitas beiſtand, und der insbeſondere alle Unternehmungen der Philhellenen vereitelte, weil er, der vornehmſte Agent Rußlands, den Engländern, Franzoſen und Deutſchen ſo wenig als möglich Einfluß laſſen wollte. Ungefähr in derſelben Weiſe geberdete ſich Konduriottis auf der Inſel Hydra, nur daß er, wie jeden fremden, ſo auch den ruſſiſchen Einfluß zurückwies. Die tapfern Seehelden Miaulis, Tombaſis waren ſeine Gegner, ſahen ſich aber zu ſchwach und hielten ſich mit ihren Schiffen lieber bei Poros auf, als daß ſie nach Hydra zurückgekehrt wären. Die niedern Klaſſen dieſer letztern Inſel, vom Hunger bedroht, empörten ſich, Konduriottis beſchwichtigte ſie aber mit Geld. Unter dieſen Umſtänden flüchtete ſich die ſogenannte griechiſche Regierung auf die öde Inſel Aegina.

Obgleich nun im Anfang des Jahres 1827 zwei berühmte engliſche Philhellenen anlangten, Lord Cochrane mit einer kleinen Flotille und General Church, der die Landarmee befehligen ſollte, ſo waren dieſelben doch ſo wenig von den Umtrieben der ruſſiſchen Partei unterrichtet, daß Cochrane ſelbſt, als er vor Aegina kam, gar nicht landen wollte, ſondern der armen anglo-gräkiſchen Partei, die ſich in dieſen Zufluchtsort zurückgezogen hatte, Vorwürfe machte, daß ſo wenig Einigkeit unter den Griechen herrſche, und ſie nöthigte, ſich mit Kolokotronis zu vereinbaren. Der Sitz der Regierung und des Congreſſes wurde nun nach Trözene verlegt, und ſo verblendet waren hier noch Cochrane und Church, daß ſie gar kein Bedenken trugen, den von Kolokotronis zum Präſidenten von Griechen-

land empfohlenen ruſſiſchen Grafen Capodiſtrias mitwählen zu helfen, zufrieden, wenn ſie nur den Oberbefehl über die bewaffnete Macht behielten, Cochrane zur See, Church zu Lande. Die engliſche Politik ließ ſich hier durch die ruſſiſche auf eine unbegreifliche Art überflügeln. Das alles geſchah zu Oſtern 1827.

Inzwiſchen mühte ſich Fabvier ab, Athen zu entſetzen, und war auch der erſte Philhellene aus Bayern, Oberſt Heideck, angekommen; allein ſie richteten gegen Redſchid nichts aus, der im Juni die Akropolis wegnahm. Fabvier ſollte nun Schuld ſeyn und entging kaum den Mishandlungen der Griechen. Er verantwortete ſich aber ſtolz und erkannte auch Churchs Oberbefehl nicht an. Redſchid ſelbſt machte keine weitern Fortſchritte, wie auch Ibrahim nur ſeine nutzloſen Streifzüge durch Morea wiederholte.

Im Auguſt erſchienen die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands in den griechiſchen Gewäſſern, um dem Vertrage vom 6. Juli Nachdruck zu geben. Aber auch eine große ägyptiſche Flotte von 51 Kriegs- und 41 andern Schiffen war von Alexandria abgegangen und legte ſich vor Navarin, um Ibrahim zu unterſtützen.

Dieſer bezeigte nun keine Luſt, die Feindſeligkeiten gegen die Griechen einzuſtellen und lehnte die Forderungen ab, die ihm desfalls von den Admiralen Englands und Frankreichs, Lord Codrington und v. Rigny, geſtellt wurden. Der ruſſiſche Admiral, Graf Heyden, hielt ſich mehr zurück, verfehlte aber nicht, den Zorn zu nähren, der in Codringtons Herzen ſchwoll, als die Aegypter und Türken von ſeiner hohen Anweſenheit gar keine Notiz nahmen, ſondern zu Waſſer und zu Lande ihre Angriffe auf die Griechen fortſetzten. Ibrahim machte einen neuen Einfall ins Innere von Morea und ließ zu Kalamata ſengen und brennen, ſogar die Fruchtbäume niederhauen. Dieſer Hohn und eine geheime Weiſung des Herzog von Clarence, der als Oberbefehlshaber der engliſchen Seemacht eine andere Meinung hatte, als das Miniſterium, ſoll Urſach geweſen ſeyn, daß Codrington die ihm anempfohlene Mäßigung verlor. Die drei Admirale hielten am 18. October einen Kriegs-

rath, in welchem der Angriff auf die ägyptiſche Flotte vor Navarin beſchloſſen wurde, falls Ibrahim nicht gehorche und ſich bereit erkläre, Morea zu verlaſſen. Da nun Ibrahim ſich verſagte, griffen am 20. die drei vereinigten Flotten, obwohl nur 26 Kriegsſchiffe zählend, die vor Navarin liegende ägyptiſch-türkiſche Flotte, die deren 79 zählte, in einem Halbkreiſe an und zerſtörten ſie durch ihr überlegenes Kanonenfeuer faſt gänzlich. Nur wenige kleinere Schiffe kamen davon. Der Kapudan-Paſcha verlor ein Bein, 6000 Türken und Aegypter kamen um, die Alliirten verloren an Todten und Verwundeten nur 626 Mann. Ibrahim kam am folgenden Tage von ſeinem Streifzug zurück und fand die Flotte in Trümmern, ſoll aber gelacht haben, weil er heimlich die Expedition, zu der er gebraucht worden, misbilligte und nun vom alten Mehemet Ali nicht mehr in Morea zurückgehalten werden konnte. Er ſchloß ſogleich mit den Admiralen einen Waffenſtillſtand und verſprach, mit allen ſeinen Truppen nach Aegypten heimzukehren, ſobald er Schiffe hätte.

Ganz anders der Sultan. Dieſer entbrannte, und nicht mit Unrecht, in heftigſten Zorn, als ihm die Nachricht von der Schlacht bei Navarin zukam. Die Weſtmächte, die ihn gegen Rußland hätten ſchützen ſollen, hatten demſelben Rußland gedient und ihm den ſchwerſten Verluſt beigebracht. Wem ſollte er trauen? Stolz, ungebeugt erklärte er am 7. November alle Verträge, zu denen er ſich bisher verpflichtet habe, für ungültig, da die chriſtlichen Mächte ihrerſeits ſie gebrochen hätten. Nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, die fremden Geſandten noch in Conſtantinopel zu dulden. Als ſie ihn aber dringend aufforderten, den Vertrag vom 6. Juli anzuerkennen, weigerte er ſich auf's beſtimmteſte. Er wollte den Griechen volle Amneſtie gewähren, nicht aber die Gründung eines ſelbſtſtändigen Staates. Da reiſten die Geſandten ab, 8. Dezember.

Die Griechen wollten den Türkenſchrecken nach der Navariner Schlacht ausbeuten und dachten an die Wiedereroberung von Chios. Aber Fabvier, der mit einigen Bataillonen dahin abfuhr (im Januar 1828) wurde auf allen Punkten von den Türken zurückgeſchlagen,

ſeine Truppen zerſtreut und alle wären umgekommen, wenn der franzöſiſche Admiral ſie nicht auf die Schiffe genommen hätte. Ein andrer Angriff ſollte auf Kreta gemacht werden. Das war aber nur eine Vorſpiegelung, um die griechiſchen Seeräubereien zu maskiren, welche damals den höchſten Schwung nahmen. Der geheime Schlupfwinkel der Corſaren war die öde Felſeninſel Karabuſa; dahin hatten ſich 6—7000 Griechen aus Kreta gerettet, die aber größtentheils in Hunger und Elend verſchmachteten oder anderswohin flohen, worauf die Corſaren hier Poſto faßten und im Verſteck der Felſen ihren Raub aufbewahrten. Der Zulauf der Räuber war ſo groß, daß der kleine Ort ſchnell zu einer Stadt anwuchs, die ein wohlbefeſtigtes Caſtell vertheidigte, und daß hier eine Corſarenflotte von 8 Brigs und 40 Schoonern im Hafen lag. Auch eine Kirche war hier, in der die Corſaren die heilige Jungfrau Maria als Diebesmutter unter dem Namen Panaghia Kleftrina anbeteten und um reiche Beute anflehten. Sie raubten alle Kauffarteiſchiffe und ermordeten deren Mannſchaften. In kurzer Zeit hatten ſie 487 ſolche Schiffe, darunter 93 engliſche gecapert und in ihren Felſenhöhlen ungeheuren Raub aufgehäuft. Als die Engländer endlich dahinter kamen, wurde die griechiſche Staatsflotte, die Cochrane befehligte, vor die Räuberinſel geſchickt und die Fregatte Hydra reichte hin, eine Capitulation zu erzwingen, laut welcher die ſämmtlichen Corſaren von Karabuſa auswandern und die Stadt leer laſſen mußten, die geraubten Waaren aber, ſo weit ſie engliſch waren, nach Malta geſchafft wurden, im März 1828. Viele Güter wurden verſchleudert, weil Niemand mehr wußte, wem ſie gehörten. Ein ruchloſer griechiſcher Prieſter, Gregorios, einer der Seeräuber, wollte mit geſchorenem Barte als altes Weib verkleidet entfliehen, wurde aber ergriffen und in Ketten geworfen.

Der Sultan würde, da er nach der Ausrottung der Janitſcharen und nach dem Verluſt der Flotte zu geſchwächt war, einen Krieg mit Rußland gern vermieden haben, aber Kaiſer Nicolaus ließ ihm auf ſeine verſöhnlichen Anträge im December keine Antwort mehr

geben. Rußland hatte zu große Vortheile davon, wenn es gerade jetzt den Krieg begann in einem Augenblick, in welchem die Türkei in grenzenloſer Verwirrung und kläglicher Ohnmacht ihm nicht widerſtehen zu können ſchien und wegen ihres eben erfolgten Bruches mit den Weſtmächten auch von dieſen keine Hülfe zu erwarten hatte. Stolz und ſiegesgewiß zog der Kaiſer von Rußland, indem er mit einem Fuß auf das Grab Cannings trat, ſein glänzendes Schwert aus der Scheide.

Nun kannte auch der Sultan keine Rückſicht mehr. Ein Angriff mitten im Winter war nicht zu fürchten, aber im Frühjahr ſtand der Einmarſch eines gewaltigen ruſſiſchen Heeres bevor. Auch neuer Verrath im Innern war zu beſorgen. Ein Ruſſe, Capodiſtrias, war mit Zuſtimmung der Weſtmächte zum Regenten von Griechenland ernannt worden, die ruſſiſche Flotte unter Heyden leiſtete den Griechen Beiſtand und beobachtete die Dardanellen, eine ruſſiſche Flotte konnte vom ſchwarzen Meer her den Bosphorus bedrohen. Durch ruſſiſche Umtriebe waren bereits tauſende von Armeniern, welche türkiſche Unterthanen waren, auf das von den Ruſſen neuerworbene Gebiet von Eriwan hinübergezogen und es hatte den Anſchein, als ob ſämmtliche unirte Armenier auch in Conſtantinopel und andern Städten der europäiſchen Türkei im Complott und von den Ruſſen beeinflußt ſeyen, weshalb es der Sultan für gerathen hielt, im Januar 1828 alle dieſe Armenier, 30,000 an der Zahl, nach Aſien hinüber zu ſchicken. Daſſelbe Schickſal erfuhren alle katholiſche Unterthanen des Sultans, trotz der Proteſtation des öſterreichiſchen Internuntius. Und ſelbſt England wurde damals vor den Kopf geſtoßen, indem der Sultan dem nordamerikaniſchen Agenten Richards große Handelsvortheile zuſicherte, wenn die vereinigten Staaten ihm beiſtehen wollten. Im Uebrigen rüſtete der Sultan nach Kräften und ließ beſonders die Dardanellen ſtark beſetzen, woraus man ſchließen darf, daß er einen abermaligen Angriff der vereinigten Flotten, wie vor Navarin, jetzt vor Conſtantinopel ſelbſt beſorgt haben mag. Eine gewiß übertriebene, aber doch berechtigte

Beſorgniß, da es Codrington, der Sieger von Navarin war, der nach Aegypten ſegelte, um den alten Mehemet Ali zur Neutralität und Zurückberufung Ibrahims zu zwingen. Der Sultan durfte in der That an ein geheimes Einverſtändniß der Weſtmächte mit Rußland glauben, deſſen Endzweck ſeine Vertreibung und eine Theilung der Türkei wäre.

Auffallend ſpät eröffnete Kaiſer Nicolaus den großen Krieg. Erſt am 14. April erfolgte ſein Kriegsmanifeſt und erſt am 7. Mai begann der Uebergang der Ruſſen über den Pruth, den Grenzfluß zwiſchen dem ruſſiſchen Beſſarabien und der türkiſchen Moldau. In dem Manifeſte wurde im großartigſten Style die Wahrheit verkehrt. Doch war dieſe Sprache nicht neu in der ruſſiſchen Geſchichte. Katharina II. hatte, indem ſie auf die politiſche Vernichtung des unglücklichen Polens ausging, in eben ſo hochfahrender Weiſe die Polen gehofmeiſtert und ihnen allein alle Schuld zugeſchoben. Die alte Fabel vom oben am Ufer trinkenden Wolf, der das unten am Ufer trinkende Lamm anklagt, es trübe ihm das Waſſer. Rußland beginnt in jenem Manifeſt damit, ſeine eigene Friedensliebe, ſeine langmüthige Geduld, ſeine ſtets bewährte Großmuth zu preiſen und drückt das tiefſte Bedauern aus, daß es lediglich durch die unbegreifliche Hartnäckigkeit und Bosheit der Türkei in die „traurige Nothwendigkeit" verſetzt werde, zu den Waffen greifen zu müſſen. Die ruſſiſche Armee zählte 130,000 Mann unter dem Fürſten Wittgenſtein; der Kaiſer ſelbſt aber kam ihr nach. Warum die Ruſſen erſt im Mai den Pruth paſſirten, erklärt ſich zum Theil aus dem weiten Wege, den ſie zu machen hatten und aus der Schwierigkeit der Verpflegung und des Transports in ſo wenig civiliſirten Landſchaften, wozu noch die Corruption kam, die Treuloſigkeit und Habgier faſt aller Armeebeamten, durch welche einerſeits dem Kaiſer eine größere Zahl von Truppen, Pferden und Armeebedürfniſſen aller Art vorgelogen wurde, als wirklich vorhanden war, und andrerſeits dem gemeinen Mann oft die nothdürftigſte Pflege entzogen und die Sterblichkeit im Lager außerordentlich vermehrt wurde.

Gleichwohl hätte der Kaiſer Zeit gehabt, die Vorbereitungen zum Kriege zu treffen und den Beginn des Angriffs zu beſchleunigen. Aber im Frühjahr pflegt die Donau auszutreten und weitumher die Ufer zu überſchwemmen. Die Paſſage iſt dann noch unendlich ſchwieriger, als zu jeder andern Jahreszeit. Andrerſeits aber war die beſſere Jahreszeit, die man abgewartet hatte, auch wieder ungünſtig für einen längeren Feldzug, weil ſie ſchon zu weit vorgerückt war. Von Johanni an fehlt in jenen ſüdlichen Ländern das grüne Futter, weil das Gras abdorrt, und ſind mithin große Maſſen von Pferden äußerſt ſchwer durchzubringen.

Eine Proklamation des Fürſten Wittgenſtein an die Einwohner der Moldau und Wallachei ſicherte denſelben Frieden, jegliche Schonung des Eigenthums und die ſtrengſte Mannszucht der Truppen zu. Allein mit ſolchen Großmuthsverſicherungen wurde nur dem leichtgläubigen Europa Sand in die Augen geſtreut. In der Wirklichkeit war Fürſt Wittgenſtein gar nicht im Stande, ſeine Zuſage zu halten. Sein Heer brauchte in den unwegſamen Donaufürſtenthümern ungeheure Transportmittel und war genöthigt, den Bauern alles Zugvieh wegzunehmen, was ſie nicht vorher in die Gebirge geflüchtet hatten. Derſelbe Raub traf die Lebensmittel. Die Türken hatten ſich ſchon hinter die Donau zurückgezogen und dachten gar nicht daran, die Moldau und Wallachei zu vertheidigen. Nur in Galacz wartete noch eine kleinere Abtheilung die zuerſt ankommenden Ruſſen ab und ſchlug ſich zum Gruß mit ihnen herum, ging aber dann gleichfalls über den Strom zurück. Obgleich nun das ganze weite Land offen lag, brauchten die Ruſſen doch einen vollen Monat nach ihrem Pruthübergang, ehe ſie auch die Donau überſchreiten konnten. Die ſchlechten Wege machten jeden Marſch und Transport ſchwierig und das allmählig geſunkene Donauwaſſer ließ Schlamm und peſtilenzialiſche Ausdünſtungen zurück, an denen die Truppen erkrankten. Das ſind die berüchtigten Donaufieber, die hier, nahe den Mündungen des großen Stromes, noch gefährlicher ſind als in Ungarn.

Die Türken hatten kaum 50,000 Mann zuſammenbringen können, die unter Huſſein-Paſcha, dem Vernichter der Janitſcharen, nur die Feſtungen am rechten Donauufer vertheidigen ſollten, ohne ſich in eine offene Feldſchlacht einzulaſſen. Es waren meiſt junge, noch ungeübte Truppen, die ſich kaum in das neue Reglement, die neue Uniform finden konnten. Mit dem ganzen Militärſyſtem ſeit der Ausrottung der Janitſcharen hatte der Sultan auch die Bekleidung der Truppen mehr dem abendländiſchen Typus genähert. Die alten Turbane, Kaftane, kurze Hoſen fielen weg und wurden durch die rothe Mütze (Feß), den europäiſchen enganſchließenden Waffenrock und die lange Hoſe erſetzt. Mit dieſen wenigen, zum Theil mit ſich ſelbſt unzufriedenen Truppen ſollte nun die ganze Uebermacht Rußlands aufgehalten werden. Die chriſtlichen Einwohner der Moldau und Wallachei waren längſt den türkiſchen Fahnen entfremdet. Eben ſo die kriegeriſchen Serbier, deren Fürſt Miloſch damals, aus Rückſicht auf die nahen Ruſſen, nicht einmal die muhamedaniſchen Bosnier durchließ, als ein Heer derſelben zu Huſſein Paſcha ſtoßen wollte. Da nun auch die chriſtliche Bevölkerung in Bosnien (die ſklaviſch unterworfene) in eine unruhige Bewegung gebracht wurde, hielt es die muhamedaniſche (als die herrſchende, allein güterbeſitzende) für zu gefährlich, das Land zu verlaſſen und blieb zurück. Auch die Arnauten ſpielten im neuen türkiſchen Heere nicht mehr eine vorragende Rolle; auch ſie gehörten, gleich den Janitſcharen, trotz ihrer Tapferkeit dem älteren verworfenen Syſtem an und wurden mithin nur noch als leichte Truppen und Parteigänger gebraucht.

Das ganze rechte Donauufer war mit türkiſchen Feſtungen beſpickt, und zwar von Siliſtria aus bis zur Mündung ins Meer längs der Krümmung des Stromes, der die ſ. g. Dobrudſcha bildet, nur mit kleinen: Turdſche, Iſaktſchi, Ibrail (Braila) Macſin, Hirſova, Kuſtendſcha. Dann die Donau aufwärts bis zur öſterreichiſchen Grenze mit größern: Siliſtria, Ruſtſchuk, Nikopolis, Widdin. Kleine Feſtungen auf dem linken Ufer waren nur Giurgewo

gegenüber von Ruſtſchuk, und Turna gegenüber von Nikopolis, eigentlich deren Brückenköpfe. Eine kleine türkiſche Flotille auf der Donau verband eine Feſtung mit der andern und erſchwerte den Uebergang der Ruſſen. In allen dieſen Feſtungen aber hielten ſich die Türken mit gewohnter Zähigkeit und ohne Furcht, während die Ruſſen bei deren Belagerung ſich in Erdhütten und Trancheen eingraben mußten und von der Sumpfluft litten. Die Tage waren heiß, die Nächte kalt und feucht.

Der erſte Uebergang der Ruſſen über die Donau erfolgte in der Nacht des 7. Juni bei Iſaktſchi, welches am 11. zur Uebergabe gezwungen wurde. Am 9. erlag auch die türkiſche Donauflottille einem Angriff der zu dieſem Zweck vom ſchwarzen Meere her eingelaufenen ruſſiſchen Schiffe. Zugleich wurde Ibrail eng eingeſchloſſen, bombardirt und beſtürmt, wobei die Ruſſen mehr als 2000 Todte und Verwundete einbüßten, bis die tapfre kleine Beſatzung unter Soleyman Paſcha capitulirte am 19. Faſt gleichzeitig fielen Macſin, Tultſche, Hirſova, Kuſtendſcha. Kaiſer Nicolaus ſelbſt wohnte dem Kampf um Ibrail an und folgte dem Gros der Armee über den Trajanswall. Der Plan war, die Donaufeſtungen einſtweilen zu cerniren, den Hauptſtoß aber gegen die beiden weiter zurückliegenden Hauptfeſtungen zu führen, von denen die eine, Varna, die Straße nach Conſtantinopel am ſchwarzen Meere hin, die andre, Schumla, die Straße über das Gebirge Balkan beherrſcht. Wittgenſtein hoffte, Huſſein Paſcha werde zum Entſatz dieſer Feſtungen eine Schlacht wagen, in der er unterliegen müſſe. Indeß war Huſſein weit entfernt von ſolcher Verwegenheit und trachtete nur, die Ruſſen vor den Feſtungen aufzuhalten, zu ermüden, durch kleine Gefechte, Strapazen und Krankheiten aufzureiben, was ihm auch ſehr wohl gelang. Er hatte Sorge getragen, das Land möglichſt zu entvölkern, die chriſtlichen Bulgaren weiter zurück nach Süden zu verſetzen und alle Vorräthe in die Feſtungen zu ſchaffen. Bei der Elendigkeit der Dörfer wird es ſowohl in der Bulgarei, als Moldau und Wallachei dem Bauern leicht, mit ſeiner ganzen Fa-

milie anderswohin zu ſiedeln. Wenn ihm auch ſeine Hütte verbrennt, ſtellt er ſie heimkehrend bald wieder her. Daher war die Flucht der Wallachen mit ihrem Vieh in die Gebirge und die Vertreibung der Nordbulgaren durch die Türken eine ſehr einfache Sache.

Indem ſich die Ruſſen nun auf türkiſchem Boden ausbreiteten, belagerte auf dem äußerſten rechten Flügel ihr General Geismar die Feſtung Widdin, den Schlüſſel Serbiens. Fürſt Miloſch hielt ſich mit ſeinen Serben ruhig und half weder den Türken noch Ruſſen, um ſich nach keiner Seite hin zu compromittiren, wurde aber auch von beiden Seiten geſchont, denn keiner der kriegführenden Mächte wollte ihn zum Gegner haben. Ein noch größeres ruſſiſches Corps, 40,000 Mann unter General Roth belagerte Siliſtria, deſſen Einnahme nothwendig war, um die Verbindung über Bukareſt und Jaſſi zu ſichern, wenn die ruſſiſche Hauptarmee, ſey es über Schumla oder Varna weiter gegen Conſtantinopel vorrücken wollte. Schumla ſelbſt, eine Bergſtadt mit 60,000 Einwohnern, wurde von Huſſein Paſcha vertheidigt, als das Gros der Ruſſen ſich davor legte. Varna wurde vom Kapudan Paſcha vertheidigt, während es die Ruſſen zu gleicher Zeit zu Land und zur See angriffen. Kaiſer Nicolaus befand ſich mitten in dem Dreieck, welches die drei Feſtungen bildeten und brachte abwechſelnd vor der einen und andern zu, um ſeine Truppen zu begeiſtern. Man glaubt jedoch, daß gerade ſeine Anweſenheit im Lager die Einheit und Schnelligkeit der Kriegsoperationen gehindert habe, ſofern er mit ſeinem kaiſerlichen Willen zu oft den Kriegsrath beherrſchte und ſchon gefaßte Pläne wieder durchkreuzte. Oder haben wenigſtens ſpäter die Generale das Mislingen ihrer Unternehmungen auf den Kaiſer geſchoben, um ſelbſt vorwurfsfrei zu erſcheinen.

Nach einem unbedeutenden Reitergefecht am 16. Juli zog Huſſein ſeine Streitkräfte in Schumla zuſammen und ließ die Ruſſen herankommen, ohne ſich aus den Mauern herauslocken zu laſſen. Die Ruſſen ſuchten die Stadt zu cerniren, beſetzten einige Höhen und ſchnitten der Stadt ſogar die Verbindung mit Adrianopel ab,

von wo allein Verstärkungen und Lebensmittel für sie zu erwarten waren und wohin allein das türkische in Schumla eingeschlossene Heer im Nothfall sich zurückziehen konnte. Hussein fiel nun plötzlich in der Nacht auf den 26. August aus Schumla aus, warf sich mit furchtbarer Gewalt auf das Corps des General Rüdiger, welches bei Eski Stambul jenen Verbindungsweg abgesperrt hatte, vernichtete ihm vier Bataillone gänzlich und warf ihn auf die Hauptarmee zurück, so daß wenige Tage nachher die erwarteten Verstärkungen und Lebensmittel glücklich nach Schumla eingebracht werden konnten. Nach diesem harten Schlage begnügten sich die Russen, Schumla nur mehr zu beobachten und hofften durch einen Gewaltstoß mit leichterer Mühe zuerst Varna zu nehmen. Diese Stadt zwischen Meer und Gebirge, mit 25,000 Einwohnern, litt mehr durch das Bombardement von der Flotte aus, unter Admiral Fürst Menzikof, als durch die Angriffe des General Suchtelen vom Lande her, und des Großfürsten Michael, der die Garden heranführte. Die Belagerung hatte im Anfang Juni begonnen, die Stadt aber hielt sich aufs tapferste, bis erst im October der Unterbefehlshaber Jussuf Pascha, den die Russen bestochen hatten, nicht nur im Widerspruch mit dem Kapudan Pascha die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung behauptete, sondern auch am 10. October mit einem großen Theil der gleichfalls durch Geld wankend gemachten Besatzung zu den Russen überging. Nur 300 Mann folgten dem tapfern Kapudan Pascha in die Citadelle, wo er sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren schwur. Da gestattete Kaiser Nicolaus, welcher zugegen war, dem heldenmüthigen Manne und seinen Getreuen einen völlig freien Abzug. Die schwachen Versuche Omer Vriones, die Russen bei der Belagerung Varnas zu necken, hörten nun auch auf und Omer zog sich auf die türkische Hauptmacht zurück.

Mittlerweile wurde auch Silistria seit dem Juli von Roth, später von Fürst Wittgenstein selbst belagert, ohne allen Erfolg. Da es im Herbst heftig regnete, litten die Russen in den überschwemmten Gräben an der Donau außerordentlich. Der Kaiser

kehrte höchſt unzufrieden nach Odeſſa zurück. Jedes weitere Vorrücken der Ruſſen wurde vorläufig aufgegeben. Da ſie auch vor Schumla durch Angriffe der Türken und die eingetretene harte Kälte litten, befahl Fürſt Wittgenſtein den Rückzug von Schumla, am 15. October. Auch Varna behielt nur eine ruſſiſche Beſatzung, das Belagerungsheer aber zog ſich gleichfalls zurück. Am 2. November wurde auch die Belagerung Siliſtrias aufgehoben, nachdem ſchon der rechte Flügel der Ruſſen unter Geismar, dem der Paſcha von Widdin durch nächtlichen Ueberfall am 28. September eine Niederlage beigebracht hatte, zum Rückzug gezwungen worden war. Die Ruſſen hatten weniger durch Schlachten, als durch Krankheiten ungeheuer gelitten. Der ganze Feldzug war zu ihrem Nachtheile ausgeſchlagen und man erkannte, daß die Türkei trotz ihres Unglückes immer noch eine ſtreitfähige Macht ſey.

Die Ruſſen hatten aber auch in Aſien angegriffen und auf dieſer Seite ungleich beſſeres Glück gehabt. Paskiewitſch, Ueberwinder der Perſer, ſollte von Transkaukaſien aus gegen Erzerum operiren. Zuvor aber fuhr die ruſſiſche Flotte im ſchwarzen Meere unter Admiral Greigh mit Landungstruppen unter dem Fürſten Menzikof vor die türkiſche Feſtung Anapa am öſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres und nahm ſie im Juni, eine zweite kleine Feſtung, Poti, im Juli. Paskiewitſch mußte auf Verſtärkungen warten und konnte erſt im Juli ins Feld rücken. Die Türken unter Halil Paſcha, dem der tapfre Kioſa Muhamed beigeſellt war, hatten 30,000 Mann aufgebracht, die aber nicht disciplinirt, ſondern aus allen Provinzen Kleinaſiens zuſammengerafftes Geſindel waren und mit denen die Paſchas nicht wagten, den an Zahl geringeren Ruſſen im offenen Felde zu begegnen. Es gab nur kleine Reiterplänkeleien, die den Grafen Paskiewitſch nicht hinderten, am 1. Juli vor der Feſtung Kars zu erſcheinen. Vier Tage ſpäter nahm er dieſe Stadt mit Sturm, ohne daß Halil und Kioſa ihr zu Hülfe kamen. Paskiewitſch zog unaufgehalten weiter, ſchoß am 4. Auguſt die armeniſche Felſenfeſte Akhalkali zuſammen, überſchritt den Kur, um-

ging in der Nacht auf den 21. Auguſt das Lager des Kioſa vor der Feſtung Achalzik, überfiel ihn unverſehens und ließ alles, was nicht ſchnell genug fliehen konnte, niedermachen. Kioſa floh, verwundet nach Achalzik. Aber Paskiewitſch ließ die Stadt in Brand ſtecken und der Citadelle ſo zuſetzen, daß Kioja gegen freien Abzug capitulirte. Am 29. Auguſt ergab ſich auch die Feſtung Azkur, am 9. September Bajazid, bald darauf auch Diadin und die Bergfeſte Toprakalet. Im October aber trat ſolche Kälte ein, daß der Krieg von beiden Seiten ruhte und Paskiewitſch nach Tiflis zurückkehrte.

Während des Winters ſetzte Graf Diebitſch dem Kaiſer Nicolaus in einer Denkſchrift die Urſachen auseinander, die einen glücklichen Erfolg des Donau- und Balkankriegs im verfloſſenen Jahre verhindert hätten und machte Vorſchläge, wie dieſelben im nächſten Feldzuge vermieden werden könnten. Da er mit ſeinem Kopfe für den Erfolg bürgte und der Kaiſer ihm Vertrauen ſchenkte, wurde Fürſt Wittgenſtein des Obercommandos enthoben und Graf Diebitſch kam an ſeine Stelle mit unumſchränkter Vollmacht. Auch fand ſich der Kaiſer bewogen, dem Feldzug von 1829 in Perſon nicht anzuwohnen, ſondern Diebitſch ganz allein machen zu laſſen. Inzwiſchen war der Kaiſer auf dem diplomatiſchen Felde deſto thätiger. Es gelang ihm, ſich der Zuſtimmung des franzöſiſchen Cabinets vollkommen zu verſichern und dadurch Oeſterreich im Schach zu halten. Thatſache iſt, daß es damals Fürſt Metternich allein war, der das Misgeſchick Rußlands im letzten Feldzuge gern benutzt hätte, um ſofort den Frieden zu dictiren und die Türkei vor den Gefahren eines neuen Feldzuges zu ſchützen. Allein Metternich ſah ſich von Frankreich nicht unterſtützt und noch viel weniger von Preußen, welches ſich gleichſam blind für die Sache des Kaiſers von Rußland erklärte. Nicht einmal England trat Oeſterreich bei. Theils waren die engliſchen Miniſter mit innern Angelegenheiten beſchäftigt, theils hatten ſie ſich ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht, es genüge der engliſchen Politik, wenn nur Griechenland unter dem Schutz der

Weſtmächte und gleichſam ein Pfand für ſie bliebe. Die Engländer duldeten daher, daß eine große Verſtärkung der ruſſiſchen Flotte von St. Petersburg durch den Sund ins ſchwarze Meer ſegelte.

An der Donau war den Winter über im Allgemeinen Ruhe geweſen, die Türken hatten ſich rein defenſiv verhalten. Nur die Ruſſen waren thätig, befeſtigten Varna viel ſtärker als vorher, eroberten die türkiſche Seeſtadt Sizebol und das kleine Turna gegenüber von Nikopolis. General Roth, bei Hirſova verſchanzt, deckte die Verbindung mit Varna.

Wegen der Ueberſchwemmungen konnte Diebitſch auch im Jahr 1829 den Feldzug an der Donau nicht eher wieder eröffnen, als im Mai. Er commandirte 150,000 Mann und führte 540 Kanonen mit ſich. Die Türken, diesmal vom neuernannten Großvezier Redſchid Paſcha commandirt, konnten ihm nur 30,000 Mann reguläre Truppen entgegenſtellen, das übrige waren wenig zuverläßige zuchtloſe Banden von Arnauten und Unregelmäßigen aller Art (Baſchi-Bodzuks). Diebitſch berechnete, daß dieſes türkiſche Heer keine offene Schlacht wagen würde und daß es, wenn es ſich auch vorſichtig hinter den Feſtungen hielte, nicht ſtark genug wäre, um ihn im Rücken ernſtlich zu bedrohen, wenn er über den Balkan vorginge. Nur Siliſtria mußte er um jeden Preis haben, weil dieſer Punkt ſeinen Rücken vorzugsweiſe deckte. Er beſchloß alſo, Siliſtria zu nehmen, dann nur ſo viele Truppen zurückzulaſſen, um die Türken zu beſchäftigen, und mit dem Kern ſeiner Armee über den Balkan gegen Conſtantinopel vorzugehen. Während er bei Hirſova über die Donau ging, wurde das vorgeſchobene Corps des General Roth plötzlich am 15. Mai in der erſten Morgenfrühe von dem türkiſchen Heere unter dem Großvezier Redſchid Paſcha angegriffen und über den Haufen geworfen, die Ruſſen geben ſelbſt einen Verluſt von 1600 Mann nur an Todten an. Indeß zog ſich Redſchid alsbald wieder vor Diebitſch nach Schumla zurück. Diebitſch konnte nun ungehindert am 17. Mai die Belagerung Siliſtrias beginnen laſſen. Aber Redſchid, den das Glück unvorſichtig gemacht hatte,

kam noch einmal und wollte einen zweiten Handſtreich verſuchen, wurde aber von Diebitſch, der rechtzeitig Nachricht davon erhalten hatte, umgangen, von Schumla abgeſchnitten und am 11. Juni bei Kulewtſcha zu einer Schlacht im offenen Felde gezwungen, in welcher er die furchtbarſte Niederlage erlitt. Die ruſſiſchen Kanonen ſtreckten die türkiſchen Irregulären, nachdem man ſie in dichte Maſſen zuſammengedrängt hatte, reihenweiſe nieder. Das ganze türkiſche Heer wurde aufgelöſt, alle Artillerie ging verloren. Mit nur 1000 Reitern rettete ſich Redſchid nach Schumla. Nun verzweifelte Siliſtria am Entſatz und ergab ſich am 30. Juni. So hatte ſich alles über Erwarten günſtig für die Ruſſen geſtaltet und Diebitſch konnte ſeinen Plan ausführen. Zur Beobachtung Schumlas und des ſehr geſchwächten Großveziers reichte ein ruſſiſches Corps unter General Kraſowski hin; mit dem Gros der Armee trat Diebitſch ſofort den Marſch über den Balkan an, von dem er den Beinamen erhielt Diebitſch-Sabalkanski (der über den Balkan Gegangene).

Der Widerſtand, den er im Gebirge von Seiten der Türken fand, war unbedeutend. An eine Befeſtigung und regelmäßige Vertheidigung von Bergpäſſen war nicht gedacht worden. Nur am Fluſſe Kamtſchik verſuchten die Türken, den Ruſſen den Uebergang ſtreitig zu machen, ſie wurden aber nach kurzem Gefecht geworfen. Die Ruſſen erſtiegen das Gebirge in zwei Colonnen, rechts bei Funduti-Dere, links bei Paliobano. Am 22. Juli ſetzten ſie den Fuß zum erſtenmal auf die andre Seite des Balkan und ſtiegen in die Ebenen von Rumelien hinunter. Nachdem ſie die Stadt Selimno genommen, wo die Türken nur ſchwachen Widerſtand leiſteten, ſtand ihnen das ganze Land offen und am 19. Auguſt erſchien Diebitſch vor der großen Stadt Adrianopel, mit 80,000 Einwohnern, die von Halil Paſcha mit 10,000 Mann vertheidigt werden ſollte, aber da man die Stadt dem Schrecken einer Belagerung und Erſtürmung nicht ausſetzen wollte, wurde capitulirt. Halil entwich und Diebitſch zog ein. Diebitſch hatte nur noch 30,000, einige behaupten ſelbſt nur noch 20,000 Mann; der mühſame Ueber-

gang über das Gebirge, Mangel an Lebensmitteln und vor allem tödtliche Seuchen hatten ſein Heer in den traurigſten Zuſtand verſetzt. In einer einzigen Nacht blieb ein ganzes Bataillon, das an einer Kirchhofmauer bivouakirt hatte, todt liegen. Aber die Thatſache, daß ein ruſſiſches Heer vor Adrianopel lagre, und der Schrecken, der vor dem Namen Diebitſch vorherging, verblendete die Türken ſo, daß ſie die Schwäche der Ruſſen nicht erkannten. In keinem Falle war er ſtark genug, Conſtantinopel einzunehmen, hier mußte er mit dem ganzen Reſt ſeines Heeres zu Grunde gehen, wenn er weiter vordrang. Aber gerade in Conſtantinopel überſchätzte man ſeine Stärke und ſonderlich die fremden Diplomaten drängten ſich zum Thron des erſchütterten Sultans, um ihm bange zu machen. Die Türken hätten ſich ſehr gut retten und die Ruſſen über den Balkan zurückwerfen können, wenn ſie rechtzeitig durch die tapferen Albaneſen wären unterſtützt worden. Aber dieſe Truppen waren gleich den Janitſcharen durch das neue Kriegsſyſtem vor den Kopf geſtoßen und der Paſcha von Scutari, der ein großes Heer aus ihnen ſammelte, zauderte wahrſcheinlich aus Privatgründen, wie denn die Paſcha's in der Regel des Sultans Verlegenheiten benützten, um ihre Unabhängigkeit zu erweitern.

Ueberzeugt, daß Diebitſch nicht ſtark genug ſeyn würde, um Conſtantinopel wegzunehmen, und daß ihm die Eroberung dieſer Stadt jedenfalls durch die engliſche Flotte, die auf eine für Rußland ſehr bedenkliche Weiſe verſtärkt worden war, ſtreitig gemacht werden würde, hatte Kaiſer Nicolaus das rechte Mittel erſonnen, den Sultan zu beugen. Er bat nämlich ſeinen königlichen Schwiegervater in Berlin, Friedrich Wilhelm III. um ſeine Vermittlung, d. h. um die eilige Entſendung des preußiſchen General von Müffling nach Conſtantinopel, der den Sultan auch im Namen Preußens zur Nachgiebigkeit bewegen und demſelben in Betreff der „Mäßigung" Rußlands bündige Verſicherungen geben ſollte. Müffling empfing aber, wie er in ſeinen Memoiren ſelbſt erzählt, ſeine Inſtructionen vom Kaiſer Nicolaus, war ein vertrauter Freund von Diebitſch,

ſetzte ſich von Conſtantinopel aus ſogleich mit ihm in Verbindung und kartete alles mit ihm ab, ein Werkzeug nicht der preußiſchen, ſondern der ruſſiſchen Politik. Diebitſch ließ Widin auf dem Wege nach Conſtantinopel und Midia nebſt einigen anderen Punkten am ſchwarzen Meere beſetzen, wo die Türken keine Truppen hatten, und erweckte dadurch die Furcht, als ob er ſich mit einem zur See kommenden neuen ruſſiſchen Heere (welches nicht exiſtirte) in Verbindung ſetzen wollte, um Conſtantinopel zu erobern. Obgleich nun engliſche Ingenieure bereits die Punkte zu befeſtigen anfingen, auf die es bei der Vertheidigung der Hauptſtadt beſonders ankam, und Diebitſch ſchlechterdings zu ſchwach war, um die Hauptſtadt angreifen zu können, ließ ſich der Sultan doch damals ſo einſchüchtern, daß er einen Waffenſtillſtand verlangte, den Diebitſch ſehr bereitwillig annahm. Schon am 1. September begannen die Friedensunterhandlungen.

Mittlerweile hatte auch Paskiewitſch in Aſien den Feldzug wieder eröffnet. Während des Winters war große Aufregung in Perſien zu bemerken geweſen. Die Perſer hatten den ſehr vernünftigen Gedanken, wenn ſie den Türken diesmal nicht beiſtünden, wenn wie bisher Perſer und Türken immer im Einzelnen gegen das mächtige Rußland kämpften, ſo würden beide, einer nach dem andern unterliegen müſſen. Aber der Schach war zu feig oder gönnte aus alter Eiferſucht den Türken ihre Niederlage, wie ſeiner Zeit Oeſterreich und Preußen einander alle Niederlagen gönnten, die ſie von Napoleon erlitten. Das perſiſche Volk wurde vollends gereizt durch den Uebermuth des ruſſiſchen Geſandten in Teheran, Gribojedof, der ſich benahm, als habe er in Perſien zu befehlen. Zwei nichtswürdige Armenier, früher im Dienſte des Schachs, waren in den ruſſiſchen Geſandtſchaftsdienſt übergegangen und höhnten nun unter ſeinem Schutz öffentlich alles geheiligte Herkommen und Recht. Einer dieſer Böſewichter, Mirza Yakub, früher Oberaufſeher des königlichen Harem, hatte aus demſelben eine große Menge Geld und Juwelen geſtohlen und der Geſandte weigerte ſich, den Raub

wieder auszuliefern. Mirza ſelbſt beleidigte öffentlich den Oberſten der Prieſter und ſchmähte den Islam. Endlich ließ der Geſandte zwei ſchöne Armenierinnen, die niemals ruſſiſche Unterthaninnen geweſen, unter dem Vorwand, ſie ſeyen es, aus dem Hauſe ihres perſiſchen Herrn holen und gab ſie nicht wieder heraus. Mirza veranſtaltete ein nächtliges Gelag, wozu außer den geraubten Frauen auch noch eine lüderliche Dirne aus der Stadt geholt wurde. Das wurde nun doch dem Volke in Teheran zu viel, es ſtürmte das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel und mordete den Geſandten und alle ſeine Leute. Nur ein Sekretär, welcher abweſend war, und drei Bediente entgingen dem Tode, am 12. April 1829. Allein die Scene hatte weiter keine Folgen; der Schach wollte keinen Krieg mit Rußland anfangen und Kaiſer Nicolaus war froh darüber und ließ ſich durch die Entſchuldigung des Schach, die ihm ein perſiſcher Prinz, ſein Enkel, nach Petersburg ſelbſt überbringen mußte, leicht verſöhnen.

Paskiewitſch war noch nicht in's Feld gerückt, als die tapfern Adſcharen, ein Bergvolk, unter ihrem Fürſten Achmed-Bey, am 4. März Akhalzik beſtürmten und wegzunehmen ſuchten; ſie wurden jedoch mit großem Verluſt vor den feſten Mauern zurückgeſchlagen. Unterdeß hatte der Sultan für Aſien einen neuen Generaliſſimus (Seraskier) in der Perſon des Hadſchi Salek Paſcha geſchickt und demſelben Haki Paſcha beigegeben. Dieſe ſammelten in Erzerum etwa 50,000 Mann, wagten ſich aber aus Furcht oder angeborener türkiſcher Trägheit nicht vor, warteten Paskiewitſch ab und begingen die Unvorſichtigkeit, ſich zu theilen und ſo weit von einander aufzuſtellen, daß ſie von Paskiewitſch, der angeblich nur mit 18,000 Mann kam, einzeln konnten geſchlagen werden. Paskiewitſch mußte, um nach Erzerum vorzudringen, das Gebirge Sungalu überſteigen. Hier erwartete ihn Haki in einer ſehr feſten Stellung, Paskiewitſch aber umging ihn, ließ ihn hinter ſich, eilte über das Gebirge und ſtieß im Thale Intſchaſu auf das andere Heer des Hadſchi, welches ihn zwar wüthend angriff, aber zurückgeworfen wurde, am 1. Juli. Nun wandte ſich der Sieger eben

ſo raſch wieder um gegen Haki, der von nichts wußte, überfiel ihn und ſchlug ihn ebenfalls, am 2. Der Schrecken und die Entmuthigung unter den Türken war ſo groß, daß ſie ſchaarenweiſe davonliefen und in ihre Heimath zurückkehrten. Als Hadſchi nach Erzerum zurückkam, fand er die Stadt faſt leer von Truppen. Ein alter Janitſcharen-Aga, Mamiſch, voll Haß gegen den Sultan, überredete die Einwohner leicht, ſie würden eher Schonung erfahren, wenn ſie ſich gleich den Ruſſen unterwürfen, verhaftete den von ſeinem Heere verlaſſenen Hadſchi und öffnete die Stadt den Ruſſen, die ſchon am 7. einzogen. Unter der Beute, welche Paskiewitſch hier vorfand, zeichneten ſich eine Menge von koſtbaren Handſchriften aus, die nach Rußland gebracht und in verſchloſſenen Kiſten an die ruſſiſchen Univerſitäten vertheilt wurden, die aber bis jetzt noch nicht geöffnet, noch von keinen gelehrten Augen geprüft ſeyn ſollen. Der neue Seraskier Chaſyndar Oglu ſammelte in Trapezunt am ſchwarzen Meere neue Streitkräfte. Paskiewitſch wollte ihm zuvorkommen, blieb aber im Gebirge zwiſchen Erzerum und Trapezunt ſtecken; Herbſt, Regen, unwegſame Berge, Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn zum Rückzug. Unterdeß war der einzeln detachirte ruſſiſche General Burzof von den kriegeriſchen Laſen, einem Gebirgsvolk, bei Baiburt geſchlagen worden; Paskiewitſch eilte ihm zu Hülfe und erſtürmte Baiburt am 9. Oktober. Das war ſein letzter Sieg in dieſem Feldzug, denn unmittelbar darauf empfing er einen Kourier mit der Friedensnachricht, wobei zu bemerken iſt, daß der trotzige Paſcha von Trapezunt den zur See auf dem nächſten Wege anlangenden Courier nicht durchpaſſiren ließ, ſondern vier Wochen lang aufhielt.

Die Friedensunterhandlungen begannen zu Adrianopel und wurden durch keine energiſche Einſprache der Weſtmächte weder geſtört, noch zu einem für die Türkei günſtigen Ende geleitet. Muſtapha Paſcha von Scutari ſammelte 20,000 tapfere Arnauten, drang gegen Philippopolis vor und war im Begriff, die Ruſſen in Adrianopel zu überfallen, allein durch ein unglückliches Gefecht, das ſein Nachtrab mit dem ihm von der Donau her nacheilenden Ge-

neral Geismar zu beſtehn hatte und noch mehr die Furcht vor den Serben oder Beſtechung bewogen ihn plötzlich wieder zum Rückzug. Der Frieden von Adrianopel, am 14. September zum Abſchluß gekommen, ſicherte Rußland neue und große Vortheile. Die Eroberungen, die es machte, beſchränkten ſich zwar auf die Donauinſeln an der Mündung des Stroms, auf die ſchmale Oſtſeite des ſchwarzen Meeres, auf einen nicht ſehr großen Strich in Aſien mit der Feſtung Akhalzik; allein dieſe kleinen Flecken waren von großer ſtrategiſcher Wichtigkeit. Durch die Inſeln beherrſchte Rußland fortan die ganze Donau, durch die kleinen Forts am öſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres ſchnitt es den Tſcherkeſſen den Verkehr zur See ab. Durch Akhalzik beherrſchte es das türkiſche Armenien und den Weg nach Erzerum. Ferner ſicherte der Frieden allen ruſſiſchen Unterthanen in der Türkei das Recht, ausſchließlich unter der Jurisdiction der ruſſiſchen Geſandtſchaft und der ruſſiſchen Conſuln zu ſtehen, ſo daß keine türkiſche Behörde ſie vor ſich laden durfte. Auch wurde allen Ruſſen im ganzen Umfang des türkiſchen Reichs die vollſte Zoll- und Handelsfreiheit gewährt. Die Donaufürſtenthümer wurden der Herrſchaft der Pforte faſt ganz entzogen. Nur ein jährlicher Tribut erinnerte noch daran. Im übrigen ſollte kein Muſelmann auf dem linken Donauufer wohnen dürfen, ſollten die Hoſpodare der Moldau und Wallachei auf Lebenszeit ernannt, auch von ihrem Divan unabhängig mit ſouveräner Gewalt regieren und eigenes Militär halten dürfen. Aller Einfluß, der hier dem Sultan entzogen wurde, ging fortan auf die ruſſiſchen Geſandten in Jaſſy und Bukareſt über. Die Türkei ſollte ferner an Rußland Kriegskoſten im Betrage von 10 Mill. Dukaten und Entſchädigung für den ruſſiſchen Handel im Betrage von 1½ Mill. bezahlen. Um die Weſtmächte zu beſchwichtigen, war in den Friedensvertrag die Klauſel aufgenommen, daß ſich der Sultan dem Vertrage vom 6. Juli unterwerfe, daß die Kauffahrteiſchiffe aller mit der Türkei nicht im Kriege befindlichen Staaten dieſelbe freie Durchfahrt durch die Dardanellen und ſonſtige Handelsfreiheit ge-

nießen ſollten, wie die ruſſiſchen, und endlich, die Donauſchifffahrt ſollte frei ſeyn und Rußland auf den Donauinſeln keine Feſtungen anlegen dürfen. Mit dieſen letzten durchaus trüglichen Artikeln, die Rußland nicht einhielt, ſollte namentlich Oeſterreich beruhigt werden.

Kaiſer Nicolaus hatte nun (nicht ohne die preußiſche Hülfe) ſein Uebergewicht im Orient beurkundet. Noch keineswegs im Beſitz deſſen, was er haben wollte, hatte er doch die künftige Erwerbung ſattſam vorbereitet. Arm in Arm mit Preußen hatte Rußland als Sieger einen Frieden dictirt, den ſich die übrigen Mächte gefallen laſſen mußten. Daß Rußlands Einfluß in der Türkei der ſtärkſte ſey, bezweifelte niemand mehr, daß er es auch in Griechenland ſey, bewies Capodiſtrias, der in dem neuen Freiſtaat herrſchende Ruſſe.

Capodiſtrias kam erſt im Januar 1828 nach Griechenland und leiſtete der zu Aegina verſammelten Regierungscommiſſion, die von der Nationalverſammlung dazu beauftragt worden war, den Eid als Präſident. Er hatte ſeine Inſtructionen zuerſt in St. Petersburg empfangen und war dann über London und Paris (nicht über Wien) gegangen, um die Weſtmächte mit ſeiner Ernennung zu verſöhnen. Allein es fehlte viel, daß er den neuen griechiſchen Staat ſofort in Ruhe hätte regieren können. Er wollte das auf gut ruſſiſch thun und hatte Recht, die Nationalverſammlung nicht wieder einzuberufen, deren Intriguen nur den kräftigen Gang der Verwaltung gehemmt haben würden. Er theilte den neuen Staat in 13 Departements und wollte dieſelben in Zucht und Ordnung halten durch eine neue Büreaukratie und Polizei. Aber das ging unter einem Volke von See- und Landräubern nicht, denen auf Inſeln und in kaum zugänglichen Felſenthälern ſo viel Schlupfwinkel zu Gebote ſtanden. Bereits im Februar 1828 begann eine neue franzöſiſch geſchriebene Zeitung in Smyrna, le courier de Smyrne, eine entſchiedene Oppoſition gegen die Regierung des Präſidenten. An der Spitze der Oppoſition ſtand Maurokordatos, der den griechiſchen Staatsdienſt aufgab. Capodiſtrias traf auch unpopuläre Verfügungen in Bezug auf das Kriegsweſen. Mit einem Schlage ſollten

die griechiſchen Klephten gleichſam in ruſſiſche Rekruten umgeſchaffen werden und gehorſame, wohldisciplinirte Bataillone bilden. Fabvier, der die Unmöglichkeit davon einſah und der Griechen herzlich ſatt war, kehrte heim. An ſeiner Stelle aber übernahm der bayeriſche Oberſt Heideck die Organiſation des Heeres mit neuem Feuereifer, brachte jedoch nicht mehr als 2500 Reguläre zuſammen.

Ohne Hülfe der Großmächte hätte ſich keine Regierung in Griechenland behaupten können. Das war längſt klar geworden. Die Einſchiffung Ibrahims verzögerte ſich, er ſtand immer noch in Morea. Erſt mußte die engliſche Flotte unter Codrington ſelbſt nach Aegypten ſegeln, um in einem Vertrage mit Mehemed Ali am 6. Auguſt 1828 dieſen zur Zurückholung Ibrahims zu zwingen. Zugleich beſchloß Frankreich eine Landarmee nach Morea zu ſchicken, um nöthigenfalls mit Gewalt die Aegypter von da zu vertreiben, und zugleich das räuberiſche Griechenvolk ſelbſt im Zaum zu halten, damit die neue Ordnung der Dinge ſich befeſtigen könne. Frankreich hatte die Ernennung des ruſſiſchen Präſidenten zugegeben, ſchickte auch einen Generalconſul mit einem Geſchenk von ½ Mill. Franken an die griechiſche Regierung, behielt ſich aber vor, ſeinen Einfluß zum überwiegenden zu machen, indem es an Ort und Stelle der Stärkſte war. Ein Heer von 14,000 Mann unter dem General Maiſon landete im Auguſt bei Koron in Morea und nöthigte nunmehr Ibrahim zur Einſchiffung, die jedoch erſt im Anfang October erfolgte. Die Türken zeigten ſich ſo hartnäckig, daß ſie die Citadellen von Koron, Modon und Navarin nicht freiwillig ausliefern wollten und ſich erſt von den Franzoſen dazu zwingen ließen. Jetzt ergab ſich auch Patras und nur das ſ. g. Schloß von Morea bei Lepanto mußte, weil es ſich nicht ergab, zuſammengeſchoſſen werden. Um eine dauernde Ordnung in Griechenland herzuſtellen, vereinigten ſich Frankreich und Rußland, dem Präſidenten Capodiſtrias monatlich 1 Million Franken zur Verfügung zu ſtellen. Kaiſer Nicolaus lieh noch insbeſondere 2 Mill. und die Kaiſerin, ſeine Gemahlin, ſchenkte den Griechen 200,000

Silberrubel. Am 28. November 1828 unterzeichneten England, Frankreich und Rußland ein Protokoll, wodurch ſie das neue Griechenland einſtweilen in ihren Schutz nahmen und am 22. März 1829 (während Diebitſch ſeinen Marſch über den Balkan vorbereitete) glaubten ſie ſo weit gehen zu dürfen, daß ſie dem neuen griechiſchen Staate nordweſtlich den Meerbuſen von Arta und Volo zur Grenze gaben. Ein Verſuch von Griechen ſelbſt, ſich der Inſel Kreta zu bemächtigen, ſcheiterte. Ihr Anführer Hadſchi Michalo, ſo wie die Sphakioten, erlagen zuletzt wieder der Uebermacht des Muſtapha Paſcha und mehrere tauſend Chriſten jedes Alters und Geſchlechts fielen hier wieder zum Opfer.

Im Verlauf des Winters auf 1829 war der Courier de Smyrne ſehr eifrig, den Präſidenten anzugreifen und die Partei Maurokordatos drang auf Einberufung der Nationalverſammlung. Hierin verrieth ſich vornehmlich die Eiferſucht Englands; aber auch Frankreich konnte nur wünſchen, daß Griechenland ſich möglichſt ſelbſtändig dem ruſſiſchen Einfluß entziehen möge. Wäre die engliſch-franzöſiſche Meinung nicht maßgebend erſchienen, ſo würde Capodiſtrias ſich ſchwerlich bewogen gefunden haben, die Nationalverſammlung einzuberufen. Er bequemte ſich endlich dazu und eröffnete ſie im Amphitheater zu Argos am 23. Juli 1829. Es fiel Jedermann auf, daß er dabei in ruſſiſcher Uniform erſchien, gleichſam als ein Statthalter Rußlands. Auch ließ er der Verſammlung merken, daß er unter höherem Schutze ſtehe und decretirte einen Senat als Zwiſchenbehörde zwiſchen ſich und der Verſammlung, eine ganz von ihm abhängige Staatsmaſchine. Von conſtitutionellem Leben konnte hier nicht die Rede ſeyn. Es gab nur drei Parteien, die der alten Räuber, denen jede Ordnung zuwider war, die ruſſiſche Partei des Präſidenten, zu der Kolokotronis gehörte, und die engliſche, deren Haupt Maurokordatos war. Die Franzoſen ſchloſſen ſich damals nur zu ſehr den Ruſſen an. Bei einem ſolchen Stande der Parteien konnte es mit der Verfaſſung Niemand rechter Ernſt ſeyn. Der Präſident ſah darin mit Recht

nur einen Verſuch, die Energie ſeiner Maßregeln zu lähmen. Griechenland bedurfte keines Kammergeſchwätzes, ſondern einer eiſernen Hand.

Der Friede von Adrianopel kam Griechenland nicht zu Gute. Unter dem Schein, als müſſe man die Nachgiebigkeit der Türkei durch irgend eine Conceſſion erkaufen oder belohnen, ließen die drei Mächte in einem Protokoll vom 3. Februar 1830 die Grenze von Arta fallen und ſchränkten das neue Griechenland in engere Grenzen, nämlich nur bis zum Fluß Aſpro, nahe im Weſten von Miſſolunghi, ein. Unter demſelben Datum beſchloſſen ſie auch, dem griechiſchen Staat ein monarchiſches Oberhaupt zu geben und trugen die Krone dem Prinzen Leopold von Coburg an. Am 24. April erklärte der Sultan ſeine Zuſtimmung zu allem. Der Sultan konnte die Unabhängigkeit Griechenlands doch nicht mehr hindern, mußte alſo den höchſten Werth darauf legen, wenigſtens Kreta, Chios und den Norden Griechenlands zu retten. Rußland konnte auf die Dauer eben ſo wenig hindern, daß ſein Capodiſtrias einem neugeſchaffenen griechiſchen Könige unter den Auſpicien der Weſtmächte würde Platz machen müſſen; es legte alſo Werth darauf, daß das neue Königreich Griechenland recht klein, ſchwach und ſchutzbedürftig bleibe. Ganz daſſelbe Intereſſe hatte auch England, dem ein größeres zur Selbſtſtändigkeit mehr befähigtes Griechenland als Nebenbuhler im levantiniſchen Seeverkehr läſtig geworden wäre. Frankreich dachte damals an ſeine Expedition gegen Algier und die griechiſche Angelegenheit war ihm nicht mehr ſo wichtig. Maiſon wurde mit dem Marſchallsſtabe belohnt und zurückgerufen, nur ein Drittel ſeiner Armee blieb vorläufig in Morea zurück. Jedenfalls behielt ſich Frankreich vor, neben Rußland und England ſeinen Einfluß in Griechenland zu behaupten.

Prinz Leopold von Coburg, ſeit ſeiner Vermählung mit der früh geſtorbenen Prinzeſſin Charlotte in England lebend und zum engliſchen Königshauſe gehörend, war einſichtsvoll genug, die griechiſche Krone nicht bedingungslos annehmen zu wollen. General

Church bewies in einer eigenen Schrift, wenn man Griechenland nicht wenigstens so weit ausdehne, als das griechische Sprachgebiet reiche, ihm nicht die militärisch wichtige Grenze bis Arta gebe ꝛc., von einer Selbstständigkeit oder Fähigkeit, sich selbst zu schützen, für Griechenland gar nicht die Rede seyn könne. Das neue Königreich Griechenland ging schon misgeboren aus den Protokollen von Mächten hervor, die vorherrschend das Interesse hatten, aus diesem Staate nie etwas werden zu lassen. Die Rolle eines Schattenkönigs und diplomatischen Lückenbüßers zu übernehmen, dafür hielt sich Leopold für zu gut und lehnte sie ab.

Ein besonderer Artikel des Friedens von Adrianopel, der im Abendlande fast ganz übersehen wurde, war von der größten Wichtigkeit für Rußlands asiatische Eroberungspläne, und gab die nächste Veranlassung zu den damals beginnenden und gegenwärtig noch fortdauernden Kämpfen Rußlands mit den freien Bergvölkern im Kaukasus, die man insgemein unter dem Gesammtnamen der Tscherkessen begreift, obgleich es viele besondere und unabhängige Stämme sind. Einer der kräftigsten, schönsten und edelsten Menschenracen angehörig, geborne Krieger von ritterlichem Ehrgefühl und patriarchalischer Sitte, waren sie von jeher allen ihren Nachbarn überlegen, den altpersischen und macedonischen Satrapen, den Byzantinern, den Persern und Türken, und hatten sich in ihren fast unzugänglichen und weit ausgedehnten Gebirgen immer frei erhalten. Ursprünglich Heiden und noch jetzt manchen heidnischen Glauben und Brauch bewahrend, hatten sie dem Christenthum, das nur bis Georgien vordrang, sich abhold bewiesen, wahrscheinlich weil sie die byzantinischen Griechen zu tief verachteten. Vom Islam der Perser und Türken, die ihnen mehr Achtung einflößten, hatten sie etwas mehr angenommen, sich deshalb aber weder dem Schah, noch Sultan unterworfen. Nun bekamen sie aber einen neuen und viel gefährlicheren Feind an den Russen. Nach Eroberung der Krimm hatten sich die Russen an einigen Punkten sowohl des schwarzen, als des caspischen Meeres festgesetzt und durch arge

Liſt den letzten König von Georgien im Jahre 1800 bethört, ihnen ſein Land abzutreten. Das waren die Anfänge der ruſſiſchen Provinz Transkaukaſien. Aber das ungeheure Bergland, welches zwiſchen den beiden Meeren im Norden von Georgien liegt, war und blieb frei, auch dann noch, als die Ruſſen immer weiter am kaſpiſchen Meere vordrangen, und den Perſern einen Theil von Armenien entriſſen. Im letzten Türkenkriege 1828 halfen die Tſcherkeſſen den Türken Anapa am ſchwarzen Meere gegen die Ruſſen vertheidigen. Nun ließ ſich aber der Sultan bethören, im Frieden von Adrianopel die künftige Grenze zwiſchen der Türkei und Rußland in Aſien dergeſtalt feſtſetzen zu laſſen, daß kein Punkt des Zuſammenhangs zwiſchen dem kaukaſiſchen Gebirge und der Türkei mehr übrig blieb und daß es dahingeſtellt blieb, ob das Tſcherkeſſenland innerhalb der ruſſiſchen Grenze zu Rußland gehören oder frei ſeyn ſollte. Streng genommen hatte der Sultan keine Verpflichtung gegen die Tſcherkeſſen, aber es lag in ſeinem Intereſſe, kein Document zu unterzeichnen, durch welches ſie der Willkühr Rußlands völlig blosgeſtellt wurden. Auffallenderweiſe haben auch nicht einmal die Weſtmächte und Oeſterreich die Rechte der freien Tſcherkeſſen damals zu wahren verſucht. Mit kaum begreiflicher Verblendung war die ganze gebildete Welt ſtillſchweigend einverſtanden, der ganze Kaukaſus gehöre bereits den Ruſſen und es gab in ganz Europa keine einzige Karte des ruſſiſchen Reichs, auf der das große freie Tſcherkeſſengebirge auch nur durch irgend ein Merkmal als bloße Enclave Rußlands bezeichnet worden wäre. Man ſcheint ſich mit der oberflächlichen Meinung getäuſcht zu haben, die Tſcherkeſſen ſeyen doch nur Barbaren, und es ſey vielleicht eine Wohlthat, wenn ſie durch die Ruſſen civiliſirt würden.

Aber die Tſcherkeſſen haben bewieſen, daß ſie ungleich mehr Achtung und Hülfe vom gebildeten Weſten aus verdient hätten und daß ſie an angeborenem menſchlichen Adel unvergleichlich hoch über den Ruſſen ſtehen, die ohne alles Recht räuberiſch in ihre Gebirge

hereinbrachen, um ihnen nicht die Civiliſation, ſondern die Corruption und eine unerträgliche Sklaverei zu bringen.

Kaiſer Nicolaus ließ die Unterwerfung der freien Tſcherkeſſen ſchon im Jahr 1830 und durch Paskiewitſch ſelbſt in Angriff nehmen, in der ſichern Erwartung, ſie werde dieſem Unüberwindlichen, zumal unter dem Eindruck der eben errungenen doppelten Siege der Ruſſen über Perſer und Türken, leicht gelingen. Aber Paskiewitſch konnte in den engen Thälern und auf den ſteilen Bergen keine großen Maſſen entwickeln, ſeine Artillerie nicht concentriſch gegen feindliche Maſſen wirken laſſen. Er mußte ſeine Streitkräfte theilen und ſie wurden auf allen Punkten mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. Es brauchte lange, bis die Ruſſen ſich an dieſen Gebirgskrieg nur einigermaßen gewöhnt hatten, und trotz den Hunderttauſenden von ruſſiſchen Leichen, die ſeitdem im Kaukaſus geblieben, ſind die Tſcherkeſſen heute noch ſo frei, wie damals. Ich werde den weitern Verlauf dieſer Kämpfe ſpäter ſchildern.

Achtes Buch.

Karl X.

Durch den Sieg der franzöſiſchen Waffen in Spanien waren die Einwendungen und Warnungen der liberalen Partei glänzend widerlegt worden. Das ſpaniſche Volk hatte ſich nicht „wie ein Mann“ erhoben, ſondern in ſeiner Mehrheit die Wiederherſtellung des abſoluten Königthums gebilligt. Dieſer Erfolg konnte nicht verfehlen, den Ultras in Frankreich eine großartige Genugthuung zu gewähren und ihren Muth zu erhöhen. Das Haupt der Partei, der Herzog von Artois, gewann mithin auch jetzt mehr als jemals Einfluß auf ſeinen königlichen Bruder, zumal der letztere ſichtbar ſeinem Ende zuneigte, immer kränklicher wurde, bald das Zimmer nicht mehr verlaſſen konnte und von Frau von Cayla gepflegt wurde, der er mit der größten Zärtlichkeit zugethan war, die aber insgeheim den Ultras zum Werkzeuge diente.

Inzwiſchen werden ſiegreiche Parteien gern uneins und die Ultras wurden es um ſo mehr, als ſie ſchon früher geſpalten waren

in ſtrenge Ultras, die nicht weit genug in der Contrerevolution gehen zu können meinten, und in Gemäßigte, die ſich an das Miniſterium Villèle hielten. Villèle trat nach dem Siege in Spanien den ſtrengen Ultras und dem Herzog von Artois viel näher, aber Chateaubriand, der die Seele des ſpaniſchen Krieges geweſen, mußte der Antipathie des alten Königs weichen, der ſeinen Liebling Decazes an ihm rächte und ihn jetzt aus dem Miniſterrath entfernte. Chateaubriand machte nun mit ſeiner geiſtreichen Feder dynaſtiſche Oppoſition im Journal des Debats. Auch in kirchlicher Beziehung waren die Ultras nicht einig. Der Herzog von Artois, wie bigott er immer war und wie ſehr er die geſunkene Kirche zu heben ſuchte, mistraute den Jeſuiten, die unter dem Namen der „Glaubensväter" heimlichen Eingang in Frankreich gefunden hatten und denen namentlich jetzt Frau von Cayla das Ohr lieh. Der Herzog von Artois, den die Verleumdung ſelber für einen verkappten Jeſuiten*) ausgab, äußerte einmal gegen Lamartine ſeine Beſorgniß, der Orden werde der katholiſchen Sache mehr ſchaden als nützen, weshalb er auch geſonnen ſey, ſich ihm nicht hinzugeben, ſey es, daß er fürchtete, der mächtige Orden fördre Zwecke, welche nicht die des Königthums ſind, ſey es, daß ihn die ungeheure Unpopularität des Ordens ſcheu machte.

Der Herzog von Artois hatte ein beſtimmtes Syſtem, gleichviel, ob nur aus königlichem Inſtinkt, oder aus reifer Ueberlegung. Er wollte die Verfaſſung nicht über den Haufen werfen, nachdem ſie einmal eingeführt war; allein er hoffte ſie für den Thron unſchädlich zu erhalten, indem er den letztern theils auf die Kirche, theils auf die Ariſtokratie ſtützte. Der klägliche Zuſtand der Kirche, die immer noch in den gebildeten Claſſen vorherrſchende Freigeiſterei, forderten dringend zu Maaßregeln auf, die der Reli-

*) Heimliche Affiliirte des Ordens nannte man Jeſuiten à courte robe. Als ſolcher iſt der Herzog von Artois unzähligemal auf Karikaturen, wie auch unter dem Uebelnamen l'abbé Tise (la bêtise) abgebildet worden.

gion ihr Anſehen und ihre Macht über die Gemüther wieder geben ſollten. Die Ueberzeugung, daß in der ländlichen Mehrheit des Volkes der alte Glaube noch unerſchüttert ſey, mußte dem Herzog von Artois auch die feindliche Geſinnung der gebildeten Minderheit in den Städten als nicht unüberwindlich erſcheinen laſſen, jedenfalls ſeinen Muth in der Bekämpfung des Unglaubens ſtärken. Ob er in der Ariſtokratie einen gleich ſtarken Beiſtand zu finden gehofft habe, iſt wohl noch dem Zweifel unterworfen. An den emigrirten Adel feſſelten ihn die Sympathien ſeiner Jugend, das gemeinſame Loos der Verbannung, die Dankbarkeit für lange Treue, aber wohl kaum die Ueberzeugung, daß dem alten Adel noch Kraft genug inwohne, den Thron zu ſchützen. Hier war es der Thron, der den Adel ſchützte. Der in der erſten franzöſiſchen Revolution am Adel begangene Güterraub war ein Unrecht, welches wieder gut zu machen für die wiederhergeſtellte Dynaſtie in der That als eine ſittliche Pflicht erſchien. Es konnte nur die Frage ſeyn, ob durch eine Maßregel zu Gunſten dieſes Adels nicht wichtigere Intereſſen des ganzen Volks und der Monarchie gefährdet würden? Dieſe Frage hatte Ludwig XVIII. bisher verneint. Nach dem glücklichen Ausgang des ſpaniſchen Krieges aber nahm ſie der Herzog von Artois wieder auf und Villèle, der damals noch allvermögende Miniſter, bot ſich ihm zum Werkzeuge dar, um die betreffenden Maßregeln einſtweilen vorzubereiten, damit ſie nach dem bald zu erwartenden Hintritt Ludwigs XVIII. dem neuen Könige reif vom Baume falle.

Der leitende Gedanke war beim Herzog von Artois, Villèle unterwarf ſich ihm nur und diente ihm. Die größte Schwierigkeit lag für ihn in der Verantwortlichkeit für eine Maßregel, die dem Lande Geld koſten ſollte, denn man berechnete die dem emigrirten, um ſeine Erbgüter gekommenen Adel vorbehaltene Entſchädigung in runder Summe zu einer Milliarde Livres. Sollte ſo viel Geld dem Adel aus den Taſchen der ſteuerpflichtigen Bürger und Bauern bezahlt werden, ſo mußte das den bitterſten Haß im Volk erzeugen. Villèle half ſich auf zweierlei Art. Einmal ſtellte er dem Herzog

von Artois und deſſen vertrauteſten Anhängern den Telegraphen zur Verfügung, um auf die ſchnellſte Weiſe diejenigen Börſennachrichten zu empfangen und zu verbreiten, die ihnen die Vorhand bei Kauf und Verkauf im Geldhandel verſchafften, ein unerlaubtes Mittel raſcheſten Gelderwerbs und öffentlichen Betruges, deſſen ſich ſpäter die franzöſiſchen Miniſter in noch weit ausgedehnterem Maaße bedient haben. Damals gebrauchte Villèle dieſes Mittel, um ſich dem künftigen König zu verpflichten, die Häupter der Ultras zu beſtechen und ihm ſeinen Plan der Adelsentſchädigung zu empfehlen. Er beabſichtigte nämlich, den Zinsfuß der Staatsſchuld herunterzuſetzen und aus dem dabei gemachten Gewinn die Zinſen des dem Adel zu bewilligenden Entſchädigungscapitals zu beſtreiten, ein Ausweg, der allein im Stande war, die Entſchädigung zu ermöglichen, ohne dem ſteuerpflichtigen Landmann und Bürger eine zu große neue Laſt aufzubürden.

Der Adel war aber mit dieſen Anerbietungen keineswegs überall zufrieden. Es gab eine nicht geringe Anzahl von Ultras, welche mehr verlangten. Verſetzt man ſich in den Standpunkt uralter begüterter Adelsfamilien, die in der Revolution alles verloren hatten, ſo kann man nicht umhin, es ſehr natürlich zu finden, daß ſie nicht eine immerhin nur mäßige Geldentſchädigung, ſondern ihr altes Erbe ſelbſt zurückzuerhalten wünſchten. Es gab viele ſolche Familien, die nicht einmal in die Schuld des altfranzöſiſchen Hofes verſtrickt waren, ſondern patriarchaliſch auf dem Lande gelebt hatten und durch ihre Vertreibung in jeder Beziehung als Unſchuldige das herbſte Unrecht erduldet hatten. Wie tief mußte es Familien dieſer Art kränken und entrüſten, wenn ſie, die älteſten im Lande, jetzt als fremde Eindringlinge angeſehen und von der liberalen Preſſe verhöhnt wurden, man ihnen ihr natürlichſtes Recht ohne weiters abſprach.

Die liberale Partei hatte in der ſpaniſchen Frage eine moraliſche Niederlage erlitten, indem alle ihre Vorausſetzungen und Drohungen hinſichtlich des Widerſtandes, den die franzöſiſche Armee in

Spanien finden würde, ſich als falſch erwieſen. Der Sieg einer Partei zieht immer die Schwachen von der andern ab. Da nun Villèle überdies bei den neuen Wahlen den Beamten befahl, allen ihren Einfluß zu Gunſten loyaler Canditaten zu gebrauchen und dieſer Befehl zum Theil mit brutalſter Willkühr ausgeführt wurde, ſo gelangte in die neugewählte Deputirtenkammer eine große Mehrheit von Ultras und die Liberalen fielen in eine ſehr kleine Minderheit zuſammen.

Die Kammer wurde am 23. März 1824 eröffnet. Villèle legte derſelben noch nicht den Entſchädigungsplan, wohl aber ein Geſetz über die Herabſetzung der Rente vor, durch welche jener vorbereitet, und ein Geſetz, nach welchem die Wahlperiode auf ſieben Jahre ausgedehnt wurde. Ging dieſes Geſetz durch, ſo konnte Villèle, wie er meinte, mit der eben gewählten der Regierung ergebenen Kammer ſieben Jahre lang hauſen und durchſetzen, was er immer wollte. Allein er hatte doch nicht ganz richtig gerechnet. Die Deputirtenkammer nahm zwar mit enormer Mehrheit (292 gegen 87 Stimmen) die ſiebenjährige Wahlperiode an, gegen welche die Liberalen ſich vergebens wehrten. Aber die Pairskammer verwarf (mit 120 gegen 106 Stimmen) das Rentengeſetz. Die Mehrheit der Pairs war ſelbſt reich oder vertrat doch die reichen Claſſen, denen der Villèle'ſche Plan an den Beutel, mithin an das Herz griff. Auch der Klerus war gegen die Zinſenherabſetzung. Herr von Quelen, Erzbiſchof von Paris, erklärte, das Geſetz drücke auf die Armen, weil es auf die Reichen drücke. Mancher von Adel, der nur Staatspapiere und keine Landgüter hatte, glaubte mit Recht, der Staat nehme ihm mit einer Hand durch die Zinsreduction, ſchon voraus, was er ihm mit der andern durch die Entſchädigung zu geben erſt verſpreche. Viele von Adel hatten im Sinn, ihre Güter zurückzuverlangen, widerſetzten ſich alſo dem Geldplan ſchon aus dem Grunde, damit es nicht ſcheine, als ſeyen ſie mit der Geldentſchädigung, wozu er vorbereitete, zufrieden. Im Allgemeinen verrieth ſich in der Debatte der Pairskammer ein gemeiner Eigennutz,

der einen um ſo unangenehmeren Eindruck machte, als das Miniſterium, gegen welches man ankämpfte, doch wahrhaft wohlwollend die Intereſſen von Ultras wahrgenommen hatte, und die Partei ſich gleichſam ſelber ins Geſicht ſchlug, indem ſie die Durchführung des Entſchädigungsplans erſchwerte. Grollend ſah das Volk dem Kampfe zwieträchtiger Habgier zu.

In Bezug auf die Kirche wagte das Miniſterium nur ſchüchtern voranzugehen. Es fürchtete die unermeßliche Mehrheit der ſ. g. Gebildeten, deren Macht in der That außerordentlich groß war. In unſern Tagen gibt es in Frankreich auch unter den Gebildeten eine anſehnliche Zahl von Gläubigen, und hat ſich ſelbſt die indifferente Menge daran gewöhnt, mit Achtung von der Kirche zu reden. Eine ſolche die Kirche reſpectirende Stimmung herrſchte vor dreißig Jahren noch nicht. Damals war nur der Landmann noch fromm, auf den aber niemand achtete. In den Städten, in der Preſſe war die ſ. g. öffentliche Meinung von einer durchaus kirchenfeindlichen flachen Humanität beherrſcht oder ſtand immer noch unter dem Einfluſſe Voltaires. Wenn der Bankier Caſimir Perier damals in der Deputirtenkammer den Vertheidigern der Kirche zurief: „in dieſer Kammer ſind wir Liberale nur unſrer elf, aber draußen ſtehen 30 Millionen hinter uns", ſo log er zwar in Bezug auf die Ziffer, denn das Landvolk war nicht auf ſeiner Seite; aber daß die Mehrheit der Städter für ihn war, ließ ſich nicht beſtreiten. Der Miniſter Peyronet erkannte das an, indem er faſt furchtſam ein paar Geſetze vorſchlug, wonach erſtens der an Kirchen verübte Diebſtahl ſtrenger als der gemeine beſtraft, und zweitens religiöſe Corporationen weiblichen Geſchlechts die Erlaubniß erhalten ſollten, Eigenthum zu erwerben. Der Miniſter glaubte nicht weiter gehen zu dürfen, um die Gebildeten nicht zu tief zu empören. Aber es gab ehrliche Ultras genug in der Kammer, die mit Recht meinten und erklärten, wenn man einmal die Kirche ſchützen wolle, müſſe man mehr thun. Erſt dadurch ermuthigt bereiteten die Miniſter neue Geſetze zu Gunſten der Kirche für die nächſte Kammerſitzung vor.

Nach langem Leiden auf dem Krankenlager verſchied Ludwig XVIII. am 16. September 1824. Sein Bruder, der Herzog von Artois, beſtieg als Karl X. den Thron ſeiner Väter und fand, da er in der letzten Zeit eigentlich ſchon regiert hatte, an dem zuletzt eingehaltenen Syſteme nichts zu ändern, welches er nur fortſetzen und weiter führen wollte. War es früher und namentlich beim erſten Regierungsantritt ſeines verſtorbenen Bruders ſein lebhafter Wunſch geweſen, Frankreich ohne Verfaſſung regieren zu können, ſo ließ er doch jetzt die Verfaſſung ungekränkt und ſcheint nach den bisher gemachten Erfahrungen geglaubt zu haben, daß er immerhin eine ergebene Kammer finden würde, mit welcher ſich ſo gut conſtitutionell regieren laſſe, als ob es abſolutiſtiſch wäre. Lag etwas Unlautres darin, daß er conſtitutionelle Formen, die er principiell verachtete, als bloßes Mittel zu abſolutiſtiſchen Zwecken misbrauchte, ſo iſt er dafür geſtraft worden, wie in der Zeit, von der wir reden, alle und jede Unnatur ihre Strafe empfieng.

Der erſte königliche Act Karls X. war die Aufhebung der bisherigen Cenſur, die Freierklärung der Preſſe. Das überraſchte freilich, aber es war nicht natürlich und konnte nicht hindern, daß ein Gebrauch von der freien Preſſe gemacht wurde, welcher den König bald wieder nöthigen mußte, ſein Geſchenk zurückzunehmen. Der zweite königliche Act war die Verabſchiedung von 150 Generalen und maréchaux de camp aus der napoleoniſchen Zeit, von Männern, die größtentheils noch dienſtfähig waren. Eine Maßregel, welche tief verletzte und die Sympathien der Armee gegen ſich hatte. Denn der Feldzug des Herzog von Angoulême in Spanien war doch nicht von der Art geweſen, daß er dem franzöſiſchen Soldaten Erſatz für die Feldzüge Napoleons hätte bieten und die Erinnerung daran hätte erlöſchen können. Aus beiden königlichen Acten ſcheint übrigens hervorzugehen, daß Karl X. die Abſicht hatte, ſich (durch die Aufhebung der Cenſur) mit der liberalen Partei auf Koſten der napoleoniſchen Partei zu vertragen, oder wenigſtens durch

die ganz verſchiedenartige Behandlung beider eine von der andern zu trennen und die Oppoſition zu ſpalten.

Ein dritter königlicher Act ſchien gleichfalls eine der liberalen Partei gemachte Conceſſion. Das war die Wiedereinſetzung des Hauſes Orleans in ſeinen alten Güterbeſitz. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, während der Revolution als Herzog von Chartres bekannt, lange in der Verbannung lebend, vermählt mit der Prinzeſſin Amalie, Tochter Ferdinands IV. von Sicilien, die ihn zum Vater vieler blühender Kinder machte, war mit der übrigen Emigration nach Frankreich zurückgekehrt, hatte aber bisher immer noch der Dynaſtie ein wenig fern geſtanden. Man hatte den Verrath ſeines Vaters, ſeine eigene republikaniſche Jugend und er ſelbſt hatte die alte Politik ſeiner Familie (Nebenbuhlerei und Uſurpationsgelüſte der jüngeren Linie Bourbon gegen die ältere) nicht vergeſſen. Wenn auch noch ſo harmlos ſcheinend, verbarg er hinter den Tugenden ſeines Privatlebens doch einen tiefen Ehrgeiz und ſuchte ſich durch eine angenommene bürgerliche Einfachheit beim Volke beliebt zu machen. Man wußte, daß er ſchon nach der erſten Vertreibung Ludwigs XVIII. im Jahre 1815 geheime Umtriebe gemacht hatte, um möglichenfalls ſtatt der verhaßten älteren Linie der Bourbons, wenn Napoleon zum zweitenmale vertrieben würde, die jüngere, d. h. ſich ſelbſt für den franzöſiſchen Thron zu empfehlen. Die Unpopularität der älteren Linie dauerte fort, und dadurch wurde auch die Hoffnung und das geheime Gelüſten des Herzogs von Orleans fortwährend genährt. Trotz alledem fand ſich Karl X. bewogen, dieſem Prinzen ſeine ganze Gunſt zuzuwenden. Karl X. beſaß nicht jenen Verſtand, den die Welt als ſolchen anzuerkennen pflegt; aber was ihn dumm erſcheinen ließ, war gerade das Achtungswürdigſte an ihm, ein königlicher Inſtinkt, ein ritterliches Gefühl aus mittelalterlicher Vergangenheit. Er mißkannte die tief verſteckte Argliſt des Herzogs von Orleans, hielt ihn ſolidariſcher Gefühle eines Prinzen von Geblüt für fähig und hoffte ihn durch Großmuth zu verbinden, das Intereſſe der jüngeren und älteren

Linie Bourbon zu identificiren. Er gewährte ihm daher unaufgefordert das Prädikat „Königliche Hoheit“ und befahl, daß ihm alle die ausgedehnten Besitzungen, welche vor der Revolution die Apanage des Hauses Orleans gebildet hatten, zurückgegeben würden. Dadurch wurde der Herzog der reichste Güterbesitzer in ganz Frankreich. In dieser königlichen Großmuth lag zunächst die Aufforderung für den Herzog, sich weniger als bisher vom politischen Schauplatze zurückzuziehen und die Regierung des neuen Königs zu unterstützen. Aber der Herzog entsprach dem nicht. Alles nehmend, gab er nichts.

Am 22. Dezember 1824 eröffnete Karl X. die beiden Kammern mit großer Feierlichkeit, freute sich des gegenwärtigen Wohlstandes, in welchem sich das Reich befinde, gelobte, die Verfassung zu halten, erklärte, daß er alle seine Pflichten kenne und sich stark genug wisse, um sie zu erfüllen, kündigte aber auch an, eine dieser Pflichten sey: die Entschädigung derjenigen Classe, welche durch die Revolution mit Unrecht alles ihres Jahrhunderte alten Erbes beraubt worden sei. „Schon mein Bruder,“ sprach er, „hat die Mittel zur Heilung der letzten Wunde der Revolution vorbereitet. Jetzt ist die Zeit der Ausführung gekommen. Aber dieser große Act der Gerechtigkeit soll vollzogen werden, ohne daß die Steuern erhöht, ohne daß der Staatscredit gefährdet und ohne daß die Summen angegriffen werden, die für den laufenden Dienst bestimmt sind.“ — Die Entschädigung für den emigrirten Adel sollte nach Villèles Plan mittelst 30 Millionen Renten zu 3% bewirkt werden, die ein Capital von 1000 Millionen Franken repräsentirten. Das war die berühmte Milliarde, welche damals ein ungeheures Aufsehen erregte. Von der einen Seite wurde das Opfer, welches das Volk dem Adel bringen sollte, auf's äußerste übertrieben. Der Ingrimm der Liberalen stellte die Sache nicht anders dar, als ob die Aermsten im Volke ihr letztes Scherflein darbringen müßten, um jene Milliarde in klingender Münze vollzählig zu machen und damit jene Emigrirten zu bereichern, die man als fremde Eindringlinge, als eine verdorbene und miserable Race, als in jeder Beziehung Unwürdige

bezeichnete. Von der andern Seite beklagten ſich die Ultra's eben ſo ſehr, daß die Maßregel unzulänglich ſei, daß die auf ſo Viele ſich vertheilende Geldentſchädigung in Renten dem wahren Werthe des Verlorenen, der ihnen mit ſo ſchreiendem Unrecht entriſſenen theuren Erbgüter, nicht entſpreche. Daher die ſonderbare Erſcheinung, daß die Milliarde in der franzöſiſchen Kammer in noch leidenſchaftlicheren Reden von denen angegriffen und verwünſcht wurde, welche ſie empfangen, als von denen, welche ſie geben ſollten. Unter den letzteren zeichnete ſich neben dem General Foy beſonders Dupont de l'Eure aus, deren Reden die größte Popularität im Volke erlangten. Unter den Ultra's, welche gegen die Milliarde ſprachen, ſtanden der Herr von Beaumont und Duplèſſis de Grénédan oben an; aber weil ſie einer verhaßten Partei angehörten, fanden ſie nur Schmähung und Mißachtung, wie viel Wahres immer in dem lag, was ſie ſagten. Uebrigens kam es auf die Reden nicht an, denn durch die Wahlumtriebe der Regierung war dem Miniſterium Villèle die Mehrheit in der zweiten Kammer ſchon geſichert. Die Milliarde wurde bewilligt.

Unmittelbar darauf ließ ſich Karl X. feierlich zu Rheims in altherkömmlicher Weiſe zum Könige von Frankreich ſalben und krönen, am 29. Mai 1825. Den erſten König Chlodwig, im 5ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, hatte der heil. Remigius mit dem Oel eines Fläſchchens geſalbt, welches ein Engel vom Himmel gebracht haben ſollte. Mit dieſem himmliſchen Oele waren alle folgenden Könige Frankreichs geſalbt worden. In der Revolution aber wurde die Flaſche mit allen andern Reliquien zu Rheims zerſchlagen und hätte keine neue Salbung mehr ſtattfinden können, wenn nicht eine Scherbe jenes Fläſchens mit ein paar Tropfen Oel noch glücklich gerettet worden wäre. Damit wurde nun Karl X. geſalbt. Der ganze feierliche Act ſeiner Krönung war nicht ein Spiel der Eitelkeit, ſondern drückte die Idee aus, die in ihm lebte. Das franzöſiſche Königthum, an deſſen 14hundertjährigen Beſtand die neue

Krönung erinnerte, ſollte dem Volke in die Augen fallen als etwas Unüberwindliches, Unzerſtörliches, was alle Revolutionen überlebe.

Im Herbſt deſſelben Jahres begieng die liberale Partei eine Feier anderer Art, um gleichſam jener Feier in Rheims das Gegengewicht zu halten. Eines ihrer Häupter, der General Foy, war (28. November 1825) geſtorben und ſeine Beerdigung wurde zu einer großartigen Parteidemonſtration benützt. Alles, was dem Könige und dem Miniſter Villèle feindlich geſinnt war, drängte ſich herbei, um den Leichenzug des Mannes zu vergrößern, der jene immer am rückſichtsloſeſten in der Kammer angegriffen hatte. Man wollte beweiſen, wie zahlreich die Oppoſition im Volke ſei, obgleich ſie in der Kammer ſelbſt nur ſchwach vertreten war. Ganz Paris war auf den Beinen, obgleich es kalt war und in Strömen regnete, und den Sarg des Generals begleiteten nicht weniger als 100,000 Menſchen in Trauerkleidern, alle mit entblößtem Haupte. Ein Geſinnungsgenoſſe des Verſtorbenen, Caſimir Perier, hielt am Grabe eine politiſche Rede und empfahl die arme Wittwe dem Schutze des Volkes. Die Sammlungen für die Wittwe betrugen in Kurzem 1 Mill. Franken, wozu der Herzog von Orleans 10,000 beiſteuerte.

In demſelben Jahre wurde von Seiten der franzöſiſchen Regierung die Unabhängigkeit des Negerſtaats auf der Inſel Hayti gegen eine Geldentſchädigung ausgeſprochen. Ein Wiedereroberungsverſuch wäre um ſo thörichter geweſen, als er ſogar dem großen Napoleon mislungen war. Karl X. gab, indem er Hayti anerkannte, dem König von Spanien eine gute Lehre, ſofern der letztere mit den unzureichendſten Mitteln immer noch daran dachte, die unermeßlichen Colonien in Amerika wieder zu erobern.

Karl X. hatte den ſehr richtigen Gedanken, daß eine geſunde und naturwüchſige Ariſtokratie nicht durch die Milliarde hergeſtellt werden könne, ſondern daß es dazu noch anderer Maaßregeln bedürfe, vor allen der Primogenitur. Er hatte während ſeines Aufenthaltes in England den Werth des Erſtgeburtsrechts würdigen lernen und ließ durch den Miniſter Peyronnet ein Geſetz einbringen,

welches auch dem französischen Adel diese Wohlthat, die alleinige Bürgschaft dauernden Erbbesitzes, gewähren sollte. Aber das Gesetz scheiterte am Widerstande nicht sowohl der Liberalen, welche die gleichen Rechte aller Kinder, wie die Gleichheit vor dem Gesetz überhaupt vertheidigten, als vielmehr der Pairs, die einmal an das Erbtheilen gewöhnt, das große Staats- und Standesinteresse dem persönlichen nachsetzten, wodurch der französische Adel seine Unfähigkeit, sich auf den Standpunkt des englischen zu versetzen, selber documentirte. Unter den wenigen, die den Gedanken des Königs verstanden und ihm beistimmten, glänzte der junge Graf Montalembert; unter den Gegnern Pasquin, der die Mehrheit für sich gewann und das Gesetz durchfallen machte.

Auch die Bemühungen Karls X. zum Besten der Kirche konnten nicht verfehlen, einen hartnäckigen Widerstand hervorzurufen. Anstatt des früheren wegen seiner Unvollständigkeit zurückgezogenen Gesetzes in Betreff des Kirchendiebstahls, wurde jetzt ein umfassendes Sacrilegien-Gesetz eingebracht, welches der seit der Revolution immer noch herkömmlichen Gleichgültigkeit gegen das Heilige und der fahrläßigen oder absichtlichen Entweihung desselben wieder eine Schranke setzen sollte. Ein zweites Gesetz dehnte die Errichtung von Nonnenklöstern aus. Im Jahr 1825 verkündete der Pabst das Jubeljahr und zogen in Folge dessen Missionäre durch Frankreich, um außergewöhnliche Andachten im Freien zu halten und hohe Kreuze aufzurichten. Solche Missionen ließen sich auch in Mitte der Truppen erblicken. Ein Anblick, der die Gebildeten mit jenem unheimlichen Grauen erfüllte, welches nach alter Sage den Dämon überläuft, wenn er eine Kirchenglocke läuten hört. War es nicht eine Wohlthat für das fromme Landvolk, seinen alten, so lange von den Mächtigen der Erde und von den Gebildeten verachteten Glauben wieder öffentlich verehrt zu sehen? und that Bekehrung, Reue und Buße nicht so vielen verwilderten Gemüthern Noth? Heute sind die französischen Soldaten an die Heilmittel der Kirche, an Beichte und Gebet, an Missionen und barmherzige Schwestern gewöhnt und

haben eine Freude daran. Damals war es noch anders. Die kirchenfeindliche Aufklärung unter dem gebildeten Civilſtande vereinigte ſich noch mit der Verwilderung alter Soldatenherzen aus der napoleoniſchen Zeit zu einer Aufregung gegen die Miſſionen in den Städten und in der Preſſe. Das lag damals noch im Zeitgeiſt, das war, was man die öffentliche Meinung nannte und worunter man die Meinung aller verſtand, obgleich es nur die der gebildeten Claſſen war und die große Mehrheit des Landvolkes vielmehr der alten Kirche anhing.

Man ſchob alle Schuld auf die Jeſuiten. Caſimir Perier klagte ſie in der Kammer an als die Urheber der Miſſionen und aller ſ. g. Rückſchritte. Vergebens erinnerte der Miniſter des Unterrichts, Herr von Frayſſinous, die wenigen Jeſuiten, die unter dem Namen der Glaubensväter in Frankreich weilten, miſchten ſich nicht in Politik, ſondern lebten einzig dem Unterricht in einigen wenigen Schulanſtalten und der Erbauung. Er hätte ſagen können, der König ſelber ſey ihnen nicht gewogen, weil er durch ſie compromittirt zu werden fürchte. Aber das alles half nichts. Man glaubte einmal an eine ſyſtematiſche, wenn auch geheime Begünſtigung der Jeſuiten, um durch ſie ganz Frankreich um die Früchte der Aufklärung und Freiheit zu bringen. Neben Perier war Royer-Collard damals der glänzendſte Redner in der Oppoſition, der die kirchliche Reaction mit allen Waffen des ſ. g. philoſophiſchen Jahrhunderts bekämpfte. Er vergaß nur, daß ſich das eigentliche Volk niemals auf den philoſophiſchen Standpunkt erheben läßt, daß es ſtets einer Kirche bedarf, daß mithin auch die kirchenfeindliche Tendenz des damaligen Liberalismus denſelben nothwendig in Widerſpruch bringen mußte mit dem eigentlichen Volk und daß früher oder ſpäter dieſe einſeitige Tyrannei der Gebildeten im Kampf mit den ewigen Volksintereſſen unterliegen mußte.

Ein Graf Montloſier erfreute ſich damals des allgemeinſten Beifalls unter den Gebildeten nicht nur in Frankreich, ſondern auch in ganz Europa, als er mit einem Werke gegen die Jeſuiten hervor-

trat, in dem alles Gehäſſige, was ihnen irgend einmal nachgeſagt worden iſt, zuſammengeſtellt wurde. Montloſier's Buch und die Art, wie demſelben von allen Seiten zugejauchzt wurde, erklärt zur Genüge die Beſorgniß, die der König damals gegen Lamartine ausſprach, und deren oben ſchon gedacht iſt. Der König wußte wohl, die Jeſuiten ſchadeten ihm mehr, als ſie ihm nützten. Graf Montloſier begnügte ſich nicht mit ſeinem literariſchen Angriffe, er denuncirte die Jeſuiten als eine in Frankreich geſetzlich nicht geduldete Geſellſchaft bei den Gerichten, und da ſich dieſe für nicht competent erklärten, klagte er bei der Pairskammer. Das war keine geringe Verlegenheit für die Pairs. Die Mehrheit dachte wie der König von den Jeſuiten; es fiel ihr jedoch ſchwer, durch Aufopferung des Ordens dem gräflichen Schreier und der geſammten liberalen Partei eine Conceſſion zu machen. Die Pairskammer hielt ſich an das formelle Recht, indem ſie zugab, daß die Geſellſchaft Jeſu geſetzlich keinen Zutritt in Frankreich habe und es übrigens dem Miniſterium überließ, die Thatſache zu unterſuchen. Nunmehr blieb Alles beim Alten. Die Nichtduldung der Jeſuiten blieb anerkannt, aber die geheimen und unter anderm Namen in Frankreich weilenden Jeſuiten blieben auch unvertrieben.

Die Regierung fand für nöthig, aus dieſem Anlaſſe die kaum befreite Preſſe wieder in den Zügel zu nehmen und legte der Kammer ein neues Preßgeſetz vor, welches ſo großes Mißfallen erregte, daß auch die Academie dagegen Vorſtellungen machte. Damals galt unter den Gebildeten alles, was gegen den König und gegen die Kirche geſagt wurde, für vortrefflich, für das allein Wahre, und weckte Begeiſterung. Alles, was von der andern Seite geſagt wurde, galt für unwahr, oder wurde gar nicht angehört. Niemals war die anmaßliche Bildung tyranniſcher und verblendeter. Villèle hatte ſehr recht, wenn er in der Kammer ſagte: „die einzige Tyrannei, die jetzt in Frankreich geübt wird, iſt die der ſ. g. öffentlichen Meinung und der Preſſe. Sie allein hat jenes Geſpenſt geſchaffen, das man als Jeſuitismus bekämpft.“

Hatte der König einen tiefen Widerwillen, seine Sache mit der des Jesuitenordens verwechselt zu sehen, so gab es andrerseits auch verständige Freunde der Kirche, welche die reine Sache der letztern gefährdet glaubten durch jede Vermischung des kirchlichen mit dem dynastischen Interesse. In diesem Sinne sprach sich der Bischof von Tours und besonders auch der geistreiche Publicist, Herr von Eckstein in Paris aus. Sie erkannten die geheime Schwäche des Thrones und wollten den Altar nicht in dessen Fall mit hineinziehen lassen.

Mit diesen Händeln vergieng das Jahr 1826. Aus dem Gange der Debatten in der Pairskammer entnahm der König, daß er sich auf diesen Körper nicht ganz verlassen könne, und ließ daher das neue Preßgesetz, damit es nicht durchfalle, lieber wieder zurückziehen. Es war ihm überhaupt zuwider, so oft seinen Willen zu ändern. Er hatte bei seinem Regierungsantritt Preßfreiheit verkündigt; die gesteigerte Wuth der Opposition drängte ihn nun wieder, die Presse zu zügeln und die Wiedereinführung der Censur erschien ihm im höchsten Grade gehässig und unpopulär. So wußte dieser unglückliche Fürst nicht, was er thun sollte. Indem er nun das Gesetz zurücknahm und in der liberalen Weise verfuhr, wie bei seiner Thronbesteigung, wollte der loyale Marschall Oudinot, Commandant der Nationalgarde, dem Könige Gelegenheit geben, den Dank seines Volkes entgegenzunehmen und veranstaltete eine große Musterung der Nationalgarde, am 29. April 1827. Allein der Marschall kannte seine Leute nicht, der Haß der Bürgerklasse war schon zu tief eingefressen. Die Nationalgarde, größtentheils aus dieser Classe zusammengesetzt, theilte, wie gleichzeitig der deutsche Philister, den ganzen Ingrimm gegen die Kirche und war durch die Presse und durch die Kammerdebatten schon so exaltirt worden, daß der König, als er mit glänzendem Gefolge die zwölf Pariser Legionen musterte, von einem Theile derselben nicht mit dem loyalen und gewohnten Rufe: „Es lebe der König!“ sondern mit der Oppositions-Parole: „Es lebe die Charte!“ begrüßt wurde. Als er sich wieder entfernt

hatte, erhob das Volk ein noch viel revolutionäreres Geſchrei: Nieder mit den Miniſtern! Nieder mit den Jeſuiten! Als die Nationalgarde auf ihrem Rückmarſch bei Villèle's Hotel vorbeizog, erſchütterte ſie daſſelbe mit dem Donner ihrer Verwünſchungen. Die Herzogin von Angoulême gerieth mit ihrem Wagen in das Gedränge der Legionäre, die ihr dergeſtalt ihren böſen Willen blicken ließen, daß ſie vor Schrecken und Wuth zitterte. Der entrüſtete König befahl noch an demſelben Abend die Auflöſung der Nationalgarde. Merkwürdigerweiſe legte ſich die Aufregung und Paris blieb ruhig. Bald darauf begab ſich der König in das Lager von St. Omer, wo die lojalen Jubelrufe der Soldaten ihn für die Mißtöne in Paris entſchädigten.

Man bemerkte, daß in dieſer Zeit die Regierung den Kopf verlor. Man überredete den König, an ſeiner Unpopularität trage Niemand ſchuld, als Villèle. Wie ungeheuer dieſer Miniſter verhaßt war, davon hatte ſich der König überzeugen können. Er ſchwankte in ſeinem Vertrauen und daher auch in ſeinen Maßnahmen. Im Schwanken aber gab er Vortheile wieder auf, die er ſchon errungen hatte. Die ſiebenjährige Dauer der Kammer wurde vorſchnell wieder aufgegeben und die ganze Verſammlung aufgelöst, im Juni. Und zugleich wurde eigenmächtig die Cenſur wieder eingeführt. Man vermehrte alſo auf der einen Seite den Haß, und gab auf der andern dem Volke Gelegenheit, durch neue Wahlen die Oppoſition zu verſtärken. Ehe die neuen Kammern für das Jahr 1828 zuſammenberufen wurden, mußte ſich der König auch erſt noch der Pairs verſichern. Dieſe vornehmen Herren hatten ſich ihm wiederholt widerſpenſtig gezeigt und mit dem Liberalismus kokettirt. Er ernannte daher 76 neue Pairs, um ſich der Mehrheit in der Herrenkammer zu verſichern. Allein dießmal erwartete die Regierung ein Widerſtand von Seiten der Deputirtenkammer, den ſie kaum vorausgeſehen hatte. Denn hätte ſie ihn vorausgeſehen, ſo würde ſie lieber die alte Kammer beibehalten, als eine neue haben wählen laſſen. Trotz der Cenſur und aller Wahlumtriebe,

welche Villèle wieder durch die Beamten machen ließ, fielen die neuen Wahlen dennoch überwiegend liberal aus. Am 17. November wählte die Stadt Paris ihre acht Candidaten, sämmtlich Liberale, Dupont de l'Eure, Jacques Lafitte, Caſimir Perier, Benjamin Conſtant, von Schonen, Terneaux, Royer-Collard, Baron Louis. Das Volk ſtrömte durch die Straßen und erzwang eine allgemeine Illumination, indem es alle Fenſter einwarf, die nicht erleuchtet waren. Der Pöbel beging Exceſſe, ſogar Barrikaden wurden aufgeworfen und das Militär konnte die Ruhe nicht herſtellen, ohne daß einiges Blut gefloſſen wäre. Als ſämmtliche Wahlen in Frankreich vollendet waren, berechnete man eine liberale Mehrheit von 428 Stimmen, die miniſterielle Minderheit behielte nur 125.

Einer ſolchen Kammer gegenüber konnte ſich der verhaßte Villèle unmöglich behaupten, nahm daher am 3. Januar 1828 ſeine Entlaſſung und empfahl dem Könige zu ſeinem Nachfolger den Herrn v. Martignac, einen beſonnenen und gemäßigten Mann, der noch allein fähig ſchien, die Parteien zu vertragen und für den König ein zweiter Villèle, für das Volk ein zweiter Decazes zu ſeyn. Aber die Kluft zwiſchen König und Volk war ſchon viel zu weit aufgeriſſen, als daß ſie ein guter Name und der gute Vorſatz eines Miniſters hätte ausfüllen können. Vor Allem kam es darauf an, die Oppoſition zur Mäßigung zurückzuführen und das glaubte Martignac durch Conceſſionen erreichen zu können.

Die Kammern wurden am 5. Februar 1828 wieder eröffnet und Martignac legte ſogleich ein Geſetz vor, welches den Beamten unterſagte, ſich künftig in die Deputirtenwahlen einzumiſchen; zweitens wieder ein neues Preßgeſetz, welches dem Journalismus nur leichte Bedingungen ſtellte; drittens ein Geſetz zu Gunſten der Befreiung Griechenlands; und viertens mehrere Verordnungen gegen die Jeſuiten. Mehr konnte die Oppoſition von einem Miniſter Karls X. in der That nicht verlangen. Aber der König hatte früher nach einem anderen Syſteme regiert; daß er davon abging, legte man ihm nun als Schwäche aus und er verlor an Achtung, ohne an

Liebe zu gewinnen. Die Kammern gingen natürlicherweise auf ſämmtliche Geſetze ein und mit großem Aufſehen wurde insbeſondere am 16. Juni das Jeſuitengeſetz verkündigt, welches dieſen Vätern die acht Schulen entzog, in denen ſie bisher gelehrt hatten, und den Jeſuiten überhaupt die franzöſiſche Erde verbot. Sie wanderten alle nach der Schweiz oder Italien aus.

Im Herbſt des Jahres 1828 machte der König eine Reiſe nach Straßburg, um die Stimmung im Oſten Frankreichs zu ſondiren und für ſich zu gewinnen. Man empfing ihn in der Provinz überall ſehr ehrenvoll. In Straßburg ſelbſt begrüßten ihn der König von Württemberg und der Großherzog von Baden. Gleichzeitig durchreiste die Herzogin von Berry mit ihrem jungen Sohn den Weſten Frankreichs, beſuchte das Schloß Chambord, die treuen Vendéer und fand ebenfalls überall große Anhänglichkeit. Somit ſchienen dem König die Provinzen weit geneigter, als die Hauptſtadt. Auch in der auswärtigen Politik ſpielte Frankreich damals keineswegs eine untergeordnete Rolle. Es handelte einig mit England in Griechenland und in Portugal. Seine Schiffe wirkten weſentlich mit in der Schlacht bei Navarin und zerſtörten mehrere Corſarenſchiffe von Algier, General Maiſon führte eine franzöſiſche Armee nach Morea. Die Flagge wie die Fahne Frankreichs war unter Karl X. in Ehren.

Wie es ſcheint, war es Martignac, der dem König die Rundreiſe durch die Provinzen angerathen hatte, denn im Beginn des Jahres 1829 brachte er ein wichtiges, auf die Provinzen bezügliches Geſetz vor die Kammer. Er wollte nämlich die Gemeinde- und Departementalordnung in der Art ändern laſſen, daß künftig die Gemeinden und Departements eine collegialiſche Controle über die Maires und Präfecten üben ſollten, die bisher unumſchränkt geherrſcht hatten. Das hieß nicht viel weniger als die Provinzen und größeren Provinzialſtädte von der Tyrannei emancipiren, welche bisher Paris allein über ſie ausgeübt hatte. Dieſes wohlthätige Geſetz aber wurde von den Parteien übel aufgenommen. Die Oppoſition fürchtete die große Mehrheit conſervativer und insbeſondere

kirchlicher Elemente in den Provinzen, welche, wenn das Geſetz angenommen wurde, darin eine Stütze finden würden gegen die von Paris aus geleitete Aufregung. Unter den Royaliſten ſelbſt war kein richtiges Verſtändniß der heilſamen Maßregel. Es gab unter ihnen eine Partei, der das Miniſterium Martignac nicht weniger zuwider war, wie einſt das Miniſterium Decazes, und es läßt ſich auch nicht läugnen, daß Männern von einſeitiger, aber feſter Richtung, das Schwanken des Königs und ſein letztes Hinneigen zum Liberalismus unerträglich ſeyn mußte. Dieſe Männer vergaßen nun über der Perſönlichkeit und der allgemeinen Haltung des Miniſters den Werth und Nutzen des von ihm bevorworteten Geſetzes und verwarfen dieſes wegen jenem. Als nun von beiden Seiten her ſo heftig gegen das Geſetz geſprochen wurde, daß es durchfallen mußte, nahm es der Miniſter zurück.

Martignac war nur ein Werkzeug, ein Nothbehelf in der ſchlimmſten Verlegenheit, wider Willen aufgegriffen, herzlos wieder weggeworfen; aber in der kurzen Zeit ſeiner Verwaltung hat er ſich doch als ein Ehrenmann bewährt und ſein Gedanke, Frankreich wieder ein wenig zu decentraliſiren, ſichert ihm ein achtungsvolles Andenken. Die Gemeinden und die einzelnen Provinzen Frankreichs, ehemals viel ſelbſtändiger und reicher am eigenthümlichen Leben, wurden ſchon unter der abſoluten Regierung der Könige von Paris aus mit ungebührlicher Willkühr beherrſcht und die Revolution verſchärfte noch die Centraliſation. Weil aber auch die Oppoſition, die ihren Mittelpunkt immer in Paris hat, von hier aus ihre Fäden durch das ganze Land zieht, ſo war auch ihr eine größere Selbſtändigkeit der Provinzen entgegen. Immerhin wird Frankreich nicht eher einer dauernden politiſchen Geſundheit ſich erfreuen, bis die Provinzen wieder mit ihren conſervativen Intereſſen ein Gegengewicht bilden gegen die ewig aufgeregte und nach Neuem gierige Hauptſtadt.

Der König entließ die Kammern am 30. Juli und unmittelbar darauf auch das Miniſterium Martignac. Man hat ihn beſchuldigt, dieſes ſein eigenes Miniſterium gewiſſermaßen verrathen zu haben,

indem er ſelbſt die Oppoſition der Ultra's gebilligt habe. Es lag allerdings nahe zu vermuthen, daß er an den liberalen Conceſſionen ſeines Miniſters keine Freude haben konnte. Allein er hatte denſelben einmal zum Miniſter angenommen und die Schwäche des Miniſters war ſeine eigene Schwäche. Gewiß iſt, daß dem Könige nichts ſo ſehr ſchaden mußte, als ſein Schwanken zwiſchen Conceſſionen und Gewaltmaßregeln. Von Anfang an nicht ſtark in ſeiner Stellung, verlor er vollends die Achtung, die man wenigſtens der Conſequenz zu zollen pflegt.

Ehe man inzwiſchen zu voreilig den König tadelt, muß man alle Umſtände erwägen, unter denen er handelte. Martignac hielt es für vortheilhafter für Frankreich, ſich in der griechiſchen Frage an Rußland anzuſchließen. Man muß ſich die europäiſche Situation vergegenwärtigen. Diebitſch ſtand in Adrianopel, ein Friede wurde dort unterhandelt, der am 14. September wirklich zu Stande gekommen iſt. England und Oeſterreich gaben ſich die äußerſte Mühe, Frankreich auf ihre Seite zu bringen. Man kennt die Depeſchen des ruſſiſchen Geſandten in Paris, Grafen Pozzo di Borgo, aus jener Zeit. Dieſer ſchlaue Diplomat hatte es mit Martignac ſo weit gebracht, daß Karl X. Oeſterreich mit Krieg drohte, wenn es ſich thätlich in den türkiſchen Krieg einmiſche, um etwa den Ruſſen die Vortheile zu ſchmälern, die ſie ſich vom Frieden verſprachen, Grund genug für Wellington, der damals in England regierte, alles daran zu ſetzen, um Martignac zu ſtürzen, wozu ſich der ihm ſchon länger vertraute Polignac darbot.

Am 8. Auguſt 1829 ernannte der König an Martignac's Stelle den Fürſten Julius von Polignac zum Miniſter. Das war der Sohn jener bekannten Fürſtin von Polignac, dem die unglückliche Königin Marie Antoinette dereinſt ihre ganze Gunſt zugewendet hatte, und derſelbe, der in die Verſchwörung gegen Napoleon verwickelt und gefangen geweſen war. Die Oppoſition hat ihn als den hochnaſigſten und zugleich unfähigſten Junker von der Welt dargeſtellt. Inzwiſchen hat ſie den Haß übertrieben. Polignac

beſaß nicht die großen Eigenſchaften eines Regenten, aber wenigſtens die Conſequenz des Parteimannes.

War das Miniſterium Polignac ein Extrem, ſo wurde der König doch nur in daſſelbe hineingetrieben, nachdem er ſich in anderartigen Verſuchen, in Ruhe regieren zu können, erſchöpft hatte. Polignac hatte zugleich eine unbedingte und längſt geprüfte blinde Ergebenheit für ſeinen Herrn, was in Zeiten der Noth den Königen vom höchſten Werth iſt. Unter den übrigen neu ernannten Miniſtern zeichnete ſich Labourdonnaye durch einen eiſernen Charakter aus. Ihn fürchtete man, während Polignac verachtet und verſpottet wurde. Von ihm erwartete man die feindſeligſte, gegen die Liberalen ſchonungsloſeſte Reaction, denn er hatte als Redner in der Kammer ſeine Geſinnungen deßfalls niemals verhehlt. Zum Kriegsminiſter wurde General Bourmont ernannt, eine ſehr ungeſchickte Wahl, da Bourmont bekanntlich vor der Schlacht bei Waterloo das franzöſiſche Lager verlaſſen hatte und zu den Allirten übergelaufen war. So etwas verzeiht das franzöſiſche Volk nie. Es iſt kaum begreiflich, wie es Karl X. ſeiner eigenen Ritterlichkeit abgewinnen konnte, einen Deſerteur an die Spitze der franzöſiſchen Armee zu ſtellen. Die andern Miniſter waren von keiner Bedeutung, Montbel, Courvoiſier, Chabrol und d'Hauſſez, faſt alle früher ſchon Anhänger Villèles.

Als dieſes Miniſterium ernannt war, ging ein Schrei der Entrüſtung durch ganz Frankreich. Der Conſtitutionel nannte es einen Bund der Ariſtokratie (Polignac) mit der Treuloſigkeit (Bourmont), der Unwiſſenheit (Montbel), und dem Haſſe der Verfolgung (Labourdonnaye). Man ſetzte gleich anfangs voraus, daß Frankreich nur zwiſchen dieſem Miniſterium und der Revolution zu wählen habe. Man nannte es le ministère impossible, und bereitete ſich auf alle Fälle vor. Schon im September bildete ſich in der Bretagne ein Verein zur Verweigerung ungeſetzlicher Steuern, der ſich alsbald über die Normandie, das Elſaß und ganz Frankreich ausdehnte. Der alte General Lafayette hielt dieſen Zeitpunkt für

günſtig, ſich der Nation in Erinnerung zu bringen, er als die perſonificirte Revolution. Schon im September unternahm er mit großem Aufſehen eine Reiſe nach Lyon, die einem Triumphzuge glich, denn überall brachte die Oppoſitionspartei ihm Huldigungen dar, bereitete ihm glänzende Feſte und gab ihm Gelegenheit zu politiſchen Reden, welche Oel in's Feuer goſſen. In Lyon fuhr er, mit Eichenlaub bekränzt, in einem von vier weißen Pferden gezogenen Wagen ein, vor ihm 300 geſchmückte junge Leute zu Pferde, hinter ihm viele Tauſende zu Fuß. Die Bürgerſchaft von Lyon empfing ihn feierlich und Lafayette ſprach: „Ich vertraue in dieſer kritiſchen Zeit auf die ruhige und mit Verachtung gepaarte Feſtigkeit eines großen Volkes, das ſein Recht kennt und ſeine Kraft fühlt.“ Lafayette ſtand an der Spitze eines geheimen Ausſchuſſes, der von Paris aus die Oppoſition im Lande leitete. Außer den Steuerverweigerungsvereinen in den Provinzen bildete ſich noch eine weit ausgedehnte geheime Geſellſchaft unter dem Namen Aide toi et le ciel t'aidera (Hilf dir ſelber, und der Himmel wird dir helfen). Dieſe Geſellſchaft hatte zunächſt einen defenſiven Charakter und wollte nur ſämmtliche Volksrechte gegen das neue Miniſterium ſchützen, allein ſie hatte ſchon etwas von jacobiniſchem Geſchmack.

Das Miniſterium ſetzte dieſen Bewegungen im Lande und den wüthenden Angriffen der Preſſe eine auffallende Gleichgültigkeit entgegen; man glaubte darin den ſtumpfſinnigen Hochmuth Polignac's wieder zu erkennen. Allein das Miniſterium that nichts, weil es in ſich ſelbſt noch nicht einig war. Labourdonnaye wollte handeln, den Liberalismus entwaffnen, dem Throne die ariſtokratiſchen und kirchlichen Stützen geben, wie es längſt in den Wünſchen des Königs lag. Der König ſelbſt ſoll damals geſagt haben: „Point de concessions! j'agis et je ne cesserai d'agir dans les intérêts de la réligion et de la royauté.“ Die Art, wie Labourdonnaye als Miniſter des Innern ſein Beamtenperſonal zuſammenſetzte, ließ keinen Zweifel übrig, daß dieſer ſtolze Mann energiſch einſchreiten werde. Aber Polignac ſelbſt ſtand unter dem Einfluſſe von England.

Nicht ohne Englands Einfluß war er zum Miniſterium gelangt und die Intriguen, welche Pozzo di Borgo, der ruſſiſche Geſandte in Paris, Martignacs Gönner, aus Unmuth über des letztern Entfernung gegen Polignac anſpann, machten dieſem den Anſchluß an England nur um ſo nothwendiger. Wellington aber war zu klug, um nicht die Gefahren zu erkennen, denen ſich Karl X. bei einer allzuſcharfen Reaction ausſetzte. Er rieth alſo zur Mäßigung und hauptſächlich deshalb war Polignac zum Warten, Hinhalten und Lawiren geneigt. Auch die Anhänger Villèle's im Miniſterium neigten mehr zur Mäßigung. Während nun das Miniſterium nach außen hin unthätig blieb, war in ſeinem Innern lebhafter Kampf. Endlich gab der König dem engliſchen Einfluſſe nach und entfernte Labourdonnaye, an deſſen Stelle Guernon de Ranville trat. Die Villèle'ſche Partei hätte ſich gerne auch Polignacs entledigt; dieſen aber, den England hielt, ſtellte der König an die Spitze des Miniſteriums.

Erſt am 2. März 1830 wurden die Kammern wieder eröffnet. Der König trat mit Ruhe und Feſtigkeit auf. „Frankreich, ſagte er, iſt im Frieden mit der Welt und überall geachtet. Es auch im Innern glücklicher geachtet zu ſehen, iſt das Bedürfniß meines Herzens. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone geſtellt. Dieſe ſind geheiligt. Es iſt meine Pflicht gegen mein Volk, ſie meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern.“ Er gab alſo zu verſtehen, daß, wenn die Oppoſition ſeine Rechte nicht achte, er nöthigenfalls auch die ihrigen beſchränken werde, daß keinesfalls die Charte über die Krone wachſen dürfe. Im Uebrigen drückte er ſein Vertrauen aus, daß Frankreich an ſeinen guten Willen glauben und die Uebelgeſinnten nicht hören werde, die ſeine königliche Geſinnung verdächtigten. Der König fügte hinzu: „Sollten ſtrafbare Umtriebe meiner Regierung Hinderniſſe in den Weg legen, ſo werde ich in meinem Entſchluſſe, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzoſen und in der Liebe, die ſie jederzeit ihren Königen erwieſen

haben, die Kraft finden, ſie zu beſiegen.“ Als er dieſe Worte mit lauter Stimme und in einiger Aufregung ſprach, entfiel ihm ſein Hut und der neben ihm ſtehende Herzog von Orleans hob denſelben auf, das man wie ein Omen anſah.

In der Deputirtenkammer befanden ſich alle Liberale von Auszeichnung beiſammen. Unter den jüngeren, neu eintretenden Mitgliedern glänzte Guizot, ein Proteſtant von philoſophiſcher, beinahe deutſcher Bildung, welcher damals in die Fußſtapfen Royer Collards tretend, für dieſe zweite und viel energiſchere Generation des franzöſiſchen Liberalismus ungefähr das wurde, was für die erſte Benjamin Conſtant unter der Leitung der geiſtreichen Frau von Stael geweſen war. Royer Collard und Guizot behandelten das conſtitutionelle Syſtem wiſſenſchaftlich nach allen ſeinen Conſequenzen und wegen der bei ihnen vorherrſchenden Theorie oder Doctrin nannte man alle ihre Anhänger Doctrinäre, im Gegenſatz gegen die practiſchen Menſchen, die gerade auf ihren Zweck losgehen, ohne ſich um ein Syſtem zu bekümmern. Die Praxis war damals bei den geheimen Geſellſchaften, aber die Doctrinäre ſpielten öffentlich die glänzendſte Rolle durch ihre Beredſamkeit und durch die begeiſterungsvolle Vertheidigung der politiſchen Grundlehren des Liberalismus, denen man damals den Werth evangeliſcher Wahrheiten beilegte. Es iſt bemerkenswerth, daß die Doctrin auf der entgegengeſetzten Seite ſich viel weniger geltend machte. Die Ultras hatten ſchon in den Zeiten von Decazes und Villèle ihre Beredſamkeit erſchöpft und wohl eingeſehen, wie unnütz es iſt, da Doctrinen auszukramen, wo man ſie nicht hören will. Indeß trat damals auch auf der royaliſtiſchen Seite ein Redner erſten Ranges auf, aber kein Doctrinär, ſondern ein durchaus practiſcher Advocat ſeiner Partei, der junge Berryer.

Die Deputirtenkammer wählte nur Liberale in die Candidatenliſte der Präſidentſchaft und Karl X. ſtand nicht an, gerade den Namhafteſten unter ihnen, Royer Collard, zum Präſidenten zu ernennen. Doch hatte er in jenen Tagen ziemlich vielen Stolz

blicken laſſen und es fehlte nicht an Aufhetzern, die den Bruch zwiſchen dem Könige und der Kammer gerne beſchleunigt hätten. Auch der Herzog von Orleans ſoll ſich, wie wenigſtens Lamartine verſichert, damals herbeigedrängt und dem König Muth zugeſprochen haben, denn er ſei der Herr und ihm zieme der Ton des Gebieters. Der Herzogin von Angoulême ſagte man nach, ſie habe die höchſten Juſtizbeamten bei einer Audienz mit beleidigender Kälte empfangen, und anſtatt ſie anzuhören, ihnen die Thüre zum Thronſaale gewieſen. Soferne damals ſo viel verleumdet wurde, weiß man nicht, ob ſie nicht aus einem Mißverſtand handelte. Die Deputirtenkammer entwarf eine Adreſſe, worin ſie unter Anderem ſagte: „Ein ungerechtes Mißtrauen in die Geſinnungen und die Vernunft Frankreichs iſt heutzutage der Grundgedanke der Adminiſtration; Ihr Volk trauert darüber, weil es ſich dadurch gekränkt fühlt, es beunruhigt ſich darüber, weil ſeine Freiheiten dadurch bedroht ſind. Dieſes Mißtrauen findet keinen Weg in Ihr edles Herz. Nein, Sire, Frankreich will ſo wenig die Anarchie, als Sie den Despotismus wollen; Frankreich iſt würdig, daß Sie auf ſeine Loyalität vertrauen, wie es auf Ihre Verſprechungen vertraut. Zwiſchen Denjenigen, die eine ſo ruhige, ſo treue Nation verkennen, und uns, die wir mit einer tiefen Ueberzeugung den Schmerz eines ganzen und auf die Achtung und das Vertrauen ſeines Königs eiferſüchtigen Volkes jetzt in Ihren Buſen niederlegen, möge ſich die hohe Weisheit Ihrer Majeſtät ausſprechen. Die königlichen Prärogative haben in Ihre Hände die Mittel gelegt, die conſtitutionelle Harmonie zwiſchen den Staatsgewalten, dieſe erſte und nothwendige Bedingung der Stärke des Thrones und der Größe Frankreichs, zu ſchaffen.“

Die Debatten über dieſe Adreſſe waren äußerſt intereſſant. Das Miniſterium hatte es nämlich nicht blos mit der liberalen Oppoſition, ſondern auch mit den ſ. g. Defectionen in der bisherigen royaliſtiſchen Partei ſelbſt zu thun. Die früher geſtürzten Miniſter, Villèle, ſelbſt Labourdonnaye, waren mit allen ihren Anhängern,

wenn auch Freunde des Königs, doch Feinde Polignacs und wollten dieſen letzteren ſtürzen. Andere meinten es aufrichtig gut mit dem Könige, beneideten auch Polignac nicht, fürchteten aber, er werde Mißgriffe begehen und ſchade dem König jedenfalls durch ſeine Unpopularität. Alſo wollten auch ſie ihn ſtürzen. Nie haben Freunde des Königthums ſich unfähiger benommen. Sie halfen den Liberalen zu einem Siege, deſſen Opfer nothwendig der König werden mußte. Die Liberalen ſelbſt benutzten dieſe Defectionen mit Klugheit, ſchämten ſich aber nicht der Heuchelei und Lüge. Dupin der ältere, Mitverfaſſer der Adreſſe, ſagte in der Vertheidigung derſelben: „der Grundgedanke der Adreſſe iſt eine tiefe Verehrung für die Perſon des Königs; ſie drückt die hochachtungsvollſte Ergebenheit für jenes alte Geſchlecht der Bourbons aus ꝛc.“ Ein weniger berühmter Royaliſt, Chantelauze, blieb der einfachen Wahrheit getreuer, indem er den Liberalen ſagte: „ihr wollt dem Königthum ans Herz, ihr wollt der Deputirtenkammer allein die Macht erobern, die geſetzlich dem König zukommt.“ Conny erinnerte daran, die Charte, die man jetzt als tödtliche Waffe gegen die Monarchie wende, ſey ein freiwilliges Geſchenk Ludwigs XVIII. geweſen, Niemand, am wenigſten das franzöſiſche Volk ſelbſt hätte den König zwingen können, ſie zu geben, und jetzt wollte man ſeine Nachfolger mit derſelben Charte erwürgen. Montbel frug ſehr mit Recht: wozu dieſer ungeheure Lärmen? iſt denn Frankreich nicht frei und glücklich? kann es milder regiert werden? — Aber die Mehrheit der Kammer beſtand darauf, der König müſſe ſich ihrem Willen beugen und dürfe nur ſolche Miniſter haben, die ſie ihm vorſchreibe. Die Adreſſe wurde mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen.

In der Pairskammer wurde der König ebenfalls durch Defectionen im Stich gelaſſen. Hier donnerte Chateaubriand gegen das Miniſterium. Der von Neid verblendete Dichter vergaß jede dem Könige ſchuldige Rückſicht. Das nämliche that der Herzog Fitz James, ein Günſtling des Königs, aber Feind der Polignacs und

gleich vielen andern Höflingen ein Werkzeug der ruſſiſchen Intrigue. Hinter allen vornehmen Defectionen ſtand Pozzo di Borgo. Das Schickſal ſchien zu wollen, daß, wenn Neſſelrode den erſten Schlag gethan, um den Thron der Bourbons wieder aufzurichten, ein andrer ruſſiſcher Miniſter den erſten thun ſollte, um ihn wieder zu zerſchlagen. Ohne ruſſiſche Mitwirkung konnte ſchon nichts Wichtiges mehr in Europa vor ſich gehen.

Die Adreſſe der Pairskammer an den König war nicht weniger feindſelig als die der Deputirtenkammer, wenn auch mehr verſteckt. Indem ſie nicht ohne eine beleidigende Bosheit die Worte der Thronrede parodirte, ſagte ſie: „Sollten ſtrafbare Umtriebe Ihrer Regierung Hinderniſſe in den Weg legen, ſo würden ſie durch das gleichzeitige Zuſammenwirken beider Kammern bald überwunden ſeyn.“ Damit wollte ſie ſagen, daß nur von Polignac ſolche Hinderniſſe zu erwarten ſeyen und daß die Pairskammer im Kampfe gegen dieſen Miniſter der Deputirtenkammer zur Seite ſtehen würde.

Einem ſo vielſeitigen Widerſtande hätte der König aus Klugheitsgründen nachgeben, als conſtitutioneller König hätte er ein Miniſterium, für welches eine Mehrheit in den Kammern zu gewinnen unmöglich war, fallen laſſen müſſen. Dabei hätte ihn das Beiſpiel des Königs von England tröſten können, der immerhin ein mächtiger Herr blieb, wenn er ſich auch jederzeit ſeine Miniſterien vom Parlament mußte vorſchreiben laſſen. Endlich hätte Karl X., wenn er nicht ſowohl auf ſeine Ehre, als auf ſeinen Nutzen geſehen und einige Argliſt beſeſſen haben würde, durch Ernennung eines rein liberalen Miniſteriums die jetzt gegen ihn vereinigte Partei raſch wieder trennen und die Liberalen in Verlegenheit ſetzen können. Allein jede ſolche Argliſt lag ihm fern. Man muß, wenn man ſeine Unklugheit bedauert, wenigſtens ſeine Ehrlichkeit achten. Es iſt der Geſchichtſchreibung unwürdig, länger in die Schmähungen einzuſtimmen, mit welchen der unglückliche Greis verfolgt worden iſt. Als Royer Collard an der Spitze der ſtändiſchen Deputation dem Könige die Adreſſe vorgeleſen hatte, antwortete der Kö-

nig mit vieler Würde: „Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der Kammern zur Ausführung alles Guten, was ich im Sinne habe, zu vertrauen. Mein Herz ist bekümmert, von Ihnen zu hören, daß diese Mitwirkung nicht vorhanden ist. Aber meine Entschließungen sind unerschütterlich. Das Wohl des Volkes erlaubt mir nicht, mich davon zu entfernen.“ Einen Tag später wurden die Kammern einstweilen vertagt, jedoch noch nicht aufgelöst. Die royalistische Minderheit auf der rechten Seite der Kammer rief laut: „Es lebe der König!“ Aber die liberale Mehrheit auf der linken noch lauter: „Es lebe die Charte!“ Was weiter geschehen sollte, wurde nun vom Könige mit dem Ministerrathe verabredet. Montbel erklärte sich am entschiedensten für rasches Handeln. Er gieng, wie früher Martignac, und wie später Napoleon III., von dem Gedanken einer Appellation an das Volk aus. In den Provinzen und sonderlich beim Landvolk zweifelte er nicht, die Mehrheit zu finden, die ihm Paris versagte. Er rieth daher, der König solle die Kammern augenblicklich auflösen und sich mit einem Manifeste an die Nation wenden. Aber Guernon de Ranville, Chabrol und Courvoisier waren dagegen und riethen zur Mäßigung. Es bot sich nämlich noch ein Mittel dar, durch welches vielleicht in den Gesinnungen der Wähler eine Aenderung bewirkt werden konnte. Bis dieses Mittel gewirkt haben würde, schien es räthlicher, die definitive Auflösung der Kammer, die Appellation an das Volk und jede andere Maßregel zu verschieben.

Das gedachte Mittel war eine Kriegsoperation, von der man sich Ruhm für die königliche weiße Fahne und Erfolge bei den Wahlen versprach, wie nach dem letzten Siege in Spanien. Der Raubstaat von Algier unter dem gewaltthätigen Dey Hussein Bey, hatte fortwährend Frankreich geneckt und war durch die früher empfangene Strafe noch nicht genug gedemüthigt worden. Da nun die durch die Seeräuber beraubten französischen Eigenthümer in Algier selbst keinen Ersatz fanden, so hielten sie sich an das französische Finanzministerium, welches zwei Kaufleuten in Algier 7

Millionen Franken für Getraide ſchuldig war. Das Miniſterium zog nun wirklich von jener Summe 2½ Millionen ab, um ſie den Reclamanten als Erſatz für ihre Verluſte zuzuſtellen. Natürlicherweiſe wandten ſich nun die um ihre Bezahlung verkürzten Kaufleute von Algier an ihren Dey. Von Rechtswegen hätte dieſer die Seeräuber zum Erſatz zwingen müſſen, allein die Art und Weiſe wie Frankreich ſich ſo raſch und eigenmächtig bezahlt gemacht hatte, ärgerte ihn ſo ſehr, daß er bei einem öffentlichen Feſte, bei welchem ihm unter anderen auch der franzöſiſche Conſul Duval aufwartete, denſelben grob anfuhr, ja mit dem Fliegenwedel ſchlug und zur Thüre hinausjagte. Auf dieſe Beleidigung hin verließ der Conſul Algier, am 15. Juni 1829. Hierauf ließ der Dey alle franzöſiſche Niederlaſſungen in ſeinem Bereiche plündern und zerſtören, namentlich das Fort Lacalle, jedoch erſt, nachdem es die Franzoſen verlaſſen hatten. Im Juli wurde Herr von Labrétonnière nach Algier geſchickt, um für Frankreich Genugthuung zu fordern. Aber der Dey weigerte ſich nicht nur, ſondern ließ auch, ſobald der Parlamentär den Hafen wieder verließ, auf ſein Schiff feuern. Frankreich hatte nun ein volles Recht, einen ſolchen Barbaren zu züchtigen und der König erkannte gleich, wie vortheilhaft ein ſiegreicher Feldzug gegen Algier auch für ſeine innere Politik ſein würde, da die Franzoſen nichts mehr reizt, als kriegeriſcher Ruhm. Es handelte ſich alſo hier nicht blos um die Strafe eines kleinen Seeräubers, ſondern um eine große politiſche Demonſtration. Eben deshalb aber beſorgte England, Karl X. werde der Expedition gegen Algier eine zu große Ausdehnung geben und Algier nicht nur erobern, ſondern auch behalten wollen. Es bot daher ſeine Vermittlung an und ſträubte ſich auf alle Weiſe gegen die Expedition, die es endlich nur unter der Bedingung zugab, daß Frankreich ſich verpflichtete, Algier nicht zu behalten. Schon war eine große engliſche Flotte unter Admiral Malcolm ins Mittelmeer geſchickt worden, um die Franzoſen nöthigenfalls mit Gewalt an ihrer Expedition zu hindern, und das engliſche Miniſterium wurde im Parlament mit

Fragen und Vorwürfen beſtürmt, da die engliſche Eiferſucht den Franzoſen den Beſitz von Algier durchaus nicht gönnen wollte. Das Parlament beruhigte ſich erſt, als die Miniſter verſicherten, ſie hätten von Frankreich die befriedigendſten Erläuterungen erhalten. Obgleich es nicht beſtimmt geſagt wurde, verſtand darunter doch Jedermann, daß Frankreich ſich der Forderung Englands gefügt habe, Algier nicht behalten zu wollen. Die engliſche Preſſe beutete den Gegenſtand mit gewohnter Ungebundenheit aus. Und wenn Karl X. von ſeiner Expedition Ruhm erwartete, ſo gereichte es ihm doch zur großen Demüthigung, daß er ſich die Erlaubniß dazu von England erbitten mußte. Noch viel mehr ſchadete ſeinem Vorhaben die Wahl des Feldherrn, der die Expedition commandiren ſollte. Die Unpopularität des General Bourmont, damaligen Kriegsminiſters, war zu groß, die Verachtung dieſes Deſerteurs in ganz Frankreich zu allgemein, als daß ſeine Wahl nicht neue Erbitterung gegen den König hätte hervorrufen ſollen, namentlich in der Armee ſelbſt. Der Feldzug wurde bis in's Frühjahr verſchoben uud der Ausmarſch ſo berechnet, daß Algier gerade in einem Zeitpunkte erobert werden konnte, in welchem die Nachricht davon und der Siegesjubel auf die neuen Wahlen einwirken konnte, welche der König, nach Auflöſung der bisherigen Kammern veranlaſſen wollte. Am 16. Mai ſollte die Einſchiffung der Expeditions-Armee, welche 30,000 Mann ſtark war, im Hafen von Toulon beginnen. Am nämlichen Tage verfügte der König die definitive Auflöſung der Kammern und berief die neu zu wählenden Kammern auf den 3. Auguſt ein. Die neuen Wahlen aber ſollten in den kleineren Wahl-Collegien am 23. Juni, in den größeren am 3. Juli vorgenommen werden. Bis zu dieſen Terminen hoffte Bourmont Algier eingenommen und ganz Frankreich mit ruhmreichen Proclamationen erfüllt zu haben. Indem der König die Auflöſung der Kammern verfügte, nahmen Chabrol und Courvoiſier ihre Entlaſſung. An ihre Stelle traten Graf Peyronnet, ſchon früher Miniſter unter Villèle und ſehr muthvoll, der gleichfalls energiſche Chantelauze und Baron Capelle, für den ein

neues Miniſterium der öffentlichen Arbeiten geſchaffen wurde. Vor den Wahlen erließ der König ein Manifeſt an die Nation, worin aber nur das wiederholt war, was er ſchon den Kammern geſagt hatte. Den großartigen Eindruck einer Appellation von der gebildeten Minderheit der Franzoſen an die ungebildete Mehrheit machte es nicht. Eine ſolche Appellation hätte, wie ſpäter unter dem Präſidenten Louis Napoleon, erſt erfolgen müſſen, nachdem die Kammern durch einen Staatsſtreich völlig vernichtet waren. Eine bloße Ermahnung, man ſolle loyalere Deputirte wählen, als die bisherigen, konnte nichts fruchten. Die Wahlbewegung war einmal im Zuge, die Wahl auf die Begüterten beſchränkt, alſo vorzugsweiſe in den Händen der liberalen Mittelklaſſe. Die Geſellſchaft Aide toi und das Comité directeur, an deſſen Spitze Lafayette ſtand, thaten das Ihrige.

Bourmonts Berechnung hinſichtlich ſeiner Erfolge bewährte ſich nicht. Die Flotte wurde durch Stürme aufgehalten und mußte lange im Hafen von Palma verweilen. Zwei franzöſiſche Briggs, Aventure und Siléne ſcheiterten an der Küſte von Algier und fielen den Corſaren in die Hände. Dieſe ſchlimmen Nachrichten waren Alles, was man während der Wahlen von der Expedition erfuhr. Es wurden daher nicht blos die 221 Deputirten, welche für die Adreſſe geſtimmt hatten, wieder gewählt, ſondern auch noch eine Menge neue Liberale und dieſe Wahlen fielen noch viel unglücklicher für das Miniſterium Polignac aus, als die früheren.

Die Wahlen waren ſchon vollendet, als jetzt erſt, viel zu ſpät, Siegesbotſchaften von Algier anlangten. Die franzöſiſche Flotte war am 14. Juni daſelbſt angelandet, die Truppen hatten ſich ausgeſchifft, am 19. die rohen Maſſen des Feindes, die ſich ihnen entgegenſtemmten, auseinander geworfen, am 4. Juli die Citadelle von Algier, das ſ. g. Kaiſerſchloß, erobert und am folgenden Tage die Stadt durch Capitulation eingenommen. Dem Dey wurde die Freiheit geſchenkt, er durfte aber nicht in Algier bleiben. Der Schatz des Dey, den man erbeutete, ſoll ziemlich beträchtlich geweſen ſein.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Siegesbotſchaft mit großem Pompe durch ganz Frankreich getragen wurde, allein die Abſichtlichkeit blickte zu grob hindurch. Der Sieg einer zahlreichen franzöſiſchen Armee über einen erbärmlichen Räuberfürſten war eigentlich nichts Ruhmvolles. Auch hatte die Oppoſition nicht verfehlt, überall zu verbreiten, daß man Algier zwar erobert habe, es aber nicht behalten dürfe. Der Enthuſiasmus, auf den der König ſo ſehr gerechnet hatte, blieb aus. Frankreich war nicht in einem Freudenrauſche, ſondern in einem Fieber des gährenden Haſſes. Man hörte überall von zahlreichen Brandſtiftungen. Ein Beſuch der königlichen Familie von Neapel in Paris vermehrte den Widerwillen gegen den Hof. Allen Menſchen der Neuzeit war der Anblick jener verjährten Majeſtäten verhaßt. Ueber das Haus Bourbon war die Revolution gegangen. Man glaubte nur ſeine Leichen aufſteigen zu ſehen, und wandte ſich mit Abſcheu und ein wenig böſem Gewiſſen von den Mumien ab. Auch die damaligen Hirtenbriefe vieler franzöſiſcher Biſchöfe verfehlten ihren Zweck. Soweit die Kirche dem Miniſterium Polignac helfen wollte, zog ſie den Haß gegen jenen auf ſich ſelbſt.

Wie ein böſer Dämon trat wie immer, wenn der ältern Linie des Hauſes Bourbon Gefahr drohte, der Herzog von Orleans aus ſeiner ſcheinbar argloſen Ruhe und Apathie hervor. Am 30. Juni gab er einen glänzenden Ball in ſeinem großen Palais Royal und hatte es ohne Zweifel veranſtaltet, oder ſah es wenigſtens ſehr gern, daß ſich das Volk in Schaaren herbeidrängte, den Palaſt umgab, ihm als dem Volksfreunde zujubelte, ja ſogar in der Freude ſeine Gartenſtühle zuſammenhäufte, aufthürmte und als Freudenfeuer verbrannte.

Der König erhob Bourmont zum Marſchall von Frankreich und befahl am 11. Juli ein großes Tedeum und Siegesfeſt in Paris zu feiern, allein die Herzen blieben kalt. Bei dieſem Anlaße fiel eine Scene vor, die dem König unendlich ſchadete. Unter den Deputationen nämlich, die ſich nach üblicher Weiſe oder nach Parteizwecken ihm vorſtellen ließen, befand ſich auch eine der Kohlenträger

von Paris und Einer derſelben ſagte zum Könige: „Sire, ein Kohlenträger iſt Herr in ſeinem Hauſe, machen Sie es auch ſo!“ Die miniſteriellen Blätter waren ſo unklug, dieſe Anecdote zu verbreiten. Auch der Herzogin von Angoulême wird bei dieſem Anlaß wieder ein hochmüthiges und abſtoßendes Benehmen vorgeworfen. Die Parole in den Tuilerien ſey, wie man damals verbreitete, monter à cheval. Während das Herz des Königs tief bekümmert war und er nur in letzter Nothwehr entſchloſſen war, männlich den Sturm auszuhalten und nicht mehr nachzugeben, war alles verſchworen ihn zu verleumden, als ſinne er nur auf Gewaltthaten. Die franzöſiſche Oppoſition glich damals einer Kuppel Jagdhunde, die den Hirſch, indem ſie ihn auf den Tod hetzen, noch beſchuldigen, er ſey es, der ſie verfolge.

Der König war in der übelſten Lage von der Welt und ſeit die neuen Wahlen bekannt waren, wurde ein Miniſterrath nach dem andern gehalten. Chantelauze ſah ein, daß mit den beiden widerſpenſtigen Kammern nicht mehr zu regieren ſey und daß entweder der König oder die Kammer das Opfer werden müßte. So lange nun die königliche Gewalt noch faktiſch beſtand, wollte Chantelauze, daß ſie auch alle Mittel ihrer Selbſterhaltung erſchöpfe und ſchlug daher vor, Paris und alle größern Städte, die allein gefährlich ſeyen, mit Truppen zu überfüllen und dann in Gottes Namen die Charte aufzuheben. Guernon de Ranville wollte dagegen den verfaſſungsmäßigen Weg nicht verlaſſen und der König ſelbſt ſcheute ſich vor dem Verfaſſungsbruch. Man hatte einen §. 14 in der Charte, welcher lautete: le roi fait les réglemens et ordonnances nécessaires pour l'éxécution des lois et la sureté de l'état. Dieſen Paragraphen glaubte man nun benutzen zu können, um immer noch auf verfaſſungsmäßigem Wege die Uebel zu beſeitigen, ohne welche der Thron nicht länger feſtſtehen könnte. Nach langen Berathungen kam man zu dem Entſchluß, gemäß jenem Paragraphen „zur Sicherheit des Staats“ und um die Handhabung der Geſetze zu ermöglichen ſeine Zuflucht zu ausnahmsweiſen „nothgedrungenen Ordonnanzen“

zu nehmen. Vor allem ſollten dieſelben gegen die Tyrannei der liberalen Preſſe gerichtet ſeyn, die kaum mehr einen Widerſpruch der Royaliſten in Frankreich ungeſtraft aufkommen ließ. Sodann ſollten ſie das Wahlgeſetz modificiren. Der König hätte vielleicht beſſer gethan, ein demokratiſches Wahlrecht auf breiteſter Grundlage zu decretiren, denn in den niedern Volksſchichten, ſonderlich beim Landvolk vieler Provinzen würden ihm die Stimmen nicht gefehlt haben. Allein der König wagte eine ſolche Ausdehnung des Wahlrechts nicht und zog vielmehr eine ariſtokratiſche Einſchränkung deſſelben vor. Die kleinen Wahlkollegien, in denen die liberale Bourgeoiſie vorherrſchte, ſollten verringert werden und künftig auch nur ein indirectes Wahlrecht beſitzen.

Am 25. Juli kam man endlich zu St. Cloud, wo ſich der König damals aufhielt, im Miniſterrathe zum definitiven Beſchluſſe, Ordonnanzen zu erlaſſen, wodurch

1) die Preßfreiheit ſuspendirt und ſtrenge Cenſur eingeführt, eine Mehrzahl liberaler Blätter unterdrückt,
2) das Wahlgeſetz abgeändert, die Zahl der Wähler vermindert, der Wahl-Cenſus erhöht, die directe Wahl in eine indirecte verwandelt,
3) die noch nicht zuſammengetretene Kammer wieder aufgelöst,
4) eine neu zu wählende Kammer auf den 28. September einberufen wurde.

Zwei noch weitere Ordonnanzen ernannten aus der Mitte der Ultras eine ziemliche Menge neue Staatsräthe. Man hat nicht unbemerkt gelaſſen, daß der 25. Juli der nämliche Tag war, an welchem weiland der Herzog von Braunſchweig im Jahre 1792 ſein berüchtigtes Manifeſt gegen Frankreich erlaſſen hatte. Die Ordonnanzen, die am 26. veröffentlicht wurden, begleitete ein Bericht der Miniſter an den König, worin jene Ordonnanzen motivirt waren. Darin hieß es unter anderm von der Preſſe: „durch die gewaltſame und ununterbrochene Thätigkeit der Preſſe erklären ſich die allzu raſchen und allzu häufigen Wechſel unſerer innern Politik. Sie

erlauben weder, daß ſich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungsſyſtem feſtſetzte, noch daß man ſich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbeſſerungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren ſie fähig ſind, beſchäftigen könnte. Alle Miniſterien ſeit 1814, obgleich ſie unter verſchiedenen Einflüſſen gebildet wurden und entgegengeſetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denſelben Pfeilen, denſelben Angriffen und derſelben Zügelloſigkeit der Leidenſchaften ausgeſetzt. Opfer aller Art, Conceſſionen der Staatsgewalt, Parteiallianzen, nichts konnte ſie dieſem gemeinſchaftlichen Geſchicke entziehen. Die Preſſe geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an ſich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, ſtrebt ſie, die Debatte beider Kammern zu lenken und es iſt unbeſtreitbar, daß ſie darin einen ebenſo traurigen, als entſcheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrſchaft hat beſonders ſeit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit ſah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren Votum ihnen unbeſtimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Inſulten und ihren Schmähungen verfolgen. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, iſt vor Schmähung geſichert, wenn er von ſeinem Souverän das geringſte Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält.“ Man kann nicht leugnen, daß dieſe Darſtellung der Wahrheit gemäß war. Allein wer wollte damals die Wahrheit hören? Karl X. ſollte nicht der einzige König ſeyn, den die zügelloſe Preſſe vom Throne ſtieß.

Uebrigens muß man über die Verblendung erſtaunen, mit welcher der König und ſein Miniſterium die ganze Leidenſchaft der Oppoſition herausforderte und ſich allen Schlägen ihrer gewiß furchtbaren Macht bloßſtellte, ohne dem Rath von Chantelauze zu folgen und ſich bis an die Zähne zu waffnen. In dem volkreichen und unruhigen Paris hatte der König nicht mehr als 12,000 Mann Truppen unter dem ſchwachherzigen und unzuverläſſigen Marſchall Marmont beiſammen.

Neuntes Buch.

Die Julirevolution.

Die Ordonnanzen wurden am 26. Juli 1830 im Moniteur, dem großen Amtsblatte, verkündet und begreiflicherweise als die große Neuigkeit des Tages von Munde zu Munde getragen. Menschengruppen sammelten sich in den Straßen, die Tagesarbeit wurde fast von Jedermann verlassen und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Die in Paris anwesenden Deputirten und die Journalisten steckten die Köpfe zusammen, allein es blieb damals noch den Einzelnen überlassen, ihren größeren Muth zu erproben. Es bildete sich noch keine Autorität von Seite der Opposition, welche Beschlüsse hätte fassen können. Doch verrieth sich eine gewisse Gemeinsamkeit im Handeln, sofern nicht nur die liberalen Besitzer großer Buchdruckereien, sondern auch liberale Fabrikherren schon an diesem Tage plötzlich ihre Geschäfte schlossen und alle ihre Arbeiter fortschickten. Der Grund davon war nicht sowohl Furcht, als die böse Absicht, viele Tausende brodloser Arbeiter in die revolutionäre

Gährung der Stadt hineinzuwerfen und eine Armee des Widerstandes aus ihnen zu bilden. Auch zeigten sich diese Arbeiter nicht wenig fanatisirt, machten großen Lärm und warfen noch an demselben Abend im Hotel Polignac die Fenster ein. Die spießbürgerliche Furcht selber wurde eine Waffe der Opposition. Als der Buchdrucker des liberalen Journal du Commerce, erschreckt durch die Ordonnanzen, dieses Blatt nicht mehr drucken und der Redaction den Vertrag nicht halten wollte, machte die Redaction sogleich eine Klage beim ersten Tribunal von Paris anhängig, dessen Präsident, Debelleyme, auch keinen Anstand nahm, den Fortdruck des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen, soferne sie noch nicht im Gesetzesbulletin erschienen seyen, auch noch keine Gesetzeskraft hätten. Und diese Entscheidung trug nicht wenig bei, den Männern der Presse Muth zu machen.

Am Morgen des 27. erschien daher schon eine Protestation der Journale, unterzeichnet von 43 Geranten und Redacteuren fast aller liberalen Pariser Blätter, unter denen jetzt zum ersten Male der geistgewandte und verschmitzte, aber gesinnungslose Thiers auftrat, der sich von einem armen Zeitungsschreiber bald zu einer der ersten Stellen im Staate emporschwingen sollte, einer jener Höflinge des Volks, welche diesem schmeicheln, wie andere den Königen, aber nur an ihren eigenen Vortheil denken. In der Protestation wurde geradezu gesagt, die Charte gestatte die Ordonnanzen nicht, die königliche Auslegung des betreffenden §. sey falsch, die Charte sey durch die Ordonnanzen verletzt und soferne die Charte allein zu Recht bestehe, seyen die Ordonnanzen rechtswidrig und ihnen nicht zu gehorchen, sondern ihnen Widerstand zu leisten und ihre Durchführung unmöglich zu machen, sey nicht nur erlaubt, sondern Pflicht jedes Franzosen. Während dieser Protest in der Stadt verbreitet wurde, zogen Gensdarmen umher, um die liberalen Pressen zu versiegeln. Da diese Maßregel nicht schon den Tag vorher und überall mit Einem Schlage vollzogen worden war, fruchtete sie jetzt nichts mehr, weil sie viel zu langsam vollzogen wurde und überall auf einen schon

vorbereiteten Widerſtand ſtieß. Dieſer Widerſtand war am meiſten ſyſtematiſch in der Druckerei des Temps, eines Blattes, welches an Geiſt und Kühnheit vor allen anderen Oppoſitionsblättern den Vorrang behauptete. Der Eigenthümer Baude verſchloß den Gensdarmen die Thüre und las ihnen den Artikel des Criminalgeſetzes vor, der den gewaltſamen Einbruch in ein Haus verbot. Als die Gensdarmen das Schloß nicht öffnen konnten, wurde nach einem Schloſſer geſucht, aber alle Schloſſer weigerten ſich. Endlich öffnete ein Gefängnißwärter das Schloß der Thüre, die Gensdarmen drangen ein und zerſtörten die Preſſen; aber der moraliſche Sieg war auf Seite der Unterdrückten. Die Zuſammenläufe auf den Straßen vermehrten ſich, die Stimmung der müßigen Menge wurde immer gereizter. Schon gab es manchen Zuſammenſtoß mit der Gensdarmerie. Niemand zweifelte, daß bald auch Linientruppen in Bewegung geſetzt werden würden und daß es zu blutigen Straßenkämpfen kommen werde. Furchtſame Bürger fingen an, ihre Läden zu ſchließen. Andere thaten daſſelbe, weil doch alle Geſchäfte ſtockten und Jedermann den Neuigkeiten und dem Aufruhr nachlief. Es war die Zeit der langen Tage, warmer Sommer und ein überaus klarer Himmel. Um ½ 5 Uhr gegen Abend marſchirten wirklich die erſten Truppen auf, um die Ordnung und das Anſehen der Regierung in der Hauptſtadt aufrecht zu erhalten. In gleichem Maße aber mehrten ſich auch die Volksmaſſen, die in den Straßen drängten. In Paris fehlt es nie an kühnen Menſchen, die den Kampf ſuchen, und ſie waren dießmal ſchon ſeit lange aufgehetzt und vorbereitet. Die perſönliche Berührung ſolcher Menſchen mit den Truppen konnte nicht anders als zu Blutvergießen führen. Eine Truppenabtheilung gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux dergeſtalt in's Volksgedränge, daß ſie weder vor- noch rückwärts konnte. Da begann man, ſie aus den benachbarten Häuſern mit Steinen und Ziegeln zu werfen. Bald darauf knallten auch die erſten Schüſſe, man weiß nicht von welcher Seite. Eine andere Truppenabtheilung wurde in der Straße St. Honoré mit einem Hagel von Steinen

überſchüttet; ſie forderte das Volk dreimal nach dem Kriegsgeſetze auf, auseinander zu gehen, und gab, da ihr nicht Folge geleiſtet wurde, eine volle Salve. Das Volk floh nun, ſammelte ſich in andern Straßen, plünderte die Waffenläden und ſuchte ſich über Nacht ſo gut als möglich zu bewaffnen. Im Laufe des Tages hatten auch die liberalen Deputirten wieder ihre Köpfe zuſammengeſteckt und die verſammelten Wähler von Paris ſchickten eine Deputation zu Caſimir Perier, in deſſen Hauſe die Deputirten ſich verſammelt hatten, und forderten dieſelben auf, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen; allein die meiſten Deputirten hatten Angſt und Caſimir Perier weigerte ſich mit großer Heftigkeit, den geſetzlichen Boden zu verlaſſen. Erſt ſpät am Abend brachten ſie eine Proteſtation zu Stande, in welcher ſie dem König das Recht, eine noch nicht zuſammengetretene Kammer aufzulöſen, abſprachen und jede Neuwahl gemäß den Ordonnanzen für ungeſetzlich erklärten. Der junge Bankier Laffitte feuerte hauptſächlich den Muth der Deputirten an, Dupin der ältere weigerte ſich mitzuhandeln. Der alte Lafayette war auf ſeinem Landgute und wurde erſt herbeigeholt. Die Deputirten hatten alſo, wie gewöhnlich, nur Worte bereit und taugten nicht zum handeln. Aber die Entſchloſſenſten von den Pariſer Bürgern verſammelten ſich während der Nacht in einem Hauſe der Rue St. Honoré bei Cadet-Chaſſicourt, um anſtatt jener furchtſamen Deputirten allgemeine Maßregeln zu ergreifen. Sie beſchloſſen, am andern Tage alles anzuwenden, daß die früher aufgelöste Nationalgarde ſich wieder in ihren Uniformen auf der Straße blicken laſſe, ſich unter den bewaffneten Pöbel miſche und dem Aufſtande einen gleichſam geſetzlichen Character gebe. Der Pöbel ſelbſt war unterdeß die ganze Nacht auf den Beinen, ſteckte ein Wachthaus an der Börſe in Brand, zerſchlug alle Laternen in der Stadt und ſchleppte den Leichnam eines Weibes beim hellen Fackelſchein umher, um durch dieſen Anblick zur Rache aufzureizen, ein revolutionärer Kunſtgriff, der ſpäter in und außerhalb Paris öfters wiederholt worden iſt. Auch die polytechniſchen Schüler, in denen

die großen Erinnerungen der napoleoniſchen Zeit fortlebten und die ſtets zu großen Dingen aufgelegt waren, brachen in dieſer Nacht ihre Gitter und eilten, Lafayette aufzuſuchen, der eben angekommen war, ſie aber damals noch ermahnte, ſich ruhig zu verhalten.

In derſelben Nacht beſchloſſen die bei Polignac verſammelten Miniſter, Paris in Belagerungszuſtand zu erklären und noch einige Truppen von St. Denis, St. Omer und Luneville herbeizuholen, auch Verhaftsbefehle gegen die Deputirten zu erlaſſen, welche die Proteſtation unterzeichnet hatten. Allein es waren weder Truppen genug vorhanden, noch hatte der Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa, ſie ſo aufgeſtellt, daß die Volksmaſſe ſich an ihrer freien Bewegung gehindert geſehen hätte, noch wurden die Verhaftsbefehle mit der Blitzesſchnelle und Gleichzeitigkeit vollzogen, ohne welche ſie wirkungslos ſeyn mußten. Am meiſten ſetzte in Erſtaunen, daß der König in dieſer kritiſchen Zeit ganz gemüthlich nach Rambouillet auf die Jagd gegangen war. Welches Motiv ihn auch dabei leiten mochte, ſo war es ſeiner nicht würdig, gleichgültig zu ſcheinen in einem Augenblick, in welchem das Volk in der leidenſchaftlichſten Aufregung und ſein eigener Thron in Gefahr war.

Die Sonne des 28. Juli ging glänzend am wolkenloſen Himmel auf und es war einer der ſchönſten Tage des Jahres. Da begannen ſich zuerſt die plebejiſchen Bewohner von St. Antoine in Bewegung zu ſetzen und gegen das Stadthaus vorzudringen. Dieſes berühmte Hôtel de ville war auch ſchon in der erſten franzöſiſchen Revolution immer Mittelpunkt des Aufruhrs geweſen. Unter den Arbeitern der Vorſtadt zeigten ſich auch ſchon Bürger in der Uniform der Nationalgarde. Das Stadthaus war nicht gehörig beſetzt, die Thüren wurden eingeſtoßen und auf dem Dachgiebel zum erſtenmale wieder die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, welche Paris ſeit dem Sturze Napoleons nicht mehr geſehen hatte. Dieſelbe Fahne begann faſt in allen Straßen von Paris aufzutauchen. Die Kämpfer wuchſen gleichſam aus der Erde hervor. Wie in der Nacht verabredet worden

war, ſammelten ſich an vielen Punkten Nationalgardiſten. Aber die wohlhabenden verheiratheten Bürger hatten immer noch nicht Muth genug. Die Häuflein der Nationalgarde blieben klein. In der Vorſtadt St. Honoré ließen ſie ſich von den Truppen entwaffnen. An der Bank aber wurden ſie von den Truppen gut aufgenommen und gerne zum Schutze der dort aufgehäuften Geldmaſſen benützt. Im Allgemeinen war die Nationalgarde keineswegs zum Aeußerſten entſchloſſen und daher auch nicht gefährlich, wenn Marmont Energie genug behielt. Gefährlich waren nur die Arbeiter in den damals üblichen blauen Blouſen, die Vorſtädter, der Pöbel und die Gamins, die zu allem fähigen Gaſſenbuben von Paris. Hier war der Inſtinct franzöſiſcher Tapferkeit und eine Luſt am Neuen, die keine Verantwortung ſcheute. Die Wuth in dieſer verwilderten Menge wurde gewiſſermaßen geadelt durch die Begeiſterung der polytechniſchen Schüler. Dieſe hatten vergeblich mit heißer Ungeduld auf eine Ordre von Lafayette gewartet. Ihre eigenen Vorgeſetzten waren ſo feig, alles aufzugeben und ſie zu entlaſſen. Sie ſchloſſen ſich alſo mit lautem Zuruf in ihren Uniformen an das bewaffnete Volk an. Das Nämliche thaten auch die zahlreichen Studenten der Rechts- und Arzneiſchule. Einige reiche Liberale hatten in der Nacht in ihren Häuſern Waffenvorräthe aufgehäuft und theilten ſie jetzt dem Volke aus. So der Deputirte Audry de Puyravaux, der reiche Buchhändler Joubert, der Bürger Gisquet und ſogar der Theaterdirector Etienne Arago. Andere bisherige Volksmänner zeigten dagegen eine lächerliche Furcht. Der kleine Thiers z. B. konnte nicht ſchießen hören und war auf's Land geflüchtet.

Marmont war nicht der Mann, um wie ein Fels die Wogen des Volkes zu brechen. Er hatte einſt Napoleon verrathen und war deshalb, nächſt Bourmont, der verhaßteſte Mann der franzöſiſchen Armee. Seine Unpopularität drückte ihn. Er hatte nur ungern das Commando übernommen und die Ordonnanzen ausdrücklich mißbilligt. Er hatte zu wenig Truppen und mußte die-

ſelben in der Nähe der Tuilerien concentriren. Am Morgen des 28. ſchrieb er an den König und ermahnte ihn, der Oppoſition nachzugeben und zu unterhandeln. Als commandirender General hätte er entweder Verſtärkungen verlangen oder ſeine Entlaſſung geben müſſen. Und auf einen ſolchen muthloſen Rath hin hätte der König ihn entlaſſen, oder aber wirklich nachgeben müſſen. Von alle dem geſchah nichts. Der König ließ antworten, Marmont ſolle ſich nur halten, unbekümmert darum, daß derſelbe ſchon erklärt hatte, ſeine Mittel ſeyen unzureichend. Inzwiſchen glaubte Marmont, einen Verſuch machen zu müſſen, um die Pariſer zu ſchrecken. Er ließ alſo zwei ſtarke Colonnen auf zwei verſchiedenen Wegen gegen das Stadthaus vordringen, jede aus Fußvolk, Reiterei und Geſchütz zuſammengeſetzt. Die erſte, unter General Talon, marſchirte an der Seine hin und fand an der Brücke von Notredame heftigen Widerſtand. Die zweite Colonne, unter General Chamans, wurde bei der Porte St. Martin und in der Straße St. Antoine mit Steinwürfen und Schüſſen begrüßt und ſtieß bald auch auf Barrikaden. Sie kämpfte ſich aber glücklich durch und beide Colonnen vereinigten ſich auf dem Grèveplatze vor dem Stadthauſe, welches letztere vom Volke wieder verlaſſen wurde. Indeſſen hatte ſich bei dem 50. Linienregiment, welches der zweiten Colonne angehörte, ſchon unterwegs Lauigkeit gezeigt. Es weigerte ſich jetzt förmlich länger gegen das Volk zu dienen, wollte aber auch nicht gegen den König dienen und gab ſeine Patronen ab. Um dieſes Regiment zu erſetzen, ſchickte Marmont ein Bataillon der Schweizergarde nach dem Stadthauſe. Dieſe Schweizer, als Söldner der Gewalt dem Volke beſonders verhaßt, wurden wüthend angegriffen, rückten aber in ununterbrochenem Feuer vor und ſtreckten alles vor ſich nieder. Nun war es aber Mittag, die Sonne brannte glühend heiß und zur Erfriſchung der Truppen war nicht die geringſte Vorſorge getroffen. Hunger und Durſt ſteigerten den Unmuth der Linientruppen, die immer mehr mit dem Volke fraterniſirten. Nur die Garden blieben unerſchütterlich. Hätte Marmont von Anfang an mehr

Truppen gehabt und wäre gehörig für ſie geſorgt geweſen, ſo würde ihre gute Disciplin unfehlbar den ganzen Aufſtand bemeiſtert haben.

Der liberale Held dieſes Tages, Audry de Puyravaux, verſammelte wieder die Deputirten in ſeinem Hauſe und drang auf kräftiges Handeln. Mauguin, von gleichem Muth beſeelt, beſchwor die Verſammelten, aus der Emeute eine Revolution zu machen und die verhaßten Bourbons zu ſtürzen. Dagegen erklärte ſich Caſimir Perier, der nie den geſetzlichen Boden verlaſſen wollte und die Anarchie mehr fürchtete, als den Despotismus. Desgleichen General Sebaſtiani, das Haupt der alten Anhänger Napoleons, und der Doctrinär Guizot, der abermals eine papierne Proteſtation vorſchlug. Audry, Mauguin, der alte Lafayette und Laffitte verwahrten ſich und behaupteten, jetzt ſey keine Zeit mehr zu Proteſtationen, es müſſe gehandelt werden. Dennoch ließen ſich die Deputirten nicht weiter fortreißen, als auf den gelinden Weg der Unterhandlung. Man beſchloß, eine Deputation an Marmont zu ſchicken. Zu dieſem begab ſich nun Laffitte mit dem berühmten Naturforſcher Arago und verlangte Waffenſtillſtand und das Ende des Blutvergießens. Und wie man von Mormont vorausſetzen konnte, ließ er ſich mit ihnen ein und ſchrieb gleichſam in ihrem Namen an den König, er möchte doch nachgeben, die Gefahr werde immer größer. Das war der Mann, dem der König die bewaffnete Macht anvertraut hatte und der ihn ſchützen ſollte.

Der König, von ſeiner Jagdparthie nach St. Cloud zurückgekehrt, hielt die angewandten Militärkräfte immer noch für ausreichend, blieb guter Dinge und war nicht im geringſten geneigt, Conceſſionen zu machen. Auch Polignac empfahl dem Marſchall Marmont nur, die Truppen bei den Tuilerien zuſammenzuhalten. Doch zeigte ſich unter den Höflingen in St. Cloud ſchon viele Angſt und Rathgeber aller Art drängten ſich auf. Einer rieth, die Herzogin von Berry ſolle ſich, ihren kleinen Sohn in den Armen, dem Volke zeigen, aber Karl X. verbot der Herzogin eine ſo unwürdige Comödie. Ein Anderer gab den klugen Rath, den Herzog von Or-

leans festzunehmen und als Geißel zu behalten, aber auch dazu war der König zu großmüthig.

In der Nacht auf den 29. Juli war das Volk in Paris ununterbrochen thätig, in allen Straßen Barrikaden zu errichten, um am andern Tage jedes neue Vordringen der Truppen zu vereiteln und selbst von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen. Andrerseits war allen Truppen im Lager von St. Omer und Luneville Befehl ertheilt, in Eilmärschen nach Paris zu kommen. Aber schon war die Telegraphenlinie unterbrochen und der Befehl kam zu spät. Marmont concentrirte am Morgen des verhängnißvollen Tages (es war ein Donnerstag), alle seine Truppen um die großen Paläste her, Tuilerien, Louvre und Palais-Royal und unterhielt von hier aus den ganzen Tag über das Feuer gegen die Volksmassen, die von allen Seiten vergebliche Angriffe machten. Da sich die Garde so unerschütterlich schlug, machten die Deputirten neue Stürme auf das schwache Herz des Marschalls, warfen ihm das vergossene Bürgerblut vor, beschwerten sich, daß auch Wehrlose und Unschuldige erschossen worden seyen und lockten ihm den Befehl ab, das Feuern einstellen zu lassen. Erst dieser feige Befehl, zu welchem der Marschall gar nicht einmal vom Könige autorisirt war, entriß den Garden ihre Lorbeern und verwandelte den Sieg in eine Niederlage. Denn während die Truppen um die königlichen Schlösser her nicht mehr schießen durften, schoß doch das Volk auf allen andern Punkten, wo es seinen Vortheil fand. Die Kaserne der Gensdarmerie wurde vom Volke erstürmt, das Pulvermagazin beim jardin des plantes gleichfalls. Auch die Kaserne der Schweizer wurde nach einem heftigen Kampfe genommen. Das Invalidenhaus ging über und die alten Invaliden des Kaiserreichs lieferten ihre Kanonen aus. Ebenso die Kriegsschule. Das ganze linke Seineufer war in den Händen der Insurgenten.

Ein abgedankter General, Dubourg, erschien unter dem Volk in voller Generalsuniform und ließ sich den Oberbefehl geben. Eine Proklamation wurde angeschlagen, nach welcher schon eine provi-

ſoriſche Regierung eingeſetzt ſeyn ſollte, beſtehend aus den Generalen Lafayette und Gerard und dem Herzog von Choiſeul, der nichts davon wußte. Alles war erlogen, nur um dem Volke den Weg zu zeigen, den es gehen ſollte, und um den Bruch mit der Krone unheilbar zu machen. Lafayette übernahm, auf das Andringen der Deputirten, den Oberbefehl über die Nationalgarde und erließ an dieſelbe eine Proklamation, worin er ſagte, das Betragen der Pariſer Bevölkerung mache ihn ſtolz, ſie zu befehligen. „Die Freiheit wird ſiegen oder wir werden mit einander untergehen!“ Er nahm ſein Hauptquartier im Stadthauſe, fand aber hier bereits den General Dubourg und den kecken Baude an, der ſich ſelbſt zum Sekretär der angeblichen proviſoriſchen Regierung aufgeworfen hatte und Befehle ertheilte. Dubourg war ſo klug, die Autorität Lafayettes ſogleich anzuerkennen.

Mittlerweile wurden die Schweizer, die unter Oberſt von Salis mit zwei Bataillonen das Louvre beſetzt hatten, wieder vom Volk angegriffen, während die Linientruppen auf dem Vendômeplatz in Folge des Befehls, nicht mehr zu ſchießen, alle Haltung verloren und zum Theil zum Volke übergingen. Marmont befahl, eines der Schweizerbataillone aus dem Louvre wegzuziehen, um ſtatt der abtrünnigen Linie den Vendômeplatz zu halten. Indem aber jenes Bataillon vom Louvre abzog, drängte ſich das Volk gleich in deſſen verlaſſene Poſten, nun konnte ſich auch das andere Bataillon nicht mehr halten und wich dem ungeheuren Andrange der Volksmaſſen, indem es gegen die Tuilerien zu floh. Schon aber wälzten ſich dichte Schaaren des niedrigſten Pöbels durch die lange mit prächtigen Gemälden geſchmückte Gallerie des Louvre nach den Tuilerien, die durch jene Gallerie mit dem Louvre in unmittelbarer Verbindung ſtanden, und da auf dieſer Seite keine Vorkehr getroffen war, wurde bald der ſchöne Palaſt der Tuilerien ſelbſt von innen her durch das Volk überſchwemmt. Marmont wollte den Palaſt nicht zum Kampfplatz machen und zog ſich mit dem Reſt der treu gebliebenen Garden durch die großen Gärten ins Freie zurück. Der Pöbel trieb

in den königlichen Gemächern einigen Unfug, zog die Kleider der Prinzeſſinnen an, zerſtörte ein Bild des Königs und verletzte einige andere, legte die Leiche eines gefallenen Volksmanns auf den Thron des Königs im großen Saale, raubte aber nichts. Ein Menſch, den man beim Plündern ergriff, wurde ſogleich executirt. Die Koſtbarkeiten wurden von denen, welche ſie der Sicherheit wegen weggenommen hatten, auf das Stadthaus abgeliefert. Man legte den größten Werth darauf, den Volksſieg nicht zu beflecken. Auch das Palais-Royal wurde um dieſe Zeit vom Volke genommen und einige abgeſchnittene Truppentheile, die ſich in einer Ecke der Straße St. Honoré und Rohan tapfer wehrten, endlich zuſammenſchoſſen. Am Abend war die Niederlage der Truppen auch auf dem rechten Ufer der Seine vollſtändig. Der erzbiſchöfliche Palaſt, aus dem der Erzbiſchof entflohen war, wurde nicht geſchont wie die Tuilerien, ſondern barbariſch geplündert und verheert.

Schon am Morgen deſſelben Tages hatten ſich die Herrn von Sémonville, ein intriganter und geſchwätziger Greis, und d'Argout als Vertreter der bis jetzt unthätig gebliebenen Pairskammer in den Tuilerien mit Polignac gezankt und von demſelben Conceſſionen verlangt, die er nicht gewähren konnte. Sie eilten ſodann nach St. Cloud, wohin ihnen Polignac aber ſchon zuvorkam und beſtürmten den König, dem Volke nachzugeben. Der König hielt lange mit den Miniſtern Rath. Unterdeß kam eine Unglücksbotſchaft nach der andern von Paris an und nicht nur jene Pairs, auch viele, die meiſten andern großen Herren des Hofes waren in bitterer Angſt, die Revolution könne eine Macht und Ausdehnung gewinnen, die nicht blos den Thron, ſondern auch die ariſtokratiſchen Inſtitute und den Beſitzſtand umwerfen würde. Viele gaben den König ſchon verloren und wollten nur noch die Dynaſtie retten. Dieſen lag eine Regentſchaft im Namen des jungen Herzog von Bordeaux im Sinne. Faſt alle aber waren darin einig, daß es die höchſte Zeit ſey, die Wogen der Revolution durch Conceſſionen zu beruhigen.

Auch die, welche früher zum Gebrauch der Gewalt gerathen

hatten, verſtummten jetzt, ſeitdem die Niederlage der Truppen bekannt war. Nur Guernon de Ranville, der früher zur Mäßigung gerathen, verlor den Kopf nicht und rieth jetzt von Conceſſionen ab, weil es zu ſpät ſey. Jetzt bliebe dem König nur noch übrig, ſich unter dem Schutz eines treugebliebenen Heeres in eine treue Provinz zu retten und hier eine ihm ergebene Kammer um ſich zu verſammeln. Dann erſt habe er einen feſten Hinterhalt, um weiter mit den inſurrectionellen Machthabern in Paris zu unterhandeln. Jetzt aber, umgeben von wenigen erſchöpften und beſiegten Truppen und durch die gährende Bevölkerung der Hauptſtadt in der Nähe bedroht, könne er nichts zu erreichen hoffen, was ihn nicht noch tiefer demüthigen, noch mehr entwaffnen würde. Aber nur der Herzog von Angoulême rief dem verſtändigen Miniſter Beifall zu. Alle andern ſetzten in augenblickliches Nachgeben allein ihre Hoffnung und der tieferſchütterte König, ſich ſelber ungetreu, begann zu wanken und bereits in einem Punkt nachzugeben, indem er die Entlaſſung Polignacs genehmigte, deſſen Namen ihm nicht nur bei der Volkspartei unermeßlich ſchadete.

Man hätte ſehr Unrecht, wenn man ſich den greiſen König in ſeiner damaligen gefährlichen Lage als völlig eingeſchüchtert und gleichſam kopflos denken wollte. Der König wußte, mit welchem Eifer Pozzo di Borgo gegen Polignac intriguirt hatte, und wenn er in dieſem Augenblicke es gerathen fand, ſich Rußland hinzugeben, mag er dazu wohl ſeine Gründe gehabt haben. Man behauptet, Vitrolles habe ihm den Gedanken eingegeben. Dem ſey, wie ihm wolle, der König bezeichnete als Polignacs Nachfolger den Herzog von Mortemart, der früher in der großen Armee Napoleons gedient hatte und zuletzt franzöſiſcher Geſandter in St. Petersburg und ein Liebling des Kaiſer Nicolaus geweſen war. In welchen Beziehungen er zu Pozzo di Borgo geſtanden, iſt noch in Dunkel gehüllt. Unfehlbar aber mußte es dem Kaiſer von Rußland ſchmeicheln, daß der König von Frankreich in ſeiner Noth zuerſt an ihn dachte und die ſchwankenden Geſchicke Frankreichs gleichſam unter

ruſſiſchen Schutz ſtellte. Sein Bruder Ludwig XVIII. war von Rußland immer gut berathen geweſen. Mortemart ſollte für Karl X. werden, was Richelieu für deſſen Vorgänger geweſen war. Aber der König beeilte ſich nicht, irgend einen weitern Schritt zu thun. Er machte Abends ſeine Whiſt-Parthie und ging dann ſchlafen. Man hat ihm ſein Verhalten damals überhaupt als greiſenhaften Stumpfſinn ausgelegt, wozu man aber doch nicht berechtigt iſt, da die geheime Geſchichte dieſes kritiſchen Tages noch mancher Aufklärung bedarf. Mortemart hatte ſich in St. Cloud eingefunden, wartete aber vergebens auf eine Inſtruction. Eigenmächtig entwarf er noch in der Nacht mit Vitrolles und d'Argout neue Ordonnanzen, welche die nöthigſten Conceſſionen des Königs ausſprachen, und ernannte Caſimir Perier zum Finanz-, den General Gerard zum Kriegs-Miniſter. Nun, ſagt man, habe Vitrolles den König aufwecken laſſen und dringend um Unterzeichnung gebeten, der König habe jedoch noch eine Weile gezaudert. Vitrolles habe ihn gefragt, ob er in die Vendée gehen und dort einen Widerſtand organiſiren wolle, in welchem Falle er, Vitrolles, ſich nicht von ihm trennen würde. Der König aber habe die Aufgabe, ſich in der Vendée zu halten, zu ſchwer gefunden. War er ermattet und in ſeiner Altersſchwäche zu keinem Handeln mehr fähig? Wollte er einen längern, wahrſcheinlich doch erfolgloſen Bürgerkrieg vermeiden? Oder hoffte er, durch Conceſſionen die Wuth ſeiner Gegner hinzuhalten, bis er durch die Intervention der Großmächte, namentlich Rußlands, unterſtützt werden würde? Genug, er ließ Mortemart hereinrufen und unterzeichnete, was dieſer ihm vorlegte. Die Herren von Sémonville, Vitrolles und d'Argout aber eilten mit dieſen Conceſſionen nach Paris.

Darüber war der Morgen des 30. herangebrochen. Die ganze Nacht hindurch war die Bevölkerung von Paris auf den Beinen geweſen, theils um ſich im Jubel über den Sieg zu berauſchen, theils um die ganze Stadt mit Barrikaden zu erfüllen und einen unüberwindlichen Widerſtand vorzubereiten, falls etwa die Truppen,

die der König von außen her noch ſammeln würde, einen Angriff auf die Hauptſtadt machen würden. Auch wurden die Todten begraben. Am Morgen des 30. fuhr ein großes Schiff mit ſchwarzer Fahne die Seine hinauf und hielt unterhalb der Morgue, um die Leichen der Unbekannten aufzunehmen. Die Zahl der Todten wurde damals überſchätzt, ſcheint aber 700 nicht überſtiegen zu haben.

In derſelben Nacht hatten ſich wieder die Deputirten verſammelt und einen Maueranſchlag entworfen, des Inhalts: „Die zu Paris anweſenden Abgeordneten haben ſich vereinigen müſſen, um den ernſten Gefahren zu begegnen, welche die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums bedrohen. Eine Commiſſion iſt ernannt worden, um bei der Abweſenheit jeder regelmäßigen Organiſation über die Intereſſen Aller zu wachen.“ Das hieß ſo viel als den erſten Keim zu einer neuen Regierung legen. Und wirklich wurde am andern Morgen mit einer ſolchen der Anfang gemacht, unter dem beſcheidenen Namen einer Municipal-Commiſſion, die ſich auf dem Stadthauſe etablirte und den bereits dort gebietenden Lafayette in die Mitte nahm. Die Mitglieder dieſer Commiſſion waren Caſimir Perier, Laffitte, Gérard, Lafayette, Puyraveaux, Lobau, v. Schonen, Mauguin. Sie wählten zu ihren Beamten, gleichſam ſchon Miniſtern, Odilon Barrot, der unter dem Namen eines General-Secretärs hier die Rolle begann, die ihm in der neuern Geſchichte Frankreichs vorbehalten war, neben ihm einige minder Bedeutende. Gérard übernahm das Commando des Heeres, wie Lafayette das der Nationalgarde. Der Herzog von Choiſeul lehnte die auf ihn gefallene Wahl ab. Die neue Behörde von Paris fand überall Anerkennung und Gehorſam. Die Linientruppen waren faſt alle vollends zum Volke übergegangen. Die Garden zogen ſich, zum Theil vom Volke verfolgt und geneckt, nach St. Cloud zurück.

Als nun Herr von Sémonville mit der erſten Nachricht von St. Cloud anlangte und laut und freudig verkündete, die Ordonnanzen ſeyen zurückgenommen, ein neues Miniſterium ernannt ꝛc., fand er bei der Municipal-Commiſſion kein Gehör mehr. Von

Schonen ſagte ihm mit eiſiger Kälte: „Es iſt zu ſpät! der Thron iſt im Blute zuſammengefallen.“ Da Vitrolles den alten Herrn von Sémonville begleitet hatte, trug ſein Anblick nicht wenig bei, die Liberalen von jeder Unterhandlung abzuſchrecken. Sémonvilles andrer Begleiter, d'Argout, machte noch einen zweiten Verſuch bei den Deputirten, die ſich im Hauſe Laffittes verſammelt hatten, aber obgleich Caſimir Perier einer Vermittlung günſtig geſtimmt war, lehnten doch die Andern in ihrem Siegesſtolze ſie ab, und auch hier hieß es wieder: „Es iſt zu ſpät!“ Voll Verzweiflung kehrte nun Sémonville nach St. Cloud zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. Da machte ſich Mortemart ſelbſt auf den Weg und zwar zu Fuß, um unerkannt durchzukommen und vielleicht durch geheime Unterhandlungen mit den Gemäßigten noch zu einem Ziele zu gelangen. Weil er bald darauf die Sache des Königs verließ, darf man annehmen, er habe ſchon vorher in anderweitigen Verbindungen geſtanden, vorzugsweiſe mit der ruſſiſchen Geſandtſchaft, und darnach ſeine Schritte bemeſſen. Je näher er der Stadt kam, um ſo lauter tönte ihm der Ruf entgegen: à bas les Bourbons. Da er ſich ſelbſt nicht getraute, auf das Stadthaus zu gehen, übernahm es ein Pair, Collin de Suſſy, für ihn hinzugehen, allein Niemand wollte ihn als Miniſter anerkennen oder mit ihm unterhandeln. Er verſchwand, um einen Tag ſpäter in den Vorzimmern des Herzogs von Orleans wieder aufzutauchen.

Der Herzog von Orleans hatte ſich ſcheinbar um die ganze große Bewegung in Frankreich nicht bekümmert. Er verweilte den Sommer über in ſeinem Luſtſchloſſe Neuilly auf dem Lande, im traulichen Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie, als ein harmloſer Privatmann. Allein er hatte ſeine Argliſt oft genug durchblicken laſſen und ſchon bei mehr als einem Anlaſſe hatte man ſeinen falſchen Blick nach der Krone der ältern Bourbonen hinüberſchielen ſehen. Lamartine erzählt: „Seine Salons waren ſeit 1815 das Aſyl der liberalen Meinungen, die Zuflucht der perſönlichen Unzufriedenheiten, der Heerd des geheimen Murrens gegen die Reſtauration. Herr von

Talleyrand, ſeitdem er ein dynaſtiſches Schisma in der Legitimität ahnete, der General Sebaſtiani, der General Foy, Benjamin Conſtant, Caſimir Perier, Laffitte beſonders, der Mann, der durch die plebejiſchen Eitelkeiten am leichteſten zu verführen war, alle einflußreichen Mitglieder der Oppoſition in den beiden Kammern, alle Häupter der vergangenen oder künftigen Parteien, alle hervorragenden Journaliſten, die über irgend einen Theil der Popularität verfügten, wurden empfangen, bedauert, gelobt, geſtreichelt mit einem Eifer und einer Vertraulichkeit, die zuweilen bis zur Unterwürfigkeit und Kriecherei des Höhern gegen den Niedern ſtiegen, indem ſie die Rangordnung umkehrten, um die Dienſte zu erſchmeicheln. Seit fünfzehn Jahren hatte es keine Verſchwörung der Idee oder des Ehrgeizes in der Volkspartei gegeben, in deren Hintergrunde nicht der Herzog von Orleans das letzte Wort geweſen wäre." Gewandte Freunde, mit denen er hauptſächlich Geldgeſchäfte machte, wie Laffitte, und bezahlte Federn, wie der kleine Thiers, waren für ihn thätig. Sein mächtigſter Freund aber war der alte Fürſt Talleyrand, ein Mann, welcher der ältern Linie der Bourbons ſo wenig, wie irgend einer der früheren Regierungen in Frankreich, aufrichtig anhing, ſondern jeder nur ſo lange diente, als ſie im Vollbeſitz der Macht war. Sobald ſich die Regierung in Gefahren ſtürzte und ihre Macht im Sinken war, beeilte ſich dieſer Staatsmann, ſich derjenigen neuen Macht anzuſchließen, oder dieſelbe mitſchaffen zu helfen, die an die Stelle der alten treten ſollte. Talleyrand erkannte, die ältere Linie der Bourbons ſey unfähig, den Thron zu behaupten, die Errichtung einer Republik würde Europa nicht geduldet haben, an die Thronbeſteigung eines Napoleoniden war damals ebenſowenig zu denken; mithin ſchien es am einfachſten, an die Stelle der ältern Linie die jüngere des Hauſes Orleans zu ſetzen. Bevor der Herzog von Orleans ſich für irgend etwas entſchied, frug er bei Talleyrand an und erſt, nachdem er deſſen Zuſtimmung erhalten hatte, griff er wirklich nach der Krone.

Wo ſo große Intereſſen im Spiele waren, verſteht es ſich von

ſelbſt, daß die einflußreichſten Diplomaten ihre ganze Thätigkeit entfaltet haben und daß die idylliſchen Erzählungen, mit denen man das europäiſche Publikum abſpeiste, von der Art und Weiſe, wie Ludwig Philipp zur Uſurpation gelangte, nur abgeſchmackte Erfindungen ſind. Man ſagte, der gute, treuherzige und patriarchaliſche Herzog habe an gar nichts gedacht, nur ſeine unverheirathete Schweſter Adelaide, eine Dame voll Verſtand und Ehrgeiz, ſei durch den kleinen Thiers verlockt worden, ihrem Bruder etwa in der Weiſe zuzureden, wie die Gräfin Terzky ihrem Bruder in Schillers Wallenſtein zuredet. Der Gedanke der Uſurpation war für den Herzog weder ſo neu, noch war er ſo ſentimental, als dieſe Erzählung vorausſetzt. Neuilly lag nahe bei Paris, der Herzog lauſchte auf Alles, was dort vorging und eilte, als der rechte Moment gekommen war, in den Mittelpunkt der Bewegung. Zuerſt ſchlüpfte der kleine Thiers aus ſeinem Verſteck hervor, miſchte ſich unter die Deputirten im Hauſe Laffittes und machte hier Politik zu Gunſten des Herzogs von Orleans, im Gegenſatze gegen das Stadthaus, wo viel mehr republikaniſche Einflüſſe vorwalteten. Laffitte, dem Herzog längſt vertraut, ſtand ihm bei. Aber nicht ſowohl ihre Beredſamkeit, als ihre guten Gründe trugen den Sieg davon. Ließ man Lafayette und das Stadthaus gewähren, ſo gelangte man zum Verſuche einer Republik, zu einem europäiſchen Kriege und zu einer Reſtauration, wobei wenigſtens die Deputirten nichts gewinnen konnten. Wenn dagegen der Herzog von Orleans durch die Deputirten und die bisherige liberale Mehrheit der Wähler auf den Thron erhoben wurde, ſo mußte er nicht nur dem Volke alle die liberalen Conceſſionen machen, welche Karl X. verweigert hatte, ſondern der neue König blieb auch von denen abhängig, durch deren Gunſt er emporgekommen war, und die Deputirten blieben die eigentlichen Herren des Landes. Es gab eine Art Parlaments-Regierung und der neue König mußte aus Dankbarkeit und Intereſſe ihnen alle Aemter und Vortheile gewähren, die ſie wünſchten. Man war in dieſer Beziehung bald einig. Es kam nur darauf an, die Bevölkerung von Paris dafür

zu gewinnen und hinterdrein die Diplomatie damit auszuſöhnen. In letzterer Beziehung konnte man auf Talleyrand rechnen, der eine große Autorität an den europäiſchen Höfen genoß. Auch zweifelte man nicht, wenn ſcheinbar ganz Frankreich mit Acclamation den Herzog auf den Thron erhöbe, würde derſelbe, der doch auch ein Bourbon ſey und nach ſeinem Alter und Charakter dem europäiſchen Frieden alle Bürgſchaften darbot, auch von den Großmächten anerkannt werden. Was nun die Bevölkerung von Paris betrifft, welche die Deputirten zuerſt gewinnen mußten, ſo war dieſelbe ſchon längſt gewöhnt, in dem Herzog einen Volksfreund zu ſehen. Eine Menge Leute befand ſich, ſogar in der perſönlichen Clientel dieſes Prinzen, als des reichſten Eigenthümers im Lande. Die einflußreichſten Journaliſten waren ihm ergeben. Es gab in Paris nur zwei Parteien, die dem Herzog von Orleans widerſtrebten, aber ſie waren nicht ſtark genug, nämlich die Royaliſten, die eben beſiegt worden waren, und die Republikaner und Bonapartiſten, die, von ihrem eigenen Siege überraſcht, über das, was ſie thun ſollten, ſich noch nicht klar geworden waren. Lafayette, obgleich er immer mit der äußerſten Revolutions-Partei kokettirte, hatte doch niemals mit dem Königthume ſelbſt gebrochen und hielt, wenn es zum Ernſte kam, immer lieber zur Bourgeoiſie, als zum Pöbel. Die Bourgeoiſie, die ſich den Sieg zuſchrieb und jetzt die dichtgedrängten Colonnen der Nationalgarde formirte, ſympathiſirte vollkommen mit den Deputirten, freute ſich nach damaliger Mode, daß es mit den Pfaffen und Ariſtokraten zu Ende ſeye, wollte aber die liberalen Errungenſchaften in Ruhe und Frieden genießen, ſcheute die Anarchie und ſuchte die Ordnung zu erhalten. Der Herzog von Orleans ſchien nun gleichermaßen gegenüber dem alten Despotismus die Freiheit, und gegenüber jeder etwa drohenden Anarchie die Ordnung zu verbürgen. Man unterſchied zweierlei Hauptmeinungen, die dem Herzog beide gleich günſtig waren, eine mehr conſervative, nach welcher der Herzog König werden ſollte, weil er ein Bourbon ſey, und eine mehr liberale, die daſſelbe wollte, obgleich er ein Bourbon ſei. Dem einen

fügten ſich am Ende auch die Royaliſten, dem andern die Republikaner, indem jene in dem neuen Herrn nur den König aus dem alten Geſchlechte, dieſe in ihm nur den einſtweiligen Garanten der noch zu erweiternden Volksfreiheit ſahen. Im Uebrigen entgieng es auch der Bourgeoiſie keineswegs, daß ſie derjenige Stand wäre, auf den ſich der neue Thron hauptſächlich ſtützen müſſe und daß die Wahl Ludwig Philipps zum Könige allen Intereſſen ihres Standes zu gut kommen würde.

Thiers hatte ſchon eine Proklamation bereit, die man der Bourgeoiſie als Lockſpeiſe hinhalten ſollte. Sie wurde ſogleich angenommen und überall an die Mauern geheftet und lautete folgendermaßen: „Karl X. kann nicht mehr in Paris regieren; er hat das Blut des Volkes vergoſſen. Die Republik würde uns furchtbaren Convulſionen ausſetzen, ſie würde uns mit Europa verfeinden! Der Herzog von Orleans iſt der Revolution ergeben! Der Herzog von Orleans hat ſich nie gegen uns geſchlagen! Der Herzog von Orleans war bei Jemmapes! Der Herzog von Orleans iſt ein Bürgerkönig! Der Herzog von Orleans hat endlich die drei Farben getragen, der Herzog von Orleans kann ſie allein wieder tragen, wir wollen keinen andern. Der Herzog von Orleans ſpricht ſich nicht aus; er wartet auf unſer Votum; proklamiren wir dieſes Votum, und er wird die Charte annehmen, wie wir ſie verſtanden und gewollt haben. Das franzöſiſche Volk iſt es, von dem er ſeine Krone haben wird.“

Alles war im Hauſe Laffittes abgemacht worden. Von hier aber begaben ſich die Deputirten in das Palais Bourbon zu einer größeren und förmlichen Verſammlung, welcher Laffitte präſidirte, und unterzeichneten eine Zuſchrift, in welcher ſie den Herzog von Orleans erſuchten, einſtweilen die Oberleitung des Staates unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs zu übernehmen und die dreifarbige Fahne beizubehalten, bis die Kammern die volle und ganze Verwirklichung der Charte geſichert haben würden.

Alle dieſe Schritte fanden in Paris Beifall, wenigſtens wagte

Niemand einen offenen Widerſtand dagegen. Der Herzog von Orleans entſchloß ſich daher, dem Rufe zu folgen, hielt aber keinen Triumpheinzug, der ihm den Vorwurf des Stolzes hätte zuziehen können, ſondern ſchlich ſich ganz allein und zu Fuß von Neuilly nach dem Palais Royal. Als ein kluger und erfahrener Mann wußte er wohl, die Bevölkerung von Paris widerſtrebe ihm nicht. Seine ängſtliche Sorge gieng nur dahin, die europäiſche Diplomatie mit ſeiner Uſurpation zu verſöhnen und dem Könige die Entſagung abzuliſten. Er unterhandelte mit Talleyrand. Er beſchied noch in derſelben Nacht den Herzog von Mortemart zu ſich, der es übernahm, dem alten König ein Billet des Herzogs zu überbringen, in welchem er dieſen noch ſeiner Treue verſicherte. Es iſt kein Zweifel, daß hier mit dem alten Könige das unwürdigſte Spiel getrieben und ſchnöder Verrath geübt wurde.

Am folgenden Morgen (am 31. Sonnabends) fanden ſich die Deputirten ſchon beim Herzog ein und baten ihn dringend, die Stelle anzunehmen, die ſie ihm zugedacht hatten. Er ſträubte ſich aber, ſpielte den Demüthigen und Beſcheidenen und bat ſie, zu warten. Eben war General Sebaſtiani von Talleyrand zurückgekommen. Der Herzog zog ſich mit dieſem in ein Nebenzimmer zurück und empfieng die Nachricht, Talleyrand ſtimme ſeiner Erhebung zu. Hierauf kehrte der Herzog zu den Deputirten zurück, erklärte ſich bereit, das Amt eines Generalſtatthalters zu übernehmen und erließ eine Proklamation, worin er ſagte, er habe geglaubt, dem Rufe der Deputirten folgen zu müſſen, er wolle die Gefahren der Pariſer theilen, ſtelle ſich der heldenmüthigen Bevölkerung zur Verfügung und wolle ſie vor Anarchie ſchützen. Die ruhmreichen drei Farben ſollten bleiben und die Kammern alsbald zuſammentreten. Dieſe Proklamation ſchloß mit den Worten: „Eine Charte wird künftig eine Wahrheit ſein.“ Die Deputirten fügten noch eine beſondere Proklamation hinzu, worin kurz die Volksrechte verzeichnet waren, für deren geſetzliche Conſolidirung ſie ſich im eigenen Namen und im Namen des Herzogs verbürgten: Herſtellung der

Nationalgarde, Geſchwornengerichte für Preßvergehen, Verantwortlichkeit der Miniſter, ꝛc.

Damit etwa nicht das Stadthaus andere Meinungen kund gebe, beſchloß man, es ſogleich zu überrumpeln. Man hatte mit dem Stadthauſe nicht ehrlich gehandelt, die Municipalcommiſſion von nichts in Kenntniß geſetzt, ihr die Ernennung des Herzogs zum Generalſtatthalter erſt dieſen Morgen bekannt gemacht, eben weil man Widerſpruch fürchtete. Das Stadthaus proteſtirte nun wirklich, aber zu ſpät. Am lauteſten erklärte ſich damals General Lobau gegen den Herzog und Odilon Barrot übernahm es, die Proteſtation der Commiſſion den Deputirten zu überbringen. Aber er fand ſie ſchon unterwegs, vom Jubel des Volkes umgeben, und mußte umkehren. Denn alle verſammelten Deputirten, an ihrer Spitze der Herzog, zogen in feierlicher Proceſſion nach dem Stadthauſe unter dem unermeßlichen Jubel des Volkes, welches wetteifernd: es lebe der Herzog von Orleans! und: es lebe Laffitte! rief. Laffitte hatte ein Fußübel und ließ ſich deshalb auf einem Seſſel von vier zerlumpten Proletariern tragen. Dadurch wollte er ſich als Volksmann charakteriſiren und die guten Pariſer fanden dies ſchön. So ſehr log man ſich damals wechſelſeitig an. Der eitle Bankier hätte wohl auch anſtändig gekleidete Träger gefunden, aber man kokettirte damals mit der Zerlumptheit. Der Herzog von Orleans ſagte, als er Lafayette begrüßte: „ihr ſeht, meine Herrn, einen alten Nationalgardiſten, der ſeinen ehemaligen General zu beſuchen kommt.“ Einer ſolchen Aufmerkſamkeit und Ehrenbezeugung konnte Lafayette nicht widerſtehen. In der Phraſe „ein populärer Thron mit republikaniſchen Einrichtungen“ verſtändigten ſich beide. Den Proteſt, den Odilon Barrot nicht angebracht hatte, wagte auch Lafayette nicht mehr vorzubringen. Er umarmte den Herzog und ſtellte ihn auf dem Balkon unter einer dreifarbigen Fahne der verſammelten Menge als den Mann des Volkes dar. Lafayette hatte ſich auch in der erſten Revolution immer nur conſtitutionell, nie republikaniſch erwieſen. Er handelte alſo auch diesmal nicht gegen

ſein Princip und mochte glauben, der Herzog werde wirklich alles halten, was er verſpreche. Man ſagt, Lafayette habe den Herzog für ehrlich, aber beſchränkt gehalten. Das iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, da ſich ſonſt Lafayette, gleich andern Liberalen, früher ſchon dem Herzoge genähert haben würde. Daß er nie in deſſen Salon erſchien, beweist ein Mißtrauen, mit welchem obige Aeußerung ſich nicht vereinigen läßt. Die Harmonie auf dem Stadthauſe wurde nur durch den ungeſtümen Dubourg geſtört, der ſich herausnahm, dem Herzog unverholen ſein Mistrauen zu äußern und ihm zu ſagen: „wenn Sie je unſere Rechte verletzen, werden wir ſie Ihnen ins Gedächtniß zurückrufen.“ Der Herzog erwiderte: „wiſſen Sie, daß ich ſtets meine Pflicht kannte und ſie nicht verkennen kann, wenn mich das Vaterland ruft.“ Die Grobheit Dubourgs wurde misbilligt und im Jubel des Volks erſtickt, aber nach achtzehn Jahren bekam Dubourg Recht.

Der neue Generalſtatthalter ernannte ſofort ein Miniſterium, welches auf eine ſehr charakteriſtiſche Weiſe aus Vertretern aller Parteien zuſammengeſetzt war, um allen zu ſchmeicheln, mit Ausnahme der alten Royaliſten. Dupont de l'Eure, der ſich zu den Republikanern neigte, Guizot, der Doctrinär, und Laffitte, des Herzogs Vertrauter; Louis, der Günſtling Talleyrands; Bignon, der die Bonapartiſten vertrat; der Herzog von Broglie, der den Ariſtokraten beweiſen ſollte, auch ſie würden, wenn ſie nur den alten König verließen, im Dienſte des Herzogs willkommen ſeyn; endlich Gérard und Rigny, die Helden zu Lande und zur See, deren Namen imponirten. Auch dem volksthümlichen Dichter Béranger wurde ein Miniſterium angeboten, weil er Liebling des Pariſer Pöbels war. Aber Béranger war ehrlich genug, der Argliſt und Lüge nicht dienen zu wollen.

So wurde nun in Paris die große Woche, wie man ſie nannte, vollendet. In dieſer Woche waren die drei Tage (27. bis 29. Juli) die entſcheidenden geweſen, und die ganze Umwälzung der

Dinge empfieng den Namen der Julirevolution. Die Julisonne wurde gleichbedeutend mit der siegreichen Freiheit.

Unterdessen herrschte große Noth in St. Cloud. Der alte König war verlassen und verrathen, sowie das Glück sich von ihm wandte. Doch war der Abfall seiner Hofleute nicht so kolossal und widrig, wie beim Sturze Napoleons. Die alte Aristokratie hatte mehr Adel der Seele bewahrt, als die neue erworben. Wäre der König sich selbst klarer gewesen, so würden auch seine bisherigen Anhänger fester zu ihm gestanden seyn. Aber er ließ sich durch den Herzog von Orleans vollständig täuschen. In dem Briefe, welchen der Herzog in der Nacht durch Mortemart an den König schickte, muß er denselben noch seiner Treue versichert haben, denn Karl X. ließ sich dadurch bewegen, den Herzog von Orleans durch förmliches Patent vom 31. als Generallieutenant des Königreichs zu bestätigen. Auch schrieb er ihm und forderte ihn auf, seine Rechte wahrzunehmen. So wenig glaubte der König, daß ihn der Herzog verrathen könne. Durch dieses Vertrauen zum Herzog aber trieb er seine eigenen Anhänger in das Lager des Herzogs hinüber und schwächte seine Stellung immer mehr. Und das eben hatte der Herzog mit seinem Treueheucheln im Briefe bezweckt. Hätte sich der König in dieser Beziehung nicht getäuscht und wäre er gegen den Herzog, als einen Verräther, entschieden aufgetreten, so war er der Treue seiner noch übrigen Truppen gewiß, und hätte, wenn nicht noch einen Angriff auf Paris selbst machen, sich doch in eine starke Stellung zurückziehen können. Zu seinen treuen Garden waren noch die Linienregimenter gestoßen, die zuletzt von St. Omer und Luneville gekommen waren, so daß der König wieder 12,000 Mann beisammen hatte. Sie waren von so gutem Geiste beseelt, daß General Talon sich gegen den Dauphin, Herzog von Angoulême heftig über Marmont beschwerte, der in seinem letzten Armeebefehl zwar die Treue der Truppen gelobt, aber auch seine Freude über den Sturz Polignacs geäußert hatte. Da dieß von Marmont ohne Auftrag des Königs geschrieben worden war, gerieth der Dauphin

in ſolchen Zorn gegen den Marſchall, daß er ihn perſönlich inſultirte und als dieſer den Degen zog, wüthend in die Klinge hineingriff und ſich die Finger verwundete. Man glaubte, der Marſchall habe ihn verwundet und dieſer wurde einen Augenblick arretirt, aber ſogleich vom König wieder freigelaſſen und verſöhnt, indem er ſeinen Sohn zwang, ſich vor dem Marſchall zu entſchuldigen. Der Herzog von Angoulême ahnte den Verrath des neuen General-Statthalters und es war ja auch ſeine Krone, um die der Vetter ihn betrog. Daher die außerordentliche Aufregung des ſonſt ſtillen Prinzen in dieſen Tagen und der mehrmalige Verſuch, die Truppen zur Ausdauer zu ermuthigen. Allein, da der König ſchon nachgegeben, und die Generalſtatthalterſchaft gut geheißen hatte, ſahen die Truppen nicht recht ein, wozu man ſie länger im offenen Felde ſtehen und Noth leiden ließ? Die lange Ungewißheit machte ſie ungeduldig. Die Herzogin von Berry war damals am ängſtlichſten. Auch ſie mißtraute dem Herzog von Orleans und ſcheint ſogar für das Leben ihres jungen Sohnes gefürchtet zu haben. Mitten in der Nacht, nur halb angezogen, weckte ſie den Dauphin und beſchor ihn, ihren Sohn, den Herzog von Bordeaux, die einzige Hoffnung der legitimen Dynaſtie, in Sicherheit zu bringen. Der Dauphin bewog nun ſeinen Vater, ſchon am früheſten Morgen St. Cloud zu verlaſſen und ſich in das etwas weiter entfernte Luſtſchloß Trianon zurückzuziehen. Die treuen Garden folgten ſtumm. Nur zwei Bataillone Schweizer zeigten ſich widerſpenſtig und liefen auseinander. Eine Compagnie ſollte die Brücke bei Sévres beſetzt halten, die den Rückzug des Königs deckte, aber auch ſie weigerte ſich, als die Pariſer ſchon vom andern Ufer herüberſchoſſen. Angoulême feuerte die Soldaten an und ritt ſelber auf die Brücke vor, aber Niemand folgte ihm, die Soldaten liefen auseinander und er mußte traurig umkehren. Zu Trianon gab Guernon de Ranville dem Könige noch einmal den Rath, ſich nach Tours zu begeben und hier eine neue Kammer einzuberufen. Allein der König wartete immer noch auf Antwort von Orleans. Die Angſt der Her-

zogin von Berry bewog ihn am folgenden Tage (1. Auguſt), ſich noch weiter nach dem Luſtſchloſſe Rambouillet zurückzuziehen. Dahin kam auch die Herzogin von Angoulême, welche während der ganzen ſchrecklichen Zeit nicht in Paris, ſondern in den Bädern von Vichy geweſen war und die jetzt erſt durch das faſt überall empörte Land incognito wieder zu ihrer Familie gelangte. Sie ſank dem König weinend in die Arme. Unterdeß kam immer noch keine Antwort von Orleans, der mittlerweile ſein Amt in Paris angetreten hatte. Die Truppen, die noch beim Könige waren, wurden immer ungeduldiger und verließen ſchaarenweiſe das Lager. Ein Reiter-Oberſt kam mit 13 Mann, die ihm allein noch geblieben waren, und ſtellte dem Könige die Fahne ſeines Regiments zurück. Endlich kam die Antwort des Herzogs von Orleans an. Man kennt ſie nicht, aber ſie muß immer noch Treue geheuchelt haben. Der Inhalt ſcheint geweſen zu ſeyn, Karl X. ſey zu unpopulär geworden, um nicht für ſeine Perſon der Krone entſagen zu müſſen. Der tiefbewegte König erließ nun eine Ordonnanz, worin er für ſich und den Dauphin dem Throne entſagte, dagegen ſeinen Enkel als Heinrich V. proklamirte und den Generalſtatthalter aufforderte, die Regentſchaft in deſſen Namen zu führen.

Während der unglückliche König ſich auf dieſe Weiſe immer noch Illuſionen machte, fügte ſich in Paris alles möglichſt harmoniſch zuſammen, um dem Herzog von Orleans eine ebenſo fanatiſche Liebe und Hingebung zu beweiſen, als man dem alten Könige Haß bewieſen hatte. Was die Deputirten angefangen hatten, vollendeten die Pairs, welche ſich verſammelten, um dem Herzog zu huldigen. Die Bourgeoiſie war in Freude berauſcht. Nur im Proletariat war keineswegs Alles zufrieden. Mancher träumte von der Republik. Die rauhen Hände der Arbeiter, die den Sieg errungen, ließen ſich die Frucht deſſelben nur ungerne entreißen durch die wohlhabenden Philiſter, die eigentlich nichts gethan hatten. In dem armen Volke lebte eine Ahnung, was für eine Glücksjägerei, Stellenjagd und öffentliche Gaunerei aller Art jetzt unter dem Aushängeſchild des

Liberalismus beginnen würde. Aber nur wenige wagten, ihre Meinung zu ſagen, um nicht als Anarchiſten verfolgt zu werden. Die republikaniſchen Maueranſchläge wurden von den guten Bürgern abgeriſſen, das Haus, in welchem ein republikaniſches Blatt erſchien, geſtürmt. Die Anhänger Orleans hatten die Parole gegeben, die dießmal an Edelmuth ſich ſelbſt übertreffenden Pariſer ſollten ihren ſchönen Sieg vollkommen rein erhalten und wie ſie in den Tuilerien keinen Diebſtahl geduldet hätten, ſo ſollten ſie auch in der Stadt keine Anarchie und folglich auch keine republikaniſche Schilderhebung dulden. Es gelang dem Herzog von Orleans, die guten Pariſer für Ordnung und Recht zu fanatiſiren, während er ſelbſt den großen Diebſtahl an der Krone begieng. Einige Republikaner drängten ſich zu Lafayette und beſchworen ihn, nach einem ſo großen Volksſiege auch die Volksrechte zu wahren und das Volk nicht darum betrügen zu laſſen, allein der alte General folgte dem allgemeinen Impulſe des damaligen Liberalismus und verſagte den Republikanern ſeinen Beiſtand.

Die liberale Mehrheit von Paris ſah es als ſelbſtverſtändlich an, daß die ganze ältere Linie der Bourbons des Thrones verluſtig erklärt werden müſſe. Wären auch nur dem jungen Prinzen ſeine Rechte gewahrt geblieben, ſo würde die in der dreitägigen Straßenſchlacht beſiegte Partei der alten Monarchie und Ariſtokratie immer neue Umtriebe gemacht haben. Man wollte ganz mit ihnen brechen. Da nun aber der wohlhabende Mittelſtand keine Republik haben wollte, weil er ſonſt die der Ariſtokratie entriſſene Alleinherrſchaft mit dem Proletariate hätte theilen müſſen, war ihm ein Bürgerkönig, wie der Herzog von Orleans, der ganz von den Kammern und Wählern abhängen würde, am angenehmſten. Darauf konnte nun Orleans fußen, indem er die letzte, vom König an ihn geſtellte Bitte herzlos zurückwies, keine Antwort ertheilte, und auch Niemand vor ſich ließ, der vom Könige kam. Da er einmal ſelber König werden wollte und der Pariſer bereits gewiß war, nahm er auch gar keine Rückſicht mehr, ſondern traf Maßregeln, um die ganze

königliche Familie zum Lande hinauszutreiben. Einerſeits wurde das Volk von Paris auf lügneriſche Weiſe in Furcht geſetzt, als ob der König mit einem Angriff auf die Stadt drohe. Andererſeits wurden officiell auf Befehl des Generalſtatthalters und der Kammern Marſchall Maiſon, Odilon Barrot und von Schonen als Commiſſäre an den König geſchickt, um ihn über die Grenze zu begleiten. Als dieſe Herren in Rambouillet ankamen, ſchlief der König, und Marſchall Marmont ſagte ihnen, der König werde in keinem Falle Rambouillet verlaſſen, bis er eine Antwort von Orleans erhalte. Die Commiſſäre eilten noch in der Nacht nach Paris zurück, um ſich von Orleans weitere Inſtruction zu erbitten. „Er muß reiſen, rief der aufgeregte Herzog, er muß durchaus fort.“ Noch ehe der Tag anbrach, wurde in ganz Paris Allarm geſchlagen und die Parole gegeben: „nach Rambouillet!“ Alles, was Waffen tragen konnte, ſollte dorthin marſchiren, um dem König diejenige Angſt einzujagen, die erforderlich war, um ihn mit ſeiner ganzen Familie zur Flucht zu zwingen. Dieſem wilden Haufen fuhren die Commiſſäre raſch voraus. Als ſie wieder in Rambouillet anlangten, empfieng ſie der alte König ſehr ungehalten und frug, was ſie wollten, da er ja ſeinen Generalſtatthalter in Paris habe? Maiſon antwortete: „Eben dieſer Generalſtatthalter hat uns abgeſchickt, um Ew. Majeſtät zu wiſſen zu thun, daß das Volk von Paris gegen Sie ausgezogen iſt, und daß Sie ſich daher entfernen möchten.“ Jetzt erſt erkannte der König die ganze entſetzliche Wahrheit des Verraths, an den er bisher nicht hatte glauben können und gerieth in ſo heftige Wallung, daß ſich Maiſon vor ihm zurückzog. Odilon Barrot trat vor und ſuchte den königlichen Greis zu beruhigen, zu einem ihm ſelbſt jetzt allein noch nützlichen Entſchluß zu bringen. Man drängte ihn, abzureiſen. Man ſagte ihm, 60,000 bewaffnete Pariſer ſeyen ſchon gegen Rambouillet im Anmarſche und würden ihn gefangen nehmen, wenn er nicht entflöhe. Der König frug den Marſchall Maiſon, ob es wahr ſeye, daß eine ſo große Armee heranrücke? und erſt, als der Marſchall auf ſeine Ehre verſicherte,

es ſey wahr, anerkannte der König, ſeine Garden ſeyen nicht ſtark genug, einem ſolchen Heere zu widerſtehen, und um ſie nicht in einem unnützen Blutvergießen aufzuopfern, erklärte er ſich bereit, in's Exil zu gehen. Er beſchloß, ſich mit ſeiner ganzen Familie nach England zu begeben, wohin er vom Hafen von Cherbourg aus überfahren wollte. Bis zu dieſem Hafen nahm er das ſchützende Geleit der Commiſſäre an.

Die Garde begleitete den König noch bis Maintenon, wo ſie mit großer Rührung von ihm Abſchied nahm. Von hier aus begleitete ihn nur noch die Leibwache und die Gensdarmerie d'Elite mit ſechs Kanonen unter dem Befehl des Marſchall Marmont. Die Einwohner der Städte und Dörfer, die auf ſeinem Wege lagen, erwieſen ihm überall die gewohnte Ehrfurcht und achteten ſein Unglück. Das der Majeſtät zukommende Ceremoniell wurde nirgends verabſäumt. Die Koſten der Reiſe übernahm der König ſelbſt, indem er ſein Silbergeſchirr verkaufen ließ, das Einzige, was ihm noch geblieben war. Denn da er früher an Flucht nicht gedacht hatte, war ſeine Kaſſe leer. Alle ſeine in Paris zurückgelaſſenen Schätze fielen dem habgierigen Kronräuber zu. Die Beſorgniß, er möchte unterwegs inſultirt werden, war unbegründet; in zwei ſehr aufgeregten Städtchen der Normandie murrte das Volk nur gegen Marmont und man ſchonte die königlichen Perſonen ſo ſehr, daß man faſt überall, wo ſie durchzogen, die dreifarbigen Fahnen entfernte. Zu Valognes, wo der König zwei Tage verweilte, um den zu ſeiner Ueberfahrt beſtimmten Schiffen in Cherbourg Zeit zur Ausrüſtung zu laſſen, verabſchiedete er ſeine Leibwache. Alle Compagnien überreichten ihm ihre weißen Fahnen. Der König empfing ſie und ſprach: „Ich nehme dieſe Fahnen entgegen, die euch (auf den Herzog von Bordeaux zeigend) dieſes Kind einſt wieder geben wird. Die Namen aller Mitglieder der Leibwache werden im Archiv meiner Familie bewahrt werden, zum Zeugniſſe meines Unglücks und des Troſtes, den ich in eurer Treue gefunden habe.“ — Dieſe würdevollen Worte entlockten den Soldaten und allen Umſtehenden

Thränen. Auch das Volk weinte mit. Von hier aus begab ſich der König nach Cherbourg und ging zu Schiffe, um Frankreich niemals wieder zu ſehen. Er ſoll damals geſagt haben: „Ich verlaſſe Frankreich ungerne. Ich wünſche, daß es glücklich ſeyn möchte. Aber mir fehlte, was dazu nöthig iſt, die Feſtigkeit. Frankreich braucht eine eiſerne Hand!“ Der Dauphin war ruhig, wie ſein Vater, nur die Herzogin von Berry war höchſt aufgeregt und ſchied von Frankreich mit Mienen der Verzweiflung. Auch die Züge der Dauphine waren entſtellt. Ihr Schmerz muß der größte geweſen ſeyn.

Das taktvolle Benehmen der franzöſiſchen Bevölkerung während der Reiſe des Königs wurde von den rohen Engländern nicht nachgeahmt, denn als der König am 17. Auguſt zu Portsmouth landete, war das ganze Ufer mit Menſchen bedeckt, die ſich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen geſchmückt hatten, um den verbannten König noch in ſeinem Unglücke zu verhöhnen. Auch erhielt er die Weiſung, auf engliſchem Boden nur als beſcheidener Privatmann zu leben. Talleyrand hatte ſich damals ſchon mit dem engliſchen Cabinet zur Anerkennung des Herzogs von Orleans verſtändigt. Carl X. bekam das alte Schloß Holyrood bei Edinburg in Schottland, wo er ſchon während ſeiner früheren Verbannung gelebt hatte, zum abermaligen Aſyle. Von den Großmächten, welche die ältere Linie der Bourbons auf dem franzöſiſchen Thron anerkannt hatten und mit denen er bisher in Freundſchaft geſtanden, nahm ſich nicht eine einzige ſeiner Rechte an.

Sehen wir uns nun wieder nach Rambouillet um. Kaum hatte die königliche Familie dieſes Unglücksſchloß verlaſſen, als auch ſchon die wilden Freiſchaaren, die von Paris herangezogen kamen, in daſſelbe einbrachen. Da ſie den König und die Garden nicht mehr fanden, verübten ſie allen möglichen Muthwillen, aber einer der Generale hatte den glücklichen Einfall, gerade die tollſten mit guter Manier nach Paris heimzuſchicken. Er machte ihnen nämlich den Vorſchlag, in den zurückgelaſſenen königlichen Hofwagen nach

Paris zurückzufahren und daſelbſt eine Art Triumpheinzug zu halten. Geſagt, gethan. Burſche in Blouſen, Hemdärmeln oder Lumpen beſtiegen die vergoldeten Staatscarroſſen, überfüllten ſie und ließen ſich von den königlichen Kutſchern in Galla unter unaufhörlichem Jubel langſam nach Paris fahren. Dieſe luſtige Fahrt endete harmlos, denn die Wagen fuhren alle in's Palais Royal und wurden lachend dem Herzog von Orleans, als ihrem neuen Eigenthümer, zugeſtellt.

Mittlerweile langten immer mehr Nachrichten aus allen Provinzen an, welche die neue Ordnung der Dinge gut hießen, oder wenigſtens duldeten. Nur im Süden, namentlich in Nismes, war man nicht damit zufrieden und es koſtete Mühe, hier einen großen Aufruhr zu verhüten. Ein katholiſcher und ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, Bonhomme und Vincent, vereinigten ſich, die Parteien zu verſöhnen. Auch in der Vendée zeigte ſich eine vorübergehende Aufregung. Im Ganzen nahm das Land wie gewöhnlich an, was ihm von Paris aus zugemuthet wurde. Die Biſchöfe von Arras und Troyes beeilten ſich, in ihren Hirtenbriefen dem Volke die neue Regierung zu empfehlen. Ganz anders dachte der größere Theil des Klerus, fügte ſich aber dem Unvermeidlichen und hütete ſich, den Haß der neuen Macht zu reizen. Unter den auswärtigen Mächten war es England, welches die Eröffnungen und Anerbietungen Talleyrands im Namen des Herzogs von Orleans ſchnell und gerne annahm, um ſich dadurch einen noch größeren Einfluß auf Frankreich zu ſichern, als der geweſen war, der ihm mit Polignac verloren ging. Durch England aber glaubte der Herzog bald auch die andern Großmächte mit ſeinem Regierungsantritte auszuſöhnen, zumal er ihnen die heiligſten Verſicherungen geben ließ, daß er die friedlichſten Geſinnungen von der Welt hege und weit entfernt, die verjährten Anſprüche der Republik und Napoleons erneuern zu wollen, vielmehr alles thun werde, um die revolutions- und kriegsluſtige Partei in Frankreich niederzuhalten.

Um aber keine Gegenpartei aufkommen zu laſſen, die das

ſonnenklare Recht des Herzogs von Bordeaux gegen ihn geltend und ſeine Ernennung zum König zweifelhaft machen könnte, einigte ſich der Herzog mit den Deputirten, ſeine Thronbeſteigung möglichſt zu beſchleunigen und daraus ein fait accompli zu machen, das ſich nicht leicht wieder umſtoßen ließ. Am 3. Auguſt eröffnete der Herzog die Kammern. Bérard erhielt den Auftrag, eine Erklärung abzufaſſen, welche die Fundamentalſätze enthalten ſollten, auf denen der neue Thron ſtehen ſollte. Der Herzog gab ſich unter der Hand Mühe, den Entwurf Bérards ein wenig zu Gunſten der königlichen Prärogative durch Guizot abändern zu laſſen, aber Bérard vereitelte dieſe Intrigue, indem er auf den urſprünglichen Text zurückkam. Dennoch wurde das Weſentlichſte escamotirt, die Volksſouverainetät. Jedermann war einverſtanden, die Souverainetät ſollte künftig einzig der Nation inwohnen und nur kraft dieſer Souverainetät ernenne das Volk den Herzog zum König. Aber der Herzog und ſeine Vertrauten ſcheuten ſich vor einer etwa ſpäteren Anwendung dieſer Volksſouverainetät und ſuchten der Krone ſo viel Rechte als möglich zuzuſpielen, dem Volke ſo viel als möglich zu entziehen. Um nun die Volksſouverainetät zu beſeitigen, hatte Dupin die Stirne, zu behaupten, dieſelbe dürfe in der feierlichen Erklärung nicht genannt werden, weil es ſonſt ſcheinen könne, als zweifle irgend Jemand, daß ſie unter allen Umſtänden der Nation inwohne. Sie, die Kammer, könne der Nation nicht gleichſam das zum Geſchenk machen wollen, was ſie längſt beſitze und nie verlieren könne. Und kraft dieſes Sophisma's ließ man die Sache fallen. Die Erklärung der Kammer faßte die Bedingungen, unter welchen der neue König den Thron beſteigen ſollte, in Abänderungen der beſtehenden Charte und Zuſätzen zu derſelben zuſammen, und zwar wurde ausgemacht 1) der Thron iſt erledigt, die ältere Linie der Bourbons hat rechtlich darauf verzichtet durch die Entſagung Karls X. und des Dauphins und (der Herzog von Bordeaux) faktiſch durch ihre Entfernung aus Frankreich. Des Rechts, das dem Herzog von Bordeaux gebührte, wurde mit keinem Wort erwähnt, aber auch nicht

der Volksſouverainetät, obgleich hier in der That nichts als der ſ. g. Volkswille, d. h. die dermalen herrſchende Mehrheit entſchied. Man vermied aber auf's ängſtlichſte, des Herzogs von Bordeaux nur zu erwähnen, um in keine Discuſſion über ſein unbeſtreitbares Recht verwickelt zu werden, und man vermied der Volksſouverainetät zu erwähnen, um die Großmächte nicht durch einen allzu demokratiſchen Urſprung der neuen Dynaſtie aufzureizen. 2) Die katholiſche Kirche iſt nicht mehr bevorzugte Staatskirche, ſondern alle Kulte ſind gleichmäßig berechtigt. 3) Die Preßfreiheit iſt unbeſchränkt, die Cenſur kann nie wieder eingeführt werden. 4) Der neue König darf nie weder ein Geſetz ſuſpendiren, noch unvollzogen laſſen. 5) Nie dürfen von ihm Specialcommiſſionen mit Umgehung des ordentlichen Gerichts ernannt werden. 6) Niemals darf er mehr fremde Söldner (Schweizer) in Dienſt nehmen. 7) Jeder Franzoſe von 25 Jahren iſt Wähler, und von 30 Jahren wählbar, die indirekten Wahlen hören auf, die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. 8) Die von Karl X. ernannten Pairs werden geſtrichen und die Sitzungen der Pairskammer ſind öffentlich. 9) Die Kammern haben die Initiative bei Geſetzesvorſchlägen, wie der König. 10) Der König führt den Titel „König der Franzoſen.“ 11) Die weiße Fahne iſt abgeſchafft und durch die Tricolore erſetzt. Außerdem waren noch mehrfache Gegenſtände bezeichnet, die erſt ſpäter von den Kammern im Wege der Geſetzgebung erledigt wurden.

Man eilte ungeheuer, um fertig zu werden und unter dem Vorſitze von Laffitte ſtimmte die Deputirtenkammer mit 219 Stimmen für die Erwählung Orleans zum König unter den in der Erklärung enthaltenen Bedingungen, welche die Rechte des Volkes ſicherten und nachher in die revidirte Charte aufgenommen wurden. 33 Stimmen erklärten ſich gegen die Wahl des Herzogs und 39 enthielten ſich der Abſtimmung. Die, welche für ihn geſtimmt hatten, begaben ſich unter Laffitte's Führung ſogleich in den Palaſt des Herzogs. Laffitte las ihm den Beſchluß der Kammer vor. Der Herzog ſtellte ſich, als ob es ihm höchſt unangenehm

wäre, dem Frieden ſeines Familienlebens entzogen zu werden, er habe niemals einen Thron begehrt, aber aus Vaterlandsliebe ſey er erbötig, das von ihm geforderte Opfer zu bringen und die Krone anzunehmen. Darauf umarmte er Laffitte und zeigte ſich zwiſchen dieſem und Lafayette, der hier auch wieder figurirte, auf dem Balkon des Palaſtes der unten verſammelten Menge, die ihm zum erſtenmal vive le roi! zujauchzte. Das geſchah Sonnabends, den 7. Auguſt.

Die Pairskammer wurde gar nicht gefragt. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie allem zuſtimmen mußte. Auch war ſie damals ſo unpopulär, daß von ihrer förmlichen Abſchaffung die Rede war Am Abend des 6. erſcholl das Geſchrei in den Straßen: Nieder mit den Pairs! In der wichtigen Sitzung der Deputirtenkammer konnte Guizot den Fortbeſtand der Pairskammer nur dadurch retten, daß er alle von Karl X. ernannten Pairs aus deren Liſte ſtreichen ließ. Die Pairs durften ſich nur verſammeln, um der neuen Königswahl zuzuſtimmen. Der Herzog von Orleans legte den größten Werth darauf, dieſen ariſtokratiſchen Körper zu erhalten und für ſich zu gewinnen, da ihm derſelbe die beſten Dienſte leiſten konnte, ſowohl gegen die Anhänger der alten Regierung, als gegen die demokratiſchen Beſtrebungen von unten. Die Mehrheit der Pairs hatte längſt mit der Oppoſition kokettirt, um, wenn der Thron ſtürzte, nicht mitzuſtürzen. Immer der Macht ſich anſchließend, huldigte ſie nun auch gern dem neuen Könige. Nur Chateaubriand wahrte die Würde und die Treue eines Pairs von Frankreich und vertheidigte das Thronrecht des Herzogs von Bordeaux. Die feigen Pairs mußten aus ſeinem Munde Worte des edelſten Zornes und der tiefſten Verachtung hören. Auch ſagte er voraus, das Haus Orleans werde den erſchlichenen Thron nicht lange behalten. Von den Pairs ſtimmten ſchließlich 89 für den neuen König, nur 19 ſtimmten mit dem muthigen Chateaubriand; die Uebrigen wagten gar nicht zu ſtimmen.

Am 9. Auguſt wurde der neue König inthroniſirt und zwar geſchah dieß im Palaſt Bourbon, in welchem die Deputirten ihren Sitzungsſaal hatten. Für den Herzog war hier ein Thron auf-

gerichtet und mit dreifarbigen Fahnen ausgeſchmückt. Caſimir Perier verlas die Erklärung vom 7. Auguſt und Baron Pasquier die Beitrittserklärung der Pairskammer. Hierauf ſagte der Herzog, er nehme die in dieſen Erklärungen enthaltenen Bedingungen ohne Vorbehalt an und leiſtete darauf den Eid. Nach dieſer Ceremonie beſtieg er als Ludwig Philipp, König der Franzoſen, unter allgemeinem Vivatruf den Thron und wiederholte, was er ſchon am 7. geſagt hatte: „Ich hätte lebhaft gewünſcht, niemals den Thron zu beſteigen, aber die Kammern hielten es für nothwendig und ſahen in meiner Erhebung eine Bürgſchaft einerſeits für die öffentliche Freiheit, andererſeits für die öffentliche Ordnung.“

Damit hat der neue König in der That das ausgeſprochen, was allein ſeine Erſchleichung des Throns entſchuldigt. In ſeiner Perſon blieb allein eine Ausgleichung ermöglicht zwiſchen Parteien, die ſich ſonſt auf Leben und Tod hätten bekämpfen müſſen. Er war den Einen liberal, den Anderen conſervativ genug. Das galt nicht nur für Frankreich, ſondern auch für Europa. Im Bewußtſeyn dieſer Stellung bezeichnete Ludwig Philipp ſelbſt die rechte Mitte (juste milieu) als das Princip ſeiner Regierung. Aber er täuſchte ſich, wenn er meinte, die Befriedigung der Parteien, wie ſie für den Augenblick ihm günſtig war, werde von langer Dauer ſeyn. Den entſchiedenen Freiheitsfreunden erſchien er doch nur als ein Heuchler und den alten Dynaſtien Europa's als ein revolutionärer Eindringling. In der Tricolore Frankreichs vertraten fortan die Legitimiſten die weiße, die Republikaner die rothe, Ludwig Philipp und ſein Anhang aber die blaue Farbe in der Mitte.

Vor allem war es dem neuen Könige darum zu thun, ſeine Popularität in Paris zu erhalten und dem Auslande gegenüber als ein allgemein geliebter Fürſt zu erſcheinen, den etwa wieder abzuſetzen, nicht leicht ſeyn würde. Er that alles, was den Pariſern lieb war. Er löste nicht nur die Garden des vorigen Königs auf und ſchickte die Schweizer heim, ſondern auch die Gensdarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Er ſetzte den

Marſchall Bourmont ab und übergab das Commando der Armee von Algier dem General Clauzel. Die bisher abgedankt geweſenen und zum Theil ohne Penſion tief verarmten Officiere der weiland großen Armee Napoleons wurden ſchaarenweiſe wieder angeſtellt. Auch unter den Civilbeamten wurde geſichtet und traten Liberale an die Stelle der abgeſetzten des alten Königs. Alle ſeit 1815 verurtheilten politiſchen Verbrecher wurden für unſchuldig und frei erklärt, alle politiſchen Verbannten zurückgerufen, insbeſondere auch alle die noch übrigen ſ. g. Königsmörder, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatten. Nur die geſammte Familie Napoleons blieb nach wie vor vom franzöſiſchen Boden verbannt. Zugleich wurden die Penſionen, die von den früheren Regierungen bewilligt worden waren, willkührlich wieder herabgeſetzt, insbeſondere das Einkommen des Erzbiſchofs von Paris. Auch wurden die 100 Millionen, welche von der dem Adel bewilligten Milliarde noch nicht verausgabt waren, jetzt zurückgehalten. Große Belohnungen empfingen dagegen die Wittwen und Waiſen der in den Julitagen Gefallenen. An die Stelle der Todtenfeier Ludwigs XVI. ſollte die Jubelfeier der Julirevolution treten. Ganz im Geiſte der damaligen Pariſer Aufklärung, die das Theater der Kirche vorzog, wurden die Miſſionen für immer unterſagt und die Kirche der h. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, wieder zum Pantheon gemacht, wie in der erſten Revolution, und ſomit der Cultus von Voltaire und Rouſſeau erneuert.

Perſönlich benahm ſich der König lediglich nach Lafayette's Programm: „Ein populärer Thron, umgeben von republikaniſchen Inſtitutionen.“ Der Hof hatte eine ganz bürgerliche Einrichtung, Rang und Stand galten hier nichts mehr, Jeder hatte freien Zutritt. Man kam in Pantalons und Stiefeln. Es wurde bemerkt, daß ein Bürger, den Hut auf dem Kopfe, ſich mit den königlichen Damen unterhalten habe, ohne daß dieſelben ein Mißfallen hätten blicken laſſen. Der König zeigte ſich ſo oft als möglich am Fenſter, um das Volk zu grüßen, das ſich immer noch um den Palaſt

drängte. Geduldig hielt er dabei das ewige Geleier der Marſeillaiſe und Pariſiénne aus, die man vor ſeinem Fenſter ſpielte, und wozu er zuweilen mit den Fingern den Takt ſchlug. Auf den Straßen erſchien er zu Fuß, im bürgerlichen Ueberrock mit rundem Hute und einem ſprüchwörtlich gewordenen Regenſchirm unter dem Arm, grüßte Jedermann auf's freundlichſte, redete mit jedem, drückte jedem die Hand und vergaß nur, daß ſich ſo die Comödie nicht ewig würde fortſpielen laſſen und daß, ſobald er ſich wieder in die Hofetikette zurückziehen würde, es auch mit ſeiner Popularität zu Ende ſey. Ebenſo verhielt es ſich mit der intimen Freundſchaft zu Lafayette, Laffitte ꝛc., die er damals zur Schau trug. Es war ihm gelungen, dieſe Leute ſo zu bezaubern, daß nach damaliger allgemeiner Sage Lafayette am Tage der Thronbeſteigung Ludwig Philipps ihn „die beſte der Republiken" genannt haben ſoll. Lamartine erzählt, nicht Lafayette, ſondern Odilon Barrot habe dieſe Worte geſagt und zwar ſchon beim erſten Beſuche Ludwig Philipps auf dem Stadthauſe. Es liegt wenig daran, wer es wirklich geſagt hat; die Hauptſache iſt, daß man es in Paris damals glaubte und allgemein der ſchönen Phraſe zuſtimmte.

Nichts charakteriſirt den neuen König beſſer, als die Vorſicht, mit welcher er am Tage vor ſeiner Thronbeſteigung auf ſein ganzes unermeßliches Vermögen zu Gunſten ſeiner Kinder verzichtete, damit es Privatvermögen des Hauſes Orleans bleibe und nicht in das Krongut übergehe, das er mit der Krone zugleich verlieren könnte. Er traute alſo nicht, er ſelber gab der Krone, indem er ſie auf ſein Haupt ſetzte, keinen Credit. Zwiſchen dieſer Maaßregel und dem plötzlichen Tode des alten Herzog von Condé war ein nur zu auffallender Zuſammenhang. Man fand den ſtumpfen alten Herrn (Vater des auf Napoleons Befehl erſchoſſenen Herzogs von Enghien) am 27. Auguſt Morgens erhängt in ſeinem Zimmer und zwar am Fenſterrahmen und in einer Stellung, die einen Selbſtmord ſehr unwahrſcheinlich machte. Noch viel mehr aber fiel es auf, daß dieſer Greis, der mit Karl X. das Exil getheilt, ſein

großes Vermögen nicht der älteren Linie der Bourbons vermacht haben ſollte, ſondern daß ein Teſtament zum Vorſchein kam, welches Ludwig Philipps Sohn, den Herzog von Aumale, zum Univerſalerben der Condé's einſetzte. Dieſer damals noch ſehr junge Prinz bekam wirklich alles*) und hat ſpäter ſeinem Sohn den Namen Condé gegeben.

Die neue Ordnung der Dinge in Frankreich wurde zuerſt von England aus den ſchon angeführten Gründen anerkannt. Dieſe engliſche Zuſtimmung und die Wiederherſtellung einer geordneten Re-

---

*) Die erbberechtigte Familie Rohan erhob ſpäter eine Klage vor Gericht, wurde aber mit ihren Anſprüchen abgewieſen. Aus den Verhandlungen ergab ſich Folgendes: Der Herzog von Orleans hatte ſchon ſeit einiger Zeit mit der Maitreſſe des alten Condé, einer ſehr übel prädicirten Frau von Foucheres, gemeinſchaftliche Sache gemacht, um die reiche Beute an ſich zu reißen. Da Condé durchaus nicht einſah, warum er ſein Erbe den Orleans laſſen ſolle, die er von der Emigration her haßte, weigerte er ſich, das Teſtament zu Gunſten Aumales, das ihm die Foucheres immer wieder vorlegte, zu unterzeichnen. Der Herzog von Orleans ſelbſt ſpielte den Großmüthigen und verſicherte Condé, er wolle von der ganzen Sache nichts; die Foucheres mußte aber fortfahren, den alten Herrn zu bearbeiten, bis er das Teſtament unterzeichnete (ſchon im Auguſt 1829). Nun kam die Julirevolution. Da wollte der alte Condé die Familie Karls X. nicht verlaſſen, ſondern drängte zur Abreiſe, ohne Zweifel auch, um in England, wenn er erſt in Sicherheit wäre, das ihm abgedrungene Teſtament zu widerrufen. Aber Ludwig Philipp ließ ihn nicht mehr fort, verweigerte ihm die Päſſe und ſuchte ihn auf alle Art zu beruhigen. Ludwig Philipps Gemahlin ſelbſt mußte ſich zu ihm begeben, ihm den Stern der Ehrenlegion bringen und ihm zureden; die Foucheres mußte die letzten Minen ſpringen laſſen, um auf ihn zu wirken. Aber der alte Herr wollte fort, um jeden Preis fort. Es gab die heftigſten Scenen und weil er durchaus nicht mehr zu halten war, half man ihm — fort. Die für den neuen König entehrendſten Gerüchte, die ſich bald verbreiteten, ignorirte derſelbe kaltblütig. Sie erſtickten im damaligen allgemeinen Jubel des Liberalismus. Einige Stimmen riefen laut: er könne den auf ihm laſtenden Verdacht am ſicherſten entkräften, wenn er die blutbefleckte Erbſchaft des alten Condé nicht annähme; aber er ließ ſie nicht fahren. Die Foucheres bekam 10 Millionen.

gierung in Frankreich ſelbſt bewogen auch Oeſterreich und Preußen, die Rechtsfrage unerörtert zu laſſen und das neue Königthum in Frankreich als factiſch anzuerkennen. Nun glaubte auch Spanien ſeine Anerkennung nicht verweigern zu dürfen. Sardinien trug ſogar große Sympathie für Ludwig Philipp zur Schau, aus Furcht vor Inſurrectionen, wie man glaubte. Nur Rußland zeigte ſich ungnädig gegen den neuen König der Franzoſen. Kaiſer Nicolaus befahl im Anfang, der dreifarbigen Flagge alle ſeine Häfen zu verſperren, nahm aber dieſe Maaßregel wieder zurück, als er die Ruhe und den neuen Thron in Paris befeſtigt ſah. Indem er aber Ludwig Philipp anerkannte, that er es nicht, ohne einen Vorwurf auszuſprechen. Denn in ſeinem Schreiben an Ludwig Philipp ſagte er: „ewig beklagenswerthe Ereigniſſe haben Euer Majeſtät in eine grauſame Alternative verſetzt. Euer Majeſtät hat einen Entſchluß gefaßt, der Ihr allein geeignet ſchien, Frankreich vor noch größerem Unheil zu bewahren und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Euer Majeſtät dabei geleitet haben ꝛc.“ Ludwig Philipp verſchluckte dieſe Pille und war zufrieden, daß ihn Nicolaus wenigſtens anerkannt hatte.

Was die Völker anlangt, ſo kann man nicht läugnen, daß ſie rings um Frankreich her durch die Julirevolution in einen freudigen Aufſchwung geriethen. Die conſtitutionelle Oppoſition hatte ihre Hoffnung längſt auf den Fortſchritt des Liberalismus in Frankreich geſetzt und wußte, wie ſehr der Sieg deſſelben auch ihr zu Gute kommen müſſe. Je weniger von Seite der Großmächte gegen die neue Julidynaſtie eingeſchritten wurde, um ſo mehr ſchien das conſtitutionelle Syſtem in Frankreich geſichert und eine friedliche Entwicklung deſſelben auch in den Nachbarſtaaten gewährleiſtet. Man ſah Frankreich durch den Sieg ſeiner Volksvertretung auf die Höhe Englands emporgehoben und erwartete von den franzöſiſchen Kammern nichts Geringeres, als daß ſie fortan einen eben ſo tiefen und dauerhaften Einfluß auf die Geſchicke des Landes üben würden, wie das Parlament in England. Nach den großen Revolutionen

in England, die mit der Vertreibung des Hauſes Stuart endeten, war dort mit der neuen Dynaſtie der Welfen aus Hannover die Parlamentsregierung aufgekommen und hatte nun ſchon faſt anderthalb Jahrhunderte unerſchüttert beſtanden. In ähnlicher Weiſe, glaubte man nun, werde ſich auch in Frankreich unter der neuen Dynaſtie des Hauſes Orleans eine regelmäßige Parlamentsregierung, d. h. die Regierung eines ſtets von der Volksvertretung abhängigen und aus ihrer Mehrheit hervorgegangenen Miniſteriums befeſtigen. Man rechnete ferner darauf, daß nach dem Beiſpiel und unter dem Schutz der beiden conſtitutionellen Großſtaaten das conſtitutionelle Syſtem auch in der pyrenäiſchen Halbinſel und Deutſchland, Italien, Ungarn, Polen entſprechende Fortſchritte machen und daß dadurch dem reactionären Syſtem, wie es bisher durch Oeſterreich und Rußland zum Uebergewicht gelangt war, ein unerſchütterliches Gegengewicht werde gehalten werden.

Dieſe Hoffnungen des friedlichen und loyalen Conſtitutionalismus ſind getäuſcht worden, nicht blos weil Ludwig Philipp der Mann nicht war, der es aufrichtig mit der Conſtitution meinte, ſondern auch, weil das franzöſiſche Volk den ſtetigen Rechtsſinn und das politiſche Phlegma des engliſchen entbehrte. Auch wenn Ludwig Philipp weniger Verſchlagenheit, weniger abſolutiſtiſche Hintergedanken gehabt hätte, wenn er es noch ſo ehrlich mit den liberalen Männern gemeint hätte, die er nach und nach als Werkzeuge der Situation abnutzte, würde es ihm nicht haben gelingen können, das Mißtrauen und die Leidenſchaften zu überwinden, die unausrottbar im franzöſiſchen Volke wurzelten. Er hatte nicht einmal die Wahl, ſich gleich den Königen von England paſſiv zu verhalten und die aus der Mehrheit des Parlaments hervorgegangenen Miniſter gewähren zu laſſen. Denn die Mehrheit der franzöſiſchen Kammer war nicht wie die des Unterhauſes in England durch die Macht des Herkommens und der nationalen Intereſſen conſolidirt, ſondern wurde der Spielball perſönlicher Coterien, die ſich zu den Portefeuilles drängten, war daher im ewigen Wechſel weſentlich anarchiſch, und der

neue König Frankreichs durfte hier, wenn ſich nicht alles auflöſen ſollte, eben ſo wenig ſeine leitende Hand zurückziehen, als der König von England mit der ſeinigen in den gemeſſenen Gang des Parlaments ſtörend eingreifen durfte.

Die conſtitutionelle Partei in Frankreich war nicht ſtet und ſolid genug, um den Thron erhalten zu können.

Unter ihr aber wühlten noch andere Parteien, die von Anfang an dem Julithron eben ſo feind waren, wie ſie es dem der älteren Dynaſtie geweſen waren, die Republikaner und die Bonapartiſten. Beide ſchmolzen zuſammen, ſofern ſie die Erinnerungen der erſten großen franzöſiſchen Revolution und des Kaiſerreichs gemeinſchaftlich auf Hoffnungen der Gegenwart übertrugen, die damals hauptſächlich in Belgien, Polen, Italien, zum Theil in Deutſchland und Spanien auf's lebhafteſte erwachten. Hier waren Völker unterdrückt, in unnatürlicher Lage, reif zur Revolution, zu ſchwach, um allein Revolutionen machen zu können, aber eben deshalb voll Hoffnung auf franzöſiſche Hülfe. In ihrer Einbildung war Frankreich durch die Julirevolution verpflichtet und auch ſtark genug geworden, um Propaganda zu machen für die Freiheit, alle Freiheitsbeſtrebungen der Völker in der Runde mit ſeinen Waffen zu unterſtützen, und zugleich die Scharte von 1814 und 1815 auszutilgen und Frankreich durch Aneignung Belgiens, des linken Rheinufers, Italiens, endlich durch bewaffnete Intervention in Polen wieder auf die Höhe der Macht zu bringen, auf der es unter Napoleon geſtanden hatte. Die Täuſchungen dieſer revolutionsſüchtigen Parteien waren ſchon lange genährt worden durch die glänzenden Schilderungen der erſten franzöſiſchen Revolution und der Großthaten der Franzoſen in der napoleoniſchen Zeit. Man hatte überall die Geſchichtswerke und Memoiren, die davon handelten, mit Heißhunger verſchlungen, ſich in die Illuſion jener großen Vergangenheit bis zur Verblendung für die Gegenwart vertieft und wurde überdies durch eine wirkliche geheime Propaganda von Paris aus, in deren Mittelpunkt der alte Lafayette ſtand, direkt verführt. Allen Unzufriedenen von

Madrid bis Warſchau, von Antwerpen bis Palermo, wurde von franzöſiſchen Agenten Hoffnungen erregt und das Feuer geſchürt, um durch eine fortlaufende Kette von Revolutionen im Auslande das revolutionäre Element in Frankreich ſelbſt zu nähren und die friedliche und dynaſtiſche Politik des Bürgerkönigs zu durchkreuzen.

Zehntes Buch.

Die belgiſche Revolution.

Die franzöſiſche Julirevolution wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf das übrige Europa. Ueberall, wo große Unzufriedenheit aufgehäuft war, machte ſich dieſelbe Luft und explodirte in Revolutionen, zu welchen die in Paris das Beiſpiel und den Muth gab.

Zunächſt wurde Belgien von dem revolutionären Fieberrauſch ergriffen, denn hier war der Haß gegen die holländiſche Regierung tief gewurzelt und lange genährt; die Oppoſition ſtark, disciplinirt und zu großen Schlägen vorbereitet.

Die Politik der Großmächte hatte nach dem Sturze Napoleons, um allen etwa erneuten Eroberungsgelüſten Frankreichs feſte Bollwerke entgegenzuſetzen, jener kläglichen Kleinſtaaterei ein Ende machen wollen, welche bisher an den Grenzen Frankreichs, hauptſächlich Deutſchlands Unmacht und Frankreichs Uebermacht bedingt hatte. Aus dieſem Grunde wurden im Süden das Königreich Sardinien und die frühere Eidgenoſſenſchaft um anſehnliche Gebietstheile ver-

größert, ſollten auch am Oberrhein Elſaß und Lothringen mit einem neuen ſchwäbiſchen Reiche vereinigt werden (ein Plan, der leider nicht zur Ausführung kam), erhielt Preußen ſeine Rheinprovinzen und wurden nun auch die ehemaligen öſterreichiſchen Niederlande (Belgien, nebſt dem ehemaligen Reichsbisthume Lüttich) mit Holland vereinigt, lediglich um in dieſer Vereinigung ein ſtarkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. Man hätte erwarten ſollen, daß Belgien (der vormals burgundiſche Reichskreis) wenigſtens dem deutſchen Bunde würde einverleibt werden, aber es unterblieb. Der Sohn des letzten holländiſchen Erbſtatthalters, den die Großmächte zum ſouveränen König über dieſe ſchönen und reichen Länder erhoben, der Oranier Wilhelm, als König I. dieſes Namens, hatte nicht den geringſten Anſpruch auf dieſe Würde und empfieng ſie von den Großmächten nur als ein Geſchenk in ihrem eigenen Intereſſe. Er nahm es aber an, als ob er Niemand dafür Dank ſchuldig ſey und erwies insbeſondere den Deutſchen, deren ſiegreiche Waffen im Winter 1814 ihm Holland wieder erobert hatten, den gröbſten Undank, indem er die vom Wiener Congreß beſchloſſene freie Schifffahrt auf dem Rheine bis ins Meer durch eine falſche Auslegung des betreffenden Artikels vereitelte. Das ließ ſich Deutſchland gefallen, wie ſo vieles Andere. Indem aber der neue König der Niederlande denſelben groben Egoismus auch im eigenen Lande walten ließ, erweckte er ſich zahlreiche und unverſöhnliche Feinde. Er ſtützte ſich einſeitig auf die Holländer und behandelte Belgien wie eine eroberte Provinz. Das war nun ebenſo ungerecht, als unklug. Ungerecht, weil ihm Belgien nur durch die Weisheit der Großmächte unter einer Bedingung, die ſich von ſelbſt verſtand, anvertraut worden war, nämlich unter der Bedingung einer weiſen und gütigen Regierung, durch welche die Herzen der Belgier von Frankreich abgewendet werden ſollten. Sobald ſich König Wilhelm durch eigene Unvorſichtigkeit und Ungerechtigkeit die Belgier zu Feinden machte und Urſach wurde, daß ſie lieber wieder franzöſiſch geworden wären, that er gerade das Gegentheil von dem, was die Abſicht

der Großmächte geweſen war. Aber König Wilhelm nahm keine Rückſichten.

Zwiſchen Belgien und Holland beſtand ſchon ſeit faſt 300 Jahren der ſchroffſte Gegenſatz des religiöſen Bekenntniſſes. Nirgends war der reformirte Calvinismus einſeitiger und härter, als in Holland, und nirgends der Katholicismus bigotter, als in Belgien. Es war ſchwerlich möglich, ſolche Gegenſätze zu verſöhnen, und ſchon aus dieſem einzigen Grunde war die von den Großmächten beliebte Schöpfung des Königreichs der Niederlande, in welchem Belgien und Holland unter einen Hut gebracht werden ſollten, eine politiſche Misgeburt. König Wilhelm hätte nun aber wenigſtens die Kluft zwiſchen beiden Ländern nicht noch weiter aufreißen und den alten Haß neu entflammen ſollen. Dieß geſchah jedoch, indem er das kleinere Holland von Anfang an auf Koſten des größeren Belgien begünſtigte. Die von ihm octroyirte Verfaſſung beſtimmte, daß die Holländer, obgleich geringer an Seelenzahl, doch nicht weniger Deputirte in die Kammer wählen ſollten, als die Belgier. Man konnte ihm dieß, im Grunde genommen, nicht verdenken, denn da er ſelbſt Holländer war, konnte er Holland nicht wohl vom Willen einer belgiſchen Mehrheit abhängig machen. Auf der andern Seite durfte er aber auch nicht einmal den Schein annehmen, als wolle er das belgiſche Element unterdrücken, und er hätte die Belgier wohl verſöhnen können, wenn er in andern Beziehungen mehr für ſie gethan hätte. Die Verfaſſung, die von Holland ſchon angenommen war, wurde von einer Verſammlung notabler Männer in Brüſſel mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Darum aber bekümmerte ſich der König nicht, ſondern promulgirte die Verfaſſung für den ganzen Umfang ſeiner Länder. Am entſchiedenſten ſtemmte ſich dagegen die katholiſche Geiſtlichkeit, weil die Verfaſſung alle Confeſſionen einander gleichſtellte und die Schule von der Kirche trennte, um ſie allein der Aufſicht des Staates zu unterſtellen. Moritz, Graf von Broglie, Erzbiſchof von Gent, verweigerte den Verfaſſungs-Eid und ſetzte ſeine Gründe in einem öffentlichen Schreiben aus-

einander, im Jahre 1816. Allein die damalige Zeit war Widerſpenſtigkeiten gegen eine anerkannte Regierung nicht günſtig; der König verfuhr mit äußerſter Energie, ließ dem Erzbiſchof als Landesverräther den Prozeß machen und zwang ihn, ſich über die Grenze zu flüchten; ja er trieb die Gewaltthätigkeit ſo weit, das Urtheil des entflohenen Erzbiſchofs an den Pranger anſchlagen zu laſſen, neben zwei, an demſelben ausgeſtellten Dieben. Eine ſolche Brutalität mußte nothwendig die ganze katholiſche Bevölkerung auf's tiefſte beleidigen. Aber auch die ehemaligen Offiziere und Beamten der napoleoniſchen Zeit wurden durch Zurückſetzung gekränkt. Umſonſt verwendete ſich der Prinz von Oranien, älteſter Sohn des Königs, für zweiundvierzig auf halben Sold geſetzte Offiziere. Der König blieb halsſtarrig und der Prinz gab der öffentlichen Meinung eine glänzende Genugthuung, indem er ſeine Stelle als Befehlshaber der Armee niederlegte. Die alten Anhänger Frankreichs waren es nun hauptſächlich, um die ſich, als um einen Kern, nach und nach in Belgien eine liberale Partei wie in Frankreich bildete. Da ſowohl die liberale, als die Prieſterpartei vom tiefſten Haß gegen die Regierung erfüllt waren, ſo verſtändigten ſie ſich unter einander zum gemeinſamen Widerſtande; man ſah hier zum erſtenmal die Ultramontanen mit den Anhängern Voltaires Hand in Hand gehen. Beide machten an die Regierung gleiche Anforderungen, wenn auch jede Partei etwas ganz anderes damit wollte. Die klerikale Partei unterſtützte die Liberalen in der Forderung der Preßfreiheit, um auch für ihre eigenen Principien das freie Wort zu erobern. Die Liberalen halfen den Ultramontanen, als dieſe die Schule von der Staatsaufſicht emancipiren wollten, und gönnten ihnen Prieſterſeminare und Jeſuitenſchulen, ſofern ſie für ſich ſelbſt weltliche Univerſitäten und Schulen mit unumſchränkter Lehrfreiheit erlangten. Dieſe an ſich ganz unnatürliche Verbindung zweier principiell entgegengeſetzter Parteien hatte doch damals einen praktiſchen Vortheil für beide. Ihr Zuſammenhalten in den Generalſtaaten bewirkte 1818 die Verwerfung eines von der Regierung eingebrachten ſtrengen

Preßgeſetzes, 1819 die Verwerfung des von der Regierung verlangten zehnjährigen Budgets. Dagegen wurde 1818 der Sklavenhandel in den Colonien abgeſchafft. 1819 wagte der König durch bloße Verordnung (vom 15. September) den Gebrauch der Volksſprache in allen öffentlichen Urkunden einzuführen. Nichts war natürlicher als eine ſolche Verordnung, da die Belgier und Holländer mit ſehr geringer mundartlicher Abweichung der einzelnen Provinzen dieſelbe niederländiſche Sprache redeten, und nur ein kleiner Theil der belgiſchen Bevölkerung walloniſch ſpricht. Allein die gebildeten Claſſen in Belgien hatten ſich einmal an die franzöſiſche Sprache gewöhnt und die Oppoſition griff nach allem, was ſie als Waffe gegen die Regierung kehren konnte, erklärte mithin auch jene Verordnung für einen gewaltſamen Eingriff in die Rechte der Belgier. Der edle Willems, der ſich das größte Verdienſt um Herausgabe altniederländiſcher Sprachdenkmale erworben, erließ 1824 einen feurigen Aufruf an alle Vlamingen, ſich ihrer guten deutſchen Mutterſprache anzunehmen und das Franzöſiſche zu fliehen. Aber ſein Patriotismus ſtieß bei den vorherrſchenden Leidenſchaften an. Er drang nicht durch und wurde nur verdächtigt.

Die belgiſche Oppoſition befand ſich in den zwanziger Jahren unter dem nämlichen Drucke, wie alle übrigen in Europa. Vor dem Machtwort der Congreſſe mußte jede Unzufriedenheit verſtummen. Nur die Angelegenheiten der Schulen und Univerſitäten nährten die Gährung. Die niedern Schulen waren in der franzöſiſchen Zeit äußerſt vernachläßigt worden, und auch das freie Univerſitätsleben hatte Napoleon nicht geduldet. König Wilhelm ſtellte nun wie die alten holländiſchen Univerſitäten, ſo auch in Belgien die von Brüſſel, Gent, Lüttich und Löwen wieder her. Begreiflicherweiſe wollte er dieſe Lehranſtalten der klerikalen Partei nicht überlaſſen; aber es war unmöglich, ſie zu verholländern. Den katholiſchen Belgiern, ſowohl den phlegmatiſchen und patriarchaliſchen Vlamingen, deren frommes Landvolk dem armen, aber rechtſchaffenen Klerus ſo treu wie in Spanien anhing, als den heißblutigen und fanatiſchen Wal-

lonen ließ ſich auf keine Weiſe der calviniſche Geiſt in der ſteifen, hoffärtigen und langweiligen holländiſchen Form vermitteln. Das begriff der König wohl, er beſtellte daher für ſeine belgiſchen Univerſitäten und insbeſondere für Lüttich Profeſſoren aus Deutſchland, deren überlegenes Wiſſen imponiren und deren geſchmeidigere Form die Belgier gewinnen ſollte. Allein wenn er wirklich den großen Gedanken gefaßt hätte, die der deutſchen Bildung fremd gebliebenen Niederlande in deren Strömung hineinzuziehen, ſo hätte er bei den Holländern ſelbſt anfangen ſollen. Da er dieſe ausnahm und nur die Belgier in die deutſche Schule gab, ſah man mit Recht die neuen deutſchen Schulmeiſter auch nur als Werkzeuge ſeiner holländiſchen Politik und nicht als Apoſtel der deutſchen Bildung an. König Wilhelm war in dieſer Sache übel berathen. Man hatte ihn an den Kirchenrath Paulus in Heidelberg gewieſen, um ſich von ihm die Männer bezeichnen zu laſſen, die aus Deutſchland auf die belgiſchen Univerſitäten berufen werden ſollten. Nun war aber Paulus nicht nur Proteſtant, ſondern auch unter allen deutſchen Rationaliſten derjenige, der den Offenbarungsglauben mit dem giftigſten Haſſe ein halbes Jahrhundert lang verfolgte und durch ſeinen verderblichen Einfluß auf die Kirche und Schule in Baden am meiſten dazu beigetragen hat, dieſen kleinen Staat zu unterwühlen. Paulus ſchrieb damals ein Leben Jeſu, worin er die Wunder des Heilands als Taſchenſpielerkünſte erklärte, wie er überhaupt in ſeinem langen Wirken die Achtung vor dem Chriſtenthume gänzlich zu zerſtören und daſſelbe durch den von ihm ſo genannten Denkglauben d. h. Rationalismus, zu erſetzen ſuchte, der nichts anerkennt, was über den gemeinſten Menſchenverſtand hinausliegt. Welche Unnatur, von einem ſolchen Manne ſich Lehrer bezeichnen zu laſſen, denen die katholiſche Jugend Belgiens anvertraut werden ſollte! Der König erſah ſie insbeſondere für das 1825 in Löwen von ihm geſtiftete philoſophiſche Collegium aus, wo die jungen Kleriker zwangsweiſe Collegien hören ſollten. Man kann ſich denken, wie verhaßt dieſer Zwang und die deutſchen Profeſſoren werden mußten. Sie ſchadeten

dem König unendlich in der öffentlichen Meinung. Die Belgier verlangten mit Recht, ihre Klerikker ſollen von guten Katholiken unterrichtet werden und nicht von Agenten des Unglaubens und Kreaturen eines andersgläubigen Miniſteriums. Zumal das altbelgiſche Löwen ſollte der Kirche erhalten bleiben. Die einſtimmige Oppoſition in Belgien, deren beredteſter Vorkämpfer damals de Gerlache war, bewog den König im Jahre 1827, mit dem Papſt ein Concordat abzuſchließen, wonach wenigſtens die kleinen Seminare der Staatsaufſicht entzogen und dem Klerus überlaſſen wurden. Aber auch dieſe kleine Rechtsgewährung erſchien den damaligen Aufgeklärten ſchon zu weit gegangen und man bedauerte den König, daß er ſich von den Jeſuiten habe übertölpeln laſſen. Auch wurde mit Durchführung des Concordats in mehreren Punkten noch gezögert.

Jede kleine Nachgiebigkeit des Königs weckte den Muth des Widerſtandes, da man beim König doch nie einen ernſten Willen zur Nachgiebigkeit ſah, ſondern, wenn er nachgab, nur liſtige Berechnung oder Schwäche. Von dieſer Zeit an wurde die Oppoſition immer mächtiger. Ihre größte Stärke verlieh ihr der förmliche Bund zwiſchen der klerikalen und liberalen Partei, der ſchon ſeit zehn Jahren durch den Abbé de Foere in Lüttich vorbereitet, aber erſt ſpäter durch Baron Secus zu Stande gebracht wurde. Ein Bund, ſo misgeſchaffen, wie der zwiſchen den zwei zuſammengewachſenen flameſiſchen Zwillingen, ſagte man damals; allein wie Gegengift und Gift, ſo ſchlug hier eine Unnatur die andere, denn die ſtaatliche Verbindung Belgiens und Hollands war nicht minder misgeſchaffen. Die vornehmſte Perſönlichkeit in der klerikalen Partei war der Erzbiſchof van Bommel in Lüttich. Die kirchliche Oppoſition nahm, was ganz natürlich war, einen ultramontanen Charakter an, weil gegen die calviniſche Staatsgewalt nur in Rom Schutz zu finden war. Sie nahm aber auch zugleich einen demokratiſchen Charakter an, was theils aus ihrer Verbindung mit den Liberalen, theils aus dem Einfluß hervorging, den die Schriften von Lammenais auf den niedern belgiſchen Klerus aus-

übten. Man bezeichnete die ſtille Gluth in dieſem Klerus als „ſiedendes Weihwaſſer.“ Frankreich übte noch einen andern Einfluß auf dieſe belgiſche Partei. Unter Karl X. nämlich florirte die Kirche in Frankreich, während ſie in Belgien drangſalirt war. Der belgiſche Klerus wäre damals gerne franzöſiſch geworden. — Die liberale Partei wurde ebenfalls durch die wachſende Stärke ihrer Parteigenoſſen in Frankreich gehoben und influenzirt. Das ſchöne Brüſſel war ein „kleines Paris.“ Hier lebte der größte Theil der berühmten aus Frankreich verbannten Republikaner und Bonapartiſten, auch viele verbannte Polen und Italiener. Hier wurde alles gedruckt, was in Paris ſelbſt nicht gedruckt werden durfte. Hier war ein Feuerheerd für jede europäiſche Unzufriedenheit. Und dieſes geiſtig gährende Brüſſel wurde vom König bei weitem nicht gehörig überwacht. Der Hof weilte nur kurz hier und länger in dem einſamen Haag. Auch war Brüſſel nie mit einer ſtarken Truppenmacht beſetzt, die Oppoſition hatte hier freies Spiel.

Sie wurde nach dem Concordat immer mächtiger. Die Preſſe führte eine kühne Sprache. Die Generalſtaaten häuften Motionen und Petitionen. Ein gewiſſer de Potter, ein wenig achtungswürdiges Subject und gemeiner liberaler Schreier, wurde plötzlich Abgott des Volkes, als er in Folge eines Preßprozeſſes in Verhaft kam, am 20. Dezember 1828. Es gab deshalb einen großen Auflauf in Brüſſel und dem verhaßten Juſtizminiſter van Maanen wurden die Fenſter eingeworfen. Im Beginne des folgenden Jahres verlangten die Generalſtaaten ſtürmiſch die Gleichſtellung der Belgier mit den Holländern in den Staatsämtern und gleiches Wahlrecht in Belgien wie in Holland, denn unter 40 Miniſterialbeamten und unter 32 Geſandten und Conſuln befanden ſich nur je zwei Belgier und während in Holland auf 41,000 Bürger ein Abgeordneter kam, waren es 70,000 in Belgien. Außerdem verlangte die Oppoſition die genauere Vollziehung des Concordats, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Miniſter ꝛc. Alle dieſe Dinge wurden mit einer ſolchen Heftigkeit gefordert, daß der König in Bezug auf die belgiſche

Oppoſition den Ausdruck „infam“ fallen ließ. Aber die Oppoſition nahm dieſe Beſchimpfung als Ehrennamen auf und ließ ein Medaillon prägen, auf einer Seite das Grundgeſetz, auf der andern die Unterſchrift: fidèle jusqu'à l'infamie. Im April verwarfen die Generalſtaaten ein neues Preßgeſetz und im Mai abermals das zehnjährige Budget. Auch wurde ſchwere Klage erhoben über die Geldopfer, die man Belgien auflege. Belgien mußte ſteuern, um die holländiſchen Deiche und Dünen, und um die holländiſche Flotte zu erhalten. Belgien mußte die Staatsſchuld mit Holland theilen, obgleich es ſelbſt bei der Vereinigung mit Holland nur 32 Millionen, Holland aber 2000 Millionen Staatsſchulden gehabt hatte.

Der König wurde doch etwas beſorgt und begann nachzugeben. Er ſelbſt machte noch im Frühjahre 1829 eine Rundreiſe durch Belgien und bezeigte ſich freundlich. Die Oppoſition erwies ihm die größten Ehren, aber mit Affectation nur für ſeine Perſon, mit dem Vorbehalt, nach wie vor ſein Miniſterium zu bekämpfen. Er fügte übrigens zu den Worten die That, indem er endlich zu Erfüllung des Concordats das Collegium zu Löwen für facultativ erklärte, d. h. dem Klerus wieder Preis gab, endlich auch den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, wenigſtens in Privaturkunden, Verträgen, Teſtamenten, erlaubte.

Im October kamen die Generalſtaaten wieder zuſammen, aber man merkte nichts von Verſöhnlichkeit. Die vereinigte Oppoſition der Liberalen und Klerikalen, verbunden mit den Ausfällen der Preſſe, ärgerten den König ſo ſehr, daß er als perſönlich Beleidigter unmittelbar eine donnernde und drohende Botſchaft an die Generalſtaaten erließ und ſein Miniſter van Maanen alle die Staatsdiener abſetzte, die als Abgeordnete gegen das Miniſterium geſtimmt hatten. Auch wurde am 9. Januar 1830 das Collegium in Löwen wieder aufgehoben und die officielle Zeitung ſchrieb: „Diejenigen, welche die Herrſchaft des Klerus befürchten, dürfen unbeſorgt ſein. Die Regierung zieht mit feſter Hand die Grenze zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht.“ Im Beginn des Februar tumultuirten die

Studenten in Löwen, bei welcher Gelegenheit einer der neuen deutſchen Profeſſoren, Warnkönig, übel behandelt wurde. Für die abgeſetzten Deputirten wurden Subſcriptionen geſammelt und de Potter ſuchte dieſen Subſcriptionen eine ſo weite Ausdehnung zu geben, daß eine große Oppoſitionskaſſe daraus geworden wäre, wenn die Regierung nicht de Potter, Tielemann, Bartels, Cohe-Mommens und van der Straten als Hochverräther hätte in Verhaft nehmen laſſen. Aber dieſer Proceß, bei dem ſich als Vertheidiger beſonders der Advocat van de Weyer hervorthat, ſchadete wieder nur der Regierung. Ein eigentliches Verbrechen konnte nicht erwieſen werden und de Potter, Tielemann und Bartels wurden nur verbannt, die übrigen freigeſprochen. Hierauf verlegte van Maanen den oberſten Gerichtshof von Brüſſel nach dem Haag. Da die Regierung feſt blieb, ſo nutzte ſich das ermüdende Geſchrei der Oppoſition allmählig ab und die Sitzung der Generalſtaaten, die bis zum 2. Juni dauerte, endete mit einer moraliſchen Niederlage für die Belgier. Der holländiſche Abgeordnete Dunker Curtius bewies, daß die Unzahl belgiſcher Petitionen, mit denen man Jahr aus Jahr ein die Generalſtaaten überſchütte, ein Unfug ſeyen, der den Betheiligten ſelbſt am Ende läſtig werden müſſe. Der Mißbrauch habe dieſe Waffe abgeſtumpft. Man erkannte das an und 964 Petitionen wurden beſeitigt. Auch kam endlich ein neues Preßgeſetz zu Stande. Libry Bagnano, Herausgeber des „National" in Brüſſel, wirkte nicht ohne Talent für das Miniſterium, wurde aber auch beſchuldigt, dafür 100,000 Franken aus dem Fond für Gewerbe zu beziehen. Da ſich die Oppoſition ſchwächer gezeigt, glaubte die Regierung nun auch ihrerſeits zur Beruhigung der Belgier einen Schritt thun zu müſſen (vielleicht ſchon im Hinblick auf die Gährung im benachbarten Frankreich) und machte dem langen Streit um die Schulen dadurch ein Ende, daß ſie den Volksunterricht den Gemeinden, alſo in Belgien der vom Klerus geleiteten Bevölkerung ſelbſt überließ und auch den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache bei den Gerichtshöfen der ſüdlichen Provinzen geſtattete.

So ſtanden die Dinge in Belgien, als die Julirevolution in Frankreich ausbrach und begreiflicherweiſe alle Hoffnungen der Oppoſition neu belebte. De Potter ſchrieb aus Paris einen Brief an den König, worin er ihm in ehrerbietigen Ausdrücken, aber auch mit Auskramung einer unendlichen Eitelkeit, den Rath ertheilte, einer Revolution in Belgien durch die Bewilligung aller belgiſchen Forderungen zuvorzukommen. Der unberufene Rathgeber erhielt keine Antwort, auch fand ſich der König nicht bewogen, Furcht und Schwäche blicken zu laſſen. In den erſten Wochen geſchah nichts, aber das belgiſche Volk zitterte vor Ungeduld, dem franzöſiſchen nachzuahmen, und es fehlte nicht an Franzoſen, die, wie Louis Blanc, ausdrücklich von Paris nach Brüſſel kamen, um Revolution zu machen. Am 25. Auguſt, dem Geburtstage des Königs, ſollte zugleich deſſen Tochter Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählt werden und es wurden desfalls in Brüſſel große Feſte vorbereitet. Aber ſchon am 22. (einem Sonntage) las man an allen Straßenecken Maueranſchläge mit den Worten: „Montag Feuerwerk, Dienſtag Illumination, Mittwoch Revolution.“ Dies erweckte nach oben hin ernſte Beſorgniß und die Feſte wurden abbeſtellt. Wie drohend die Haltung des Volkes damals ſchon war, erhellte daraus, daß Libry Bagnano ſein ſchönes Hotel in Brüſſel von der Polizei bewachen laſſen mußte und endlich ſo Angſt bekam, daß er davon floh. Am Geburtstag des Königs ſelbſt, dem am meiſten gefürchteten Tage, ſollte nach van Maanens Anſicht nicht die geringſte Feierlichkeit in Brüſſel ſtattfinden, aber ein andrer Miniſter, Gobbelſchroy, war anderer Meinung und drang damit ſoweit durch, daß wenigſtens am Abend eine Feſtoper aufgeführt werden durfte. Das war aber unglücklicherweiſe die damals noch neue Oper von Auber „die Stumme von Portici“, deren Gegenſtand der Aufſtand des Maſaniello in Neapel iſt. Nichts war geeigneter, revolutionäre Leidenſchaften aufzuregen, als grade dieſe Muſik. Man begreift daher kaum die Thorheit der Behörden, welche die Aufführung zugelaſſen haben. Das Haus war überfüllt, das Volk drängte

ſich rings umher in den Straßen. Jede Muſikſtelle, die der Leidenſchaft des Tages ſchmeichelte, wurde mit donnerndem Jubel begrüßt und nach der Aufführung der Oper ſtürzte ſich die Menge wie berauſcht von Enthuſiasmus nach dem Hotel Libry's, zerſtörte ſeine Preſſen, plünderte ſeinen reichen Weinkeller und ſteigerte dadurch ihre Wuth immer mehr. Auch das Haus des Polizeidirektors Knyff wurde geſtürmt und demolirt und endlich der große und reiche Palaſt des Juſtizminiſter van Maanen erſt geplündert, dann in Brand geſteckt. Erſt gegen Morgen zeigte ſich die Militärmacht und plänkelte hie und da mit dem Volk, ohne Ernſt zu machen, denn ſie hatte keine gemeſſenen Befehle. Die Regierenden waren offenbar überraſcht und hatten noch keinen Entſchluß gefaßt. Am wahrſcheinlichſten iſt, man wollte jeden ernſten Kampf vermeiden, um den Franzoſen, die das gerade zu provociren ſuchten, keinen Vorwand zur Einmiſchung zu geben.

Erſt Morgens um 10 Uhr am 26. kamen viele gute Bürger auf das Rathhaus und verlangten, eine Nationalgarde bilden zu dürfen, um Volk und Soldaten zu trennen und die Ordnung zu erhalten. Bevor dies aber zu Stande kam, hatten die Gardejäger auf dem Platze Grand Salon ſchon den erſten blutigeren Kampf mit dem Volke zu beſtehen. Die Truppen wurden endlich in ihre Caſernen conſignirt, der Magiſtrat erließ eine beruhigende Erklärung, die raſch und zahlreich zuſammentretende Nationalgarde zog durch die Straßen und ſuchte überall die Ordnung herzuſtellen. Allein das gemeine Volk, die Blouſenmänner und Fabrikarbeiter, ſonderlich Wallonen und Lütticher, ein roher und energiſcher Menſchenſchlag, kümmerte ſich nicht viel um die guten Bürger und verfolgte die Soldaten bis in ihre Caſernen, von wo aus nun fortwährend Feuer gegeben wurde. Nachmittags ſtieg auch über dem Rathhauſe die alte Fahne von Brabant empor (roth, orange und ſchwarz), als das erſte Zeichen, daß man nach Unabhängigkeit trachte. Als die Nacht heranbrach, wälzten ſich wilde Arbeiterſchaa-

ren, den Augenblick der Zuchtloſigkeit benutzend, gegen einige große Fabriken und zerſtörten daſelbſt die Maſchinen.

Da von den Truppen keinerlei Offenſivbewegung ausging und auch die Regierung tiefes Schweigen einhielt, ging die Revolution in Brüſſel ihren natürlichen Gang fort. Am 27. gelang es der Nationalgarde, Herr der Stadt zu werden, wobei ſie mehrmals Feuer auf den Pöbel geben mußte. Ein energiſcher Mann, Baron Hoogvorſt, trat an ihre Spitze. Indem derſelbe aber die Anarchie niederhielt, nahm er auch eine feſte Stellung gegenüber der Regierung ein und erklärte dem General Bylandt, der die holländiſchen Truppen bei der Stadt befehligte, er werde ſich dem Einmarſch der Truppen in's Innre der Stadt widerſetzen, worauf jener entgegnete, die Truppen würden nichts unternehmen. Mittlerweile wurde ein Blatt gedruckt, in dem alle „Wünſche der Belgier" verzeichnet waren, nämlich: gewiſſenhafte Vollziehung der Verfaſſung, Entfernung van Maanens, ein beſſeres Wahlſyſtem, Geſchwornengerichte wie zur franzöſiſchen Zeit, Verantwortlichkeit der Miniſter, Amneſtie der politiſch Verurtheilten. Von einer Trennung Belgiens von Holland war darin noch nicht die Rede. Am 28. Auguſt, Sonntags, traten 40 der vornehmſten Einwohner Brüſſels zuſammen, wählten den Baron Secus zu ihrem Präſidenten und den Advokaten van de Weyer zum Secretär und ſchickten eine Deputation an den König nach dem Haag, um ihn mündlich zu erſuchen, den Zeitumſtänden nachzugeben und den Belgiern jetzt endlich die ſo lange gewünſchten Conceſſionen zu gewähren. Somit hätte ſich der Frieden erhalten laſſen.

Allein die Leidenſchaften waren von beiden Seiten thätig, den Frieden zu hindern. Der kriegsluſtige Pöbel, der nun einmal die Holländer unverſöhnlich haßte, hatte ſich von der Nationalgarde in Brüſſel nicht mit Kugeln begrüßen und auseinanderjagen laſſen, ohne vor Wuth mit den Zähnen zu knirſchen. Derſelbe wurde aber jetzt aus den Provinzen verſtärkt, denn ganz Belgien ahmte das Beiſpiel der Hauptſtadt nach. In Lüttich, Namur, Brügge ſtand

das Volk auf und bald auf allen Punkten. Die roheſten Exceſſe wurden zu Verviers begangen, einer reichen Fabrikſtadt an der preußiſchen Grenze, wo die Arbeiter alle Maſchinen zerſtörten und die Häuſer von verhaßten Beamten verbrannten. Von hier und von Lüttich zogen nun ſehr viele kräftige Arbeiter, von Rogier angeführt, nach Brüſſel, um hier im Herzen des Landes den Sieg entſcheiden zu helfen, und dieſe Leute waren es nicht, die an den Deputationen der guten Bürger eine Freude hatten. Auf der andern Seite hatte auch der alte ſtolze König keine Luſt, nachzugeben. Grade weil die Ereigniſſe ihn drängten, wollte er nicht feig und furchtſam erſcheinen. Er verſprach alſo nichts, ſuchte die Entſcheidung hinzuhalten und verfuhr mit Argliſt und Zweideutigkeit, um, wenn es ihm auf die eine Weiſe nicht gelänge, die Belgier wieder zu unterwerfen, es gleich auf die andre Weiſe zu verſuchen. Zu dieſem Zweck ſollten ihm ſeine beiden Söhne dienen. Mit dem einen wollte er die Belgier überliſten und verführen, mit dem andern ſchrecken und zu Boden werfen. Der ältere, Wilhelm von Oranien, ſollte es mit Unterhandeln und Verſprechungen verſuchen; der jüngere, Prinz Friedrich, ſammelte im Lager von Vilvorde ſo viele Truppen als möglich.

Die Deputation wurde vom König ohne Zorn empfangen, aber leer abgeſpeiſt. Der König ſagte, ihre Forderungen widerſtreiten der Verfaſſung, er halte ſich an dieſe und laſſe ſich nicht die Piſtole auf die Bruſt ſetzen. Drohungen ſeyen es nicht, durch die er ſich einſchüchtern laſſe. Indeß wurden Hoogvorſt und Gendebien vom Prinzen von Oranien nach dem Schloſſe Laeken eingeladen, wo er ihnen das Verſprechen gab, er werde die Vermittlung zwiſchen den Belgiern und ſeinem Vater übernehmen und alles thun, um ihre Wünſche zu erfüllen. Mit dieſer Erklärung ſtand aber eine andere im Widerſpruch. Beide Prinzen forderten nämlich am 31. Auguſt gemeinſchaftlich die Nationalgarde von Brüſſel auf, einmal die drei Farben abzulegen und ſodann ihren „beſchwerlichen Wachdienſt“ wieder den königlichen Truppen zu überlaſſen. Dieſe Forderung

machte den übelſten Eindruck. Man beſorgte den Einmarſch der Truppen und in der Nacht auf den 1. September wurden bereits in den Straßen von Brüſſel zahlreiche Barrikaden errichtet, um den Truppen den Weg zu verlegen. Baron Secus eilte hinaus zu den Prinzen, um ſie vor einer Uebereilung zu warnen. Nun entſchloß ſich der Prinz von Oranien, allein nach Brüſſel zu gehen und den Weg der Güte zu verſuchen, wie er bereits verſprochen hatte. Die Nationalgarde zog ihm mit klingendem Spiele entgegen, voran die Mezger mit Beilen auf den Schultern, hintennach der mit Picken bewaffnete Pöbel, ein ziemlich revolutionärer Anblick. Der Prinz kam jedoch mitten unter die Aufrührer und erließ eine friedliche Proklamation, worin er ankündigte, daß bereits morgen, am 2. September, eine Commiſſion niedergeſetzt werden ſollte, um mit ihm gemeinſchaftlich die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Die Commiſſion trat zuſammen, aber der Pöbel traute nicht. Seine Proklamation wurde öffentlich verbrannt und die Nationalgarde konnte nur mit Mühe einen Angriff auf das Schloß verhüten. In dieſer kritiſchen Lage entſchloß ſich der Prinz, am 3. September den Belgiern zuerſt eine legislative und adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland vorzuſchlagen, ſo daß künftig beide Länder jedes ſeine Kammern und ſein Miniſterium für ſich haben und nur durch Perſonal-Union derſelben Dynaſtie angehören ſollten. Dieſe Conceſſion gefiel allgemein und der Prinz wurde damals hoch gefeiert. Auch erfolgte vom Haag aus kein Widerſpruch. Der König ſchien ſogar die Nachgiebigkeit ſeines Sohnes zu billigen, indem er dem verhaßten van Maanen ſeine Entlaſſung gab. Allein er entſchied in der Hauptſache noch nichts, ſondern berief erſt die Generalſtaaten auf den 13. September nach dem Haag.

Bis dieſe zuſammenkamen, herrſchte große Aufregung im ganzen Lande. Das belgiſche Volk traute dem König nicht und bewaffnete ſich faſt überall, weil es einen Angriff der Holländer fürchtete. Belgiſche Soldaten, die nach Holland marſchiren ſollten, wurden zurückgehalten, viele andere verließen die Reihen der Holländer

mit Sack und Pack. Auch kriegsluſtige Franzoſen kamen über die Grenze herüber und Brüſſel füllte ſich mit Menſchen an, die zum äußerſten entſchloſſen waren. Nur die große Stadt Gent war aus Handelsintereſſe für die Holländer geſtimmt. In Holland ſelbſt dagegen wünſchte das Volk die Trennung von Belgien ebenſo eifrig, wie das belgiſche Volk, und Amſterdam unterſtützte den Plan des Prinzen von Oranien durch eine Adreſſe.

In der Thronrede, mit welcher der König die Generalſtaaten eröffnete, waltete wieder die Zweideutigkeit vor. Der König erklärte ſich geneigt, „vernünftige Wünſche zu befriedigen, werde aber dem Factionsgeiſte keine Zugeſtändniſſe machen.“ Was ſollte das heißen? Weſſen ſollte man ſich vom Könige verſehen? Kaum war die Thronrede bekannt, ſo wurden die belgiſchen Abgeordneten im Haag durch Adreſſen ihrer Landsleute dringend aufgefordert, wachſam und muthig zu bleiben. Dieſe Abgeordneten wurden von der holländiſchen Bevölkerung im Haag auf alle Art gekränkt und inſultirt. Die holländiſchen Abgeordneten weigerten ſich, in den Generalſtaaten überhaupt von der „Rebellion“ zu ſprechen, ſo lange Belgier zugegen wären. Da inzwiſchen die Holländer nicht gegen die Trennung waren, ließ ſich der König wohl nicht durch die Rückſicht auf ſie, ſondern mehr durch das Intereſſe ſeiner Dynaſtie und vielleicht durch diplomatiſchen Einfluß beſtimmen, die Belgier nicht mehr zu ſchonen. In derſelben Zeit (14. September) feierte der Hof die bis dahin verſchobene Vermählung der Prinzeſſin Marianne. Die Stimmung des Königs muß jedenfalls eine gehobene geweſen ſeyn, da er den kaum abgeſetzten van Maanen auf einmal wieder in ſein Amt einſetzte.

Da ſich nun der König für den ſchon lange ihm vorliegenden Trennungsplan nicht entſchied und auch die Generalſtaaten nicht darauf eingiengen, mußten die Belgier endlich überzeugt werden, daß der König freiwillig nie darein willigen werde und daß ſie durch den Prinzen von Oranien nur getäuſcht worden ſeyen. Die Wuth darüber brach zuerſt in Lüttich aus, wo am 15. Septem-

ber der Pöbel die Bürgergarde über den Haufen warf, einige Tage ſpäter die Karthauſe ſtürmte und die königlichen Truppen verjagte und eine allgemeine Volksbewaffnung durchſetzte, deren beſte Streiter nach Brüſſel zogen. Dieſe Lütticher waren es, die am 19. September bereits gegen die Holländer vorrückten und mit den Vorpoſten derſelben plänkelten. Als die von ihnen erbeuteten holländiſchen Pferde von den Brüſſeler Behörden mit einer Entſchuldigung an den Prinzen Friedrich zurückgeſchickt wurden, wollten ſich das die Lütticher nicht gefallen laſſen und ſchlugen in Brüſſel ſelber los, am 20. September. Die Lütticher an der Spitze, entwaffnete das gemeine Volk alle Poſten der Nationalgarde, bemächtigte ſich aller Waffenvorräthe und öffentlichen Gebäude, ſetzte die Behörden ab und eine neue proviſoriſche Regierung ein, an deren Spitze der noch in Paris weilende de Potter treten ſollte. Dieſe Regierung conſtituirte ſich am 21. Zu ihr gehörte van de Weyer, van Meenen, Gendebien und Raikem, ſämmtlich Advocaten, Baron Staſſart, und die Grafen Merode und d'Oultremont. An dem nämlichen Tage erließ Prinz Friedrich eine Proklamation, worin er ſeinen Einmarſch in Brüſſel ankündigte und die geringſte Widerſetzlichkeit ſchwer zu beſtrafen drohte. Der Zorn des Volkes war aber ſchon zu hoch geſteigert, als daß man ſich vor dieſen Drohungen gefürchtet hätte. Man läutete in Brüſſel Sturm, errichtete neue Barrikaden und machte am 22. ſchon einen Ausfall, um den Feind zu recognosciren. Auch die kaum entwaffnete Nationalgarde ſchwur, die Stadt vertheidigen zu helfen. Zwei Männer des Vertrauens wurden hinausgeſchickt, falls es möglich ſeyn ſollte, dem Blutvergießen noch durch eine Unterhandlung vorzukommen, Ducpetiaux Präſident des revolutionären Clubs und Eberard; aber der Prinz hörte ſie nicht an, ſondern ließ ſie in Ketten nach Antwerpen bringen.

Am folgenden Morgen, den 23. September, rückte Prinz Friedrich mit 6—7000 Mann gegen Brüſſel vor und beſetzte das Schärbecker Thor, welches, von offenem Terrain umgeben, am wenigſten vertheidigt werden konnte. Von dieſem Thore führt die

lange und breite Königsſtraße (rue royale) die ebenfalls viele leere Zwiſchenräume darbot, in den großen und offenen Park und auf den Königsplatz (place royale) im obern Theile der Stadt, der gleich einer Citadelle die untere beherrſcht, wo die Truppen ſich concentriren und von wo aus ſie ſich leicht nach allen Richtungen hin bewegen und in alle Straßen der untern Stadt feuern konnten. Dieſer Angriffsplan war alſo ſehr gut berechnet. Auf der andern Seite ſollte eine Truppencolonne durch das Löwener Thor in die Stadt dringen und, die breiten Boulevards durchziehend, ſich mit den Truppen im Park und auf dem Königsplatze vereinigen. Das Volk gab die Vertheidigung der offenen Räume in der obern Stadt auf, da es nicht genug Kanonen hatte und concentrirte ſich hinter den Barrikaden der untern Stadt in engen Gaſſen, in welche das Militär ſchwer eindringen konnte. Einige hundert Lütticher vertheidigten die Thore der obern Stadt nur kurze Zeit und zogen ſich dann in eine Seitenſtraße zurück, von wo aus ſie die Holländer in der Königsſtraße beſchoſſen. Andere unterhielten vom Obſervatorium aus ein mörderiſches Feuer, was die Holländer vom Königsplatze zurücktrieb. Andere holländiſche Colonnen, die durch die Thore von Laeken, Flandern und Namur in die innere Stadt eindrangen, wurden wieder zurückgeworfen. So vergieng der Tag und am Abend erkannte der Prinz, er ſey nicht ſtark genug, die Stadt zu erobern. Er verſuchte es daher mit Unterhandlungen und ſchickte einen Parlamentär in die Stadt, der aber als Geißel für Ducpetiaux zurückbehalten wurde. Der Prinz wollte ſchon den Rückmarſch der Truppen anordnen, als er unterrichtet wurde, es fehle den Brüſſelern an Munition. Dieß bewog ihn, den Kampf am folgenden Tage fortzuſetzen. Während der Nacht wurden in der obern Stadt viele Häuſer von den Holländern geplündert. Die dabei begangenen Greuel ſind vom belgiſchen Parteihaſſe in übertriebener Weiſe dargeſtellt worden.

Am 24. wurde fortgekämpft, aber ohne große Energie, da der Prinz erſt Verſtärkungen abwartete, das Volk aber ſich begnügte,

aus den Häuſern in der Gegend des Parks und Königsplatzes auf die Soldaten zu ſchießen. Damals drängte ſich ein Abentheurer, Don Juan van Haalen, ein Belgier, der in Spanien unter Mina gedient hatte, zum Commando in der Stadt. Außerdem waren die vornehmſten Lenker der Vertheidigung Hoogvorſt, Rogier und Jolly. Den Straßenkampf ſelbſt leitete unmittelbar Major Keſſels und der ſ. g. Stelzfuß, ein Invalide Namens Charlier. Durch die von den Holländern nicht beſetzten Thore kamen immer neue Vertheidiger in die Stadt. Auch auf dem Lande begann der kleine Krieg. Am 22. September wurde eine Abtheilung Holländer zu Oreye überfallen und zerſprengt. Am 23. wurden die holländiſchen Truppen, die zur Verſtärkung nach Brüſſel beſtimmt waren, an den Thoren von Löwen vom Volke blutig empfangen und zurückgeſchlagen. Der Morgen des 25. vergieng ruhig. Erſt am Nachmittage griff van Haalen die Holländer an und entriß ihnen den Palaſt Bellevue. Am 26. wurde von beiden Seiten in Brüſſel blutig geſtritten, indem das Volk wüthende Angriffe auf den Park machte, die Holländer aber dennoch nicht vertreiben konnte. Viele Häuſer geriethen in Brand und das königliche Schloß ſelbſt kam in Gefahr. Da ſoll der Prinz vor Zorn geweint haben. In der Nacht aber gab er den erſchöpften Truppen den Befehl zum Abzug und Brüſſel war frei.

In dieſen und den nächſtfolgenden Tagen wurden auch aus beinahe allen andern belgiſchen Städten die holländiſchen Beſatzungen vertrieben, in Oſtende, Brügge, Tournay, Mons, Namur, Ypern ꝛc. Ueberall erklärten ſich die belgiſchen Soldaten für die Sache ihrer Nation und ſahen ſich die holländiſchen Truppen von einer Mehrheit des bewaffneten Volkes überwältigt, wie namentlich in der ſonſt ſtarken Feſtung Namur. Nur Antwerpen, Maeſtricht, Mecheln, Dendermonde, Vanloo und die Citadelle von Gent blieben noch in der Gewalt holländiſcher Beſatzungen.

In den Generalſtaaten im Haag drang der belgiſche Abgeordnete von Gerlache, kurz nachdem er perſönlich vom holländiſchen

Pöbel insultirt worden war, mit einer erschütternden Rede in die bisher stummen holländischen Abgeordneten, sich auszusprechen und eine Entscheidung zu treffen, am 21. Aber erst nach dem Rückzug der Truppen von Brüssel faßten die Generalstaaten einen Entschluß und bewilligten mit 81 gegen 19 Stimmen die legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland, am 29. September. Das Zaudern der holländischen Deputirten erklärt sich einfach aus der Rücksicht, die sie auf den König nahmen. Die Mehrheit auch in Holland, war längst für die Trennung, aber man wollte dem König nicht gern zuvorkommen. Jetzt hatte der König, so scheint es, die Trennung zugegeben. Aber der Beschluß kam zu spät. Die siegesstolzen Belgier nahmen jetzt keine Capitulation mehr an. Am 27. war de Potter in Brüssel angelangt und hatte sich an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, die sofort am 5. October die Unabhängigkeit Belgiens proclamirte, eine Commission zu Ausarbeitung einer Verfassung niedersetzte, einen Nationalcongreß nach Brüssel berief und alle Verträge, die von Belgiern (in den Generalstaaten) ohne Wissen der provisorischen Regierung etwa mit Holland eingegangen würden, im Voraus für nichtig erklärte.

An demselben Tage (5. October) rief der König alle Holländer unter die Waffen, und zeigte sich der aus Brüssel geflüchtete Prinz von Oranien in Antwerpen, um von hier aus neue Vermittlungsversuche zu machen. Um ihn hatten sich Belgier von gemäßigter Gesinnung geschaart, die mit de Potter und der beginnenden Pöbelherrschaft keineswegs einverstanden waren, namentlich der den Prinzen begleitende Gobbelschroy. Zum Pfand der Versöhnung wurde sogleich die Freilassung von Ducpetiaux verfügt. In der Proklamation, welche der Prinz erließ, kündigte er sich zuversichtlich als den bereits vom König ernannten Chef der von der holländischen getrennten belgischen Administration an und suchte den Gemäßigten Muth und Vertrauen einzuflößen, während er den Exaltirten Freiheiten in Hülle und Fülle versprach. Allein diese Proklamation wurde, sofern sie durch die Regentschaft des Prinzen die bisherige

proviſoriſche Regierung zu verdrängen beabſichtigte, von der letztern ſtolz abgewieſen. Die proviſoriſche Regierung erklärte am 9., das Haus Naſſau-Oranien habe durch ſein letztes Verfahren gegen Belgien alles Recht auf dieſes Land verwirkt und der Prinz beſitze keinen Rechtstitel, als Regent aufzutreten, er könne denſelben erſt erwerben, wenn ihn der belgiſche Nationalcongreß erwähle.

Die Wahlen zum Nationalcongreſſe wurden vorgenommen und erlaubten der klerikalen Partei, die weder von de Potter, noch vom Prinzen etwas wollte, zum erſtenmale ihr Gewicht in die Wagſchaale zu legen, indem ſie einen großen Einfluß auf die Wahlen übte und eine Mehrheit von gemäßigten Männern in denſelben durchſetzte, die den republikaniſchen Gelüſten de Potters entſchieden entgegentraten und, obgleich ſie ebenſo entſchieden die Trennung von Holland wollten, doch den europäiſchen Großmächten conſervative Bürgſchaften darboten und von denſelben die Erlaubniß zu der beabſichtigten Trennung zu erlangen weit eher hoffen durften, als die ultraliberale Partei unter de Potter. Die beſitzenden Claſſen, alle, die etwas zu verlieren hatten, ſtimmten mit der klerikalen Partei darin überein, daß die Anarchie und demokratiſche Beſtrebung das verkehrteſte Mittel ſeyen, um die Großmächte günſtig zu ſtimmen. Die Wahlen fielen daher, obgleich im Sinne nationaler Unabhängigkeit, doch ſo conſervativ aus, daß de Potter ſelbſt durchfiel und gar nicht in den Nationalcongreß gelangte. Dieſer Sieg der gemäßigten Partei wurde vom Prinzen von Oranien mißverſtanden, indem er meinte, er könne *ihm* zu gut kommen. Er erließ daher am 16. abermals eine Proklamation, worin er Belgien als unabhängigen Staat anerkannte, ſich ſelbſt „an die Spitze der Bewegung ſtellte," und die Miene annahm, als wolle er ſeinem Vater zum Trotz die belgiſche Revolution durchführen. Dieſe Kundgebung machte keinen andern Eindruck, als daß ſie den Charakter des Prinzen ſchwer verdächtigte. Denn entweder war er ein ungehorſamer Sohn und Rebell, oder er handelte im geheimen Einverſtändniß mit ſeinem Vater, um die empörten Belgier einſtweilen in den Zügel zu nehmen

und ſie ſpäter wieder auszuliefern. Die proviſoriſche Regierung in Brüſſel erklärte dem Prinzen am 18., er habe ſich aller ferneren Einmiſchung in die belgiſchen Dinge zu enthalten.

An demſelben Tage eröffnete der König die ſchnell wieder zuſammenberufenen Generalſtaaten im Haag und erklärte in der Thronrede, er ſtimme der adminiſtrativen Trennung der ſüdlichen Provinzen zu und habe den Prinzen von Oranien beauftragt, einſtweilen die Regierung derſelben zu übernehmen. Ob er das geſagt, weil er den Prinzen wirklich beauftragt hatte, oder ob er ihn auf dieſe Weiſe nur entſchuldigen wollte, um ihn vor den Holländern nicht zu compromittiren, ſteht dahin. Der Prinz ſelbſt vermochte ſich in Antwerpen nicht länger zu halten und kehrte nach dem Haag zurück. Man hat ihn dort am Hofe geſehen, wie er ſehr niedergeſchlagen ſchien, ſein Vater ihn aber tröſtend auf die Achſeln klopfte. Er begab ſich nachher für einige Zeit nach London, vielleicht um den Schein noch immer feſtzuhalten, als ſey er mit ſeinem Vater nicht einerlei Meinung und um ſich noch eine letzte Möglichkeit in Belgien offen zu halten.

Inzwiſchen dauerte die kriegeriſche Bewegung im Lande fort. Am 17. October wurden die Holländer gezwungen, die Citadelle von Gent und Mecheln, am 21. Dendermonde zu räumen. Der intriguante van Haalen wurde vom Militär-Commando abgeſetzt und General Nypels an die Spitze der belgiſchen Armee geſtellt, der ſogleich Truppen unter Oberſtlieutenant Niellon nach Antwerpen ſandte. Unterwegs ſtießen dieſe zweimal auf holländiſche Truppen und ſchlugen ſie zurück. In der großen Handelsſtadt Antwerpen ſelbſt herrſchte eine furchtbare Aufregung. Die zahlreichen Bürger und Arbeiter waren gut belgiſch geſinnt, aber die Holländer unter General Chaſſé beherrſchten die Stadt von der ſehr feſten Citadelle aus. Als Niellon in die Stadt einzog, kam es bald zu blutigen Straßengefechten, in denen die Holländer, an Zahl geringer, zurückgetrieben wurden. Am Ende zogen ſich dieſe ſämmtlich in die Citadelle zurück und Chaſſé ſchloß mit Niellon einen Waffen-

ſtillſtand, worin jener ſich verpflichtete, nicht auf die Stadt zu ſchießen, ſofern er ſelbſt in der Citadelle nicht angegriffen würde. Es kam darauf an, die ſchöne und reiche Stadt zu retten, da ſie Chaſſé jeden Augenblick mit Bomben überſchütten konnte. Nun ließ ſich aber der belgiſche Pöbel in gewohntem Uebermuthe nicht abhalten, gegen die Citadelle und ſelbſt gegen die im Hafen liegenden holländiſchen Schiffe zu feuern. Chaſſé begnügte ſich anfangs, an den angegriffenen Punkten weiße Fahnen aufſtecken zu laſſen, um den Inſurgenten anzudeuten, daß ſie dahin nicht ſchießen dürften. Allein ſie kehrten ſich nicht daran und verlangten, die Citadelle ſolle ſich ergeben. Als Niellon in einer Beſprechung mit Chaſſé dieſem ſelbſt eine ſo ehrenrührige Zumuthung machte, weil ſich die belgiſchen Truppen nicht länger zurückhalten ließen, ſagte Chaſſé: „Ihr werdet meine Antwort bald hören.“ Und kaum waren die Parlamentäre zurückgekehrt und hatten die belgiſchen Freiſchaaren den Angriff auf die Citadelle wieder begonnen, ſo ließ Chaſſé das Bombardement der Stadt beginnen und ſeine Antwort donnerte aus 300 Feuerſchlünden ununterbrochen 7 Stunden lang. Das Feuer war hauptſächlich gegen die großen Waarenmagazine an der Schelde gerichtet, die gänzlich zuſammengeſchoſſen wurden. Man glaubte daher, es ſey hierbei holländiſche Handelseiferſucht mit im Spiele geweſen. Eine kleine holländiſche Flotte im Hafen unterſtützte das Feuer der Citadelle und that der Stadt ebenfalls großen Schaden. Nach dieſer kräftigen militäriſchen Belehrung wagten die belgiſchen Freiſchaaren nicht mehr, weder Chaſſé's Ehre anzutaſten, noch einen Schuß gegen die Citadelle zu thun. Das beſoffene Volk wurde hier wieder nüchtern.

Noch aber ſpielten in andern Theilen des Landes die von Sieg und Wein berauſchten blauen Blouſen eine große Rolle. Der abgeſetzte van Haalen ſtellte ſich zu Mons an ihre Spitze, wo am 18. und 19. October volle Anarchie herrſchte und der Pöbel plünderte. Erſt am 20. gelang es, die Ordnung herzuſtellen und van Haalen zu verhaften, da er verdächtig war, für den Prinzen von Oranien zu wühlen. Aehnliche Exceſſe begieng der Pöbel in denſelben

Tagen zu Brügge, Charleroi, Thuin, Jemappe ꝛc., den ärgſten aber zu Löwen, wo der holländiſche Major Gaillard, der frühere Stadtcommandant, eine ganze Stunde lang unter Kolbenſtößen und Schlägen mit brennenden Fackeln durch die ganze Stadt geſchleppt und endlich an einem friſch gepflanzten Freiheitsbaume aufgehängt wurde.

Für das Ausland lag die Bedeutung der belgiſchen Revolution vornehmlich in dem Umſtande, daß ſie eine Nachahmung der franzöſiſchen und von der liberalen, franzöſiſch geſinnten Partei ausgegangen war. Eine Wiedervereinigung Belgiens mit Frankreich war es, was die Liberalen ebenſo lebhaft wünſchten, als die Großmächte ſich dagegen ſtemmen mußten. Die Diplomatie entwickelte daher große Thätigkeit. Ludwig Philipp hatte die Wahl, die Liberalen in Belgien zu unterſtützen, Belgien ſogleich mit Frankreich zu vereinigen und der Revolution, die ſich bereits durch Deutſchland bis nach Polen hin verbreitet hatte, ſeine Waffen zu leihen, oder aber ſich insgeheim mit den Großmächten abzufinden und durch geſchickte Dämpfung der revolutionären Elemente in Frankreich ſelbſt auch jene nachgemachten Revolutionen außerhalb Frankreichs im Keime wieder erſticken zu helfen. Er wählte das letztere, indem er Gendebien, der ihm Belgien anbot, zurückwies, und der wichtige Dienſt, den er dadurch den Großmächten leiſtete, war es hauptſächlich, was ihm die Anerkennung ſeiner Uſurpation ſicherte. Ludwig Philipp verpflichtete ſich, Belgien nicht mit Frankreich zu vereinigen und auch die Errichtung einer Republik daſelbſt nicht zu dulden. Er machte aber die Großmächte darauf aufmerkſam, daß auch ſie gegen die Unabhängigkeit Belgiens nichts unternehmen dürften, weil er ſonſt der öffentlichen Meinung in Frankreich nicht mehr gebieten könne und gegen ſeinen Willen in den Krieg fortgeriſſen werden würde. Das Vernünftige dieſes Bedenkens ließ ſich nicht mißkennen. Rußland wollte anfangs den König Wilhelm unterſtützen und nicht dulden, daß ihm Belgien entriſſen werde. Aber England fand ſeinen Vortheil dabei, das Königreich der Nieder-

lande zu theilen und durch die Theilung zu ſchwächen, denn Holland concurrirte mit ſeiner Marine, Belgien mit ſeiner Induſtrie; in ihrer Vereinigung waren ihm beide doppelt gefährlich. Auch ſicherte ſich England durch Unterſtützung Ludwig Philipps einen Einfluß in Frankreich, wie es ihn vorher nie gehabt hatte. Preußen mußte fürchten, die Revolution werde ſich über ſeine Rheinprovinzen ergießen; Oeſterreich mußte Italien und Polen hüten. So wollte keiner die Laſt eines europäiſchen Krieges auf ſich nehmen und ſämmtliche Großmächte erklärten ſich bereit, Belgiens Unabhängigkeit unter der Bedingung zu garantiren, daß es weder an Frankreich fallen, noch eine Republik werden dürfte. Beide Theile kamen mithin darin überein, in Belgien nicht zu interveniren, weder die Großmächte, um die Souveränetät des legitimen König Wilhelm in Belgien herzuſtellen, noch Frankreich, um in Belgien für ſich zu handeln. Zum erſtenmale wurde das ſeit den großen Congreſſen feſtgeſtellte Princip der Legitimität verlaſſen und an die Stelle deſſelben das Princip der Nichtintervention geſetzt. Gemäß dem erſtern Princip hatte Oeſterreich 1821 in Italien, Frankreich 1823 in Spanien zu Gunſten der Legitimität intervenirt. Jetzt durfte das gleiche zu Gunſten der Oraniſchen Legitimität nicht mehr geſchehen. Die Seele aller diplomatiſchen Unterhandlungen, welche die Zukunft Belgiens und die Haltung des Königs der Franzoſen betrafen, war der alte Fürſt Talleyrand, den Ludwig Philipp als ſeinen Geſandten nach London ſchickte. Hier wurde am 4. November ein Miniſtercongreß eröffnet, der die belgiſche Sache in die Hand nahm und dieſelbe auch glücklich erledigte, obwohl mit vieler Mühe und nicht, ohne ſich ſelbſt durch die große Menge und den ſich widerſprechenden Inhalt ſeiner Protokolle in übeln Ruf zu bringen. Neben Talleyrand ſaßen in dieſem Congreſſe von Seite Englands Lord Aberdeen, von Seite Oeſterreichs Fürſt Eſterhazy, Preußens: Herr von Bülow und Rußlands: Graf Mutußzewitſch. Vor allen Dingen verpflichtete der Congreß gleich in ſeinem erſten Protokoll vom 4. November die Belgier und Holländer zu einem Waffenſtillſtande,

der inzwiſchen den belgiſchen General Daine nicht abhielt, die Feſtung Vanloo zu überrumpeln und die holländiſche Beſatzung gefangen zu nehmen (11. November).

Am 10. wurde der belgiſche National-Congreß in Brüſſel eröffnet und zwar durch de Potter, weil dieſer Präſident der noch beſtehenden proviſoriſchen Regierung war. Der Congreß bezeugte ihm ſeine Mißachtung dadurch, daß er ihm eine feierliche Begrüßung verweigerte und ihm nur zwei Deputirte entgegenſchickte. Nachdem er die Eröffnungsrede gehalten, war er abgethan und wurde von der Volksgunſt gänzlich verlaſſen. Präſident des Congreſſes wurde Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbeſitzer und ſehr gemäßigter Mann. Die Mehrheit ſtimmte mit ihm darin überein, daß der Nationalcongreß fortan möglichſt Hand in Hand mit dem Londoner Miniſtercongreß gehen müſſe. Die republikaniſche Partei kam gar nicht auf und die franzöſiſche vertheidigte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich nur noch, um der franzöſiſchen Stimme in London Nachdruck zu geben, denn man wußte wohl, Ludwig Philipp werde für ſich nicht annehmen und ſich darauf beſchränken, Belgien von Holland unabhängig zu erhalten. Von London aus wurde den Belgiern angedeutet, ja das Großherzogthum Luxemburg delicat zu behandeln, weil dieſer Theil der Niederlande allein zum deutſchen Bunde gehöre und es für ſie nicht rathſam ſey, den deutſchen Bund gegen ſich aufzubringen. In allen dieſen Beziehungen wurde der talentvolle junge Nothomb als glänzender Redner im Congreß der Vermittler zwiſchen London und Brüſſel. Der Brüſſeler Congreß beſchloß am 18. November, Belgien ſey unabhängig unter Vorbehalt der „Beziehungen Luxemburgs zum deutſchen Bunde“; am 23., Belgien müſſe eine Monarchie bleiben; am 24., das Haus Naſſau-Oranien ſey vom belgiſchen Throne ausgeſchloſſen; am 15. December genehmigte er das Zweikammerſyſtem; am 16. den von London vorgeſchriebenen Waffenſtillſtand. Nachdem ſich nun der Congreß ſo gefügig gezeigt hatte, erkannten die Großmächte durch das Londoner Protokoll vom 20. Dez. Belgiens Unabhängig-

keit an. Das war nur die natürliche Folge der vorangegangenen Anerkennung Ludwig Philipps.

Beide Thatſachen, die Anerkennung Ludwig Philipps und Belgiens durch die Großmächte, bewieſen der Welt, daß von nun an das Intereſſe des Augenblicks über die Grundſätze, auf denen der Rechtsbeſtand der Staaten ruhte, vorwalten ſollte. Die unbeſtrittenen Rechte der älteren Linie Bourbon und des Hauſes Naſſau-Oranien wurden von denen, die ſeither das Schiedsrichteramt in Europa verſahen, und die auf den vorhergegangenen europäiſchen Congreſſen das Recht der Legitimität zum unantaſtbaren rocher de bronze erklärt hatten, auf einmal aufgeopfert und dem, was ſie als Unrecht, als offene Rebellion grundſätzlich verdammten, faktiſch nachgegeben. Dieſe Conceſſion, von den ſ. g. drei nordiſchen oder abſolutiſtiſchen Mächten Rußland, Oeſterreich und Preußen, den beiden conſtitutionellen Weſtmächten zugeſtanden, war nicht ein gewöhnliches Arrangement unter den Geranten des europäiſchen Gleichgewichts, ſondern eine Defection im legitimen Lager, ein Sieg des revolutionären Princips über das conſervative von unberechenbaren Folgen.

Da der ſchwergekränkte König Wilhelm das Unrecht, das man ihm anthat, nicht anerkennen wollte und, zum Angriff zu ſchwach, wenigſtens nichts mehr von dem, was er noch hatte, fahren laſſen wollte, und namentlich das zu Belgien gehörende Antwerpen und die Schelde-Schifffahrt nicht frei gab, ſo dauerten trotz der Protokolle die Feindſeligkeiten fort und namentlich bei Maeſtricht fielen am Ende des December mehrere Gefechte vor, in denen die Belgier vom General Mellinet, einem Franzoſen, befehligt waren. Auch hielten die Belgier das Großherzogthum Luxemburg beſetzt, mit Ausnahme der Stadt Luxemburg, die als deutſche Bundesfeſtung eine preußiſche Garniſon hatte. Die Belgier hofften, dieſe wichtige Provinz behalten zu dürfen. Zunächſt aber galt ſie ihnen als Pfand. Neue Protokolle aus London beſtimmten für Holland die Grenzen, die es 1790 beſeſſen hatte, gaben ihm aber Luxemburg

dazu und verpflichteten Belgien, einen Theil der holländiſchen Staatsſchuld zu übernehmen (20. und 27. Januar 1831). Damit erklärte ſich König Wilhelm zufrieden, aber der Brüſſeler Nationalcongreß proteſtirte dagegen am 1. Februar und wollte Luxemburg nicht herausgeben, weshalb nun Holland auch Antwerpen nicht herausgab. Der Verſuch einer Contrerevolution, den Gregoire in Gent machte, wurde am 3. Februar unterdrückt. An demſelben Tage ſprengte ſich der junge holländiſche Lieutenant van Speyck auf der Schelde bei Antwerpen mit ſeinem Kanonenboote heldenmüthig in die Luft, weil es zufällig den Belgiern ſo nahe gekommen war, daß er es nicht mehr retten konnte.

Der belgiſche Congreß votirte am 7. Februar die neue Repräſentativverfaſſung mit einem Könige und zwei Kammern: ungleich ſchwerer war die Wahl des Königs, aber faſt noch dringender. Ein vom Miniſtercongreß in London anerkannter König gab dem Lande ohne Zweifel die beſte Bürgſchaft der Ruhe im Innern und der Sicherheit nach außen. Aber die Wahl war heikel, weil ſich zu viele Intereſſen entgegentraten. Die Belgier ſelbſt wünſchten den Herzog von Leuchtenberg, einen Franzoſen und Katholiken, ein Kind der Revolution und zugleich legitim. Aber als einen Napoleoniden würde ihn Frankreich nie geduldet haben. Als zweiter Candidat wurde der Herzog von Nemours, zweiter Sohn Ludwig Philipps, aufgeſtellt. Das war aber nur eine Demonſtration. Ludwig Philipp wußte wohl, daß er ſich in einen ungleichen Krieg mit allen europäiſchen Mächten verwickeln würde, wenn er ſeinem Sohne Belgien geben wollte. Er hatte ſich auch ſchon zur Nichtannahme verpflichtet; allein der belgiſche Congreß wählte am 3. Februar den jungen Nemours dennoch zum Könige, nur damit Ludwig Philipp Gelegenheit bekam, vor ganz Europa ſeine Großmuthsrolle zu ſpielen. Als eine feierliche Deputation der Belgier nach Paris kam, lehnte Ludwig Philipp am 17. Februar die belgiſche Krone für ſeinen Sohn ab, tröſtete aber die Belgier, er werde ſie gegen jeden Feind vertheidigen. Bei dieſem Mißlingen

der Königswahl wagte de Potter in Brüſſel, an der Spitze eines republikaniſchen Clubs, noch einmal ſich zu rühren, wurde aber mit Vorwürfen und Beſchimpfungen bedeckt und gezwungen, nach Paris zu flüchten. Auch den Stelzfuß verfolgte jetzt derſelbe Pöbel, der ihn früher vergöttert hatte.

Am 24. Februar wurde Surlet de Chokier zum Regenten Belgiens erwählt, bis eine neue Königswahl vollendet ſeyn würde. Von London aus drang man in die Belgier, den Herzog Leopold von Sachſen-Coburg zu wählen, den Wittwer der engliſchen Prinzeſſin Charlotte, einen in England ſehr angeſehenen Prinzen voll Verſtand und Mäßigung. Allein er war Proteſtant und ſchien nur einen engliſchen Statthalter, wo nicht gar einen Vertreter der nordiſchen Mächte in Belgien vorſtellen zu ſollen. Man hörte im belgiſchen Congreſſe ſehr leidenſchaftliche Reden. Als die Londoner Conferenz in einem Protokoll vom 17. April den Belgiern zumuthete, die im Jahr 1815 als Schutzwehr gegen Frankreich auf Koſten der Allirten erbauten Feſtungen zu ſchleifen, brach großer Unmuth aus. Mit Recht bemerkte Raubaulx, dieſe Feſtungen ſeyen von dem Augenblicke an, in welchem Belgien unabhängig geworden, nicht mehr ein Damm gegen, ſondern für Frankreich und indem Ludwig Philipp zur Schleifung der Feſtungen ſeine Zuſtimmung gebe, opfre derſelbe nicht nur das Intereſſe Belgiens, ſondern auch Frankreichs auf und verrathe die Sache der Freiheit an die h. Allianz. In dieſer Zwiſchenzeit wurde wieder viel und eifrig für den Prinzen von Oranien gewirkt. Da derſelbe nämlich in London gegen Leopolds hier übermächtigen Einfluß nichts hatte ausrichten können, kam er am 21. März nach Holland zurück und ließ ſeine Anhänger in Belgien die äußerſten Anſtrengungen machen, um zum König ausgerufen zu werden. Die ihm ergebenen belgiſchen Generale Nypels und Vanderſmiſſen ſuchten die belgiſche Armee, die vor Antwerpen lag, zu verführen, ſcheiterten aber an der Entſchloſſenheit des Oberſten Goitin. Anderweitige kleine Demonſtrationen zu Gunſten des Prinzen von Oranien endeten noch kläglicher. Da ſich aber unter den Bel-

giern eben so wenig Sympathieen für den Prinzen Leopold zu erkennen gaben, deutete man von London dem Brüsseler Congresse an, wenn er nicht einen König wähle, der in London genehm wäre, so dürfe er auch nicht darauf rechnen, daß die Conferenz fernerhin die belgischen Interessen fördern werde. Dadurch wurde nun der Congreß bewogen, am 4. Juni Leopold zum König der Belgier zu wählen, mit 152 gegen 44 Stimmen. Dieser Wahl folgte ein Londoner Protokoll vom 27. Juni, worin 18 Artikel festgesetzt waren, welche Belgien auf Kosten Hollands begünstigten. Sie abstrahirten nämlich von einer Theilung der holländischen Schuld, sie sprachen Holland Maestricht ab, forderten die Räumung Antwerpens Seitens der Holländer und duldeten dagegen den status quo in Luxemburg. Leopold hatte die belgische Krone gar nicht annehmen wollen, außer unter so günstigen Bedingungen, die er den Belgiern gleichsam als Gastgeschenk mitbrachte. Aber König Wilhelm und die Generalstaaten im Haag protestirten energisch gegen diese 18 Artikel und als ihre Protestation in London ankam, erklärte der russische, österreichische und preußische Minister, unter diesen Umständen müßten sie einstweilen Leopolds Anerkennung aufschieben. Gleichwohl begab sich Leopold, indem es ihm an Englands und Frankreichs Schutz allein genügte, und nachdem der belgische Congreß die 18 Artikel angenommen hatte, am 16. Juli nach dem Festlande, landete zu Ostende, wurde überall unterwegs mit lautem Jubel empfangen und hielt am 21. seinen feierlichen Einzug in Brüssel. Der Regent empfing ihn an der Spitze des Congresses und der König beschwor die neugemachte Verfassung. Einige Deputirte von der Opposition affectirten bei dieser Feierlichkeit einen groben Cynismus, allein die ungeheure Mehrheit im Congresse und Volke war dem Prinzen aufrichtig ergeben, weil von ihm allein die Unabhängigkeit und der Friede des Landes erhalten werden konnte.

Der König blieb bis zum 28. in Brüssel und unternahm dann eine Rundreise durch das Land, um überall persönlich die Herzen

zu gewinnen. Alle Städte bereiteten ihm Freudenfeſte und es ſchien, als ob das ganze Land eine große Hochzeit feiere. Aber mitten unter den Feſten in Lüttich, am 1. Auguſt, ſchreckte den König und die froh bewegte Volksmaſſe wie ein Donnerſchlag die Nachricht, eine zahlreiche holländiſche Armee ſey in die Grenzen eingebrochen. Der König Wilhelm hatte wirklich dem Treiben in London und Brüſſel grollend zugeſehen, unvermerkt ſeine Armee verſtärkt, plötzlich am 31. Juli den Waffenſtillſtand aufgekündigt und ſeine Truppen in Belgien einrücken laſſen. Die Belgier waren auf nichts weniger gefaßt und um ſo entſetzlicher überraſcht, als ſich trotz alles bisherigen Siegesjubels ihre Armee in einem kläglichen Zuſtande befand. Das Volk hatte in Brüſſel unter dem Schutze der Häuſer und Barrikaden ſiegen, die kleinen holländiſchen Beſatzungen in den Feſtungen hatten durch den Abfall der belgiſchen Truppen entwaffnet werden können. Aber nicht die debandirte belgiſche Armee und noch viel weniger die Blouſen waren im Stande, im offenen Felde einem energiſchen Angriffe disciplinirter Truppen zu widerſtehen und die Regentſchaft hatte das Heerweſen verſäumt, in der ſichern Erwartung, die Großmächte würden den Waffenſtillſtand nicht brechen laſſen, weshalb die Sorge für das Heer dem künftigen Könige vorbehalten bleiben könne. An der Spitze des holländiſchen Heeres befand ſich der Prinz von Oranien, welcher jedoch ausdrücklich erklärte, er komme nicht, um Belgien wiederzuerobern, ſondern nur, um andere Bedingungen für Holland zu erkämpfen, als in den 18 Artikeln enthalten ſeyen.

Der Prinz von Oranien rückte mit der Hauptarmee gegen Lüttich, er ſtieß am 3. Auguſt zuerſt auf den belgiſchen General Niellon, den er bei Turnhout über den Haufen warf und am 8. auf den die größere Hälfte der belgiſchen Armee commandirenden General Daine, den er bei Haſſelt in die Flanke nahm und gleichfalls ſchlug. Ein kleinerer Theil der holländiſchen Armee wandte ſich nach Antwerpen, verſtärkte den General Chaſſé, beſetzte den Capitalendamm, durchſtach ihn, überſchwemmte dadurch einen ſchönen

Theil von Flandern und drängte die damals vom General Tiecke hier befehligten Belgier zurück. König Leopold hatte Lüttich augenblicklich verlassen und sich in Tiecke's Lager begeben, weil ihm am meisten an Antwerpen lag. Da sich inzwischen Chassé durch den französischen General Bellard und durch den englischen Lord Abercromby, die zu diesem Zwecke eigens an ihn abgeschickt wurden, für die Schonung der Stadt hatte verantwortlich machen lassen, war Leopold auf dieser Seite beruhigt und zog mit den Truppen Tiecke's dem General Daine zu Hülfe. Aber schon war Daine geschlagen und Herzog Bernhard von Weimar, den König Wilhelm zu seinem Statthalter in Luxemburg bestimmt hatte, warf sich von Namur aus zwischen Brüssel und Löwen und schnitt den neuen König Belgiens von seiner Hauptstadt ab, während gegen diesen selbst sein erbittertster Gegner, der Prinz von Oranien, mit überlegenen Streitkräften heranrückte. Bei Tirlemont stießen beide Nebenbuhler um die belgische Krone auf einander, am 11. August. Der linke Flügel der Belgier, unter Niellon, war durch 10,000 Mann Nationalgarden und Blousenmänner unter General Köckelberg verstärkt worden, diese Helden liefen aber beim ersten kräftigen Angriff der Holländer davon. Die meisten warfen die Waffen weg. Viele Flüchtige legten auch die Uniformen und schnitten sich die Schnurrbärte ab, um als Civilisten zu entkommen. Ihre Angst war zum Theil dadurch motivirt, daß man ausgesprengt hatte, man habe keine wirklichen Holländer, sondern in holländische Uniformen verkleidete Preußen vor sich, deren Tapferkeit man in Belgien von 1815 her kannte. Aber auch diese Erklärung kann die Schmach nicht entschuldigen, mit der sich „die glorreiche Nationalblouse" bei Tirlemont bedeckte, übrigens eine wohl verdiente Beschämung der vorherigen Prahlerei. Nur einige Compagnien der Brüsseler Nationalgarde hielten Stand, waren aber zu schwach, dem Sturme der Holländer zu widerstehen, die in der Verfolgung Köckelbergs zwischen Niellon und Clumpp, welcher den rechten belgischen Flügel befehligte, eindrangen und nun auch diese schlugen. Die ganze Masse

der Flüchtigen warf ſich in die Stadt Löwen. Der Deputirte Gendébien ritt durch die Straßen uud forderte dringend zum Bau von Barrikaden auf. Mittelſt ſolcher und der vielen tauſend Bewaffneten, die hier beiſammen waren, hätte ſich die Stadt allerdings, wenigſtens ſo gut wie früher Brüſſel, halten können; aber ein paniſcher Schrecken hatte alles verwirrt. Der beſchämte und erzürnte König wollte an der Spitze der Reiterei einen Ausfall machen, gab aber beſonneneren Vorſtellungen Gehör und floh nach Mecheln, ehe ihn die Holländer abſchneiden konnten. Wirklich warfen die Holländer ſchon Kugeln in die Stadt und umringten ſie von drei Seiten. Sie kapitulirte.

In dem Augenblicke aber, in welchem der Prinz von Oranien ſeinen Sieg weiter verfolgen und nach Brüſſel ziehen wollte, empfieng er die Nachricht, ein franzöſiſches Heer, welches ſchon ſeit einiger Zeit an die Grenzen herangezogen worden war, ſey in Belgien eingerückt, um ihn zu vertreiben. Ludwig Philipp konnte in der That unmöglich zugeben, ſeinen überwiegenden Einfluß auf die Schickſale Belgiens durch einen Handſtreich der Holländer zu verlieren, und da es galt, raſch zu ſeyn, wartete er die Zuſtimmung der Londoner Conferenz nicht ab, ſondern befahl den Einmarſch ſeiner Truppen. Talleyrand, Ludwig Philipps Geſandter in London, übte damals eine ſeiner vielen Taſchenſpielerkünſte, indem er bei der erſten Nachricht von der Kühnheit der Holländer das engliſche Miniſterium bewog, eine Note zu unterzeichnen, die dem König der Franzoſen erlaubte, gegen die Holländer in Belgien einzuſchreiten. Allein die Franzoſen ſtanden ſchon in Belgien, bevor dieſe Note in Paris anlangte. Das franzöſiſche Heer beſtand aus 50,000 Mann und war vom Marſchall Gérard befehligt, auch von den beiden älteſten Söhnen des Königs begleitet, zum Beweiſe, daß Ludwig Philipp das Verfahren des Königs von Holland als perſönliche Beleidigung aufnehme. Die belgiſchen Feſtungen: Ath, Mons, Charleroi, Namur öffneten den Franzoſen die Thore. Auch eine engliſche Flotte unter Codrington fuhr nach der Schelde und

die franzöſiſch-engliſchen Unterhändler Beliard und Adair begaben ſich in's holländiſche Lager. Der Prinz von Oranien wollte es auf einen Kampf nicht ankommen laſſen und nahm bereits am 12. einen Waffenſtillſtand an. Die Holländer zogen ſich zurück, das franzöſiſche Heer und die engliſche Flotte ebenfalls und alles war wieder auf dem alten Fuße.

Allein Holland erreichte dennoch, was es gewollt hatte, nämlich günſtigere Bedingungen von Seiten der Londoner Conferenz. Wenn man damals vermuthete, die Conferenz habe den König Leopold abſichtlich in dieſe Lage gerathen laſſen, um ihm die früher gemachten Verſprechungen nicht halten zu dürfen, ſo ging dieſer Argwohn zu weit. England und Frankreich gaben dem König von Holland auf Koſten Belgiens nur deshalb wieder nach, weil ſie nur auf dieſe Weiſe die drei nordiſchen Mächte befriedigen konnten. Oeſterreich und Preußen ſahen dem Siege des revolutionären Princips in Belgien, wie in Frankreich, nur ungern zu und ſetzten damals den deutſchen Bund in Bewegung, der in einem Protokolle vom 11. Auguſt dem Commandanten der Bundesfeſtung Luxemburg befahl, die belgiſchen Behörden im Großherzogthume nicht anzuerkennen. Das Hauptgewicht der Entſcheidung aber lag, wie immer, in Rußland, dem die deutſchen Mächte Folge zu leiſten ſchon gewohnt waren. Nun war damals Kaiſer Nicolaus eben im Begriffe, mit überlegenen Streitkräften die gegen ihn in Polen ausgebrochene Revolution zu überwältigen. Der Fall Warſchaus war jeden Tag zu gewärtigen, Preußen ſtand ganz auf Seite Rußlands und in Kurzem konnten preußiſche und ruſſiſche Heere nöthigenfalls die Holländer unterſtützen. Um nun einen großen europäiſchen Krieg zu vermeiden, zogen es die Weſtmächte vor, dem König von Holland die von Rußland bevorworteten beſſeren Bedingungen zu gewähren; König Leopold war ja doch zu ſchwach, als daß er ſich nicht alles hätte gefallen laſſen müſſen. Auf der andern Seite wollte auch Kaiſer Nicolaus nicht weiter gehen und gab ſeine urſprüngliche Abſicht, den König von Holland in ſeinem Rechte auf

Belgien zu ſchützen, unter der Bedingung auf, daß die Weſtmächte ihm geſtatteten, mit Polen zu verfahren, wie er wollte, ja ſelbſt die europäiſchen Verträge zu brechen, die dem Königreiche Polen ſeine nationale Selbſtſtändigkeit und Verfaſſung garantirt hatten.

Am 8. September kapitulirte Warſchau und am 15. October änderte die Londoner Conferenz in einem neuen Protokolle die bekannten 18 Artikel in 24 andere ab, welche Holland günſtig waren.. Und zwar ſollte Belgien einen Theil von Luxemburg und Limburg verlieren und von der holländiſchen Staatsſchuld eine jährliche Rente von 8,400,000 Gulden übernehmen. Man kann ſich denken, wie unzufrieden die Belgier mit dieſer Umänderung waren und doch beſaßen weder der König, noch die Stände Mittel, das Unvermeidliche abzuweiſen. Nur der König von Holland nahm die 24 Artikel nicht an, obgleich ſie nur ihm günſtig waren. Nach dem Falle von Warſchau ſcheint er gehofft zu haben, mit Hülfe der nordiſchen Mächte am Ende doch noch ganz Belgien wieder zu gewinnen, weshalb er den Ausgang verzögerte. Die Conferenz ſprach nun aber am 15. November definitiv die Anerkennung des Königreichs Belgien aus und drohte Holland, wenn es die 24 Artikel nicht annehme. Nur Rußland nahm in dieſer Sache eine Sonderſtellung und hielt ſeine Anerkennung Belgiens auf ſo lange zurück, als der König von Holland nicht zugeſtimmt haben würde. Aber gerade erſt auf dieſen mächtigen Schutz Rußlands ſich ſtützend, erklärte König Wilhelm am 13. Dezember, er proteſtire feierlich gegen das Protokoll vom 15. November. Zu einer Feindſeligkeit kam es zunächſt nicht mehr, deſto thätiger war die Diplomatie. Graf Orlow kam aus Petersburg nach London, Pozzo di Borgo von Paris, Lord Durham von London nach Petersburg. Man glich vollends die belgiſche mit der polniſchen Sache aus. Der Abſchluß wurde dadurch verzögert, daß die Tories in London den Verſuch machten, das damalige Whigminiſterium Grey zu ſtürzen und den Herzog von Wellington wieder an die Spitze der Geſchäfte zu bringen. Wäre dieß gelungen, ſo hätte ſich England mehr von Frankreich

ab und Rußland zugewendet. Dann würde Ludwig Philipp isolirt und Belgien wahrscheinlich wieder mit Holland vereinigt worden seyn. Das Zünglein der europäischen Waage zuckte damals in London. Aber Volk und Presse in England zeigten sich so entschieden für die drei Farben in Paris und Brüssel, daß die Lords eine Aenderung des Ministeriums nicht wagten. In Folge dessen ratificirte nun auch Kaiser Nicolaus endlich am 4. Mai 1832 das Protokoll vom 15. November und überließ Holland seinem Schicksale, wofür ihm als Gegengunst die Vernichtung aller polnischen Freiheiten gestattet wurde.

Aber die Holländer trotzten immer noch. Sie überfielen im Frühjahre Therntorn, den belgischen Gouverneur von Luxemburg, einen ganz achtbaren Mann, hinterrücks auf einer Geschäftsreise und schleppten ihn unter Mißhandlungen gefangen fort, angeblich als Repressalie für die Gefangennehmung eines holländischen Freischärlers in Belgien, eines gewissen Torago, der sich wie ein Räuber aufgeführt hatte.

Die großen Mächte waren nun aber in der belgischen Frage einig und vierzehn Tage nach der russischen Ratification des Londoner Protokolls kam König Leopold mit Ludwig Philipp zu Compiegne zusammen und warb um dessen älteste Tochter Louise, am 18. Mai. Die Hochzeit erfolgte am 9. August, ebenfalls zu Compiegne, aber nicht in der Kathedrale, sondern in der kleinen Schloßkapelle; denn weil Leopold Protestant war, gaben die Bischöfe ihre Kirchen zum Ceremoniell der Vermählung nicht her. Namentlich hatte der Erzbischof von Paris die Kathedrale der Hauptstadt für die Trauung verweigert. Die katholische Partei in Belgien selbst beruhigte König Leopold durch die Erklärung, seine Kinder sollten katholisch erzogen werden.

Da die Großmächte einig waren, wurde man auch mit Holland fertig. Die Londoner Conferenz kündigte dem König Wilhelm Zwangsmaßregeln an, wenn er nicht nachgebe. Die Engländer legten Embargo auf die holländischen Schiffe und ein französisches

Heer ſetzte ſich abermals in Bewegung, um die Holländer aus Antwerpen zu vertreiben. Von den Großmächten zeigte nur Preußen wegen dieſer Maßregeln einige Sorge und ließ durch den General von Borſtell in den Rheinprovinzen Rüſtungen vornehmen; um nur für alle Fälle die Grenze zu ſchützen und im Intereſſe Rußlands darüber zu wachen, daß Frankreich einen neuen Sieg nicht mißbrauche. Da der König von Holland aufs hartnäckigſte erklärte, er werde nur der Gewalt weichen, ſo begann am 6. November eine engliſche Flotte unter Admiral Malkolm, die holländiſchen Küſten zu blokiren, und überſchritt abermals ein franzöſiſches Heer unter Marſchall Gérard am 14. die belgiſche Grenze und begann die Belagerung von Antwerpen. Das war ein ziemlich ſonderbarer Krieg. Der König von Holland verhielt ſich paſſiv, griff die Franzoſen nicht an und befahl nur dem General Chaſſé, die Citadelle von Antwerpen zu vertheidigen. Andererſeits machten auch die Franzoſen keinen anderweitigen Angriff auf Holland, ſondern beſchränkten ſich auf die Belagerung Antwerpens, die ſie auch gleichſam nur wie eine Schulübung vornahmen. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren dabei und mit ihnen alle junge Eleven des Genie-Corps und der Artillerie, um ihnen eine Belagerung zu zeigen, die nach allen Regeln der Kriegskunſt und unter Anwendung alter und neuer Methoden begonnen und vollendet wurde. General Haxo, der unter Gérard die Belagerung leitete, hätte mit der Citadelle viel ſchneller fertig werden können, zog aber ein langſames Verfahren vor, um jenen Eleven die gehörige Zeit zum Studium zu laſſen. Auch durfte Niemand ſagen, es ſey Krieg. Die Belagerung hieß nur eine „Maßregel“ und ſelbſt die Gefangenen durften nicht Kriegsgefangene benannt werden, ſondern hießen nur: „in Folge der zur Herſtellung des Tractats vom 15. November angewandten Zwangsmaßregeln Feſtgenommene.“ Die Todten aber, welche dieſer Comödie zum Opfer fielen, waren wirklich todt. Chaſſé wehrte ſich mit gewohntem Muthe und capitulirte nicht eher, als bis ſeine Citadelle in Schutt verwandelt war, am 23.

Dezember. Dem angenommenen Syſteme getreu, weigerte ſich aber König Wilhelm, die Capitulation anzuerkennen und die in die Capitulation eingeſchloſſenen, aber noch nicht übergebenen Forts Lillo und Liefkenshoek auszuliefern. Er legte den größten Werth darauf, vor aller Welt zu beweiſen, daß er gezwungen werde, ſeinen Rechten zu entſagen und daß es nicht Charakterſchwäche ſey, wenn er endlich das Unabänderliche geſchehen laſſe. Durch den Embargo und die Blokade beläſtigt, mußte König Wilhelm wirklich dem Wunſche des Handelſtandes nachgeben und ſich den engliſch-franzöſiſchen Forderungen fügen. Am 21. Mai kam ein Präliminar-Vertrag zu Stande, durch welchen der Embargo aufgehoben, jede weitere Feindſeligkeit eingeſtellt, die Grenze, nachdem Antwerpen mit Belgien vereinigt war und auch die oben genannten beiden Forts, welche die Schelde beherrſchten, an Belgien ausgeliefert worden waren, einſtweilen belaſſen, gegenſeitige Auslieferung der Gefangenen verfügt und alles Uebrige einem erſt künftig abzuſchließenden Definitiv-Vertrage vorbehalten wurde. Dieſer Definitiv-Vertrag ließ aber noch bis zum 22. Januar 1839 auf ſich warten, denn erſt damals bequemte ſich Holland, die 24 Artikel anzunehmen.

König Leopold in Belgien hatte nunmehr Ruhe und entließ ſchon einen großen Theil ſeines Heeres. Die gemeinſame Gefahr hatte ihn mit den Ständen und dem Volke raſcher verbunden, als die Gegner gehofft hatten. Mit großer Einſicht richtete er nunmehr ſeine Aufmerkſamkeit auf den durch die Revolution materiell zerrütteten Zuſtand Belgiens, wobei ihn beſonders ſein Miniſter Nothomb unterſtützte. Die Regierung begann, die gewerbreichen Städte Belgiens damals durch ein Netz von Eiſenbahnen zu verbinden und durch dieſe Erleichterung des Verkehrs die belgiſche Induſtrie in einen neuen und fabelhaften Schwung zu bringen. Inzwiſchen wurde dadurch mancherlei Parteiung im Innern doch nicht verhindert. Die beiden Parteien, deren Vereinigung das holländiſche Regiment geſtürzt hatte, trennten ſich nach dem Siege. In der klerikalen Partei fand damals der franzöſiſche Prieſter Lamen-

nals vielen Anhang, ſofern er die frühere enge Verbindung der Prieſterpartei mit den belgiſchen Liberalen auf das ganze Gebiet der römiſchen Kirche ausdehnen, das Papſtthum democratiſiren, die Hierarchie auf der Seite des Volkes zum Kampf gegen die Throne führen wollte. Allein dieſe exaltirte Partei blieb in Belgien, wie überall, in der Minderheit, zumal auch der Papſt ſie verdammte. Die ganze klerikale Partei fand indeß von nun an einen mächtigen und ſyſtematiſch operirenden Gegner im Freimaurer-Orden. Als der Episcopat im Jahre 1837 den Freimaurern die Abſolution verweigerte, erregte dieſe Maßregel große Unzufriedenheit und nützte dem Orden mehr, als es ihm ſchadete; denn gleich nach jenem Erlaſſe trat ein General-Adjutant des Königs mit Oſtentation in den Orden ein und man erfuhr, der König ſelbſt gehöre dem Orden an. Eine kleine Partei in Belgien, um den edlen Willems geſchaart, fuhr fort, für das Recht und die Ehre der vlämiſchen Sprache zu wirken und geiſtigen Verkehr mit Deutſchland einzuleiten, aber ſie blieben zurückgeſetzt. Die Strömung des Geiſtes in Belgien blieb eine franzöſiſche.

Elftes Buch.

Die polniſche Revolution.

Auf dem weiten ruſſiſchen Gebiete herrſchte im Jahr 1830 tiefer Frieden, nur im Kaukaſus hörte der Grenzkrieg mit den Tſcherkeſſen nicht auf. Am 15. Juni erlebte die Stadt Sebaſtopol in der Krimm einen furchtbaren Aufruhr, in welchem der General Stollypin und mehrere andere hohe Beamte ermordet wurden, weil ſie im Hafen eine pedantiſche und höchſt läſtige Quarantaine gegen die Peſt aufrecht erhielten, während die noch auf türkiſchem Boden ſtationirten ruſſiſchen Truppen ungehindert von dort die Peſt einſchleppten. Zu dieſer gemeinen orientaliſchen Peſt, die von Süden kam, geſellte ſich in demſelben Jahre noch die von Oſten aus China eingeſchleppte Cholera, welche furchtbare Verheerungen auf ruſſiſchem Boden anrichtete. Kaiſer Nicolaus begab ſich ſelbſt nach Moskau, um durch ſeine Anweſenheit das erſchreckte und aufgeregte Volk zu beruhigen. Man rühmt, wie unerſchrocken er in alle Spitäler gegangen ſey.

Auch in Polen herrſchte die tiefſte Ruhe. Im vorigen Jahre (1829) war Kaiſer Nicolaus nach Warſchau gekommen, um ſich daſelbſt feierlich zum König von Polen krönen zu laſſen. Im laufenden Jahre war der Reichstag beiſammen, aber nur, um 6 Mill. Gulden zu einem Denkmal für den Kaiſer Alexander zu bewilligen. Das Königreich hatte ſeine ſcheinbare Unabhängigkeit behalten, allein die ruſſiſche Regierung hatte es mit Einhaltung der Verfaſſungsparagraphen keineswegs genau genommen. Und wie konnte es anders ſeyn? Das Königreich Polen und ſeine Verfaſſung war wie faſt alles, was am Wiener Congreß geſchaffen worden iſt, eine Unnatur. Es verdiente den Namen Polen kaum, weil es nur noch einen kleinen Reſt des alten polniſchen Reichs enthielt und eben ſo wenig den Namen Königreich, denn es war doch nur eine ruſſiſche Statthalterſchaft. Indem man ihm im Namen Polen nur den Schein der Unabhängigkeit ließ, provocirte man dadurch nur ein unfruchtbares Gelüſte nach Wiederherſtellung von ganz Polen und voller nationaler Unabhängigkeit. Die Verfaſſung aber, welche Kaiſer Alexander der franzöſiſchen Charte nachgebildet hatte (jedoch mit Ausnahme der Geſchwornengerichte), paßte nicht einmal für die Polen ſelbſt, geſchweige für den ſelbſtherrſchenden Kaiſer. Es gab in Polen nur einen bis zum Uebermuth ſtolzen und immer uneinigen Adel neben ſehr tief ſtehenden leibeigenen Bauern; dazwiſchen befand ſich kein achtbarer Bürgerſtand, ſondern nur ein Geſchmeiß von ſchmutzigen Juden, das dem Adel das Schuldenmachen und die Lüderlichkeit, dem Bauer das Branntweintrinken erleichterte, für beide nur ein freſſender Krebsſchaden. Für ſolche Zuſtände paßt keine Conſtitution, die ein bürgerliches Rechtsvolk vorausſetzt. Aber der ruſſiſche Kaiſer hätte ſich auch, wenn das Volk beſſer zu einer Conſtitution getaugt hätte, an ſie nicht binden können. Die abſolute Gewalt iſt für ihn unerlaßlich, er kann ſie ſich auch theilweiſe nicht abdingen laſſen, noch weniger die ihm gehorſamen Provinzen anſtecken laſſen durch die conſtitutionelle Berechtigung einer andern Provinz zum Ungehorſam.

Die polniſche Verfaſſung konnte daher nicht eingehalten werden. Ihr zum Trotze mußten ruſſiſche Truppen in Polen verpflegt werden, richteten und ſtraften Militärcommiſſionen, waren die Sitzungen des Reichstags nicht öffentlich, war dem Reichstag jede Cognition eines Budgets entzogen, waren viele Ruſſen in Polen angeſtellt, war die geſetzliche Preßfreiheit eine Illuſion und wurde noch insbeſondere vom Statthalter des Königreichs, dem Großfürſten Conſtantin, jede perſönliche Willkühr geübt. Der Großfürſt, ſchon durch ſeine mongoliſche Phyſiognomie auffallend verſchieden von ſeinem ſchönen Bruder Nicolaus, hatte auch ſcythiſche Launen und genirte ſich nicht, vornehme Polen und ſelbſt Offiziere körperlich zu mißhandeln. Im Jahre 1825 ließ er den edlen Landboten Niemojowsky durch Gensdarmen aus dem Reichstage hinauswerfen und gefeſſelt auf ſeine Güter abführen, wo er verbannt blieb. Vor allem aber machte er ſich bei der militäriſchen Jugend verhaßt durch die Strenge, womit er den ruſſiſchen Gamaſchendienſt auch in Polen durchführte. Kaiſer Nicolaus ſelbſt, der auch die Civilverwaltung auf militäriſchen Fuß ſetzte, liebte rings um ſich Dreſſur und den pünktlichſten Gehorſam. In Rußland war es die höchſte Aufgabe für das Kriegsminiſterium, aus den Soldaten Maſchinen zu machen, die ſich auf Commando gleichförmig bewegten, daß in der Linie kein Fuß nur um einen halben Zoll vor den andern geſetzt werden durfte und daß man dieſe Geradlinigkeit der Front ſogar von den Hufen der Pferde erſtrebte. Es ſchien, als ob die ganze Armee nur für die Parade geſchaffen ſey. Dabei wurde der gemeine Soldat furchtbar mißhandelt und durch die Habgier ſeiner Obern um die nöthige Pflege betrogen, ſo daß er halb verhungerte. Kein Negerſklave war ſo hart gehalten. Der Sklavenſinn des Gemeinen wurde auch den Offizieren zugemuthet. In der ruſſiſchen Armee durfte der höhere Offizier ohne Anſtand den niederen prügeln. Vom germaniſchen und romaniſchen Ehrgefühl war da keine Spur. Der polniſche Adel aber, der dieſes Gefühl des gebildeten Weſtens theilt, konnte ſich in die mongoliſche Barbarei nicht finden. Schon 1819 tödteten ſich

mehrere edle Polen, weil ſie von hoher ruſſiſcher Hand mißhandelt worden waren, ohne eine Genugthuung finden zu können.

Dem Civilſtande war in Polen die ruſſiſche Polizei und Spionage am läſtigſten. Dem heißblütigen, aber harmloſen, munteren und redſeligen Polen konnte nichts widerwärtiger ſeyn, als die ruſſiſche Maulſperre, die Gefahr, bei jedem unbefangenen Worte belauert und wegen eines ſolchen Wortes plötzlich in den Kerker oder nach Sibirien geſchleppt zu werden, ein Verfahren, welches ſich die ruſſiſche Polizei in Warſchau ſehr angelegen ſeyn ließ. Der polniſche Adel hatte ſich von jeher in einer anarchiſchen Freiheit gefallen, jetzt war er gebeugt unter das ruſſiſche Syſtem. In Rußland regiert die Furcht allein. Sich fürchten müſſen, iſt die erſte Unterthanenpflicht. Gerade das, was den Polen am unleidlichſten war. Daher die reiche Erndte der ruſſiſchen Polizei. Roznieckí, Chef der Polizei unter der Oberleitung des ruſſiſchen Staatsrath Nowoſilzow, der eigentlich für Conſtantin regierte, wurde der ſchändlichſten Argliſt, womit er die unvorſichtigen Polen und Polinnen einfing, und einer qualvollen Behandlung derſelben beſchuldigt.

Ein nicht geringer Uebelſtand für Polen war ferner die Grenzſperre. Schon Kaiſer Alexander hatte ſie nach dem großen Kriege verfügt, um Rußlands Induſtrie zu heben. Dieſe Zollgrenzen aber engten am meiſten das weitvorgeſchobene Grenzland Polen ein und hemmten ſeinen Verkehr mit dem Auslande. Unter Nicolaus wurde die Abſperrung vollends auf allen geiſtigen Verkehr ausgedehnt. Die ſtrengſte Cenſur überwachte und verhinderte die Einführung von Büchern und Zeitungen. In gleichem Maaß ſteigerte ſich auch die Strenge des Paßſyſtems. Reiſen von Fremden in Rußland, wie auch Reiſen aller nur einigermaßen verdächtigen Ruſſen und Polen in's Ausland wurden immer mehr erſchwert.

Schon im Jahre 1822 wurde eine geheime Verſchwörung in Polen entdeckt, in der ſich eine Fernwirkung der ſpaniſchen und italieniſchen Revolution verrieth. Aber ſo geheim, wie die Verſchwörung, blieb auch der Proceß. Man hörte nur von zahlreichen

Verhaftungen edler Polen. Im Jahre 1826 erfolgten einige Freilaſſungen. Zwei Jahre ſpäter verſtand ſich ein junger Gardelieutenant in Warſchau, Wyſocki, mit andern jungen Leuten, ſonderlich den Unterfähndrichen, um irgend eine That zu vollführen, wodurch Polen ſeine Unabhängigkeit wieder erlangen könnte. Im Mai 1829 kam Kaiſer Nicolaus nach Warſchau. Bei dieſem Anlaſſe ſollte er ermordet werden, aber die Verſchworenen verloren den Muth.

Erſt nach der Julirevolution wurde dieſer Muth wieder belebt und erſt im Vertrauen auf Frankreichs Hilfe ſchritten die Polen zur That. Da von den Julitagen in Paris bis zum Aufſtande in Warſchau vier volle Monate vergingen, dürften nicht blos die genannten jungen Leute um das Geheimniß gewußt und die polniſche Revolution vorbereitet haben. Kaiſer Nicolaus hatte in der erſten Zeit nach den Julitagen kriegeriſche Entſchlüſſe gefaßt, große Rüſtungen vorgenommen und das polniſche Armeekorps, ſowie in zweiter Linie das litthauiſche, zur Avantgarde des großen Heeres beſtimmt, womit er die Revolution bekämpft haben würde, wenn ſie ſich von Frankreich aus weiter verbreitet, wenn Ludwig Philipp ſie nicht gleich anfangs wieder gedämpft hätte. Die höheren ruſſiſchen Offiziere ſprachen ganz offen von einem Spaziergange nach Paris. Nichts war natürlicher, als daß der Verſuch gemacht wurde, damals die polniſche Avantgarde, deren franzoſenfreundliche und ruſſenfeindliche Stimmung man kannte, gegen das ruſſiſche Centrum ſelbſt umzukehren und den kriegsluſtigen Kaiſer Nicolaus innerhalb ſeiner eigenen Grenzen aufzuhalten. Auch ohne die Abſicht zu haben, den Polen wirklich zur Unabhängigkeit zu verhelfen, mußten Frankreich und England bei den Unterhandlungen einen großen Vorrang gewinnen, wenn Rußland mit ſich ſelbſt beſchäftigt wurde und ſein Votum an Nachdruck verlor. Inzwiſchen lag die Ausführung des Complotts ganz in der Hand der jungen Leute. In und zunächſt um Warſchau lagen an Truppen 7000 Ruſſen und 10,000 Polen. Großfürſt Conſtantin bewohnte, ſorglos wie immer, den Palaſt Belvedère außerhalb der Stadt, ohne beſondere Bewachung. Die

Verschworenen hielten es also für leicht, ihn dort zu überfallen und dann mittelst der polnischen Regimenter die Russen über den Haufen zu werfen. Der Zustimmung des ganzen Landes waren sie sicher. Ließ sich auch die litthauische Armee vom gleichen Russenhaß anstecken, so war man stark genug, den Russen zu widerstehen und das ganze alte Polen wiederherzustellen. Dieß war der Plan.

Am 29. November 1830 begaben sich in der Dämmerung zwanzig Studenten und Unterfähndriche von Nabielack, einem Journalisten, angeführt, unbemerkt nach dem Belvedère, stürzten hinein, tödteten den General Gendre und den Vizepräsidenten Lubowicki, die ihnen gerade in den Weg kamen, konnten aber den Großfürsten selbst nicht finden, den ein treuer Kammerdiener rasch in einer Dachkammer verborgen hatte. Als die jungen Leute abgezogen waren, bestieg der Großfürst das Roß, versammelte seine Generale und stellte sie an die Spitze von drei russischen Cavallerieregimentern, die bereits durch Feuerlärm allarmirt worden waren, da die Empörer eine Brauerei zum Signalfeuer in Brand gesteckt hatten. Auch der ganzen Infanterie gab der Großfürst Ordre, sich um ihn zu schaaren. Dieß veranlaßte aber eine grenzenlose Verwirrung. Treue Truppen wurden von verschworenen Offizieren und verschworene Truppen von treuen Offizieren gegen ihren Willen in die Irre geführt. Niemand wußte, woran er war. Unter den Verschworenen selbst herrschten Furcht und Mißtrauen und mancher sah schon den Aufstand als mißlungen an. Da faßten etwa fünfzig Verschworene unter Xaver Bronikowski frischen Muth, stürzten durch die Straßen und schrieen überlaut: „Polen, zu den Waffen! Die Russen morden eure Brüder!“ Nun strömte das Volk auf die Straßen und mitten im ungeheuersten Tumulte gaben die Verschworenen den Massen die Richtung an, theils nach dem Arsenal, dessen geringe Wachmannschaft überwältigt wurde und wo sich alles bewaffnete, theils nach dem Theater, in welchem viele der verhaßtesten russischen Offiziere und Beamten zumal verhaftet wurden. Nun ließen sich auch die polnischen Truppen zum Volke herüberziehen. Als Stanislaus

Potocki, General des gesammten polnischen Fußvolks, allen Bitten, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, widerstand, wurde er vom Pferde gerissen und ermordet. Ebenso geschah dem Kriegsminister, General Hauke, den Generalen Trembicki und Blumer, den Obersten Meciszewski und Saß. Der unschuldige General Nowicki wurde erschossen, weil man ihn für einen andern hielt. Während dessen machte der Großfürst auch nicht den geringsten Versuch, mit den ihm treuen Regimentern gegen das Volk zu marschiren, den Aufruhr im ersten Keime zu ersticken und die Treue der noch schwankenden polnischen Regimenter zu befestigen. Einer seiner polnischen Adjutanten, Graf Zamoyski, brachte ihm die Meinung bei, in der Stadt habe sich das Gerücht verbreitet, die Russen wollten Warschau plündern und verbrennen. Um nun dieses Gerücht zu widerlegen und die Leute zu beruhigen, sey nichts räthlicher, als daß sich der Großfürst mit seinen Russen ganz ruhig verhalte und sogar von der Stadt entferne. Constantin ist wirklich diesem Rathe gefolgt.

Dadurch erst gewann der Aufstand freies Spiel. Da die Russen keinen Widerstand leisteten, wurde es den Verschwörern leicht, sowohl die polnischen Truppen, als auch die Reichen und Vornehmen, die sich bis jetzt aus Vorsicht sehr zurückgehalten hatten, auf ihre Seite herüberzuziehen. General Sierawski fiel zwar, als er sich an die Spitze der polnischen Truppen stellen wollte, noch in die Gewalt der Gegenpartei und Fürst Lubecki lud die vornehmsten Polen ein, mit ihm eine Commission zu bilden, um zwischen dem Aufstand und dem Großfürsten zu vermitteln, in der geheimen Absicht, die Gewalt wieder in die Hände der Russen zu spielen. Aber das konnte den Russen nichts mehr helfen, da sie selbst nichts thaten und ruhig außerhalb der Stadt blieben. Die jungen Offiziere ertheilten Befehle im Namen des General Chlopicki, der nichts davon wußte und auch gar nicht da war, der aber die größte Popularität genoß, weil er unter allen polnischen Generalen des großen Napoleon den meisten Kriegsruhm erworben hatte. Andererseits ver-

ſammelte Profeſſor Lelewel, durch Patriotismus, wie durch Gelehrſamkeit gleich ſehr populär, einen revolutionären Club um ſich, um der vornehmen Commiſſion des Fürſten Lubecki das Gegengewicht zu halten. Endlich kam Chlopicki zum Vorſchein, übernahm den Befehl über die polniſchen Truppen und vereinigte ſich mit Lubecki, die Ordnung herzuſtellen. Am 2. December wurde eine Deputation an den Großfürſten geſchickt, um mit ihm zu unterhandeln. Allein es war Lubecki nicht möglich, zwei Männer von dieſer Deputation auszuſchließen, weil ſie ſchon weit mehr Macht im Volke hatten, als er, nämlich Lelewel und den ſtolzen Grafen Oſtrowski. Neben dieſen beiden Männern und Lebecki ſelbſt befand ſich als vierter bei der Deputation der Fürſt Adam Czartoryski, in ſeiner Jugend Liebling des Kaiſers Alexander, ſogar mit ihm verwandt, zugleich ein Abkömmling der alten Fürſten von Litthauen, dem daher Viele die polniſche Krone zudachten, ſey es, wenn Polen frei würde, ſey es durch die Gunſt Rußlands ſelbſt unter noch nicht vorhandenen, aber doch denkbaren Umſtänden. Von einer ſolchen Deputation, die ſo ganz heterogene Intereſſen vertrat, ließ ſich erwarten, daß ſie lediglich nichts ausrichten würde. Während Lubecki ruſſiſch dachte, forderte Lelewel die Einverleibung aller ehemals polniſchen Provinzen in das Königreich Polen. Conſtantin vermochte darauf natürlich nichts zu erwiedern, als daß die Herren ſich deßfalls an ſeinen Bruder wenden möchten, bei dem er übrigens für die Schuldigen Verzeihung nachſuchen werde. Da rief Oſtrowski: „es gibt hier keine Schuldigen," und man ging trotzig auseinander. Conſtantin meinte es gut mit den Polen. Wenn er ſie auch mißhandelte, ſo hinderte das nicht, daß er ebenſo zärtlich für die Polen war, wie ein gemeiner Ruſſe für ſeine Frau iſt, wenn er ſie auch prügelt. Er ſuchte daher vor allem jedes weitere Blutvergießen zu verhüten und erlaubte den ihm immer noch treu gebliebenen polniſchen Regimentern, ſich an ihre bereits abgefallenen Kameraden anzuſchließen, unter der Bedingung, daß er ſelbſt bei ſeinem Rückzuge über die polniſche Grenze nicht angefochten würde. Er hoffte,

nachher eine Vermittlung zu Stande zu bringen, denn er hatte Warſchau lieb und keinen ſehnlicheren Wunſch, als in den alten Verhältniſſen dahin zurückzukehren.

Andererſeits war auch Chlopicki zu einer friedlichen Ausgleichung ſehr geneigt. Als alter Soldat jedem revolutionären Treiben abhold, wußte er zugleich das Mißverhältniß der polniſchen Waffen zu der ungeheuren Militärmacht Rußlands zu beurtheilen. Seine Friedensliebe wurde auch von ſehr vielen Vornehmen getheilt, aber das Unglück war nun einmal geſchehen, der Kaiſer auf's tiefſte beleidigt. Wie mochte man hoffen, dieſen ſtrengen und gewaltigen Herrſcher durch bloße Unterhandlungen zur Nachgiebigkeit zu bewegen? Indem die Friedenspartei den enragirten Polen Ruhe empfahl, jeden weiteren Fortſchritt der Revolution verhinderte, den Großfürſten Conſtantin frei abziehen ließ und auch alles verſäumte, um die litthauiſche Armee in's Intereſſe zu ziehen und den Aufſtand blitzſchnell über alle altpolniſche Provinzen zu verbreiten, vermochte ſie dadurch den Kaiſer doch nicht liebreich gegen die Polen zu ſtimmen, entriß aber den Polen alle die Vortheile, die ihnen der Augenblick darbot. Mit Recht war daher die Partei Lelewels und der erhitzten Jugend auf's äußerſte gegen die Friedensmänner erbittert. Aber das Anſehen, welches Chlopicki in der Armee genoß, zumal da auch die Feſtungen Zamosk und Modlin ſich unter ſeinen Befehl geſtellt hatten, hielt die Aufgeregten im Zaum. Während Fürſt Lubecki und Graf Jercierski nach Petersburg gingen, um mit dem Kaiſer zu vertragen, wurde in Warſchau eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt, mit dem Fürſten Czartoryski an der Spitze, der übrigens lediglich keine feſte Willenskraft und Energie beſaß. Am 18. Dezember trat auch der Reichstag zuſammen, in dem es bald wilde Scenen gab. Als nämlich die Patrioten dringend verlangten, man ſolle die koſtbare Zeit benützen, angriffsweiſe verfahren, nach Litthauen vordringen und die Inſurrection ſoweit als möglich ausdehnen, um die eigenen Streitkräfte und den Muth zu vermehren, die des Czaren aber zu vermindern, erklärte Chlopicki,

Rußland ſey zu mächtig, der Angriff könne nicht gelingen, und dankte als Oberbefehlshaber ab. Nun wollten aber die Truppen unter keinem Andern dienen und die Friedenspartei that alles, um durch ihn ein Pfand der Ruhe und der Ordnung zu behalten. Die wilden Patrioten wurden daher überſtimmt und Chlopicki übernahm wieder den Befehl, aber, um nicht ferner durch Einwendungen geärgert zu werden, als unumſchränkter Dictator. Er bildete ſich ein und ſagte es geradezu, er bewahre das Königreich Polen einſtweilen nur für ſeinen rechtmäßigen, conſtitutionellen König, den Kaiſer von Rußland. Dieſe Fiction konnte unmöglich von allen Polen getheilt werden. Der Reichstag hatte zwei Kammern, einen Senat, dem Czartoryski, und eine Landbotenkammer, der Oſtrowski vorſaß. Die letztere beſchloß, unter allen Umſtänden die Revolution vom 29. November gut zu heißen, um zu verhindern, daß Chlopickis Unterhandlungen nicht etwa einfach zum Alten zurückführen ſollten. Mit dieſen Unterhandlungen ſtand es freilich ſehr kläglich. Lubecki und Jercierski wurden in Narva aufgehalten und nur unter der Bedingung, als treue Unterthanen des Kaiſers zu kommen, nach Petersburg zugelaſſen, wo ſie am 25. Dezember eintrafen. Der Kaiſer ſagte ihnen, von einer Conceſſion könne gar nicht die Rede ſeyn, die Polen hätten einfach zu gehorchen und der erſte Kanonenſchuß, den polniſche Rebellen gegen ſein Heer abfeuern würden, werde Polen ſelbſt treffen, d. h. ſeine bisherige Selbſtſtändigkeit und Verfaſſung vernichten.

In einem großen Manifeſte vom 20. Dez. erklärte der Reichstag vor ganz Europa die Gründe, aus denen eine gewiſſe Rechtmäßigkeit der polniſchen Revolution erhellte, ſoferne die Verfaſſung verletzt worden ſey. Und der Dictator widerſetzte ſich dieſem Schritte nicht, in der Einbildung, dadurch ſeine eigene zweideutige Stellung dem Kaiſer gegenüber zu entſchuldigen. Noch inconſequenter aber handelte er, indem er eine allgemeine Bewaffnung des Volkes zugab, alſo neben den Unterhandlungen doch auch an Krieg dachte. Der Kaiſer ſelbſt ließ den Polen keine längere Wahl. Schon am 2. Jan.

1831 confiscirte er alle im altpolnischen Theile Rußlands liegenden Güter des rebellischen Adels im Königreich Polen und ließ unter dem berühmten Feldherrn Diebitsch eine große Armee ausrüsten, um im Frühjahre Polen niederzuwerfen. Da seine Boten nichts ausgerichtet hatten, schrieb Chlopicki noch einmal selber an den Kaiser, der auch die Gnade hatte, ihm zu antworten und ihm persönlich Wohlwollen bezeugte, in Bezug auf Polen aber bei seinem ersten Entscheid beharrte. Durch diese wohl berechnete Güte wollte er die Polen ihres beliebtesten Anführers berauben. Clopicki legte wirklich am 16. Januar in Folge des kaiserlichen Briefes seine Dictatur nieder.

Mit ihm hörte das Zaudern und die Unsicherheit im polnischen Lager auf. Die Friedenspartei erkannte, sie sey schon zu sehr compromittirt und der kaiserlichen Rache verfallen, so gut wie die Enragirten. Sie schloß sich also diesen an und unter der Oberleitung von Czartoryski wurde nun rasch nachgeholt, was bisher versäumt worden war, die Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit dem Auslande und die Bewaffnung, vor allem die Vermehrung des stehenden Heeres. An Chlopickis Stelle wurde einstweilen der nicht so fähige, aber allgemein beliebte Fürst Radziwil zum Oberfeldherrn gewählt. Das Nöthigste wäre gewesen, die litthauische Armee zu gewinnen, überhaupt den Aufstand in die altpolnischen Provinzen zu verbreiten, und sich der diplomatischen Unterstützung von Seiten der Westmächte und wo möglich auch Oesterreichs zu versichern, in dessen Interesse es liegen mußte, Rußland durch den Abfall Polens geschwächt zu sehen. Aber in allen diesen Beziehungen geschah nichts, oder ließ man sich mit leeren Hoffnungen abspeisen. Die bisherige Friedenspartei verhinderte immer noch, daß sich der Aufstand über die engen Grenzen des Königreichs Polen hinaus verbreitete, indem sie die trügliche Voraussetzung hegte, der Aufstand der Polen im Königreich wegen Verfassungsverletzung würde von Frankreich, welches so eben eine ganz ähnliche Revolution glücklich durchgeführt hatte, sowie von England anerkannt

werden und würden die Weſtmächte, als Garanten der polniſchen Verfaſſung, Polen gegen Rußland in Schutz nehmen. Wenn dagegen auch die altpolniſchen Provinzen, die Rußland ſchon längſt einverleibt waren, gleichfalls inſurgirt würden, ſo würde das Recht dazu überall beſtritten werden müſſen und das Königreich Polen würde durch ein ſolches Vorgehen über ſeine Berechtigung hinaus den Schutz der Weſtmächte verwirken. Aus dieſem Grunde allein wurde nun alles verſäumt, was den Aufſtand erſt ſtark und überwältigend hätte machen können. Die Diplomatie aber hatte für Polen nur Täuſchungen. Ludwig Philipp benutzte die polniſche Inſurrection und die dadurch für Rußland entſtandene Verlegenheit nur, um Rußland zur Anerkennung der Thronveränderung in Frankreich und der Unabhängigkeit Belgiens zu nöthigen. Während er die Polen mit leeren Hoffnungen tröſtete, merkten ſie nicht, daß ſie nur der Kaufpreis waren, um den Kaiſer Nicolaus die Anerkennung der Julidynaſtie verkaufen ſollte. Auch England und Oeſterreich machten keinen Ernſt, die Polen zu unterſtützen. Ueberall faßten die Kabinette die polniſche Angelegenheit nur aus dem Geſichtspunkte auf, wie viel Gewinn es ihnen von Rußland eintragen würde, wenn ſie die Polen nicht unterſtützten.

Da Rußland nicht zu verſöhnen war, und man damals auf diplomatiſche Hülfe noch große Hoffnungen ſetzte, faßte der polniſche Reichstag kühne Entſchlüſſe, die namentlich durch eine ruſſiſche Proclamation hervorgerufen wurden, in welcher Diebitſch den Polen nur die Wahl ſclaviſcher Unterwerfung, oder des Untergangs geſtattete. Ein conſtitutioneller König Polens durfte allerdings ſeinen General keine ſolche Sprache führen laſſen, weshalb der polniſche Reichstag ſich aller Verbindlichkeit gegen den Kaiſer Nicolaus enthoben glaubte und denſelben der polniſchen Krone verluſtig erklärte, am 25. Januar. Fünf Tage ſpäter wurde eine Regierung aus fünf Mitgliedern erwählt, Czartoryski, Niemojowski, Morawski, Barzykowski und Lelewel. Der letztere hätte aus Polen am liebſten eine Republik gemacht. Damit hätte man aber alle Kabinette und be-

ſonders auch das der Tuilerien vor den Kopf geſtoßen; der Reichstag beeilte ſich daher, ſchon am 3. Februar, die Beibehaltung der conſtitutionellen Monarchie zu votiren. Zugleich erklärte Czartoryski den Abgeordneten aus Litthauen und Volhynien, die den Anſchluß ihrer Provinzen anboten und die Wiederherſtellung von ganz Alt-Polen verlangten: Polen müſſe ſich in dieſer Beziehung ſtreng neutral und innerhalb ſeiner Grenzen halten. Der alte Lafayette in Frankreich gründete damals ein Polencomité und auch im conſtitutionellen Südweſten Deutſchlands zeigte ſich viele Sympathie für die Polen, ſammelte man Geld und rüſtete Aerzte für ſie aus. Aber eine Bewegung, an deren Spitze Lafayette ſtand, konnte den Polen in den Augen der Machthaber nur ſchaden. Die Gelder des franzöſiſchen Polencomités wurden unterwegs in Breslau confiscirt. Der Herzog von Mortemart, das Werkzeug Pozzo di Borgos, deſſen zweideutige Rolle in den Julitagen wir ſchon kennen gelernt haben, kam am 9. Februar als Geſandter Ludwig Philipps nach St. Petersburg und das erſte, was ihm Kaiſer Nicolaus ſagte, war, er werde keinerlei fremde Intervention in Polen dulden. Mortemart wollte aber auch gar nicht interveniren, ſondern nur die Anerkennung des Julithrons und Belgiens einleiten.

Das polniſche Heer wurde bis auf 55,000 Mann gebracht, wovon jedoch ein Theil des Feuergewehrs ermangelte und nur mit Senſen bewaffnet war, welche lanzenartig an einem Schaft befeſtigt wurden. Die zugeſchulte und gut bewaffnete Armee berechnete man zu 21,000 Mann Infanterie, 5000 Cavallerie, 8000 Artillerie. Das Uebrige waren ſchnell improviſirte neue Regimenter, darunter leichte Reiter, die ſ. g. Krakuſen. An muthigen Armen und Herzen fehlte es nicht; aber das vorhandene Geſchütz, die Gewehre und Munition paßten nur für eine kleine Armee und reichten für eine große nicht aus. Ueberall abgeſperrt, konnten die Polen auch vom Ausland keine Waffen beziehen. Man klagte ſehr, daß ſie ſich nicht zu rechter Zeit nach Litthauen geworfen und die nahe Meeresküſte gewonnen hätten, um Unterſtützungen von engliſchen Schiffen zu

erhalten und daß man ſich die 30,000 Mann ſtarke litthauiſche Armee hatte entgehen laſſen, deren Anſchluß an die polniſche in den erſten Tagen des Dezember möglich geweſen wäre, wenn man dazu gethan hätte. Graf Diebitſch ſeinerſeits hatte ſich jetzt ſchon dieſer litthauiſchen Armee verſichert, indem er ſie durch eine noch zweimal größere Armee aus dem Innern Rußlands verſtärkt hatte. Trotz der großen Entfernungen hatte er in brennendem Dienſteifer für ſeinen Kaiſer bis zum Februar ſchon 114,000 Mann bei Bialyſtok und Grodno, hart an der polniſchen Grenze zuſammengebracht mit 336 Kanonen, und rückte ſchon am 5. Februar über die Grenze. Dem Kaiſer lag alles daran, die Revolution ſchnell zu unterdrücken, weil ſie ſeinen politiſchen Einfluß auf das weſtliche Europa lähmte. Da nun Polen im Frühjahr in Folge des Thauwetters wochenlang in einen Sumpf verwandelt zu werden pflegt, eilte Diebitſch, noch vor dieſer Periode den hart gefrornen Boden zu benützen und vertheilte ſeine Corps dergeſtalt, daß ſie ſich von der Oſtgrenze Polens aus alle concentriſch gegen Warſchau bewegen mußten.

Die Polen blieben in und bei Warſchau zuſammen, um hier den Feind zu erwarten; nachdem ſie es verſäumt hatten, früher ſchon in Litthauen Poſto zu faſſen, waren ſie auch nicht ſtark genug, um der feindlichen Uebermacht bis an die Grenzen entgegenzuziehen. Aber ſie verfehlten nicht, die Theilung des Feindes zu benützen und über einzelne Corps deſſelben herzufallen. Auf dem linken Flügel der ruſſiſchen Armee im Süden zogen die Generale Geismar und Kreutz voran und überſchwemmten mit ihrer fliegenden Reiterei das Land bis Zamosk. Da ſie ſich aber allein zu weit vorwagten, benützte dieß der polniſche General Dwernicki, ein Sechziger von kleiner Geſtalt, aber großem Muthe, und überfiel den General Geismar am 14. Februar bei Stoczek. Das berühmte Lied: „Polen iſt noch nicht verloren," laut ſingend, ſtürzten die Polen wüthend in den Feind, tödteten ihm 300 Mann und nahmen ihm 8 Kanonen ab. Auf dem äußerſten rechten Flügel der Ruſſen wurde General Roſen am 17. Februar bei Dobre durch ein anderes kleines pol-

niſches Corps unter Skrzynecki lange aufgehalten und verlor viele Leute. Hier war es beſonders das vierte polniſche Infanterieregiment, was alle Angriffe der Ruſſen zurückſchlug. Es fielen noch andere kleine jedoch unbedeutende Gefechte vor, die alle nicht hinderten, daß Diebitſch ſeinen Zweck erreichte und ſeine Corps vor Warſchau vereinigte.

Um nach Warſchau ſelbſt zu gelangen, mußten die Ruſſen erſt über die Weichſel gehen und Praga, die Vorſtadt von Warſchau, welche von der Stadt durch die Weichſel getrennt wird, erobern. Aber vor Praga, in der Gegend von Grochow, ſtanden die Polen in guter Aufſtellung. Da Radziwil nicht fähig war, die Polen zum Siege zu führen, übernahm Chlopicki, wenn auch nur als ſein Adjutant, den Oberbefehl. Der Anblick des nahen Feindes, die Noth des Vaterlandes und die Erinnerung der Schlachtfelder gab ihm den Muth wieder, den ihm des Kaiſers Brief genommen hatte. Am 19. Februar begann nun die blutige Schlacht bei Wawer, welche zwei Tage lang dauerte. Der polniſche General Zymirski, der eben erſt bei Kaluszye die ruſſiſche Avantgarde überfallen und viele Gefangene gemacht hatte, zog ſich vor dem Gros der ruſſiſchen Armee zu langſam zurück und wurde eingeholt. Ein andrer Heertheil der Polen unter General Szembek unterſtützte ihn und bald geriethen beide Hauptarmeen zuſammen. Die Schlacht ſtand, bald aber neigte ſich der Abend und die Ruſſen zogen ſich in die dort befindlichen großen Wälder zurück, um erſt am andern Morgen, den 20., wieder hervorzubrechen. Allein obgleich Diebitſch 200 Kanonen ununterbrochen donnern ließ, konnte doch das Roſen'ſche Corps, welches er dazu befehligt, den Schlüſſel der Stellung, ein Erlenwäldchen zwiſchen Wawer und Grochow, welches das vierte Regiment vertheidigte, nicht erſtürmen. Mehrere ruſſiſche Regimenter wurden hier faſt ganz aufgerieben.

Diebitſch zog ſich nun wieder zurück und wollte das ſeine Reſerve bildende Armeekorps von Schachowskoi abwarten, bevor er einen neuen Schlag führte. Durch dieſes ſein Zaudern wurde der Muth

der Polen nicht wenig erhöht. Zugleich hatte Dwernicki am 20. das abgeſonderte Corps von Kreutz bei Kaſſcenize geſchlagen und war der aus der preußiſchen Feſtung Glogau entflohene polniſche General Uminski in Warſchau angekommen, um zu helfen. Diebitſch gab dem Corps Schachowskois eine ſolche Richtung, daß es die Polen im Rücken faſſen und von Praga abſchneiden ſollte. Aber Chlopicki ſchickte demſelben die Generale Malachowski und Jankowski entgegen, die am 24. mit ihm zuſammenſtießen und am folgenden Tage bei Bialolenka noch von Krukowiecki unterſtützt wurden, ſo daß ſie den urſprünglichen Plan des ruſſiſchen Feldherrn vereitelten und denſelben nöthigten, einen Schlag zu thun, nur um dem hart gedrängten Schachowskoi Luft zu machen.

Diebitſch erneuerte demnach am 25. den frühern Angriff bei Wawer und begann die blutige Schlacht, die man zum Unterſchied von jener die bei Grochow nennt. Allein auch diesmal hielten ihn die Polen in dem berühmten Erlenwäldchen auf. Zwar fiel der tapfere Zymirski, aber Skryneckl erſetzte ihn und Chlopicki feuerte die Polen zur muthigen Ausdauer an. Nur Lubienski an der Spitze der polniſchen Reiterei folgte wie Krutzowiecki ſeinem eigenen Willen, wie denn die Eiferſucht und der Eigenſinn der Generale in dieſem Kriege eine große Rolle ſpielte. Er gehorchte nicht, als Chlopicki ihm befahl, die ruſſiſche ſchwere Reiterei anzugreifen, die ſich in einer ungeheuern Maſſe heranwälzte, während auch Schachowskoi eben angelangt war, Krukowiecki aber nicht. Nun erlagen die Polen der Uebermacht; Chlopicki wurde durch eine Kanonenkugel, die ihm das Pferd unter dem Leibe tödtete, an beiden Beinen verwundet. Das Wäldchen wurde von den Ruſſen genommen, deren Küraſſiere unter Meyendorf und Kablukow bis an die Thore von Praga kamen. Nun aber zündeten die Polen Praga an allen Ecken an, um den Ruſſen das Eindringen zu erſchweren und die Küraſſiere, durch eine auf den Rath Prondzinskis (des geſchickteſten unter den polniſchen Ingenieuren) geſchickt angebrachte Batterie congreviſcher Raketen zerſchmettert und von Skryneckis tapferm Fußvolk in der

Flanke angegriffen, wichen zurück. Endlich kam auch noch Krukowiecki an und die Polen zogen ſich ihrerſeits in das brennende Praga zurück. Die Ruſſen ſelbſt berechneten ihren Verluſt zu 8000 Mann.

In derſelben Nacht, in der Praga in Flammen ſtand und die Verwundeten geſammelt und nach Warſchau gebracht wurden, änderte ſich das vorher trockene Wetter. Ein Thauwind ſtrich über die Ebene und bald zerbrach das Eis der Weichſel und wurde die ganze Gegend von Schnee- und Regenſchauern in Koth, das berühmte fünfte Element Polens, aufgelöſt. Da nun Diebitſch einen neuen Angriff auf Warſchau nicht mehr machen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als während der naſſen Zeit ſtehen zu bleiben, wo er war, und abermals Verſtärkungen, namentlich die 40,000 Mann ſtarke ruſſiſche Garde abzuwarten, die ihm Großfürſt Michael zuführen ſollte. Er litt aber Mangel an Lebensmitteln und in ſeinem Lager brachen Krankheiten aus, weshalb er ſeine Truppen ſo weit thunlich auf die Dörfer zerſtreuen mußte. Aber auch die Polen blieben in dieſer Zeit unthätig, nicht blos, weil die ſchlechten Wege ihnen keine raſchen Operationen geſtatteten, ſondern auch, weil ſie aufs neue unterhandeln wollten. Sie hofften, nachdem der Kaiſer erkannt, wie ſchwer es ſey, ſie zu beſiegen, werde er zur Nachgiebigkeit geneigter ſeyn und die Weſtmächte würden für ſie interveniren. Skrzynecki, der verdientermaßen an Radziwils Stelle Obergeneral wurde, ſchrieb deshalb an Diebitſch und ließ auch mündlich mit ihm durch den Grafen Mycielski Beſprechungen pflegen. Diebitſch ging ſehr gern darauf ein, denn ſo lange die Polen mit ihm unterhandelten, war er vor ihren Angriffen ſicher und er verſtand es ſie hinzuhalten, indem er ihnen ſagte, wenn ſie nur erſt den Thronerledigungsbeſchluß zurückgenommen hätten, würde der Kaiſer ſich vielleicht billig finden laſſen.

Der unermüdliche Dwernicki konnte nicht unthätig bleiben und überfiel einen Theil des von Kreutz befehligten ruſſiſchen Corps unter dem Herzog Adam von Württemberg am 26. Februar in

Pulawy, einem ſchönen Schloſſe der alten Fürſtin Czartoryska, der Großmutter Adams (ſein Vater Louis, Oheim des Königs von Württemberg, hatte ihre Tochter geheirathet). General Kreutz nahm Pulawy wieder, aber Dwernicki ſchlug ihn am 1. März abermals hinaus, wobei ihm die Einwohner und die Dienerſchaft des Schloſſes ſelbſt Vorſchub leiſteten. Indem er die Ruſſen verfolgte, wurde aber Pulawy hinter ſeinem Rücken von Adam noch einmal eingenommen und geplündert, die Bibliothek ſeiner Großmutter als Brennmaterial benutzt, die Möbeln, der prächtige Garten zerſtört, die Bewohner grauſam gezüchtigt. Dieſes Verfahren des Enkels, der damit nur vor den Augen des Kaiſers ſeinen Polenhaß zur Schau tragen wollte, erregte allgemeine Mißbilligung.

Erſt Ende März traf Diebitſch ernſte Anſtalten, oberhalb Warſchau bei Tyrczyn einen Weichſelübergang zu verſuchen, während er Geismar und Roſen Praga gegenüber ſtehen ließ, um ſeine Bewegung zu maskiren. Aber die Polen merkten es und Skrzynecki ſelbſt zog am 31. März plötzlich von Warſchau aus, überfiel Geismar bei Wawer, ſchlug ihn gänzlich und eben ſo das größere Corps von Roſen, auf das ſich Geismar zurückgezogen, bei Dembe-Wilkie. Die Ruſſen verloren 5—6000 Mann nach ihrem eigenen, 11000 nach polniſchem Bericht, dazu 9 Kanonen und eine große Menge Proviant- und Munitionswagen, die im Koth ſtecken blieben. Auf dieſe Nachricht hin unterließ Diebitſch den Uebergangsverſuch und kehrte ſich gegen Skrzynecki um, der ſeinerſeits ihn aufſuchte. Man manövrirte aber nur, ohne eine Hauptſchlacht zu wagen. Bei dieſem Anlaß gerieth Prondzynski, indem er das Roſen'ſche Corps vollends vernichten wollte, am 10. April bei Iganie zwiſchen überlegene ruſſiſche Streitkräfte, rettete ſich aber durch einen genialen Zug und erfocht noch einen Sieg am Damme von Jagodna, wobei die Ruſſen 3500 Mann verloren. Unterdeß hatte auch Uminski auf dem linken Flügel einen Sieg bei Wengrow erfochten, der den Ruſſen an 1000 Mann koſtete (14. April).

Der Jubel war groß in Warſchau, aber die Einſichtsvollen

erkannten, daß mit all dieſen Siegen nichts gewonnen ſey, da die ruſſiſche Hauptarmee immer noch vor Warſchau ſtehe, ſich nicht wegdrücken laſſe und trotz ihrer Verluſte ſtets wieder ergänzt werde, wogegen die Polen ſich im Siegen ſelbſt erſchöpften. Prondzynski war wüthend über Skrzynecki, weil dieſer ihn bei Iganie nicht unterſtützt hatte. Krukowiecki wurde von Neid gegen Skrzynecki verzehrt und verdächtigte ihn bei der Jugend und in den Clubs als einen Ariſtokraten. Der Reichstag theilte ſich ungeſchickterweiſe gerade damals in eine ariſtokratiſche und demokratiſche Partei, indem die letztere eine Emancipation des Bauernſtandes verlangt hatte. Eine ſolche war allerdings geeignet, die Sympathien der leibeigenen Bauern in den altpolniſchen Provinzen zu gewinnen und den Aufſtand in Lithauen und Volhynien zu beleben, aber die Maßregel wurde viel zu ſpät in Anregung gebracht, während der Feind ſchon vor den Thoren war. Ueberdieß waren die reichen Grundbeſitzer dagegen, und wußten die Entſcheidung über die große Frage klüglich zu verſchieben.

Das Vertrauen in Skrzynecki war trotz ſeiner Siege erſchüttert, weil er den Sieg nicht benutzt hatte und wieder in Unthätigkeit verſank. Er hoffte auf Intervention, insbeſondere auf die von Frankreich, vielleicht auch auf Umſtimmung des Kaiſer Nicolaus ſelbſt nach ſo vielen Niederlagen ſeines Feldherrn. Später hat Lafayette in der franzöſiſchen Deputirtenkammer ein Schreiben vorgelegt, woraus erhellte, Ludwig Philipp habe den polniſchen Feldherrn erſuchen laſſen, nur noch zwei Monate zu warten und keinen großen Schlag auszuführen, weil bis dahin die Intervention erfolgt ſeyn werde.

Mittlerweile brach die lang verſäumte Inſurrection in Lithauen im Rücken von Diebitſch aus, denn jetzt erſt, nachdem die Ruſſen ſo oft geſchlagen worden waren, bekamen die Verſchworenen Muth. Aber obgleich in faſt allen Theilen des Landes Edelleute und Bauern aufſtanden, waren ſie doch ſchlecht bewaffnet und konnten die von 3—4000 Ruſſen beſetzte Hauptſtadt Wilna nicht einnehmen. Auch

fehlte es an einem militäriſchen Haupt, was wenigſtens die vielbeſprochene Amazone, Gräfin Emilie Plater, nicht erſetzte.*) Thatſache iſt, daß der in Wilna kommandirende ruſſiſche General Chrapowicki nur 500 Koſacken auszuſchicken brauchte, um die Inſurgenten bei Oszmiana in die Flucht zu ſchlagen (14. April). Ein Verſuch Zaluskis, mit einer Menge Inſurgenten Wilna zu umringen, ſcheiterte ebenfalls, indem ſich die letztern am 4. Mai bei Przistowiany ſchlagen ließen. Einige hundert Studenten von Wilna vereinigten ſich ſpäter mit dem Bauernanführer Matuſſewicz, einem Ungeheuer, in dem der natürliche Volksinſtinkt in der rückſichtsloſeſten Wuth gegen die Juden (die moraliſchen Henker des ſlaviſchen Volkes) ausbrach, ſo daß er alle, die er fieng, ſpießen oder ſchinden ließ. Aber auch dieſe Studenten wurden am 30. Mai im Walde von Wasztortan verſprengt. Nur in dem ungeheuern großen Urwald von Biolavieza, der Heimath der Auerochſen, hielten ſich noch Inſurgenten.

Wie wenig Nachdruck nun aber auch dieſe Inſurrection hatte und wie unthätig die polniſche Hauptarmee blieb, ſo kam doch Diebitſch in eine immer kritiſchere Lage, denn die empörten Bauern nahmen ihm wenigſtens ſeine Zufuhren weg und in die Proviantirung ſeiner Armee riß die größte Unordnung ein, während die naſſe Jahreszeit, die Entbehrungen und Strapazen tödtliche Nervenfieber in ſeinem Lager erzeugten, wozu endlich noch die Cholera kam, die ſeine Regimenter maſſenhaft lichtete.

Um nun auch in Volhynien und Podolien, wo alles ſchon vorbereitet war, den großen Aufſtand zu ermöglichen und auch von dieſer Seite her dem ruſſiſchen Feldmarſchall in den Rücken zu kom-

*) Sie opferte alles auf und ſtarb in Folge unerhörter Strapazen „am gebrochenen Herzen“. Die an Rußland verkaufte deutſche Preſſe beging die unglaubliche Niederträchtigkeit, von ihr zu ſchreiben, ſie ſey in Folge einer unehelichen Schwängerung geſtorben. Auch noch v. Schmitt nahm dieſe falſche Nachricht in ſein großes Werk auf, widerrief ſie aber ehrlich in einem ſpätern Bande.

men, ſollte Dwernicki von Zamosk aus und durch Sierawski unterſtützt, einen kühnen Zug wagen. Allein auf ihren Wegen ſtand nicht nur das wieder verſtärkte Corps von Kreutz, ſondern auch das ſtarke Corps des General Rüdiger, und noch tiefer in Podolien das Corps von Roth. Sierawski wurde ſchon am 18. April bei Wronow von Kreutz geſchlagen und rettete nur ſeine Kanonen und Reiterei, das Fußvolk fiel nach der tapferſten Gegenwehr; Malachowski, ſchon umringt, ergriff eine Senſe, ſtürzte ſich an der Spitze ſeiner Treuen in den Feind und fand den Heldentod. Dwernicki kam nach Volhynien, aber nur wenige Inſurgenten geſellten ſich zu ihm, weil alle ſeit Sierawskis Niederlage und Rüdigers Nähe von Furcht gelähmt waren. Zu ſchwach, um es mit dem weit überlegenen Rüdiger aufzunehmen und ſchon nicht mehr im Stande, ungehindert zurückzukehren, hielt ſich Dwernicki an der galiziſchen Grenze, entkam einem unglücklichen Gefecht bei Boromel noch mit Noth, konnte aber zuletzt den ihm nacheilenden und ihn von allen Seiten umgarnenden Rüdiger nicht mehr entrinnen und entſchloß ſich am 2. Mai bei Chlenanowka über die öſterreichiſche Grenze zu gehen, wo ſein Corps auf Befehl des k. k. Gouverneurs von Lemberg, Baron Stutterheim, entwaffnet wurde. Die wenigen zerſtreuten Inſurrectionen, die gleichwohl an verſchiedenen Orten in Podolien ausgebrochen waren, wurden durch General Roth ſchnell erſtickt. Der bedeutendſte Inſurgentenchef war hier Wenzel Rzewuski.

Drei Tage nach der Waffenſtreckung des Dwernicki'ſchen Corps ließ ſich der Reichstag in Warſchau noch durch den Volhynier Godebski hinreißen, die Einverleibung der altpolniſchen Provinzen mit dem Königreich Polen zu decretiren, am 5. Mai.

Die Hauptarmeen blieben unthätig, ein paar Recognoscirungen abgerechnet. Erſt am 12. Mai ließ ſich Skrzynecki bewegen, in der Nacht mit ſeinem ganzen Heere auszumarſchiren, um die immer noch von Diebitſch entfernt ſtehenden ruſſiſchen Garden unter dem Großfürſten Michael zu überfallen. Der Plan war von Prond-

zynski trefflich angelegt, wurde aber von Skrzynecki nicht eben ſo gut ausgeführt. Die Garden zogen ſich vor der Uebermacht zurück und Skrzynecki ließ ihnen dazu Zeit, aller Beſchwörungen Prondzynskis und Roman Soltyks ungeachtet immer im dringenden Augenblicke wieder zaudernd. Endlich theilte er ſeine Armee und ließ einen kleineren Theil derſelben unter General Gielgud den Garden folgen, während er mit dem größeren Theil umkehrte und eben eine Stellung bei Oſtrolenka eingenommen hatte, als Diebitſch mit ſeiner ganzen Macht auch dahin kam, in der Abſicht, den bedrohten Garden zu helfen. Nun hätte der polniſche Feldherr alles thun müſſen, eine Schlacht mit ungleichen Kräften zu vermeiden, allein er ließ ſich angreifen, am 26. Mai. Gleich im erſten Anprall bemächtigten ſich die Ruſſen der Brücke über die Narew und ſchnitten das berühmte vierte Regiment der Polen ab, das ſich zwar heldenmüthig über die brennende Brücke wieder durchſchlug, aber größtentheils fiel. Von dieſem Augenblick an ſetzte Skrzynecki die beſten Kräfte ſeines Heeres dran, um die Brücke zu halten und die Ruſſen am Uebergange zu hindern, was ganz überflüſſig war, weil er ohnedies Zeit genug gehabt hätte, um ſich nach Warſchau zurückzuziehen. „Alle vor, alle vor!“ ſchrie Skrzynecki und opferte das edelſte polniſche Blut in einem unnützen Kampfe. Am Ende mußte er ſich doch zurückziehen. Diebitſch verfolgte ihn nicht, zufrieden, ſeine Verbindung mit der Garde herſtellen und Zufuhren für die ſehr nothleidende Armee herbeitreiben zu können.

Inzwiſchen aber kam Graf Orlow im ruſſiſchen Hauptquartier zu Pultusk an, der Günſtling des Kaiſer Nicolaus, den dieſer immer zu den wichtigſten und geheimſten Aufträgen verwendete, und wenige Tage nachher, am 10. Juni, ſtarb Diebitſch plötzlich an der Cholera. Vier Wochen ſpäter ſtarb auch Großfürſt Conſtantin an derſelben Krankheit zu Minsk, am 18. Juli, und bald darauf auch ſeine Gemahlin, die Fürſtin von Lowicz. Man erinnerte ſich nun, daß Orlows Nähe in einem eben ſo verhängnißvollen Zuſammenhang geſtanden habe mit dem Tode des Kaiſer Alexander

und ſeiner ihm raſch nachgeſtorbenen Gemahlin und wälzte den ſchwärzeſten Verdacht auf ihn. Aber mit Recht hat man entgegnet, wozu ſolche Morde, da Diebitſch nur einfach hätte abgeſetzt werden dürfen und Conſtantin ganz ungefährlich war? Gewiß iſt nur, daß Kaiſer Nicolaus mit der bisherigen Kriegführung unzufrieden *) war, daß Diebitſch ſchon ſo gut wie abgeſetzt, ſein Nachfolger Graf Paskiewitſch ſchon am 26. Mai, vom Kaiſer deshalb berufen, in St. Petersburg eingetroffen war und daß ein ruſſiſcher Staatsrath in Berlin aufs eifrigſte unterhandelte, um Zufuhren und Material aller Art von Preußen zu erhalten. Sehr wahrſcheinlich wurden damals auch mit Oeſterreich lebhafte Unterhandlungen gepflogen. Von polniſcher Seite wurde Oeſterreich eben ſo dringend angegangen, ſich für Polen zu erklären. Die Ungarn machten eine Demonſtration und forderten im Juni ihren Kaiſer in einer großen von 22 Comitaten unterzeichneten Adreſſe auf, den Polen zu helfen. In dieſer Adreſſe wurde hervorgehoben, daß ohne die Polen Wien und ganz Oeſterreich türkiſch geworden wären, daß die Ruſſen aber jetzt Oeſterreich und ganz Europa noch gefährlicher ſeyen, als es damals die Türken geweſen. Auf die „von Norden her allen übrigen Nachbarn drohende Gefahr" wurde der ſtärkſte Accent gelegt. Die Adreſſe blieb unbeantwortet, aber es ging das Gerücht, als ſeyen dennoch geheime Unterhandlungen mit Polen gepflogen worden. Man glaubte, Metternich habe den Polen zugeſagt und ihnen ſogar die Abtretung von Galizien in Ausſicht geſtellt, *wenn* ſie zum König des wiederhergeſtellten alten Königreichs Polen einen Erzherzog wählen wollten und wenn England und Frankreich den erſten Antrag darauf ſtellten. In St. Petersburg ging die Sage, Kaiſer Ni-

*) v. Schmitt in ſeiner für Rußland allzu parteiiſchen Geſchichte des Krieges geht auf der andern Seite zu weit, wenn er Theil II. S. 349 meint, Kaiſer Nicolaus habe den Grafen Orlow „aus beſonderem Zartgefühl" an Diebitſch geſchickt, um ihm ſeine Beſorgniſſe auf delicate Art durch den perſönlichen Freund ausdrücken zu laſſen. So delicat iſt man in Rußland nicht, wenn die Krone auf dem Spiele ſteht.

colaus habe damals das ſeit Alexanders Tode abgebrochene Verhältniß zum Fürſten Metternich (vergl. oben S. 28) wieder nachgeſucht, ſich vor dieſem Staatsmann gedemüthigt und ihm ſämmtliche Rückſtände der ſeit 1825 nicht mehr bezahlten Summen zugeſtellt, wodurch es ihm gelungen ſey, ſich nicht nur damals Oeſterreichs Neutralität zu erkaufen, ſondern auch in ſeiner orientaliſchen Politik von dieſer Seite her nicht mehr behindert zu werden.

Unterdeß hatte ſich Gielgud gegen Litthauen gewendet; ihm voran zog Chlapowski, hinter ihm folgte Dembinski. Sie wären ſtark genug geweſen, ſich Wilna's zu bemeiſtern, aber Gielgud ließ ſich bei Szawle am 26. Juni von nur wenigen Ruſſen unter Dellingshauſen ſchlagen. Chlapowski vereinigte ſich im Bialawiezer Walde mit dem Reſt der Inſurgenten, gab aber alle Hoffnung auf, als er ihre geringe Zahl und Unfähigkeit erkannte. Von dieſem Augenblick an ſoll er den Entſchluß gefaßt haben, ſich auf preußiſches Gebiet zu retten, wie Dwernicki, und Gielgud in dieſen Plan hineingezogen haben. In einem Kriegsrath zu Kurſzany am 9. Juli wurde beſchloſſen, die kleine polniſche Armee wieder zu theilen, weil ſie beiſammen, zumal da ihnen die Ruſſen einen Transport von 1000 Wagen genommen hatten, nicht Subſiſtenzmittel genug aufbringen könnten. Chlapowski's Abſicht aber ſoll nur geweſen ſeyn, Dembinski los zu werden. Nach der Trennung führte Gielgud immer noch 14,000 Mann, ließ ſich aber gefliſſentlich von dem kleinen ruſſiſchen Corps Dellinghauſens an die preußiſche Grenze treiben. Jetzt erſt begriffen die polniſchen Soldaten den Verrath und einer ihrer Offiziere, Skalski, ſchoß den nichtswürdigen Gielgud vor der Fronte mit einer Piſtole nieder. Chlapowski entwiſchte. General Roland verſuchte ſich noch mit einem Theil der Polen durchzuſchlagen, erlitt aber durch das neu hinzugekommene ruſſiſche Corps von Kreutz eine Schlappe und ſah ſich gezwungen, die preußiſche Grenze zu überſchreiten, bei Degui am 15. Juli. Sie wurden hier, wie in Oeſterreich, entwaffnet. Von Dembinski hörte man lange nichts mehr, er war verſchwunden.

Auf der andern Seite unternahm Jankowski einen Zug gegen Rüdiger, der ihm geſchickt auswich, und mußte umkehren, als Graf Toll, der interimiſtiſch die Stelle von Diebitſch verſah, eine drohende Bewegung machte. Skrzynecki hatte den Kopf ganz verloren. Die Weiſung, die er durch Sebaſtiani, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Paris erhalten hatte, er ſolle noch zwei Monate warten, hatte ihn gelähmt. Ehe Paskiewitſch im ruſſiſchen Hauptquartier ankam und ſelbſt noch nachher, als er endlich anlangte, konnte von den Polen viel ausgeführt werden, was alles verſäumt wurde, weil Skrzynecki nicht wollte. Paskiewitſch verfolgte den Plan, weit unterhalb Warſchau über die Weichſel zu gehen und dieſe Hauptſtadt im Rücken zu faſſen. Mit der preußiſchen Regierung war ſchon Verabredung getroffen. Paskiewitſch erhielt von derſelben Zufuhren aller Art, namentlich auch den erforderlichen Brückenapparat; die Feſtung Thorn war ihm deßfalls ſo gut wie zur Dispoſition geſtellt. Aber um an dieſe Uebergangsſtelle bei Plocz zu gelangen, brauchte Paskiewitſch von Pultusk aus einen weiten Flankenmarſch neben Warſchau vorbei und konnte hier von den Polen gefährlich beunruhigt werden. Allein wie ſehr man in Skrzynecki drang, er ließ das ruſſiſche Hauptheer ungehindert den Marſch von Pultusk aus antreten, 4. Juli. Eben ſo wenig wurden die Ruſſen am Uebergang über die Weichſel verhindert. Es war faſt unnöthig, daß Paskiewitſch einen Scheinübergang bei Plocz anordnete, um den wahren bei Oſiek zu maskiren. Niemand leiſtete ihm Widerſtand. Der Uebergang war am 21. Juli vollendet. Unterdeß hielt der ruſſiſche General Golowin, der Warſchau bedrohte, einen Angriff der Polen unter Chrzanowski aus, am 2. Juli.

Immer noch waren die Polen ſtark genug, der ruſſiſchen Hauptarmee auf dem linken Weichſelufer eine Schlacht zu liefern, oder die auf dem rechten Weichſelufer zurückgebliebenen kleineren ruſſiſchen Corps zu vernichten. Aber es wurde gar kein Plan gefaßt und wenn einmal ein Corps vorgeſchoben wurde, ſo geſchah es mit halbem Willen und ohne Erfolg. Paskiewitſch ſelbſt übereilte ſich

nicht, gegen Warſchau vorzurücken. Wie es ſcheint, wollte er die Polen durch Zuwarten nur immer uneiniger werden, nur immer mehr in Verwirrung kommen laſſen, während er zugleich den Verſtärkungen entgegenſah, die immerwährend aus dem innern Rußland heranzogen und ihn mit jedem Tage mehr des Sieges vergewiſſerten.

Am 3. Auguſt kam plötzlich Dembinski mit einem Haufen ſonnverbrannter Krieger in Warſchau an. Dieſer Held hatte ſich auf weiten Umwegen durch die Ruſſen hindurchgeſchlagen. Bei ſeiner Trennung von Gielgud hatte er noch 3600 Mann mit 6 Kanonen, die er in einem großen Bogen um Wilna herum über die Flüſſe Muszа, Wilia, Niemen, Szczara und durch den Bialawiezer Wald glücklich zurückführte, obgleich durch die Ruſſen verfolgt oder erwartet, durch Gefechte, Flüſſe, Sümpfe und Wälder getrennt. Er hat dieſen außerordentlichen Zug, der ihm die höchſte Ehre erwarb, ſelbſt beſchrieben. Sein Wiedererſcheinen in Warſchau belebte alle Hoffnungen. Der Ingrimm gegen Skrzynecki brach aus. Die gemäßigte, conſtitutionelle Partei der Niemojowski am Reichstage hielt diesmal mit der exaltirten Partei Lelewels zuſammen gegen die diplomatiſche Partei und am 10. Auguſt wurde Skrzynecki abgeſetzt und der Oberbefehl Dembinski übergeben. Allein damit war nichts gebeſſert, denn Dembinski mißtraute der gegenwärtigen Lage der Dinge, ſah mit Entſetzen die Uneinigkeit der Parteien und wollte das Commando gar nicht annehmen. Nun wurde Prondzynski zum Oberbefehl berufen, aber auch er fand keine Autorität mehr.

Die exaltirte, ſ. g. demokratiſche Partei, die ſich von Anfang an um Lelewel geſchaart und einen patriotiſchen Club eröffnet hatte, ſah das Verderben herannahen und ſchrieb es mit Recht den diplomatiſchen Zögerungen und Vertröſtungen, mit Unrecht dem Verrathe zu. Schon Chlopicki hatte von Unterhandlungen mehr gehofft als vom Schwerte und war doch kein Verräther, eben ſo wenig Skrzynecki. Aber der Volkshaß ſuchte Verrath und glaubte ihn bei Jankowski zu finden, obgleich nichts auf ihn bewieſen werden konnte. Schon Skrzynecki hatte dieſen unglücklichen General auf eine

ziemlich vage Denunciation hin verhaften laſſen und mit ihm den General Hurtig, einen ehemaligen Günſtling des Großfürſten Conſtantin, ſo wie noch mehrere andere, die im Verdacht ſtanden, den Ruſſen geheime Nachrichten aus Warſchau mitgetheilt, ja das Complott einer Contrerevolution mit Hülfe der heimlich zu bewaffnenden ruſſiſchen Gefangenen in Warſchau angezettelt zu haben. Jetzt verlangte die Volkswuth ein Opfer, und Jankowski mit ſeinen Unglücksgefährten wurde dazu auserſehen. Die geheime Triebfeder dabei war General Krukowiecki, der einen großen Aufruhr herbeiführen wollte, um ſich ſelbſt zum Dictator ausrufen zu laſſen, denn er verging vor Neid und Ehrgeiz.

Am 15. Auguſt hielt der patriotiſche Club eine öffentliche Sitzung. Hier ſagte Pluzenski alles, was gegen die bisherigen Oberfeldherrn zu ſagen war, und Boski forderte auf, vor den Regierungspalaſt zu ziehen und die Hinrichtung der Verräther zu fordern. Eine ungeheure Volksmenge umringte den Palaſt. Fürſt Czartoryski empfing ſie mit Würde, aber als die Aufwiegler eine abſchlägige Antwort erhielten und auf die ordentlichen Gerichte hingewieſen wurden, rief Boski: „von dieſer Regierung iſt nichts mehr zu hoffen. Wohlan, ſo laßt uns die Schurken hängen!“ Und augenblicklich wurde das Gefängniß geſtürmt und die Generale Jankowski, Bukowski, Salacki und Hurtig, Oberſt Slupecki, der Kammerherr Fertſch und eine Ruſſin, Frau Bazanow, wurden in Stücke geriſſen, zuſammen an 30 Perſonen. Am folgenden Morgen ließ ſich Krukowiecki zum Gouverneur von Warſchau ausrufen und jagte die Regierung davon. Unter der Maske, als wolle er ſie freundſchaftlich warnen, ließ er Czartoryski und den anderen ſagen, wenn ſie nicht ſchleunigſt flöhen, würden ſie alle umgebracht werden. An dieſem Tage wurden noch zwei ſcheußliche Morde begangen, denn ein gefangener und ſchwer verwundeter ruſſiſcher Offizier, Kettler, wurde auf der Straße ermordet, und ein ehemaliger Schulaufſeher, der zugleich als ruſſiſcher Spion verrufen war, Kawecki, von kleinen Knaben aufgehenkt.

Der Feind vor den Thoren und ſolche Gräuel im Innern, wie ſollte Warſchau geholfen werden? Prondzynski glaubte in der Noth Krukowiecki anerkennen zu müſſen, nur um Einheit in die Vertheidigung zu bringen. Dembinski dagegen, Skrzynecki und die vertriebene diplomatiſche Partei nahmen ihren Stützpunkt außerhalb Warſchau in der polniſchen Armee. In dieſen Tagen (17. Auguſt) ließ ſich Zamoyski auf dem Wege nach Kaliſch bei einer Recognoscirung von den Ruſſen überfallen und verlor über 1000 Mann. Damals ging auch Rüdiger, den Rozycki mit 8000 Mann vergebens aufzuhalten ſuchte, bei Janowiec über die Weichſel, oberhalb Warſchau, und Paskiewitſch zog das Netz zuſammen, während in Warſchau und im Lager der Polen die wildeſte Verwirrung und Rathloſigkeit herrſchte. Da die polniſche Armee immer noch 70,000 Mann zählte und Paskiewitſch damals nur noch ungefähr eben ſo ſtark war, hätten die Polen, wenn ſie einig und entſchloſſen geweſen wären, auch jetzt noch den ruſſiſchen Feldmarſchall, ehe er ſich mit Rüdiger, der von Süden kam, und mit Kreutz, der ihm 20,000 Mann aus Litthauen zuführte, vereinigen konnte, in einer offenen Schlacht überwinden können. So meinte Krukowiecki, aber der Kriegsrath wagte es nicht. Dembinski wollte die Hauptarmee nach Litthauen führen und die altpolniſchen Provinzen inſurgiren, während Warſchau ſich bis zur Herbſtnäſſe halten könnte und die Ruſſen dann im polniſchen Koth erſticken und Mangel an Lebensmitteln leiden würden. Aber auch das hielt man, ſeit Dwernickis und Gielguds Mißgeſchick nicht mehr für ausführbar. Prondzynski rieth zu einer kühnen Offenſive gegen die einzelnen ruſſiſchen Corps auf dem rechten, und zur ſtarken Defenſive auf dem linken Weichſelufer zugleich. Das ungefähr wurde nun wirklich ausgeführt, aber nicht recht.

Am 21. Auguſt wurde Ramorino, ein aus Frankreich gekommener Abentheurer, mit 20,000 Mann entſendet, um die Corps von Golowin und Roſen, die immer noch Warſchau beobachteten, zu vernichten; aber er ließ Roſen entwiſchen und folgte ihm zu weit, ſo daß er nicht mehr Warſchau zu Hülfe kommen konnte, wenn dieſes

angegriffen wurde. Auch hatte ſich Czartoryski und die Häupter der diplomatiſchen Partei unter ſeinen Schutz begeben und wagten ſich nicht mehr nach Warſchau zurück. Dieſer Ballaſt erſchwerte ſeine Bewegungen und mißleitete ſeine Entſchlüſſe.

In Warſchau befanden ſich noch ungefähr 37,000 Mann, aber die Befeſtigungen ließen viel zu wünſchen übrig. Da Paskiewitſch die Stadt nicht auf der ſchwer zugänglichen Seite von Praga, ſondern vom offenen Lande her angriff, hätte man ihm mehr Terrainhinderniſſe vorlegen ſollen; aber die doppelte Umwallung der Stadt war für eine große Armee kein ernſtes Hinderniß und die allein beſſer angelegte Schanze von Wola wurde wenigſtens von den ruſſiſchen und preußiſchen Militärs als ungenügend angeſehen. Nachdem Paskiewitſch lange genug gewartet hatte und endlich General Kreutz am 27. Auguſt mit den Verſtärkungen zu ihm geſtoßen war, rückte er näher an Warſchau heran und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Wirklich wurde nun Prondzynski hinausgeſchickt, um mit dem ruſſiſchen General Dannenberg zu unterhandeln, was aber zu nichts führte, als daß der Ruſſe die arge Confuſion, die in der Stadt herrſchte, inne wurde. Am 5. September plötzlich ſtand die ganze ruſſiſche Armee in Schlachtordnung vor den Mauern, eröffnete ein furchtbares Feuer und machte, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Polen, doch ſichtlich Fortſchritte. Unterdeß ſaß der Reichstag in Permanenz und konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Prondzynski, noch einmal ins ruſſiſche Lager entſendet, brachte nur wieder die Aufforderung zur Uebergabe zurück. Paskiewitſch wollte ſich durch die mündlichen und zweideutigen Vertröſtungen nicht hinhalten laſſen und verlangte eine ſchriftliche Urkunde der Unterwerfung, ehe er das Feuer einſtelle und den Kampf ruhen laſſe. Prondzynski hatte jede Möglichkeit des Sieges ſchon aufgegeben und ſuchte den Reichstag zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. Krukowiecki bediente ſich ſeiner, indem er eben ſo dachte, aber nicht der erſte ſeyn wollte, der zur Capitulation rieth. Als aber am folgenden Tage die Ruſſen nach

einem wüthenden Kampfe die Schanzen von Wola erſtürmt hatten, ließ Krukowiecki durch Prondzynski einen Waffenſtillſtand als Einleitung zur förmlichen Uebergabe unterhandeln und Prondzynski ſoll bei dieſem Anlaß voreilig geſagt haben, der Reichstag ſey einverſtanden. Er hoffte nämlich, der Reichstag werde unterdeß mürbe geworden ſeyn. Allein das Gegentheil hatte ſtatt gefunden. Die gemäßigte Partei der Niemojowski, Malachowski ꝛc. vereinte ſich in der höchſten Noth noch einmal mit der Partei Lelewel, um den Dictator Krukowiecki, dem man Verrath zutraute, abzuſetzen. Als nun der ruſſiſche General Berg in die Stadt kam, um mit dem Reichstage die Capitulation zu verhandeln, fand er Malachowski an der Spitze der Regierung, und wollte augenblicklich wieder umkehren. Aber der Muth des Reichstages war mit der letzten Kraftanſtrengung gebrochen. Nur Oſtrowski mahnte noch feurig zur Ausdauer, die Mehrheit wollte es nicht aufs äußerſte kommen laſſen und zog eine Capitulation, die den freien Abzug ſicherte, dem Sturm und Untergange vor.

Anſtatt alſo aus Warſchau ein zweites Saragoſſa zu machen, räumte man es dem Feinde, der übrigens ſchon die zweite innere Verſchanzung inne hatte und unfehlbar eingedrungen wäre. Man täuſchte ſich polniſcherſeits immer noch mit der Meinung, wenn ſich das ganze Heer ſammt Reichstag und Regierung unter die Kanonen von Modlin zurückzöge und mit Ramorino wieder vereinigte, werde man immer noch ſtark genug ſeyn, den Kampf fortſetzen zu können. Paskiewitſch aber bewilligte am 8. September gern in der Capitulation Warſchaus den freien Abzug des Heeres und der Behörden. Damit ſchonte er die Hauptſtadt, ſetzte ſich in den Beſitz aller ihrer Vorräthe und konnte überzeugt ſeyn, die ins freie Feld hinausgejagten, gänzlich decontenancirten und unter einander ſelbſt uneinigen, ſich mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufenden Polen würden nicht lange mehr beiſammenbleiben. In der That entſprach das Benehmen der Polen während der Belagerung ihrer Hauptſtadt durch Paskiewitſch den großen Erwartungen nicht,

die ihr früherer Heldenmuth erweckt hatte. Jeder guter Genius war von ihnen gewichen.

Während Paskiewitsch in Warschau einzog und dort alles auf den alten Fuß setzte, versammelte sich der ausgetriebene polnische Reichstag noch einmal in einem Kloster zu Zakroczym, am 11. September, und befahl Ramorino, schnell herbeizueilen. Dieser aber weigerte sich und wollte sich auf die Festung Zamosk stützen. Czartoryski, der sich bei ihm befand, verließ ihn nun und begab sich zu dem kleinen Corps von Rozycki nach Krakau, um so nahe als möglich an der Grenze zu bleiben und sich nach Frankreich retten zu können. Auf diese Nachrichten hin dankte Malachowski ab und Rybinski übernahm den Oberbefehl, aber nur, um mit Paskiewitsch weiter zu unterhandeln. Er verlangte, sich mit Ramorino und Rozycki bei Lublin vereinigen zu dürfen, wogegen er Modlin übergeben wolle. Paskiewitsch schien es anzunehmen, hielt ihn aber geflissentlich hin, um erst mit Ramarino fertig zu werden, hinter den er Rüdiger geschickt hatte. Ramarino bestand gegen diesen einige Gefechte, zog sich immer näher an die österreichische Grenze, hielt am 17. September einen Kriegsrath und setzte durch, daß man, unfähig sich noch länger wirksam vertheidigen zu können, über die Grenze gehe. Sein Corps, noch 11000 Mann stark, wurde bei Baruf an der Grenze entwaffnet. Nun konnte sich auch Rozycki in Krakau nicht länger halten und ging ebenfalls über die Grenze. Am 28. September zog Rüdiger in Krakau ein und ließ den Polen zum Hohn seine Musik „Polen ist noch nicht verloren" spielen.

Im Lager der polnischen Hauptarmee feuerten am 23. noch einmal Dembinski und Uminski den Muth der polnischen Soldaten an und wollten bei Plocz über die Weichsel setzen und die Russen in Warschau überfallen. Aber Rybinski wollte nicht. Man schrie über Verrath und zankte sich. Schon begannen die Landboten und was vom Civil geflüchtet war, der Grenze zuzueilen, um sich persönlich zu retten. Am 5. October erklärte Rybinski zu Rachow,

ein ferneres Kriegführen gegen die ruſſiſche Uebermacht wäre Thorheit; es bleibe nichts übrig, als ſich über die nahe preußiſche Grenze zu retten. Dieſer Uebergang erfolgte nun bei Straßburg, wo ſie vom preußiſchen Militär entwaffnet wurden. Man ſah die ſonnenverbrannten Krieger weinen, viele warfen ſich zum letztenmal auf die polniſche Erde, um ſie zu küſſen. Am rührendſten war der Abſchied „der letzten Zehn vom 4. Regiment", denn nur ſo viele waren von dieſer Heldenſchaar noch übrig. Die preußiſche Regierung gewährte 1400 Polen, meiſt Offizieren, Päſſe nach Frankreich und auch viele Gemeine kamen durch. Zuletzt blieben noch 6—7000 Mann an der Grenze und dieſe tapfern Männer ſollten an Rußland ausgeliefert werden. Sie wurden wirklich mit Gewalt dazu angehalten. Es gab furchtbare Scenen. Die Polen ließen lieber preußiſche Säbel unter ſich einhauen, als daß ſie wieder unter die ruſſiſche Knute zurückgekehrt wären. Am meiſten Aufſehen erregte die Scene zu Fiſchau, wo unter die widerſpenſtigen Polen geſchoſſen wurde. Am Ende aber trat Erbarmen ein und die unglücklichen Polen wurden theils im Lande verwendet, theils nach Frankreich entlaſſen. — Die nach Oeſterreich geflüchteten Polen von Rang und die Offiziere wurden ſämmtlich nach Frankreich befördert. Von Seiten der Gemeinen hörte man keine Klagen. Es hieß ſpäter, der Kaiſer von Rußland habe auf öſterreichiſche Verwendung alle amneſtirt. Die geflüchteten Offiziere wurden im weſtlichen Deutſchland von ſ. g. Polencomités verpflegt und ſehr gefeiert. In Frankreich erhielten ſie nur kärgliche Unterſtützung. Ludwig Philipp ſah ſie ungern kommen.

In Polen ſelbſt ſtellte Paskiewitſch, zum Fürſten von Warſchau und Statthalter ernannt, die ruſſiſche Gewalt vollſtändig her, nachdem auch Modlin und Zamosk ſich unterworfen hatten. Die vornehmen Polen, die auf Amneſtie hofften und durch ihr Dableiben ſich der Gnade des Kaiſers würdig zu machen hofften, Fürſt Radziwil, Krukowiecki, Prondzynski und viele andere wurden auf der Stelle „ins Innre des Reichs" geſchickt. Eine Amneſtie erfolgte

am 1. November, aber ſie enthielt ſo viele Ausnahmen, daß Niemand ſicher war. Wie konnte man auch nach einer ſo ſchrecklichen Revolution, in der ſich der glühendſte Haß gegen den Kaiſer Luft gemacht hatte, von eben dieſem Kaiſer eine weichliche Huld erwarten? Die Amneſtie war für Europa geſchrieben, nicht für die Polen. Der polniſche Aufſtand hatte Rußland ungeheure Opfer gekoſtet und was noch mehr war, die thönernen Füße des ehernen Rieſen enthüllt. Die kleine polniſche Armee hatte der Uebermacht Rußlands getrotzt und eine Zeit lang ſchien der Abfall von ganz Altpolen nicht unmöglich. Nicht blos der Ruhm, auch die Macht Rußlands war erſchüttert worden. Unter dieſen Umſtänden konnte der Sieger nicht verzeihen, er mußte dem militäriſchen Siege die politiſche, wo möglich auch die nationale und kirchliche Vernichtung folgen laſſen.

Die polniſche Revolution hat freilich nur ein Beiſpiel geliefert, „wie man eine Revolution nicht machen muß“; aber man darf ſie nicht allein aus dem Nützlichkeitsprincip beurtheilen. Sie war ein Naturſchrei, ein blitzähnliches Handeln des nationalen Inſtinktes, die Wirkung einer jener in der Wirklichkeit und Tiefe der Dinge vorhandenen Naturkräfte, welche die Unnatur des oberflächlichen Scheines nicht gelten laſſen will und als nicht vorhanden betrachtet. Weil die europäiſche Diplomatie die polniſche Nation in die Sklaverei Rußlands gegeben, ſollten alle Polen ſofort getreue und loyale Ruſſen und die polniſche Weſenheit ein für allemal verſchwunden ſeyn. Das hieß der Natur Gewalt anthun und die Natur mußte früher oder ſpäter den Rückſchlag thun. Alle Schuld fällt hier nicht auf die unglücklichen Nationen und ihre ewige Natur, ſondern nur auf die gottloſe Staatskunſt, die auf ſo unnatürliche Art mit den Nationen experimentirt, unſchuldige Völker in ſo gräßliche Lagen bringt.

Zwölftes Buch.

Die Bewegung in Deutſchland.

Nach der Wiener Schlußacte genoß Deutſchland eine tiefe Ruhe, die aber von keinem allgemeinen Behagen begleitet war. Abgeſehen von den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen der Patrioten auf eine Stärkung und Einigung des Geſammtvaterlandes, lagen auch die materiellen Intereſſen noch ſehr im Argen. Von den ungeheuern Leiden und Koſten des großen Kriegs noch immer nicht hinreichend erholt, hatten die Bevölkerungen überall die enorme Laſt der Bureaukratie in zu vielen Einzelſtaaten zu tragen. Die Mündungen des Rheins, wie der Donau waren dem freien Verkehr abgeſperrt; zwiſchen allen Einzelſtaaten waren Mauthen aufgerichtet. Der deutſche Handel war nicht nur zur See, ſondern ſelbſt im Innern des deutſchen Bundes äußerſt beſchränkt. Die gebildeten Claſſen tröſteten ſich mit der Pflege der Literatur, aber auf der Oberfläche derſelben herrſchte die geiſtloſe Mode, die insbeſondere wieder viel franzöſiſches Unweſen auf den deutſchen Büchermarkt brachte, und in der

Tiefe begann der Geiſt der Verneinung ſich zu Kämpfen zu rüſten, die allem Poſitiven noch viel gefährlicher werden ſollten, wie je im vorigen Jahrhundert. Eine faſt nothwendige Folge der zerſtörten Organiſation des Nationalkörpers. Nur unzufriedene Völker fangen an, Gott zu leugnen.

Durch die Wiener Schlußacte waren die Verfaſſungen der deutſchen Mittelſtaaten unter dem Einfluſſe Rußlands, wie oben gezeigt worden, geſichert worden; doch ſorgte daſſelbe Rußland dafür, daß die Verfaſſungen nur der Souveränetät der Fürſten, nicht etwa den liberalen Oppoſitionen zu Gute kommen ſollten. Eine ſolche hatte hauptſächlich in Württemberg Boden gefunden. Dahin fiel alſo auch der erſte Schlag der Reaction. Der deutſche Beobachter in Stuttgart wurde unterdrückt, ſein Herausgeber Lieſching auf die Feſtung geführt. Als der ruſſiſche Geſandte v. Anſtett dem deutſchen Bundestage die Beſchlüſſe des Congreſſes von Verona einfach zur Nachachtung und nachträglichen Zuſtimmung überreichte, wagte die württembergiſche Stimme (Wangenheim) dem Bundestag anzudeuten, man hätte ſie wohl beſſer vorher gefragt. Allein dies hatte keine weitere Folge, außer daß Wangenheim vom Amt entfernt wurde. Gleiches Schickſal traf einen andern württembergiſchen Miniſter, den Grafen Winzingerode, wegen einer ihn compromittirenden Note. Auch der bayeriſche, kurheſſiſche und darmſtädtiſche Bundesgeſandte (v. Aretin, v. Garnier und v. Lepel) mußten ausreten, weil ſie mehr oder weniger dem Herrn v. Wangenheim zugeſtimmt hatten.

Die Mainzer Commiſſion ſetzte ihre Unterſuchungen fort, ohne irgend Spuren einer deutſchen Verſchwörung zu finden. Alles was ſie fand, waren Phantaſieen und Herzensergießungen meiſt unerfahrner Jünglinge. Dagegen glückte es der Polizei, zu entdecken, daß die Studenten im Jahre 1820 in einer geheimen Zuſammenkunft zu Dresden die verpönte Burſchenſchaft wieder erneuert hatten. Die desfalls Verhafteten wurden aber nicht nach Mainz gebracht, ſondern im Schloß Köpnik bei Berlin aufbewahrt und verhört.

Auch ſie (Weſſelhöft und Conſorten) waren unbedeutende Schwärmer, die nur den burſchenſchaftlichen Geiſt unter den Studenten forterben laſſen, aber zu keiner That ſchreiten wollten. Es befanden ſich darunter Jünglinge, die ſpäter angeſehene Aemter bekleidet haben, wie der Theologe Haſe. Sogar der nachher berühmt gewordene Couſin, der die deutſche Philoſophie nach Frankreich verpflanzte, wurde damals in Berlin verdächtig und in Haft genommen. Ueberall witterte man „demagogiſche Umtriebe". Man machte aus einer Mücke einen Elephanten, ſey es, um durch harte Beſtrafung der Ungefährlichen dem Auftreten der wirklich Gefährlichen vorzubeugen, ſey es, um einen Ausnahmszuſtand zu motiviren, bei dem man bequemer regieren konnte. Der ſ. g. Jünglingsbund, den der Student Sprewitz 1821 ausgeheckt hatte und den er durch einen großen Männerbund zum Umſturz der deutſchen Verfaſſung ergänzen wollte, machte ein lächerliches Aufſehen, exiſtirte aber nur im Mitwiſſen einiger phantaſtiſcher junger Leute und vom Männerbunde wurde niemals, trotz alles Suchens, die mindeſte Spur gefunden.

Der Bundestag vegetirte in jener Zeit fort, ohne etwas anderes zu thun, als die Vollziehung der Karlsbader Beſchlüſſe, die Univerſitäten und die Preſſe zu überwachen und zwar nicht einmal aus eigener Machtvollkommenheit, ſondern wiederholt inſpirirt und beauftragt von der europäiſchen Pentarchie, zunächſt von Rußland. Im Sommer 1824 verſammelten ſich wieder die Geſandten der Großmächte zu einer Conferenz auf dem Schloß Johannisberg am Rhein bei deſſen Beſitzer, dem Fürſten Metternich, und beſprachen hier nächſt der griechiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Angelegenheit auch die deutſche. In Folge deſſen beſchloß nun noch der Bundestag am 16. Auguſt, die Mainzer Centraluntersuchungscommiſſion, die ſtrenge Cenſur und polizeiliche Ueberwachung der Univerſitäten ſollten fortdauern, weil immer noch zu viel revolutionärer Stoff vorhanden ſey, wie dies in einem preußiſchen Circulär noch näher ausgeführt war. Bemerkenswerth erſchien die Aufdringlichkeit des ruſſiſchen Geſandten am Bundestage, Herrn von Anſtett, der im

Namen Rußlands die Weisheit der gefaßten Beſchlüſſe noch beſonders ſanktionirte. Die Mainzer Commiſſion tagte nun fort bis 1828, ohne das allergeringſte Ergebniß zu liefern, woraus hervorgegangen wäre, daß ſie überhaupt nothwendig geweſen ſey.

Das Verfaſſungsweſen in den deutſchen Mittelſtaaten war mit einziger Ausnahme der Verfechtung des „alten Rechts“ in Württemberg, eine Sache der Octroyirung und ein bloßes Mittel zum Zweck, die weiland Rheinbundſouveränetäten gegen Oeſterreich und Preußen zu ſtärken, daher auch ein Schooßkind der ruſſiſchen Politik (die dagegen in Preußen eifrigſt gegen das Aufkommen einer Verfaſſung arbeitete). Natürlicherweiſe ſollte es nun auch immer und ewig nur Mittel zum Zweck bleiben und es ſollte den Völkern nie einfallen dürfen, mittelſt der Verfaſſung und ſtändiſchen Vertretung nun auch ihre Noth zur Sprache, ihre Wünſche zur Geltung zu bringen. Aber die Völker, die nichts vom Zuſammenhange des deutſchen Verfaſſungsweſens mit der ruſſiſchen Politik wußten noch ahnten, ergriffen das ihnen dargebotene halbe und zweideutige Recht mit einer liebenswürdigen Naivetät und Ehrlichkeit, um ein Werk, auf dem ein diplomatiſcher Fluch ruhte, einfach durch ihre Unſchuld zu ſegnen. Ueberall trat in den Kammeroppoſitionen echte deutſche Biederkeit hervor, die weder durch den Spott, mit dem die Diplomatie ſie empfing, noch durch die parlamentariſchen Ausſchweifungen einer unfruchtbaren Doctrin, in die ſie ſpäter entartete, etwas von dem reinen Glanze ihres erſten Auftretens verliert. Wir wollen die beſcheidenen Männer ehren, die zuerſt in deutſchen Kammern ein wahres Wort zu ſagen gewagt haben. Sie richteten freilich nur wenig oder nichts aus, denn wenn ſie an die großen Fragen des deutſchen Geſammtvaterlandes geriethen, ſtießen ſie ſich an die Bundesbeſchlüſſe, und wenn ſie in die innere Politik des Einzelſtaats eingriffen, an die Gewohnheitstyrannei der Bureaukratie wie an eherne Mauern. Faſt durchgängig beſtanden die Mehrheiten der Kammern aus Staatsdienern und Anhängern der Regierungen und die Oppoſitionen blieben in der mindern Hand.

Der Hauptfehler der deutſchen Verfaſſungen war nämlich, daß ſie alle mehr oder weniger nach der Schablone der franzöſiſchen Charte gemacht waren und die Wähler zur Landesvertretung nicht mehr wie in frühern Zeiten in Ständen und Corporationen ſuchten, ſondern der Kopfzahl unter der Bedingung eines Cenſus anheimgaben. Dies machte den Regierungen möglich, ihre eigenen Verwaltungsbeamten auch in die geſetzgebenden Körper wählen zu laſſen, ſo wie es ſpäter die Wahlen von talentvollen und energiſchen Oppoſitionsmännern erleichterte, die nur auf augenblickliche politiſche Tagesfragen oder auf allgemeine Doctrinen ſahen, das reelle Intereſſe der einzelnen Stände und Berufsklaſſen aber hintanſetzten, was zum Untergange aller guten alten Gewohnheitsrechte führte, die bisher von der Bureaukratie noch verſchont worden waren. Die liberalen Oppoſitionen wetteiferten mit den Miniſterien in der Mißachtung namentlich der Kirche und der Corporationsrechte, im Nivelliren der Staatsbürger, in der Verſchmelzung des Bürger- und Bauernſtandes und in der Auflöſung beider in zwei neue Klaſſen, reiche Speculanten und arme Proletarier. Die ehrenhafteſten Männer, die in den Kammern muthig gegen manche Mißregierung im Bunde, wie im Einzelſtaat in die Schranken traten, befanden ſich doch in dem großen Irrthum der Zeit, der unter dem gehäſſigen Namen der Hierarchie und des Feudalismus die ehrwürdigſten und dem Volke theuerſten Einrichtungen niederreißen half, als ſeyen es Werkzeuge des Despotismus, da ſie doch in Wahrheit Schranken gegen denſelben waren. Man hatte ſich desfalls viel zu ſehr in die Anſchauungsweiſe des franzöſiſchen Liberalismus vertieft.

Als im Jahr 1825 der alte König Max ſtarb, bekamen die Bayern in deſſen Sohn König Ludwig I. einen genialen und kunſtliebenden Herrn, der die Univerſität Landshut ſofort nach München verpflanzte, die ſchon dort vereingte altbayeriſche, Mannheimer und Düſſeldorfer Bildergallerie durch Ankauf neuer Kunſtſchätze, insbeſondere der von den Brüdern Boiſſerée geſammelten altdeutſchen Gemälde und koſtbarer Antiken aus Italien anſehnlich vermehrte

und München mit Prachtbauten erfüllte, die nach und nach unter seiner Regierung entstanden, einem neuen Anbau zum königlichen Schlosse, einem neuen Universitätsgebäude, einer neuen Bibliothek, der die Gemälde umfassenden Pinakothek, der die Antiken aufbewahrenden Glyptothek, einer gothischen Kirche in der Au, der byzantinischen Ludwigskirche, einer protestantischen Kirche ꝛc. Auch baute er bei Regensburg eine s. g. Walhalla, bestimmt die Büsten aller großen Deutschen aufzunehmen. München wurde seitdem eine Heimath der besten und zahlreichsten Künstler Deutschlands, eine Metropole des Kunstschönen, wie Berlin die der Wissenschaft war. Aber auch dieses edle Streben und Wirken konnte nicht frei bleiben von der Unnatur und Haltungslosigkeit des Zeitgeistes. Man baute zu München nicht in Einem Geist, sondern in der Manier aller Zeiten, griechisch, römisch, byzantinisch, romanisch, lombardisch, gothisch und modern. Die Vermischung aller Geschmäcke war seit Göthe Kriterium deutscher Bildung geworden.

Das allgemeinste Verdienst um Deutschland aber erwarb sich König Ludwig dadurch, daß er bald nach seinem Regierungsantritt mit Württemberg einen Zollverein abschloß, der bald erweitert werden sollte. Wenn der Franzose de Pradt mit Recht uns Deutsche wegen unsrer bisherigen Zollschranken verspottet und uns mit Thieren in einer Menagerie verglichen hatte, die sich nur hinter dem Gitter ansehen, so war es kein geringes Werk, mit dem Ludwig von Bayern begann, indem auf seinen Befehl die ersten Schlagbäume vom deutschen Boden verschwanden. Preußen ahmte das Beispiel nach, indem es sich zunächst nur mit Hessen-Darmstadt zu einem ähnlichen Zollverbande einigte; sodann Hannover, Kurhessen und Sachsen, die einen mitteldeutschen Verein bildeten. Im Jahr 1828 kam auf Betrieb des großen Naturforscher Oken die erste Versammlung deutscher Naturforscher in Berlin zu Stande und hier bemühte sich der geniale Freiherr von Cotta, Deutschlands erster Buchhändler, eifrig um eine Verschmelzung des nord- und süddeutschen Zollvereins zu einem Ganzen, die auch glücklich erreicht und

zu Berlin am 27. Mai 1829 unterzeichnet und allgemein in Deutſchland mit Jubel begrüßt wurde. Die tiefgeſunkenen Hoffnungen auf nationale Einheit lebten wieder auf.

Ein nicht minder großes Verdienſt erwarb ſich König Ludwig durch ſeine Begeiſterung für die katholiſche Kirche. Er war unter allen neuen Monarchen der erſte, der ohne Eigennutz (von dem man wenigſtens die kirchenfreundliche Politik der Bourbons nicht frei ſprechen konnte) als weltliches Staatsoberhaupt der Kirche wieder die Ehre und das Recht zukommen ließ, deren ſie nie hätte beraubt werden ſollen. Je mehr ihn die noch tief in Kirchenhaß befangenen Zeitgenoſſen deshalb geſchmäht haben, um ſo mehr muß man ſeinen Muth und ſeinen Fernblick rühmen. Er ſah ſchärfer in die Gefahren der Zukunft, als andere, und erkannte in der Kirche die einzige Macht, die der Revolution gewachſen iſt, und die einzige Heilkraft, die das an ſo vielen ſittlichen Uebeln leidende Geſchlecht geneſen machen kann. Ludwig rief den lange in der Schweiz und Frankreich verbannt lebenden Görres als Lehrer an die Univerſität München, wo ſich bald ein Verein gelehrter und geiſtreicher Männer bildete, die eine Wiedergeburt des kirchlichen Geiſtes in der Jugend förderten. Uebrigens war Aehnliches auch in einigen paritätiſchen Staaten geſtattet, namentlich zu Münſter, wo Katerkamp, zu Bonn, wo Klee und Windiſchmann, zu Tübingen, wo Möhler in dieſem Geiſte wirkten. Im katholiſchen Deutſchland, außerhalb Oeſterreich, wuchs demzufolge ein junger Klerus voll heiligem und reinem Eifer heran.

Nach Unterdrückung aller patriotiſchen Beſtrebungen durch die Karlsbader Beſchlüſſe war das Auftreten und Wirken König Ludwigs wieder der erſte Hoffnungsſtrahl, der eine beſſere Zukunft verhieß.

Die Julirevolution elektriſirte Deutſchland wie einen Schlafenden, der jäh aufwacht. Die Unzufriedenen ſchöpften aus dem, was im Nachbarlande geſchah, neuen Muth und die Regierungen erſchracken. Verrieth es die ungeheure Inferiorität, zu welcher die

große deutſche Nation herabgeſunken war, daß ſie ſich in ihrer eigenen Ohnmacht und Trägheit dergeſtalt von außen elektriſiren ließ, ſo ging doch alles höchſt natürlich zu. Die Franzoſen bewährten ſich wieder als das Volk der That. Eine That, wie die Julirevolution, mußte imponiren durch ihr unerwartetes, blitzähnliches Hereinbrechen, durch ihre die Faulheit und Feigheit ſo vieler andern Nationen beſchämende Kühnheit und durch die großen Hoffnungen, die ſie erweckte. Zum erſtenmal war der Alpdruck gehoben, der ſeit Gründung der heil. Allianz auf der Bruſt ſchwer athmender Völker laſtete.

Uebrigens folgten der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland nur Revolutiönchen da, wo die Mißregierung kleiner Fürſten das äußerſte Maaß überſchritt und der lange verhaltene Ingrimm des Volkes endlich ſich Luft machte.

In Braunſchweig ereigneten ſich damals traurige Dinge. Der edle Herzog Wilhelm, der bei Quatrebras gefallen war, hatte zwei junge Söhne hinterlaſſen, Karl und Wilhelm. Der erſtere war rechtmäßiger Erbe des Herzogthums unter der Vormundſchaft ſeines welfiſchen Vetters, des Königs von England. Das kleine Land wurde interimiſtiſch durch den Miniſter von Schmidt-Phiſeldek verwaltet und erhielt 1820 ſeine obligate Verfaſſung, wie alle andern deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten. Jedermann war damit zufrieden. Als aber der junge Karl in ſeinem neunzehnten Jahre, 1823, ſelbſt die Regierung übernahm, war ihm alles nicht recht, was bisher geſchehen war. Noch zu jung und unreif zum ernſten Geſchäfte des Regierens, bildete er ſich ein, er komme zu ſpät dazu, klagte den verdienſtvollen Schmidt-Phiſeldek als Hochverräther an, er habe die Vormundſchaft verlängern wollen, brach in einem Edict vom 10. Mai 1827 in die gröbſten Invectiven gegen den König von England aus, hob die Verfaſſung wieder auf, verkaufte die Domänen, nahm den Staatsſchuldentilgungsfond weg, ließ Urtheile des Gerichtshofes zerreißen und führte mit ſeinen Geſellen Klindworth, Boſſe, Fricke, und Bitter ein ſolches Bubenregiment, daß die Stände beim Bundes-

tage klagen mußten. Inzwiſchen begnügte ſich der Bund, nur das Benehmen des Herzogs gegen den König von England zu rügen, und den Herzog zum Widerruf des Edicts vom 10. Mai aufzufordern, drückte aber zu allem, was er gegen ſeine Unterthanen ſündigte, die Augen zu. Der Herzog aber widerrief nicht, ſondern reiſte mit vollem Beutel nach Paris, um dort ſeinen Lüſten zu fröhnen, als ihn daſelbſt die Julirevolution überraſchte. Da war ſeines Bleibens nicht länger; eilends floh er davon. Als er aber wieder deutſche Luft athmete, wuchſen ihm wieder Muth und Trotz. In der Vorausſetzung, die Deutſchen ließen ſich alles gefallen, rühmte er ſich, er wolle es mit dem Volke aufnehmen, und werde ſich anders zu ſchützen wiſſen, als Karl X. Als man ihn um Abſtellung der verderblichen Geldwirthſchaft erſuchte, die das Land ruiniren müſſe, weigerte er ſich und rief herausfordernd, das Volk ſolle ſich nur auflehnen, ſeine Kanonen ſeyen ſchon geladen. Allein der Pöbel nahm dieſe Herausforderung des unbeſonnenen Fürſtenkindes an, warf den Wagen des Herzogs und ſeiner Maitreſſe, einer Schauſpielerin, mit Steinen, umringte ſein Schloß und ſtieß die fürchterlichſten Drohungen aus. Die höhern Stände und ehrbaren Bürger vermochten den Herzog zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen; allein er hatte auch nicht den Muth, ſchießen zu laſſen und machte ſich durch den Garten feig aus dem Staube. Das wüthende Volk aber brach nun in das Schloß ein und brannte es ganz und gar nieder, am 7. September 1830. Da Niemand wußte, wohin Karl geflohen war, erſchien ſein Bruder Wilhelm, den Preußen und Hannover unterſtützten, in Braunſchweig, beruhigte die Aufgeregten, übernahm die Regierung, ſtellte die Verfaſſung wieder her und wurde als Stellvertreter ſeines Bruders auch vom Bundestage anerkannt. Ein toller Verſuch des Vertriebenen, mit einer demokratiſchen Proklamation an der Spitze von zuſammengerafftem Pöbel in Oſterode eine Contrerevolution zu Stande zu bringen, ſcheiterte am Widerſtand der Einwohner, am 29. November.

Wenige Monate ſpäter wurde daſſelbe Oſterode Schauplatz

einer großen Aufregung gegen die Regierung von Hannover. Die Hannoveraner hatten ſich über die ausſchließliche Adelsherrſchaft in ihrem Lande zu beklagen, womit Vernachläßigung des Bauern- und Bürgerſtandes, der Induſtrie und des Handels, große Heimlichkeit der Verwaltung und Langſamkeit der Juſtiz verbunden war. Im Anfang des Jahres 1831 improviſirte ein gewiſſer König in Oſterode eine Nationalgarde, um den Forderungen des Volkes Nachdruck zu geben und begannen auch die Bürger und Studenten in Göttingen zu tumultuiren. Gegen den als Patrioten in den Unglücksjahren der napoleoniſchen Herrſchaft wohlbekannten Grafen Münſter wurde eine „Anklage" gedruckt und verbreitet, worin ihm hauptſächlich die Schuld gegeben wurde, das Land zum Beſten des Adels vernachläßigt zu haben. Aber die Regierung ließ ſich nicht einſchüchtern, ſie ſchickte Truppen und ließ die Häupter des Aufruhrs feſtnehmen, in Göttingen die Doctoren Ahrens und Rauſchenplatt. Der König von England ernannte ſodann ſeinen Bruder Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, zum Vicekönig in Hannover, erließ eine beruhigende Proklamation und berief die Stände ein, die in ruhiger Berathung die Abſchaffung mancher alter Mißbräuche vornahmen.

In den Herzogthümern Schleswig-Holſtein gab ſich nach der Julirevolution eine etwas aufgeregte Stimmung kund. Ein Kanzleirath Lornſen, Landvogt auf der Inſel Sylt, brachte zuerſt die Beſchwerden dieſer deutſchen Länder gegen die däniſche Regierung zur Sprache und wurde auf die Feſtung geſetzt. Aber eine Adreſſe der Prälaten und Ritter vom 22. November wiederholte in unterwürfigen Ausdrücken die Beſchwerden. Im Mai 1831 führte der Dänenkönig Friedrich VI. Provinzialſtände ein, aber je für Schleswig und Holſtein beſondere, wogegen die Ritterſchaft wieder vergebens proteſtirte. Lornſen wurde erſt 1832 wieder freigelaſſen. Zugleich erfolgten einige Erleichterungen des Verkehrs.

In Sachſen war der vielgeprüfte König Friedrich Auguſt 1827 geſtorben und hatte ſein ſchon hochbejahrter Bruder Anton

die Regierung angetreten. Auffallenderweiſe hatte ſich das Haus Wettin, ſeitdem Friedrich Auguſt der Starke am Ende des 17. Jahrhunderts katholiſch geworden war, um König von Polen werden zu können, und die italieniſchen Künſte pflegte, nicht nur von den alten Sympathien des lutheriſchen Stammlandes, ſondern auch von dem modernen Geiſtesleben, dem Leipzig als großer Büchermarkt zum Mittelpunkt diente, abgewandt. Nirgends wurde noch ſo alterthümlich regiert als in Sachſen. Die ungeheuren Stürme der napoleoniſchen Zeit hatten am Gange der Staatsmaſchine nichts geändert, die Bewegung der Preſſe und des Liberalismus ſeitdem ebenſowenig. Die Hof- und Landtagsariſtokratie ſchleppte ihren langen Zopf bis in die dreißiger Jahre nach. Zum erſtenmal 1829 erinnerte der Bürgerſtand durch eine Adreſſe die eingeſchlafene Monarchie, es ſey Morgen geworden, man warte auf Aenderungen. Sie ließen aber auf ſich warten. Am 25. Juni 1830, vier Wochen vor der Julirevolution, wollte die Stadt Dresden und die Univerſität Leipzig das Jubiläum der augsburgiſchen Confeſſion feiern, aber der Regierungscommiſſär unterſagte es, um den katholiſchen Hof nicht zu beleidigen. Das führte damals ſchon zu einem Tumult der ſtreng proteſtantiſchen Bevölkerung und die Aufregung war noch nicht geſtillt, als die Nachricht von der Julirevolution in Paris ſie neu aufflammen machte. Am 2. September brach ein ſo großer Tumult in Leipzig aus, daß er mehrere Tage lang dauerte, und am 9. in Dresden ſelbſt, wo das Rathhaus und Polizeigebäude von den wüthenden Inſurgenten in Aſche gelegt wurden. Auch in Bautzen und Chemnitz fielen Tumulte vor. Da gab der greiſe König endlich nach und nahm ſeinen wohlwollenden und beim Volke auch beliebten Sohn Friedrich Auguſt zum Mitregenten an, der den verhaßten Miniſter Einſiedel entfernte, und durch den beliebten v. Lindenau erſetzte, die ärgſten Mißbräuche, hauptſächlich in der ſtädtiſchen Verwaltung, abſchaffte und die alte Verfaſſung zeitgemäß umänderte. Der greiſe Anton ſtarb 1835 und der Mitregent folgte ihm als König.

In Kurheſſen dauerte die üble Wirthſchaft fort. Die Heſſen, einer der edelſten und tüchtigſten deutſchen Volksſtämme, unterlagen einem beſondern Mißgeſchick. Der alte Kurfürſt Wilhelm I. ſtarb zwar 1821 und ſein Sohn und Nachfolger, Wilhelm II. ſchaffte die Zöpfe und andern Wunderlichkeiten ſeines Vaters ab. Allein im Ganzen wurde nicht beſſer regiert. Der Kurfürſt gab ſich ganz ſeiner Maitreſſe, einer Berlinerin von geringer Herkunft hin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte, und ließ ſich durch Drohbriefe dermaßen einſchüchtern und erſchrecken, daß er alle Kerker mit Verdächtigen anfüllte und daß ſich kaum mehr ein Fremder nach Kaſſel wagte, um nicht inquirirt zu werden. Endlich entdeckte man, jene Drohbriefe ſeyen von Niemand anders, als von dem Polizeidirector Manger in Kaſſel ſelbſt verfertigt, der den Kurfürſten, je mehr er ihn in Furcht hielt, um ſo beſſer in ſeinem Intereſſe lenken konnte.

Die Ermuthigung aller Unzufriedenen durch die Julirevolution und die revolutionäre Bewegung im nahen Braunſchweig exaltirte auch die Bevölkerung von Kaſſel dergeſtalt, daß ſie ſich am 6. September 1830 erhob und dem Kurfürſten Forderungen ſtellte, die er abzulehnen nicht mehr den Muth hatte. Er verſprach Einberufung der Stände, Reviſion der Verfaſſung, Abſchaffung der Mißbräuche, zog es aber bald vor, die Regierung einſtweilen ſeinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu überlaſſen und ſich von Heſſen ganz zu entfernen. Denn die Hanauer hatten alle Mauthen an ihrer Grenze zerſtört, die Stimmung war überall ſehr erbittert und in Kaſſel ſelbſt war die Gräfin von Reichenbach inſultirt und genöthigt worden, die Stadt zu verlaſſen. Ihr folgte nun der Kurfürſt nach. Der Kurprinz aber war am wenigſten gewillt, dem Volke nachzugeben, und da von Frankreich her weiter keine Gefahr drohte und der deutſche Bund ſeine Autorität behauptete, ſo ſetzte er der Volkspartei eine unerwartete Feſtigkeit und Feindſeligkeit entgegen. Auch er hatte eine Maitreſſe, Frau Lehmann, die Gattin eines preußiſchen Offiziers, die er zur Gräfin von

Schaumburg erheben ließ und heirathete. Mit dieſer Heirath war ſeine Mutter, die Kurfürſtin Auguſte, Nichte des Königs von Preußen, nicht zufrieden und damit ihre Stimmung dem Publikum nicht durch eine öffentliche Scene verrathen würde, verbot ihr der eigene Sohn den Beſuch des Theaters, in dem er mit ſeiner Gemahlin allein Platz nahm. Die Einwohner von Kaſſel nahmen Partei für die edle Mutter und als die Kurfürſtin nach langer Zeit wieder einmal zum Theater fuhr, wagte man nicht mehr, es ihr zu verſperren. Aber nach dem Theater wurde das heimkehrende Publikum vor der Thüre von Reiterei attakirt, die blind in die wehrloſe Menge einhieb, am 7. Dezember. Die Stände, Profeſſor Jordan von Marburg an der Spitze, klagten bitter über dieſen Greuel, aber ohne Erfolg. Polizeidirector Giesler, der das Publikum hätte ſchützen ſollen und der im Gegentheil die Dispoſition zu der unritterlichen Attake hatte treffen helfen, wurde mit einem Orden belohnt.

Die neue kurheſſiſche Verfaſſung kam zwar 1831 zu Stande, allein der Kurprinz widerſetzte ſich allen liberalen Forderungen und bediente ſich dazu des Miniſter Haſſenpflug als Werkzeug, eines Mannes, der mit allen Anſprüchen eines ſtrengproteſtantiſchen Kirchenglaubens hofmänniſche Geſchmeidigkeit nach oben und unbeugſame Härte nach unten verband. Die Kammer wurde zweimal aufgelöſt; Jordan, das Haupt der Oppoſition, trat endlich aus. Der Kurfürſt ahmte ſeinem Vater und Großvater in der Neigung des Geldſammelns nach (für ſeine Kinder aus morganatiſcher Ehe) und eignete ſich das heſſen-rotenburgiſche Erbe (nach dem Ausſterben dieſer mediatiſirten Nebenlinie im Jahr 1834) als Privateigenthum an.

In Heſſen-Darmſtadt ſtarb der alte Großherzog Ludwig I. im April 1830 und folgte ihm ſein Sohn Ludwig II. in der Regierung nach. Dieſer Herr bekam alsbald Streit mit ſeinen Ständen, da ſie die 2 Millionen Gulden Privatſchulden, die derſelbe vor ſeinem Regierungsantritte gemacht hatte, nicht auf die Staats-

kasse wollten übertragen lassen, sofern das Land ohnehin mit Steuern schon mehr überbürdet war, als irgend ein andres (6 fl. 12 kr. zahlte jeder Kopf jährlich zu den Staatslasten). Am ärgsten beschwert waren die Bauern im Isenburgischen, die außer den Staatsabgaben auch noch dem mediatisirten Grafen von Isenburg Feudalabgaben leisten mußten. Die Julirevolution machte nun auch ihnen Muth, im September erhob sich fast der ganze Odenwald in Zorn über die 100,000 Gulden, die umgelegt worden waren, um die Empfangsfestlichkeiten auf einer Rundreise des Großherzogs zu bezahlen. Die empörten Bauern stürmten Büdingen, den Sitz eines Isenburgischen Grafen. Excesse wurden begangen, doch niemand ermordet. Als der aus den Feldzügen Napoleons wohlbekannte Prinz Emil mit Truppen kam, gingen die Bauern freiwillig wieder auseinander. Die Truppen aber hieben im Eifer auf einen Haufen bewaffneter Bauern ein, die ein loyaler Förster zum Kampf gegen die Insurgenten hatte führen wollen, bei Södel. Die Ruhe wurde vollkommen hergestellt.

Im benachbarten Nassau wagten die Stände 1831 die Steuern zu verweigern, weil der Herzog Wilhelm die reichen Domänen als Privatgut für sich behielt und nichts davon zur Deckung der Staatskosten hergeben wollte. Die Protestation half aber nichts, der Herzog ließ sich von fünf ihm ergebenen Deputirten in Abwesenheit aller Andern die Steuern votiren, den Kammerpräsidenten Herber aber, einen Greis, auf der Marburg einkerkern.

Die reinsten und edelsten deutschen Volksstämme in dieser Misere der kleinlichsten Mißregierung hülflos versunken zu sehen, nicht unter dem Schutz, sondern unter dem Druck der Bundesgewalt, war etwas Trauriges, für den Geschichtschreiber wiederzuerzählen schmerzlich, aber selbst zu erleben noch viel widerwärtiger.

In Baden hielt Großherzog Ludwig zwar sehr auf seine Kronrechte, untergrub aber das Ansehen der Staatsgewalt im Volke indirekt dadurch, daß er auf eine höchst übertriebene und unnatürliche Weise das Ansehen der Kirche bei demselben Volke zu ver-

nichten trachtete. Auch die Liberalen, anſtatt die Kirche in ihrem ewigen Recht gegen die Willkühr der Staatsgewalt zu ſchützen, ſchienen in dem Maaß, in welchem ſie ſelbſt von dieſer Staatsallmacht in allen politiſchen Fragen gedemüthigt wurden, ſich an der Kirche erholen, ihre Tapferkeit und Macht an der Kirche auslaſſen zu wollen und wetteiferten mit dem Miniſterium in Verfolgung der Kirche und Unterwühlung des Volksglaubens. Daß der Papſt Weſſenberg nicht zum Biſchof ernannt, veranlaßte Aeußerungen in der badiſchen Kammer von 1819 und 1820, die gegen alle Begriffe der katholiſchen Kirche liefen. Man ſolle nach dem Papſt gar nicht fragen, hieß es. Lieber ein Schisma, als ein Concordat, rief Duttlinger. Die Laien müſſen Antheil am Kirchenregiment haben, wie die Stände an der Geſetzgebung, rief v. Rottek. Als endlich 1827 der neuerrichtete erzbiſchöfliche Stuhl von Freiburg im Breisgau beſetzt wurde, konnte der erſte Erzbiſchof Bernhard die Drangſalirung durch den Oberkirchenrath, durch die renitenten, von der Regierung geſchützten Pfarrer und durch die Profeſſoren der Univerſität kaum aushalten. Schon 1828 trug Duttlinger in der Kammer darauf an, der Cölibat ſolle aufgehoben werden.

Endlich ſtarb Großherzog Ludwig im März 1830 und ihm folgte ſein Stiefbruder Leopold, Graf von Hochberg, ohne weitere Einſprache der früheren Erbberechtigten (Bayern für die Pfalz, Oeſterreich für den Breisgau). Leopold war nicht ſehr begabt, aber äußerſt gutmüthig und erwarb ſich bald den Namen des „Bürgerfreundlichen", weil er den liberalen Miniſter Winter und die Kammer nach der Julirevolution nach Gefallen walten ließ. In der Kammer ragten unter vielen andern liberalen Rednern die beiden Hofräthe und Freiburger Profeſſoren von Rottek und Welker hervor, die am conſequenteſten den franzöſiſchen Liberalismus nachahmten und die conſtitutionelle Theorie der Pariſer Doctrinäre des Breiteſten wie in ihren langen Reden, ſo bald auch in ihrem bändereichen Staatslexikon auseinanderlegten. Das imponirte damals. Die badiſche Kammer empfing ſo viele Huldigungen aus dem übri-

gen Deutſchland, daß ſie ein Recht hatte, ſich als Muſterkammer zu geriren. Was ſie im Nivelliren der Stände, in der Mißachtung der Kirche, in der Ueberſchätzung der Schulweisheit, in der falſchen Vorausſetzung, das Volk ſey ſo oder könne ſo ſeyn, wie ſie es haben wollte, vielfach geſündigt, das machte wenigſtens Welker wieder gut durch den ehrlichen Muth, mit dem er immer die große nationale Frage ins Auge faßte. Er trug am 15. October 1831 förmlich auf eine Reviſion der deutſchen Bundesverfaſſung an, was freilich erfolglos blieb, ſo wie auch die von ihm in Baden damals wirklich durchgeſetzte Preßfreiheit auf Befehl des Bundes wieder zurückgenommen werden mußte. Die badiſche Regierung zeigte viel Halbheit, indem ſie der Kammer alles nachſah und ſich hintendrein durch den Bundestag befehlen ließ, was geſchehen ſollte. Eine Schwäche, die ihr ganzes Anſehen untergrub.

Auch fuhr man hier fort, die Kirche zu unterwühlen. Im Jahr 1831 beſtürmte man die Kammer abermals um Abſchaffung des Cölibats und das Geſuch wurde mit verſiegelten Unterſchriften von 156 Geiſtlichen unterſtützt. Ein Pfarrer Hennhöfer führte ſeine ganze Gemeinde ſammt dem Gutsherrn Freiherrn von Gemmingen zum Proteſtantismus über; auch Profeſſor Reichlin-Meldeg in Freiburg trat über. Als Erzbiſchof Bernhard 1836 aus Kummer und Sorge abdankte und bald darauf ſtarb, folgte ihm Ignaz, der nicht weniger zu leiden bekam, indem damals alles eine Synode verlangte, um mit größter Oſtentation reformiren zu können und Dekan Kuenzer in Conſtanz, vom Oberkirchenrath beſchützt, dem Erzbiſchof aufs frechſte trotzte. Kuenzer agitirte gewaltig gegen den Cölibat und öffnete ſeine Kirche einem weltlichen Concert; der klagende Biſchof wurde hohnlachend abgewieſen. Da faßte Freiherr von Andlaw zum erſtenmal 1837 die Beſchwerden der Katholiken in Baden wegen ſyſtematiſcher Kränkung ihrer Rechte in eine Motion zuſammen, die freilich nur Erbitterung erregte und damals noch keinen Erfolg hatte. — Auch auf dem proteſtantiſchen Kirchen- und Schulgebiet wurde durch den geheimen Kirchenrath Paulus

ſyſtematiſch der fromme Glauben des Volkes unterwühlt und faſt Niemand mehr zu geiſtlichen Aemtern befördert, der nicht dem „Denkglauben“ jenes Paulus huldigte.

König Ludwig von Bayern war zu deutſch geſinnt, um an der aus Frankreich kommenden Aufregung nach der Julirevolution eine Freude zu haben. Er erließ im Januar 1828 ein ſtrenges Cenſuredict, weshalb nachher die Kammer die Miniſter in Anklageſtand verſetzen wollte. Auch klagte die Kammer über die zu hohen Ausgaben für die Kunſt und ſtrich 2 Millionen vom Budget, beſchränkte ſich indeß nachher auf eine. Am lauteſten war der Lärm in Rheinbayern, wo die liberalen Blätter der Doctoren Wirth und Siebenpfeifer (Tribune und Weſtbote) ſchon eine republikaniſche Färbung annahmen. Sie wurden unterdrückt durch den Bundestag, im März 1832. Nun ſtifteten aber Schüler, Savoie und Geib einen Verein für Preßfreiheit. Sie und ihr Anhang waren es auch, die auf den 27. Mai eine große Volksverſammlung zur Feier der bayriſchen Verfaſſung auf das Schloß Hambach bei Neuſtadt an der Hardt ausſchrieben. Daſſelbe kam auch, ſogar unter Mitwirkung der nächſten Behörden zu Stande, obgleich es eine noch impoſantere Demonſtration zu werden drohte, als einſt das Wartburgfeſt. Es war herrliches Wetter und eine unendliche Volksmenge ſtrömte mit Muſik, Fahnen und Bändern zu dem ſchönen Berge, auf dem alle Häupter der damaligen äußerſten Partei in Deutſchland nebſt vielen polniſchen Flüchtlingen und franzöſiſchen Republikanern verſammelt waren. Der Meiſter des Tages war Dr. Wirth, dem man von Frankfurt a. M. ein deutſches Ehrenſchwert geſchickt hatte, der gefeiertſte Gaſt aber der bleiche Jude Börne, deſſen Sarkasmen gegen die deutſchen Zuſtände damals ſehr in die Mode gekommen waren. Einige Schreier wollten gleich friſchweg die deutſche Republik proclamiren und „zu den Waffen“ rufen. Wirth allein hielt noch zur Noth den deutſchen Charakter der Feier feſt, die ſonſt ganz nur den des „jungen Europa“ angenommen haben würde, einer Verbrüderung der Exaltirten aller Länder, wie

ſie ſpäter in der Schweiz wirklich begründet wurde. Aus einer Vergleichung dieſes wilden Franzoſen-, Polen- und Judenfeſtes mit dem Wartburgfeſt von 1817 erkennt man den Umſchwung, der in den Gemüthern der deutſchen Jugend vor ſich gegangen war. Man hing nicht mehr mit einer ehrlichen und jungfräulichen Begeiſterung an einer rein deutſchen Sache, ſondern buhlte unſelbſtändig und unwürdig mit einem überlegenen fremden Geiſte.

Da am gleichen Tage auch in Gaibach bei Würzburg eine große Volksverſammlung abgehalten wurde, auf welcher Behr das große Wort führte, und auch in Zweibrücken, Kaiſerslautern, Nürnberg kleine Tumulte vorkamen, ſchritt die bayeriſche Regierung ein und ſchickte den Feldmarſchall Fürſten Wrede mit Truppen nach der Pfalz. Alles blieb fortan ruhig, nur im Dorf Ixheim kam es zu einem kleinen Gefecht zwiſchen dem Militär und muthwilligen Bauernjungen. Die Angeklagten wurden von den Aſſiſen in Landau freigeſprochen, aber Dr. Wirth wegen Verbreitung ſeiner Vertheidigungsſchrift gefangen geſetzt. Siebenpfeifer, Savoie, Schüler und Gelb entkamen.

Ein großes Volksfeſt hielten am 13. Juni auch die Badener in Badenweiler ab, wo Rottek ſprach, der aber vorſorglich bereits die dreifarbige deutſche Reichsfahne *unter* der badiſchen Fahne hatte anbringen laſſen und ſich mit viel Oſtentation *gegen* die Hambacher Republikaner erklärte. Aehnliche Volksverſammlungen hielt man in Wilhelmsbad, zu Bergen in Heſſen und in Marburg verbrannten die Studenten ein Buch, das Profeſſor Vollgraff gegen das Verfaſſungsweſen geſchrieben hatte.

Der Bundestag hatte ſich ſeit der Julirevolution ziemlich ruhig verhalten und die Dinge abgewartet. In dem Maaße, wie die Gefahr einer Verbreitung der Revolution vom Rhein her verſchwand, ertheilte er einzelne Schläge, Verbote liberaler Blätter ꝛc. Endlich ſchien es aber Zeit, allgemeine Maaßregeln zu treffen, d. h. ſo viel als die Karlsbader Beſchlüſſe wieder in Erinnerung zu bringen und die deutſchen Zuſtände dahin zurückzuführen, wo ſie

das tumultuariſche Jahr 1830 gefunden hatte. Neue Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832 verboten die Vereine, die Volksverſammlungen und Volksfeſte, das Tragen revolutionärer Farben, erneuerten die Karlsbader Beſchlüſſe hinſichtlich der Univerſitäten, verfügten eine neue ſtrenge Fremdenpolizei und ſicherten jeder etwa bedrohten Regierung militäriſche Hülfe zu. Da hiedurch über die urſprüngliche Bundesacte hinaus- und in die verfaſſungsmäßigen Rechte der Einzelſtaaten eingegriffen wurde, antwortete ſofort in allen deutſchen Kammern ein Lauffeuer von Proteſtationen, die noch in den folgenden Jahren fortgeſetzt wurden, aber erfolglos blieben.

Auch den badiſchen Rednern half ihre Lojalität in Badenweiler nichts; der Bundestag ſah hinter dieſer Verfaſſungstreue eine gefährliche Spitze und die badiſche Regierung wurde veranlaßt, ſogar auf einige Zeit die Univerſität Freiburg zu ſchließen. In Würtemberg fiel damals gar nichts vor, weil der König ſeit der Julirevolution die Stände nicht einberief und ruhig die allgemeine Abkühlung abwartete. Erſt im Jahr 1833 kamen die Stände in Stuttgart zuſammen, proteſtirten gegen die Bundesbeſchlüſſe und wurden aufgelöſt, die neugewählte Kammer führte jedoch eine ſehr liberale Sprache. Bemerkenswerth durch die große Anerkennung, die ſie fand, war eine Schrift des Abg. Paul Pfizer, worin derſelbe in einer innigen Vereinbarung der deutſchen Mittelſtaaten mit Preußen auf der conſtitutionellen Bahn das einzige Heil für Deutſchland erblickte.

Wenige Tollköpfe faßten damals den Plan, den Bundestag in Frankfurt ſelbſt zu ſprengen und ſtürmten am 3. April dort die Hauptwache, wurden aber leicht überwältigt. Es waren namenloſe Abentheurer, welche dieſes Frankfurter Attentat begiengen, Studenten, zwei Doctoren, Neuhof und Bunſen ꝛc., doch erregte es großes Aufſehen und führte viele Verhaftungen herbei. Einige Studenten entkamen aus dem Gefängniß. Ein Pfarrer Weidig tödtete ſich im Gefängniß, um Mißhandlungen zu entgehen, ein furchtbares Nachtſtück in der frivolen Zeit.

Der Kaiſer von Rußland benutzte die bei den deutſchen Regierungen eingetretene Beſorgniß und Mißſtimmung wegen des revolutionären Geiſtes, um mit denſelben einen Separatcongreß zu München-Grätz abzuhalten, am 10. September 1833, und hier ſeine innige Allianz mit den deutſchen Mächten zu befeſtigen gegenüber der engliſch-franzöſiſchen Coalition, die zwar weder in Polen noch Italien für die Völkerfreiheit intervenirt hatte, aber doch immer noch die Hoffnung derſelben blieb. Perſönlich erſchienen der Kaiſer von Rußland und Oeſterreich und der Kronprinz von Preußen, der König von Preußen kam nicht ſelbſt, hatte aber im Bade Töplitz eine Beſprechung mit dem Fürſten Metternich. Es handelte ſich nicht blos von der Reaction in Deutſchland, ſondern auch von der in Polen. Kaiſer Nicolaus ſetzte durch, daß die deutſchen Großmächte, als Geranten der Selbſtändigkeit des Königreichs Polen, daſſelbe aufgaben und in Rußland aufgehen ließen. Der Congreß beſchloß, wieder eine deutſche Miniſterconferenz nach Wien einzuberufen und der Kronprinz von Preußen machte unmittelbar darauf eine Rundreiſe durch die Mittelſtaaten (Darmſtadt, Karlsruhe, Stuttgart, München), um ſie für die Conferenz vorzubereiten. Franzöſiſche und engliſche Blätter tadelten bitter, daß Oeſterreich und Preußen ſich dem Willen Rußlands fügten und verfehlten nicht, in Erinnerung zu bringen, wie ſehr dieſe beiden deutſchen Großmächte ihren eigenen Intereſſen zuwiderhandelten, indem ſie die Garantie des Königreichs Polen verleugneten. Aber Frankreich und England ſelbſt hatten dieſer Garantie bereits entſagt und ſich dadurch abgefunden, daß Rußland ſeinerſeits die Garantie des Königreichs der Niederlande aufgab und Belgien anerkannte.

Am 13. Januar 1834 eröffnete Metternich die Miniſterconferenz in Wien, in welcher ſofort beſchloſſen wurde, das Staatsoberhaupt in jedem Bundesſtaate ſolle ſich verpflichten, aufs ſtrengſte an ſeinen Souverainetätsrechten feſtzuhalten und nichts davon etwa ſtändiſchem Andringen zu opfern, ferner ein Bundesſchiedsgericht zu ernennen, von dem etwaige Streitigkeiten zwiſchen

Souverainen und Kammern entſchieden werden ſollten, Steuerverweigerung von Seite der Kammern nicht zu dulden, der bedrohten Souverainetät alsbald Bundeshülfe durch Executionstruppen zu leiſten, und die Preſſe, ſo wie die Univerſitäten im Sinne der Karlsbader Beſchlüſſe auch forthin ſtreng zu überwachen, die Zahl der politiſchen Blätter insbeſondere einzuſchränken. Damit war der ſtändiſchen Oppoſition die Sehne der Kraft durchſchnitten und die Preſſe auf den Zuſtand vor der Julirevolution zurückgebracht.

Daſſelbe Rußland, welches in der Wiener Miniſterialconferenz 1820 das deutſche Verfaſſungsweſen gegen Oeſterreich in Schutz genommen hatte, war jetzt zu München-Grätz gegen daſſelbe aufgetreten und hatte nur deßhalb die neue Conferenz veranlaßt, und zwar, weil die Verfaſſungsfreunde in Deutſchland nicht auf ruſſiſcher, ſondern franzöſiſcher Seite ſtanden. Es wollte ſich aber den Vortheil, den es bisher aus der Beſtärkung der deutſchen Mittelſtaaten gezogen hatte, nicht entgehen laſſen und trug ſein Protectorat in dem Maaß, in dem es daſſelbe den Verfaſſungen entzog, um ſo wärmer den Souverainetäten an. In der berüchtigten ruſſiſchen Denkſchrift vom Jahr 1834, die bei den Höfen der deutſchen Mittelſtaaten heimlich in Circulation geſetzt wurde, warnte der ruſſiſche Diplomat die ehemaligen Rheinbundſouveraine vor Oeſterreich, das immer noch Kaiſergedanken hege, das geiſtlos regiert werde und deſſen Obergewalt unerträglich ſeyn würde, vor Preußen, das ſich Deutſchland durch den Zollverein unterwerfen wolle, und vor Frankreich, das ihre Unterthanen aufwiegle und die Revolution nach Deutſchland verpflanzen wolle. Nur Rußland allein ſey der natürliche Protector der deutſchen Mittelſtaaten.

Preußen wurde durch die Julirevolution kaum berührt. In Aachen und Elberfeld machten 1830 die Fabrikarbeiter wegen zu niederer Löhne, in Berlin und Breslau die Schneider gegen die conceſſionirten Kleiderhandlungen, durch die ſie außer Nahrung geſetzt wurden, kleine Tumulte. Sonſt erhob ſich keine Oppoſition. Schon in den Jahren 1823 und 1824 waren nach und nach die vom König

bewilligten Provinzialſtände in den einzelnen Provinzen ins Leben getreten, die ohne Geräuſch die Localintereſſen beriethen. Von einer Erweiterung und Concentrirung derſelben zu den Reichsſtänden, die der König früher verſprochen hatte, war nicht die Rede und ließ man ſich in Preußen auch durch das Beiſpiel der Julirevolution und der Bewegungen in den deutſchen Mittelſtaaten nicht hinreißen, die Krone an das gegebene Verſprechen zu erinnern. Alles blieb ruhig.

Das Land erholte ſich allmählig von den Leiden des großen Krieges. Bildung blieb der Hebel in der Staatsmaſchine. Aber je hoffärtiger ſich dieſe Bildung nicht blos in der Hegel'ſchen Philoſophie, ſondern ſogar auch in der Volksſchule über den chriſtlichen Glauben ſtellte, um ſo weniger konnte der Ausbruch eines offenen Kampfes zwiſchen dem heidniſchen Bildungsprincip der Staatsſchule und dem chriſtlichen Glaubensprincip ausbleiben, ein Kampf, der ſpäter die ganze Monarchie erſchüttern ſollte. Wie weit die Aufklärung auch ſchon im katholiſchen Klerus gediehen war, beweiſt die Erhitzung junger Prieſter in Schleſien gegen den Cölibat. Die beiden Brüder Theiner an der Spitze, forderten dieſe geweihten Jünglinge geradezu vom Staate die Gewährung der Prieſterehe, die ihnen die Kirche verſagte, im Jahr 1825. Der König von Preußen wies ſie jedoch ab und der Hauptagitator, der ältere Theiner, ging aus Zorn nach Rom und trat in einen geiſtlichen Orden. Auf dem proteſtantiſchen Gebiete verſuchte eine Gegenwirkung gegen die Uebermacht des Unglaubens zuerſt Claus Harms in Holſtein ſchon im Jahr 1817, aber ohne Erfolg. Er wurde als Finſterling verſchrieen. Der beliebte Prediger und theologiſche Lehrer Schleiermacher in Berlin erwarb ſich das große Verdienſt, wenigſtens zu vermitteln und den Gebildeten die Religion durch das philoſophiſche Gewand, in das er ſie geiſtreich zu kleiden wußte, wieder zu empfehlen. Noch kräftiger und unmittelbarer wirkten mit engliſchem Gelde von London aus die Bibelgeſellſchaften, die über alle proteſtantiſchen Länder des Continents Bibeln ausſchütteten und das

Studium des Buchs der Bücher neu belebten. Während aber mehrere hochbegünſtigte Theologen in Preußen, namentlich Marheineke in Berlin, die Lehre Luthers und Calvins geradezu durch die Lehre Hegels zu verdrängen ſuchten und ſich in der ungeheuerlichſten Ketzerei eines pantheiſtiſchen Chriſtenthums gefielen, blieb die weit überwiegende Mehrheit der Paſtoren und Schulmänner dem alten Rationalismus treu, mit dem groß zu thun mittelmäßigen Geiſtern am bequemſten war, und der damals unter den Theologen noch viele Autoritäten zählte. Insbeſondere war das benachbarte Sachſen ganz aufgegangen im Rationalismus der ſeichteſten Gattung und auch die preußiſche Univerſität Halle durch den Einfluß von Geſenius und Wegſcheider ihm verfallen.

Die kirchliche Zerfahrenheit und die vorherrſchende Gleichgültigkeit für jedes Dogma machte es möglich, daß der König von Preußen ſchon im Jahr 1817 aus Anlaß der Reformationsfeier eine Union der lutheriſchen und reformirten (calviniſchen) Kirche vorſchlagen und da ſich kein Widerſpruch erhob, auch decretiren konnte. Unterm 30. Juni deſſelben Jahrs befahl er, beide Kirchen ſollten künftig nur die vereinigte evangeliſche Landeskirche heißen. Bei der Reformationsfeier ſelbſt am 31. October, ließ er in Berlin das Abendmahl nach lutheriſchem und calviniſchem Ritus zugleich austheilen. Damit war die chriſtliche Bruderliebe empfohlen und doch jedem Dogma und Ritus ſein Recht gelaſſen, weshalb auch Niemand daran Anſtoß nahm. Aber ſchon 1822 wurde eine neue Kirchenagende, die ſeit 1816 nur für die Hofkirche in Berlin und Potsdam beſtimmt geweſen war, in verbeſſerter Geſtalt ſämmtlichen Garniſonskirchen aufgenöthigt und zugleich allen Kirchen des Landes empfohlen. Durch vermehrten Altardienſt, Antiphonien und Abkürzung der Predigt ſchien dieſer neue Ritus der katholiſchen, ſogar der ruſſiſchen Kirche näher gebracht zu werden, fand daher vielfachen und lauten Widerſtand, vorzugsweiſe bei denen, die eigentlich gar keinen Gottesdienſt mehr wollten, ſondern nur noch eine philoſophiſche Vorleſung in Predigtform. Andere ſprachen

dem König die Competenz ab, ein calviniſcher Fürſt habe nicht das Recht, ohne die natürlichen Vertreter der lutheriſchen Kirche vorher in einer Synode befragt zu haben, den lutheriſchen Cultus zu ändern. Inzwiſchen wurde die Agende von Jahr zu Jahr eindringlicher empfohlen. Vergebens proteſtirte ſelbſt Schleiermacher und der Magiſtrat von Berlin, 1826. Erſt wurden alle Candidaten auf die Agende verpflichtet, nachher wurde ſie auch den ſchon angeſtellten Geiſtlichen befohlen und die Rationaliſten waren es zuerſt, die ſie, um der Regierung zu gefallen und um befördert zu werden, annahmen. Endlich widerſtand niemand mehr, außer einigen frommen Lutheranern in Schleſien, der Breslauer Profeſſor Scheibel an der Spitze, 1830. Aber man ſtrafte ſie hart, ſteckte ſie zum Theil ins Gefängniß, ſetzte ſie ab und trieb ſie aus dem Lande. Gegen die Gemeinde Hönigern, die von ihrem Pfarrer Kellner nicht laſſen wollte, wurde noch im Jahr 1835 Militärgewalt angewandt und ein Conſiſtorialrath, von Soldaten umgeben, ſtürmte am h. Weihnachtsabend die Kirche und ließ die Gemeinde mit flachen Säbelhieben auseinandertreiben. Der ehrwürdige Scheibel, eine der edelſten Naturen, wurde von Amt und Brod und aus dem Lande gejagt. Die ſervilen Rationaliſten vertrieben ihn ſogar noch aus Sachſen und den thüringiſchen Herzogthümern, wo er als Greis ein Aſyl ſuchte, endlich aber fand er durch die Güte des katholiſchen Königs Ludwig ein ruhiges Alter in Nürnberg. Ein anderer aus Schleſien vertriebener Pfarrer, Wehrhahn, hat ſein Leiden beſchrieben.

Die Cholera, die im Sommer 1831 durch die Ruſſen während des polniſchen Krieges eingeſchleppt wurde, veranlaßte einige wilde Ausbrüche. In Königsberg, Stettin, Breslau tumultuirte das gemeine Volk in demſelben Wahn, es werde muthwillig vergiftet, wie in Moskau, Ungarn und Paris. In Königsberg war das Volk zorniger, als anderswo, weil es durch einen ſtrengen Geſundheitscordon beläſtigt wurde, während die Regierung doch gerade damals den Ruſſen beim Uebergang über die Weichſel helfen

ließ und dadurch tägliche Berührung mit den angeſteckten Ruſſen veranlaßte. Eine Adreſſe der Stadt Königsberg vom 4. Juli 1831 an den König rügte dieſen Widerſpruch in ziemlich ſtarken Ausdrücken, die vom König ungnädig zurückgewieſen wurden. Die Cholera raffte damals auch den edeln alten Gneiſenau hin, der als Feldmarſchall das preußiſche Beobachtungsheer in Poſen commandirte, und in Berlin den ſo lange von der Krone protegirten Jugendverführer, Profeſſor Hegel. Inzwiſchen blühte die Hegelſche Philoſophie durch ſeine zahlreichen Schüler auf allen preußiſchen Univerſitäten fort unter dem Schutze des Kultminiſter von Altenſtein.

Im Jahr 1832 verlautete, einige Provinzialſtände hätten Petitionen um Oeffentlichkeit der Sitzungen und ſogar die Reichsſtände in Anregung gebracht und eine veröffentlichte Adreſſe der Wähler der Stadt Münſter in Weſtphalen reclamirte die Reichsſtände ausdrücklich. Aber dieſe ſchwachen Kundgebungen fanden kein Gehör und kein Echo. Der polniſche Adel in den Provinzialſtänden von Poſen brachte nationale Beſchwerden vor und drang, um denſelben abzuhelfen, auf Erweiterung der ſtändiſchen Rechte, was aber keine kluge Berechnung war, um den König von Preußen etwa günſtiger für die polniſche Sache in Warſchau zu ſtimmen.

Welche Hülfe Preußen den Ruſſen im polniſchen Kriege leiſtete, iſt ſchon erzählt worden. Wenn es unter allen Umſtänden von Seite der einen oder anderen deutſchen Großmacht unpolitiſch iſt, den Ruſſen zu helfen, weil die Ruſſen immer mächtiger werden, immer weiter um ſich greifen, um am Ende auch die deutſchen Großmächte zu verſchlingen, ſo wäre es doch damals allerdings mißlich für Preußen geweſen, den Polen zu helfen, denn das wiederhergeſtellte Königreich Polen würde, ſey es unter einem Erzherzog, ſey es unter einer einheimiſchen Regierung, Preußens gefährlichſter Nachbar geworden ſeyn. Nur das würde Preußen angeſtanden haben, im Verein mit Oeſterreich und im wahren Intereſſe beider die gänzliche Ruſſificirung Polens zu verhindern und desfalls den beſtehenden europäiſchen Verträgen Achtung zu verſchaffen. Nach der

Julirevolution ſetzte Frankreich mit England die Emancipation Belgiens durch und Rußland die Vernichtung der polniſchen Verfaſſung und nationalen Inſtitutionen. So gewannen die Weſtmächte und gewann Rußland, aber die deutſchen Großmächte gewannen nichts. Es war daher nur Uebermuth und Hohn, daß Rußland, wie ſehr Oeſterreich und Preußen von ihm abhingen, der Welt auch noch recht zur Schau legen wollte durch das berüchtigte Lager von Kaliſch im Sommer 1835. Dahin, auf den blutgetränkten Boden der vernichteten polniſchen Nationalität, lud Kaiſer Nicolaus die Geranten eben dieſer Nationalität, die im Jahr 1815 ausdrücklich die Selbſtändigkeit des Königreichs Polen gewährleiſtet hatten, zu einer glänzenden Siegesfeier über eben dieſe Nationalität ein. Oeſterreichiſche und preußiſche Truppen ſollten ſich hier mit einer Auswahl der ruſſiſchen vereinigen und verbrüdern. Der ganze Reichthum Rußlands war hier ausgelegt, das Lager ertrank in Champagner, die deutſchen Gäſte erwartete Luxus jeder Art. Doch kam nur der König von Preußen mit 6000 Mann, deren ernſte Zurückhaltung allen tölpiſchen Liebkoſungen der betrunkenen Ruſſen widerſtand. Von Seite Oeſterreichs kam nur Erzherzog Johann. Der Fraterniſirungsverſuch mislang vollſtändig. Die lakirte Barbarei der mit Gold um ſich werfenden vornehmen Ruſſen ärgerte nur die knapper beſoldeten, aber ſonſt in jeder Beziehung nobleren Preußen. Alle Heimkehrenden ſprachen damals mit Ekel von der Prahlerei und dem Schmutz der Ruſſen. *)

Auch Oeſterreich blieb in ſeinen deutſchen Landestheilen

*) Die preußiſchen Offiziere wurden, um die Polen zu verhöhnen, mit dem polniſchen Stanislausorden beſchenkt. Die Gemeinen, wenn man ſie frug, was ſie von Kaliſch mitgebracht? erwiderten: wir blos Läuſe, aber die Herren Offiziere Stanisläuſe. Auch erzählten ſie, die ruſſiſchen Gemeinen ſeyen oft heimlich zu ihnen gekommen, um Brot bettelnd, denn obgleich der Kaiſer ſie reichlich zu beköſtigen befohlen habe, hätten die Armeecommiſſäre und Oberſten ſie hungern laſſen und das Geld in die Taſche geſteckt. Vergl. Venturini, Chronik 1835, 407.

von der Julirevolution unberührt. Nur die gebildeten Claſſen laſen viel und ließen alle verbotenen Schriften vom Weſten her einſchmuggeln. Alle ſchlechten Erzeugniſſe der franzöſiſchen, wie der deutſchen Preſſe fanden den reichſten Abſatz in Wien. Man konnte dort eine Art von Heißhunger nach fremder Literatur wahrnehmen, weil die einheimiſche ſo wenig darbot. Aber der Geſchmack wandte ſich gerade den deſtructiven Tendenzen zu; je gottloſer, unſittlicher und revolutionärer die Bücher waren, deſto lieber las man ſie. Wir werden ſpäter erſehen, wie durch dieſe geheime Lectüre die Geſinnungen verdorben und die öffentliche Autorität revolutionär unterwühlt worden iſt, ehe die wirkliche Revolution ausbrach. Aeußerlich behielt Wien ſeine phäakiſche Phyſiognomie. Da waltete nur die diplomatiſche Intrigue, eine geiſtloſe Bureaukratie, Verſchwendung, Judenwucher, Beſtechung, Frivolität, und die einzige Sorge des Gouvernements ſchien zu ſeyn, die Wiener wie Kinder zu behandeln und durch Schauſpiele und Wohlleben bei guter Laune zu erhalten. Daher das Unglaubliche, daß damals kein andrer Geiſt in Wien und ganz Oeſterreich irgend Aufſehen erregte und eine Bedeutung erlangte, als der Jude Saphir, der den Spaß auf Beſtellung und von allen Sorten lieferte. In dieſem Spaß lag noch etwas Natürliches, bald aber traten in Wien auch finſterblickende Poeten auf, die in den Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit über die öffentlichen Zuſtände dem Muſter Lord Byrons folgten und ſo wenig ſelbſtſtändig und klar urtheilten, daß ſie Metternichs Syſtem mit dem der alten Kirche identificirten und wetteifernd mit den norddeutſchen Literaturjuden gegen das Kreuz zu Felde zogen.

Im Jahr 1826 wurden Innsbruck und Gratz, wie früher ſchon Lemberg, zu Univerſitäten erhoben; allein ohne daß irgend vom germaniſchen Centrum der Monarchie aus deutſcher Geiſt und wiſſenſchaftlicher Eifer dahin verpflanzt worden wären. Im Gegentheil ſetzten ſich dem gemeinen öſterreichiſchen Schulſchlendrian nationale Parteien entgegen, die unter dem Aushängeſchild, es gelte nur Sprachen und Alterthümer zu ſtudiren, ſlaviſche, ungariſche und

italieniſche Propaganda machten und die Bande, welche die Geſammtmonarchie zuſammenhielten, aufzulockern ſuchten. Die erſten ſ. g. Panſlaviſten in Oeſterreich waren in den zwanziger Jahren Schafarik, Kollar und Palacky, denen bald auch die Polen Lelewel und Mickiewicz folgten, die aber, indem ſie alles Deutſche haßten und verunglimpften und eine Wiederbelebung des ſlaviſchen Elements in allen vormals ſlaviſchen, aber längſt germaniſirten Ländern verlangten, nur der ruſſiſchen Politik dienten. In Rußland ſelbſt lehrten Bulgarin, Karamſin ꝛc. denſelben Panſlavismus, um dadurch zu beweiſen, daß ihr großer Kaiſer ein natürliches Recht habe, halb Deutſchland, Ungarn, die Türkei (etwa durch neue Reunionskammern, nach dem Beiſpiel Ludwigs XIV.) an ſich zu reißen, weil hier Slaven gewohnt hatten oder noch wohnten, und weil der Czar berufen ſey, über alle Slaven zu herrſchen. Metternich legte den Panſlaviſten in Oeſterreich kein Hinderniß in den Weg; als einige Zeit ſpäter die Wiener Akademie geſtiftet wurde, durften die Panſlaviſten dort das große Wort führen und wurden ſlaviſche Schmähungen auf die deutſche Nationalität mit kaiſerlichem Gelde gedruckt. — Die Magyaromanen in Ungarn, die keine andere Sprache mehr dulden wollten, als die magyariſche, verfuhren noch dreiſter und terroriſtiſcher, als die Panſlaviſten, waren aber minder gefährlich, weil ihre Nation klein iſt und Rußland nicht hinter ihnen ſtand. Gleichwohl war es nicht zu verantworten, daß die Wiener ſich die Vergötterung alles Ungariſch-Nationalen als Modeſache gefallen ließen und für die Geſtalten der Pußta, galoppirende Hirten, geigende Zigeuner ꝛc. ſchwärmten.

Der deutſche Geiſt als ſolcher war in Wien verkommen, von oben her unterdrückt, vernachläßigt, verachtet. Die Deutſch-Oeſterreicher waren in Lethargie verſunken und ihre Gebildeten dem verneinenden Geiſt der norddeutſchen und franzöſiſchen Preſſe verfallen. Es bleibt immer wunderbar, daß damals in Oeſterreich nicht ein einziger Dichter ſich des Guten und Trefflichen bewußt wurde, was in dem von den Gebildeten verachteten Volke ſchlummerte. Welche

mächtige Naturkraft, welche urſprüngliche Schönheit der Geſtalt und Sitte, welche Tugend, tiefe Religioſität, Tapferkeit, Treue und Unſchuld in der deutſchen Bevölkerung der öſterreichiſchen, der Tiroler Alpen! Oeſterreich bedurfte und verdiente Dichter, Geſchichtſchreiber, Culturhiſtoriker, die das Recht und den Werth des oberdeutſchen naturwüchſigen Volksthums und des katholiſchen Glaubens hätten verfechten ſollen gegen die tauſendfache Unnatur und Verderbniß, die aus den Niederungen gegen ſeine heiligen Berge heranwogte. Aber es fand nur kleine und einem fremden Zauber verfallene Geiſter. Nie war die Bildung der Hauptſtadt eines edeln Volkes unwürdiger.

Das unabhängige Verhältniß, in welchem Ungarn zur Geſammtmonarchie ſtand, erleichterte hier das Aufkommen einer förmlichen politiſchen Oppoſition. Das Beiſpiel, welches die Liberalen in Frankreich gaben, reizte die jungen Talente in Ungarn, ſich gleichfalls auf der Rednerbühne dem Thron gegenüber zu verſuchen. Auf dem erſten ſeit langer Zeit wieder einberufenen ungariſchen Reichstag im Jahre 1825 wurden zum erſtenmal Forderungen geſtellt, deren letztes Ziel die Unabhängigkeit Ungarns von Oeſterreich war, wenn ſie anfangs auch nur beſcheiden auftraten und Wahl-, Steuerverhältniſſe und andere Nebenfragen betrafen. Das „junge Ungarn“ fühlte ſich damals ſchon und trat den Verweiſen, die ihm die Regierung und die ältern Magnaten ertheilten, mit naiver Keckheit entgegen. Ein reicher junger Graf Stephan Szechenyi gab den Betrag ſeines jährlichen Einkommens zur Stiftung einer magyariſchen Akademie der Wiſſenſchaften, dem viele andere folgten. Die Bewegung war eine nationale und gegen alles Deutſche oder ſpecifiſch Oeſterreichiſche gerichtet. Szechenyi gründete zugleich in Peſth das erſte ſ. g. Caſino, welches ein politiſcher Club war. Mehrere ungariſche Dichter griffen mit ihren patriotiſchen Geſängen in die magyariſche Begeiſterung ein und wurden in Wien und im übrigen Deutſchland fleißig überſetzt und gefeiert, ohne daß Metternich an dieſen Demonſtrationen das geringſte Aergerniß genommen hätte. Ein Hauptfehler der Regierung war, daß ſie

ſelber alles that, um den höhern Klerus in Ungarn zu entwaffnen. Kaiſer Franz ſagte, er liebe nur ſolche Biſchöfe, die ſich um Politik nicht bekümmerten. In dieſem Sinn wurden nur blinde Werkzeuge der Regierung angeſtellt oder accommodirten ſich die ſchon Angeſtellten aus Bequemlichkeit dem Winke von oben. Im Jahre 1825 duldete die Regierung die geſetzwidrige Ausſchließung der Pfarrer von Comitatswahlen. Die ungariſche Geiſtlichkeit fiel, ſehr zum Nachtheile der Regierung, in einen politiſchen Schlaf, und that nichts, um die revolutionäre Strömung in Ungarn aufzuhalten, während deſſen die junge Oppoſition alle deſtructiven Tendenzen des Auslandes ungehindert in ihrem Schoße pflegte.

Die Julirevolution rief keine Bewegung in Oeſterreich hervor, belebte aber den Geiſt des Widerſtandes in Ungarn dergeſtalt, daß, als Kaiſer Franz noch bei ſeinen Lebzeiten ſeinen Sohn, den Kronprinzen Erzherzog Ferdinand, zum König von Ungarn krönen ließ, der bei dieſem Anlaß verſammelte Reichstag im November 1830 viel weiter gehende Forderungen an die Regierung ſtellte, denn je zuvor, nämlich: die magyariſche Sprache ſolle ſtatt der bisher gebrauchten lateiniſchen die amtliche Sprache werden; in den ungariſchen Regimentern ſollen auch nur Ungarn als Offiziere angeſtellt werden; die ungariſche Hofkammer ſolle von der k. k. allgemeinen Hofkammer ſcharf getrennt, die ungariſchen Finanzen ſollen ſo geregelt werden, daß man des läſtigen und werthloſen öſterreichiſchen Papieres erübrigen könne; die geheimen Denunciationen ſollen aufhören; es ſolle Vorſorge getroffen werden, Dalmatien, Siebenbürgen und ſelbſt Galizien mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. Nachdruck gab der Reichstag dieſen Forderungen, indem er anſtatt 50,000 Rekruten deren nur 48,000 bewilligte und eigenmächtig den Gebrauch der magyariſchen Sprache in beiden Tafeln (der Stände- und Magnatentafel, d. h. dem Unter- und Oberhaus oder der Deputirten- und Pairskammer) einführte.

Im Jahr 1831 nahmen die Ungarn lebhaften Antheil an den Kämpfen in Polen und gingen den Kaiſer an, den Polen beizu-

ſtehen, ohne daß es ihnen gewährt wurde. In demſelben Jahre wurde die durch die Ruſſen in Polen eingeſchleppte Cholera auch nach Ungarn verbreitet. Dieſe furchtbare Krankheit, die den Menſchen durch krampfhafte obere und untere Ausleerungen oft in kürzeſter Friſt tödtet, entſtand 1817 in ſumpfigen Gegenden Indiens und verbreitete ſich nach China, von da nach Rußland, indem ſie überall volkreiche Städte, große Menſchenmengen und bei dünnerer Bevölkerung die niedern Claſſen und ſchmutzigen Wohnungen aufſuchte. Im nördlichen Ungarn entſtand unter dem Volk (wie früher ſchon in Rußland) der Wahn, die Brunnen ſeyen vergiftet worden und daher die Krankheit entſtanden. Die Bauern im Templiner und Zipſer Comitat rotteten ſich zuſammen, beſchuldigten die höhern Stände, ſie vergiften zu wollen und ſchlugen Edelleute, Verwalter und Pfarrer todt.

Der ungariſche Reichstag wurde wegen dieſer Vorgänge erſt im Jahr 1832 wieder eröffnet und die Oppoſition zeigte ſich diesmal zum erſtenmal intereſſirt für die gemeinen Bauern und gewährte denſelben Freizügigkeit und Abſchaffung der ſ. g. kleinen Zehnten. Auch nahm ſie ſich der Proteſtanten in verſchiedenen Beſchwerden an. Damals trat zum erſtenmal Ludwig Koſſuth als Ablegat eines abweſenden Magnaten auf, ein hübſcher junger Mann voll Beredtſamkeit und Gluth, dem der apathiſche Palatinus (Statthalter) von Ungarn, Erzherzog Joſeph, Bruder des Kaiſers, damals noch nicht anſah, welche große Rolle er einſt ſpielen würde.

Abgeſehen von dieſer ſteigenden Oppoſitionsbewegung in Ungarn blieb im übrigen Oeſterreich alles beim Alten und übte die Julirevolution keinen ſtörenden Einfluß. Im Jahr 1832 wurde die erſte Eiſenbahn zwiſchen Budweis und Linz angelegt.

Am 2. März 1835 ſtarb der alte Kaiſer Franz, der letzte, der noch die Krone des deutſchen Reichs getragen hatte, ein kleiner, zäher, langſamer und methodiſcher Herr von mehr Verſtand, aber weniger Gemüth, als ihm die Zeitgenoſſen zugeſtanden haben. Mit ſeinem Tode endete nicht ſein Syſtem. Metternich ſetzte daſſelbe

einfach fort. Ja es ſcheint, die Nachfolge des Erzherzog Ferdinand, die wegen Schwäche dieſes Herrn eine Zeit lang vom Kaiſer ſelbſt für unzweckmäßig erkannt worden war, ſey nur aus dem Grunde endlich zugelaſſen worden, um keinen andern Erzherzog ſtörend in das bisherige Syſtem eingreifen zu laſſen. Der neue Kaiſer, Ferdinand I., war die Gutmüthigkeit ſelbſt, aber ſchwach an Leib und Geiſt, ohne Kenntniß der Geſchäfte, ohne Sinn dafür, wie ein Kind geleitet vom Fürſten Metternich. Das Princip der Legitimität wurde hier dem Intereſſe der Legitimität verderblich, denn der berechtigte Thronerbe war nicht fähig, das Steuer der Monarchie in Stürmen der Zeit zu führen, und es wäre weiſer geweſen, einen Berechtigten zweiter oder dritter Linie, dem mehr Kraft inwohnte, für ihn eintreten zu laſſen, in der Art, wie in Rußland der jüngere Bruder Nicolaus dem älteren vorgezogen worden war. Die unpraktiſche Anwendung der legitimen Nachfolge in Oeſterreich war eine Haupturſache des Verderbens, das bald darauf über das Reich kam, und des Triumphes der ruſſiſchen Politik über die öſterreichiſche.

Dreizehntes Buch.

Die Bewegung in der Schweiz und Italien.

Die Schweiz war, ohne ihr eigenes Verdienſt, durch die Gnade des Wiener Congreſſes aus den europäiſchen Stürmen 1815 größer hervorgegangen, als ſie vordem geweſen war. Sie hatte zu Napoleon gehalten, ſie wollte den ſiegreichen Alliirten ſogar noch den Durchmarſch verwehren, und doch anſtatt beſtraft zu werden, wurde ſie belohnt. Man ließ ihr nämlich dieſelben Vortheile angedeihen, wie Sardinien und dem Königreich der Niederlande. Man erweiterte ihre Grenzen und machte ſie ſtärker, um an ihr künftig ein Bollwerk mehr gegen Frankreich zu haben. So wurden nun Genf, Wallis, Graubündten, Teſſin und Neuenburg mit der alten Eidgenoſſenſchaft, wie ſie vor 1798 beſtanden, vereinigt. Dem Aargau blieb das vorher öſterreichiſche Frickthal. Die Schweiz umfaßte fortan ein größeres und abgerundeteres Gebiet, als je zuvor. Eine ewige Neutralität wurde ihr von allen Nachbarn zugeſtanden. Der Frieden goß ſeine Segnungen über ſie aus.

Und doch war die Schweiz nicht zufrieden. Auch ſie hatte, wenigſtens zum Theil, eine Reſtauration erlebt. Das wiederhergeſtellte Patrizierregiment machte ſich in mehreren Cantonen aufs äußerſte verhaßt, die Zollgrenzen zwiſchen den einzelnen Cantonen hemmten die freie Entwicklung der Induſtrie und des Handels; die Kirchthurmsintereſſen, der ſ. g. Cantönligeiſt, mußte alle die freien Geiſter ärgern, die ihren Blick im Ausland erweitert hatten. So bildete ſich unmerklich gegen die beſtehenden Regierungen eine Oppoſition, die hauptſächlich von dem unberechtigten und zurückgeſetzten Talent, von den Univerſitäten und Schulen und von den Fabriken ausging im Gegenſatz gegen die berechtigten und alleinherrſchenden, aber unfähigen Familien und gegen den trägen Grundbeſitz. Auch die fremden Flüchtlinge, die in der Schweiz Gaſtfreundſchaft genoſſen, trugen dazu bei, die liberale Oppoſition gegen die Ariſtokratie zu nähren, denn ſie ſahen im Junkerthum in der Schweiz ziemlich dieſelben Feinde wieder, von denen ſie aus ihrer Heimath vertrieben worden waren. Dieſes Junkerthum ſchien ſolidariſch verbunden mit der geſammten europäiſchen Reaction. Wer die herrſchenden Familien damals kennen gelernt hat, z. B. in Luzern, konnte nicht umhin, eine Oppoſition für ſehr berechtigt zu halten. Müßige Pflaſtertreter ohne Bildung und gute Sitte lebten hier auf Koſten des fleißigen Volkes. In Bern und Zürich hatten die Junker wenigſtens Würde und viele alte ſtaatsmänniſche Routine. Auch war das Landvolk hier wohlverſorgt. Hier wäre nicht eine totale Umgeſtaltung, ſondern eine weiſe Vertheilung der Macht und eine Vereinbarung der alten und neuen Tugenden, Vermögen und Talente zu wünſchen geweſen. Aber der ſchroffe Gegenſatz der Parteien duldete keine ſanften Uebergänge.

Als im Jahre 1821 bei Luzern der rieſenhafte von Thorwaldſen modellirte Löwe, frei in den Felſen gehauen, zu Ehren der am 10. Auguſt 1792 in Paris gefallenen Schweizer, enthüllt wurde, ſah man hier auf der einen Seite die alte, ſtolze, aber ſchon ſehr verwelkte Ariſtokratie und auf der andern die eben ſo ſtolze und

in ihrem öffentlichen Tadel verwegenen Jugend der Universität in grellen Gegensatz treten. Professor Troxler, Lehrer der Philosophie in Luzern, wurde als Agitator der liberalen Jugend von dort vertrieben. Dagegen begann Professor Wilhelm Snell, ein geflüchteter Nassauer, in Bern die jungen Juristen zu einer demokratischen Cohorte abzurichten, von der mit der Zeit die ganze Schweiz um- und umgewälzt werden sollte. Sturz der Aristokratie, Sieg der zurückgesetzten Landstädte über die Hauptstädte, und Reform des Bundes war die Loosung.

Die Revolution war lange vorbereitet und wartete nicht einmal auf die in Paris, denn schon am 21. April 1830 wurde die Oligarchie im Canton Tessin, die unter Landammann Quadri zu schroff aufgetreten war, gestürzt und die Regierung demokratisirt. Und am 4. Juli, drei Wochen vor der Julirevolution, eröffnete der Berner Schultheiß Fischer die Tagsatzung mit einer besorglichen Rede, worin er auf die Umtriebe derer hinwies, „die alles umzuwerfen versuchten".

Nach der Julirevolution begannen diese Umtriebe einen großartigen Charakter anzunehmen. Die Parteien rüsteten sich, anfangs noch vorsichtig, aber zu desto kräftigeren Schlägen. Am 22. September erließ der Vorort Bern im Geist jener frühern Fischer'schen Rede ein Kreisschreiben an die Cantonsregierungen, worin er zu kräftigem Einschreiten gegen die revolutionssüchtige Partei aufforderte. Allein das Schreiben wurde sogleich mit großer Kühnheit nicht nur von den liberalen Blättern kritisirt, sondern auch von der Züricher Regierung selbst öffentlich mißbilligt. Diese Regierung des mächtigsten Cantons nächst Bern trat freiwillig zuerst auf die Seite der Opposition, und empfahl, im Widerspruch mit Bern, auch den übrigen Cantonsregierungen Nachgiebigkeit und zeitgemäße Reformen. Der große Rath von Zürich trat am 1. November zusammen und beschloß eine Umänderung der Verfassung, so daß künftig das Land (das bisher nur 82 Großräthe gewählt hatte, während die Stadt 132 wählte) eben so viele wie die Stadt

wählen ſollte. Aber die Oppoſition verlangte mehr und richtete in einer großen Volksverſammlung zu Uſter am 22. Sept. die Forderung an die Stadt, nur 1/3 Wahlen zu behalten und dem Lande 2/3 zu überlaſſen. Da gab die Stadt nach und ſchon am 14. December trat der neue große Rath mit einer Mehrheit vom Lande zuſammen. Das Vorrecht der Züricher Junker hatte aufgehört.

Die gleichen Scenen folgten nun faſt in allen Cantonen. Ueberall ſetzte die Oppoſition durch große Volksverſammlungen die Verfaſſungsreformen durch, und überall wurden die bisherigen ariſtokratiſchen Stadtregierungen durch die Demokratie des Landvolkes und der kleinen Städte geſtürzt. Im Canton Aargau wurde die erſte Volksverſammlung am 12. September zu Lenzburg gehalten und da ihr die Regierung noch nicht nachgab, am 7. November eine größere zu Wohlenſchwyl. Der Held derſelben, der Wirth Fiſcher von Meriſchwanden, machte die Forderungen im großen Rath zu Aarau geltend, wurde aber abgewieſen und verließ zornig die Verſammlung, um an der Spitze von 10,000 bewaffneten Bauern zurückzukehren, die am 7. December die Stadt ohne Widerſtand beſetzten und eine nun mehr demokratiſche Verfaſſung einführten. In Thurgau erzwang eine Volksverſammlung zu Weinfelden am 22. October die Reform; daſſelbe geſchah zu St. Gallen am 8., in Luzern am 22., in Solothurn am 26. Nov. Freiburg wurde durch eine große Volksverſammlung zu Murten 27. Nov., Waadtland durch einen großen Zuſammenlauf des Landvolks in Lauſanne am 18. December zur Reform gezwungen. Am ſchwerſten ſchien die ſtolze und mächtige Ariſtokratie von Bern zu überwinden, aber auch ſie wurde gebeugt. Die erſte Volksverſammlung wurde hier zu Burgdorf am 15. October abgehalten, drei Tage darauf brach ein Tumult in Pruntrut aus, wo man die dreifarbige Fahne aufſteckte und Miene machte, ſich an Frankreich anzuſchließen. In Bern ſelbſt wurden die Bürger unruhig und ſammelte ſich unzufriedenes Volk vom Lande. Um die Ordnung zu erhalten, wurde am 4. December eine Nationalgarde errichtet.

Am folgenden Tage gab es große Volksverſammlungen zu Thun, Langenau, Sumiswald und Burgdorf. Ueberall traten die Bauern bewaffnet als Milizen auf und nun wagte die ſtädtiſche Ariſtokratie keinen Widerſtand mehr; das alte berühmte Patriciat der Stadt und Republik Bern hörte auf, die Demokratie der Advokaten und Induſtriellen zog triumphirend in den Pallaſt der Regierung ein.

Nur in Baſel blieb die Ariſtokratie länger zähe und gab nicht nach. Volksverſammlungen am 2. Januar 1831 in Muttenz, am 7. in Lieſtal forderten eine Volksreform. Bisher hatte die Stadt 90, das Land nur 64 Vertreter in den großen Rath geſchickt, jetzt verlangte das Landvolk $^{5}/_{7}$ der Wahlen und begann, als die Stadt nicht nachgab, dieſelbe zu blokiren. Allerlei böſes Geſindel lief hier zuſammen in der Hoffnung, vielleicht die reiche Stadt plündern zu können. Die Städter machten am 11. einen Ausfall und nahmen 80 Inſurgenten gefangen, erlitten aber am folgenden Tage vor Lieſtal eine Niederlage. Verſtärkt kehrten ſie am 15. zurück und nahmen Lieſtal ein, von wo aber alle Einwohner geflohen waren. Da ſchickte die Tagſatzung eine Commiſſion zur Vermittlung, aber die Stadt Baſel gab nicht nach und ächtete den Dr. Gutzwyler, das anerkannte Haupt von Land-Baſel. Nun drohten aber die Liberalen der andern Cantone, dem Landvolk zu Hülfe zu kommen und hielten eine große Volksverſammlung zu Wädiſchwyl ab. Ohne Zweifel hätten ſich ſofort Freiſchaaren gebildet und wäre Baſel von überlegenen und wilden Streitkräften überfallen worden, wenn die Städter nicht noch zu rechter Zeit eingelenkt und ſich am 8. Februar zuerſt zu Ertheilung einer Amneſtie, dann am 28. zu einer Verfaſſungsreviſion verſtanden hätten. Beides aber genügte dem Landvolk nicht, da die Amneſtie viele Ausnahmen machte. Gutzwyler wurde ſogar in contumaciam verurtheilt. Da verſammelten ſich am 18. Auguſt die Großräthe vom Lande in Lieſtal und ſetzten eine beſondere Regierung für das Land nieder. Die Städter zogen gleich am nächſten Tage wieder gegen Lieſtal aus

und beſetzten es, gingen aber aus Furcht, von Baſel abgeſchnitten zu werden, wieder zurück. Die Tagſatzung ſchritt damals ein, ſchickte eidgenöſſiſche Truppen nach Baſel, befahl die Auflöſung der Regierung in Lieſtal und allgemeine Amneſtie. Die Städter ließen ſich die eidgenöſſiſche Beſatzung gefallen, gaben aber dem Landvolk nicht nach. Nun drängte ſich immer mehr der Gedanke einer politiſchen Trennung, einer Theilung des Canton Baſel in zwei auf, was freilich ſeltſam mit der Tendenz nach Centraliſation und Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesſtaat, wie ſie längſt bei den Reformfreunden in der Schweiz vorherrſchte, im Widerſpruch ſtand. Während man noch darüber ſtritt, proclamirte Stadt Baſel die Trennung eigenmächtig am 22. Februar 1832 und ſchon am 18. März conſtituirte ſich andrerſeits der neue Canton Baſel-Landſchaft.

In Neufchatel, welches als Erbe des Königs von Preußen zugleich ein Schweizer Canton war, hieng die Ariſtokratie und ein großer Theil der Bevölkerung aufrichtig an Preußen, von dem der Canton immer nur Wohlthaten genoſſen hatte; dagegen bildete ſich unter der Fabrikbevölkerung von Lachaudefonds eine revolutionäre Partei, die mit den Republikanern des nahen Frankreich ſympathiſirend die Rechte des Königs von Preußen nicht mehr anerkennen und den Canton demokratiſiren wollte. An der Spitze dieſer Partei bemächtigte ſich ein gewiſſer Bourguin des Schloſſes von Neufchatel, am 13. September 1831, wurde aber bald durch eidgenöſſiſches Aufgebot und durch den Zuzug der Royaliſten von Valengin wieder vertrieben. Unterdeß kam der preußiſche General v. Pfuel, vom König geſandt, den Oberbefehl im Canton zu übernehmen. Bourguin wagte noch einmal, am 17. December, ihn in Neufchatel zu belagern, wurde aber durch einen Ausfall zurückgeſchlagen und verließ den Canton.

Da um dieſe Zeit die Ausgleichung des Julithrons mit den übrigen Großmächten erfolgte und überall die Reaction wieder über die Revolution Meiſter wurde, bangten die Reformer in der Schweiz

um ihre eigene Sache, um so mehr, da die alte Demokratie der katholischen Urcantone mehr Sympathie für Basel und Neufchatel, als für die neue Demokratie der Fabrikanten und Advokaten in Bern und Zürich hatte. Man dachte daher auf gemeinsame Defensive, auf Schutz, wenn etwa die gestürzte Aristokratie mit dem Ausland und den Urcantonen im Bunde sich wieder erheben wollte. Dies das Motiv des zuerst am 25. September 1831 zu Langenthal gebildeten Schutzvereins und des am 17. März 1832 gestifteten, noch viel wichtigeren s. g. Siebener-Concordats, eines engeren Bundes im Bunde der Eidgenossenschaft, geschlossen von den sieben liberalen Cantonen Bern, Zürich, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Die betheiligten Cantone gelobten sich, einander mit den Waffen beizustehen, wenn auch nur in einem von ihnen die errungenen Freiheiten wieder angetastet werden sollten, und, was noch wichtiger war, sie erklärten, dieses ihr Concordat solle nicht eher erlöschen, als bis der Bundesvertrag der Eidgenossen revidirt seyn würde. Zugleich blieb der Schutzverein mit besonderer Organisation zur Aufbringung von bewaffneten Massen bestehen. Das war ohne Zweifel eine offene Auflehnung gegen die Tagsatzung, ein Bruch des alten Bundes. Aber die Tagsatzung war nicht stark genug, einen so mächtigen Bund zu unterdrücken. Es kam nun zu einer Theilung in der ganzen Eidgenossenschaft, wie in dem kleinen Basel. Die katholischen Urcantone hielten schon am 2. Mai zu Altorf eine Conferenz, um einen Gegenbund einzuleiten. Die Tagsatzung setzte zwar im Juli eine Commission nieder, um eine Verfassungsrevision zu berathen, aber die Gegensätze waren unvereinbar. Im August wurde eine Verschwörung der Berner Aristokratie entdeckt, an deren Spitze der vormalige Schultheiß Fischer stand, der mit sechs andern großen Herrn verhaftet wurde. Am 14. September sanktionirte die Tagsatzung mit geringer Stimmenmehrheit die eigenmächtig von Basel vorgenommene Theilung; dagegen protestirten die Cantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis und Neufchatel. Am 2. October versammelten sich

alle Schutzvereins-Ausschüsse im Bade Schinznach, um den Gegnern durch Drohungen Furcht einzujagen. Nun aber schloßen am 14. November die fünf protestirenden Cantone, zu denen sich noch Stadt-Basel gesellte, den Sarner Bund als förmlichen Gegenbund gegen das Siebener-Concordat. In der ersten Hälfte des Jahres 1833 beschäftigte sich die Tagsatzung auf Antrieb des Concordats mit dem Entwurf einer Bundesrevision, aber als derselbe fertig war, wurde er im Juni durch die Mehrheit der Sarner Verbündeten und der Neutralen verworfen. Mehr als je waren nun die Parteien auf sich selbst angewiesen.

Die Conservativen begingen den Fehler, da sie nur in der Defensive stark waren, zur Offensive überzugehen, und den doppelten Fehler, es nur mit einer Minderheit von Streitkräften zu wagen. Sie, die altes Recht schützen wollten, durften nicht die ersten seyn, die Gewalt brauchten. Das hat ihnen unendlich geschadet. Am 30. Juli 1833 fielen plötzlich die Schwyzer unter Abyberg ins Gebiet von Luzern ein und besetzten Küßnacht, aber die Luzerner waffneten sich und wurden sogleich von allen Seiten unterstützt. Abyberg wagte nicht weiter vorzugehen, sondern zog sich beim Anmarsch großer feindlicher Streitkräfte am 3. August wieder zurück. An demselben Morgen des 3ten zogen 1400 Stadt-Basler unter Oberst Burckhardt gegen Liestal aus, wurden aber im Dorfe Prattelen von den Land-Baslern, denen viele Freischärler, insbesondere Polen zugezogen waren, von allen Seiten so kräftig beschossen, daß der Oberst verwundet, ein Oberstlieutenant Landerer, Major Wieland (Sohn des greisen Bürgermeisters von Basel) und mehrere andere Offiziere getödtet wurden. Im ganzen verloren die Städter an 160 Todte und Verwundete und mußten zurückfliehen. Die ganze Schweiz war in Aufregung gekommen und waffnete. Die Tagsatzung ließ Schwyz und Stadt-Basel mit eidgenössischen Executionstruppen besetzen und stellte die Ruhe her. Auch löste sie am 17. August den Sarnerbund auf und vollzog jetzt erst die bisher noch von diesem Bunde bestrittene Theilung des Basler Staats-

gutes zwiſchen Stadt und Landſchaft. Dr. Keller nahm dieſe Theilung mit ſolcher Genauigkeit vor, daß auch zuſammengehörige Dinge zerſtückt wurden. Dabei geſchah der Stadt Unrecht. Das aus Privatſtiftungen reicher Basler entſtandene Univerſitätsgut wurde mit getheilt.

Von dieſem Zeitpunkt an gewann das Siebener-Concordat mit dem Schutzvereine, die Partei, die man ſeitdem die radicale genannt hat, ſichtlich die Oberhand. War die conſervative Partei auch ſtark genug, ſo hatte ſie ſich doch damals eines mißlungenen Gewaltſtreichs zu ſchämen und war gelähmt. Im Beginn deſſelben Jahres am 29. April war die neue, von der neuen Regierung mit großartigen Mitteln ausgeſtattete Univerſität in Zürich eröffnet worden. Eine ihrer erſten Zierden war der alte Oken, der ſeither unter dem Schutz König Ludwigs, aber ärmlich beſoldet, in München gelebt hatte. Die Univerſität wurde begreiflicherweiſe eine Wiege der ſ. g. Freiheit, eine ſyſtematiſche Abrichtung für den Fortſchritt. Doch hielt ſie darauf, den alten Ruhm der Züricher Wiſſenſchaftlichkeit zu bewahren. Die Häupter der Züricher Regierung, Dr. Keller und Melchior Hirzel, zogen alle ehrwürdigen alten Stiftungen ein, um die Univerſität reich zu dotiren. Der Bildungsſchwindel, der in Berlin dem monarchiſchen Princip diente, ſollte in Zürich dem demokratiſchen dienen. Zürich ſollte „Metropole der Intelligenz“ im liberalen Süden werden. Natürlicherweiſe mußte die Bildung dem ganzen Volke mitgetheilt werden. Deshalb wurde in Zürich ein großes Schullehrerſeminar gegründet und zum Director deſſelben Scherr (ein Württemberger) gemacht, der Dieſterwegs Schule angehörend Bibel und Katechismus aus der Schule verbannen wollte. Abgeſehen von dieſen Verirrungen machte ſich die neue Züricher Regierung durch weiſe Anwendung der confiscirten Stiftungen und Corporationsfonds verdient. Zürich erhielt ein ganz neues Anſehen durch die Pracht ſeiner öffentlichen Gebäude, den Umbau ſeines Hafens ꝛc. Der Bildungsſchwindel griff in allen radicalen Cantonen um ſich; überall entſtanden Schullehrer-

ſeminare, in denen die „Selbſtbeſtimmung des Menſchen“ und die Bildung durch Philoſophie und Naturkunde als das neue Licht der alten Finſterniß der Kirche entgegengeſetzt wurde. Die Preſſe in ihrer zügelloſen Freiheit wetteiferte damals, den alten Kirchenglauben der Eidgenoſſen zu verhöhnen und drang in ſie, an die eigne Kirche die Brandfackel zu legen.

Die Radicalen im Aargau waren die wüthendſten Kirchenfeinde. Als hier im Februar 1832 der katholiſche Pfarrer Stockmann zwei Geſchwiſterkinder nicht trauen wollte, weil bei ſo naher Verwandtſchaft nach dem Kirchenrecht nur der h. Vater ſelbſt diſpenſiren könne, wurde er ſogleich von der weltlichen Behörde ab- und ein anderer an ſeine Stelle geſetzt, der die Trauung wirklich vornahm. Salzmann, Biſchof der Basler Diöceſe, erklärte die Ehe, ſo wie die Amtsführung des Eindringlings für ungültig. Die Aargau'ſche Regierung ließ aber den letzteren in der Kirche fortamtiren und gab ihm zum Schutz gegen das Volk Landjäger bei, bis er ſelbſt es räthlicher fand, zurückzutreten und vor dem Biſchof Abbitte zu thun. So brutal griff hier eine Winkelregierung in die ewigen Geſetze der Kirche ein. Die radicale Regierung in Luzern, zwei Brüder Pfeiffer und ein Arzt, Dr. Steiger, an der Spitze, ſetzte mit eben ſo viel Frechheit den katholiſchen Pfarrer Huber ab, weil er gegen die unchriſtliche Preſſe gepredigt hatte, und begünſtigte eine neue Schulanſtalt des deutſchen Flüchtlings Julius Fröbel, die mitten im katholiſchen Lande für den Unglauben Propaganda machte. Auch in St. Gallen wurde der radicale Pfarrer Helbling, Todfeind ſeiner eignen Kirche, eben deshalb in den kleinen Rath gewählt, und zwei ihm anhängende Brüder Fuchs, der eine, obgleich ganz unwiſſend, nach Verdrängung eines würdigeren, über die berühmte St. Galler Bibliothek geſetzt, der andre als Profeſſor nach Luzern berufen. Beide aber erkannten ſpäter ihre Unfähigkeit und traten zurück. In St. Gallen, wie in Graubündten, war nach dem Tode des letzten Biſchofs von Chur, dem die katholiſchen Theile beider Cantone untergeben waren, das biſchöf-

liche Gut von der weltlichen Regierung eingezogen worden. Ein neuer Biſchof war noch nicht ernannt, weil jeder Canton ſeinen eignen haben wollte (oder lieber gar keinen).

Unter dem Vorwand nun, die mancherlei katholiſchen Streitfragen zu erledigen und das Beſte der Kirche wahrzunehmen, lud die radicale Luzerner Regierung die mit ihr einverſtandenen Regierungen von St. Gallen, Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Baſelland zu einer Conferenz nach Baden im Aargau ein, die am 20. Januar 1834 zuſammentrat und einen Metropolitanverband für die ganze Schweiz, eine neue Vertheilung der Bisthümer, und im Uebrigen 14 Artikel vorſchlug, die alle als Waffen des Staats gegen die Kirche gebraucht werden ſollten, und worunter die ſtrengſte Handhabung des placet, die vollkommenſte Unabhängigkeit ehelicher Verbindungen von kirchlichen Einſprachen, die gleiche Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und die wechſelſeitige Unterſtützung der Regierungen, wenn je eine mit der Kirche in Streit käme, die Hauptpunkte waren.

In demſelben Winter am Neujahr 1834 wurde Melchior Hirzel als Regierungschef des Vororts Zürich auch Präſident der Tagſatzung. Die Tagſatzung wechſelte nämlich ihren Sitz zwiſchen den drei Vororten Bern, Zürich, Luzern, und das jeweilige Regierungshaupt im Vorortscanton hatte der Tagſatzung zu präſidiren. Hirzel war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Körperlänge, mit einer lächerlichen Mädchenſtimme, ein gutmüthiger Narr, der nicht einmal wußte, wie gefährlich ſein im Grunde wohlgemeinter „Fortſchritt“ ſey und wie viel Unheil er damit anrichten würde. In ſeiner Einfalt bildete er ſich ein, eine allgemeine Republicaniſirung Europa's von der Schweiz aus ſey eben ſo möglich, wie eine allgemeine Abſchaffung des Chriſtenthums und Erſetzung deſſelben durch die moderne Schulphiloſophie. Auch war er mit ſeinen ausſchweifenden Hoffnungen nichts weniger als zurückhaltend. Unter einem ſolchen Regenten der Schweiz glaubten die politiſchen Flüchtlinge ſich etwas herausnehmen zu dürfen. Schon im Frühjahr

1833 hatten die Polen, die von der franzöſiſchen Regierung in dem Süden Frankreichs vertheilt worden waren, von Beſançon aus einen Zug unternommen, der mit dem Frankfurter Attentat in Verbindung ſtand und daſſelbe unterſtützen ſollte. Ein deſperater Streich der müßigen Polen, ohne alle Ausſicht auf Erfolg. Der Plan war, Neufchatel zu überfallen, hier die preußiſche Regierung zu ſtürzen, ſich Waffenvorräthe zu verſchaffen und mit ſo viel Freiſchärlern, als man anwerben könne, den Rhein abwärts alles revolutionirend gegen Frankfurt zu ziehen. Aber es kam nicht ſo weit, die Polen verfehlten den Weg und kamen ſtatt auf das Neufchateler Gebiet, ins Berniſche, wo ſie den guten Rath erhielten, nicht weiter zu gehen. Sie wurden von den Radicalen in der Schweiz unterſtützt und Frankreich zeigte ſich geneigt, ſie wieder aufzunehmen, da die deutſchen Mächte ihre Ausweiſung verlangten. Aber im Vertrauen auf den geheimen Schutz, den ſie bei den radicalen Schweizer-Regierungen fanden, wagten ſie eine zweite eben ſo freche Demonſtration wie die frühere. Außer den Polen und vielen deutſchen Flüchtlingen befanden ſich damals in der Schweiz auch eine große Menge geflüchteter Italiener, unter ihnen Joſeph Mazzini von Genua, der ſchlaueſte und verwegenſte aller radicalen Parteigänger der Neuzeit. Obgleich es ihm wohlbekannt war, daß einzelne ſchwache Erhebungen in Italien keinen Erfolg haben konnten, ſondern durch Oeſterreichs Militairmacht immer raſch wieder unterdrückt werden mußten, ſo dienten ihm die immer wiederholten Inſurrectionen, wenn auch immer mißlingend, doch zu fortwährender Allarmirung Italiens. Er wollte den Oeſterreichern keine Ruhe gönnen und die Jugend Italiens in ſtarker Spannung halten. Deshalb verabredete er einen bewaffneten Einfall in Savoyen, der ſich vom Gebirge dann gegen die Ebene der Lombardei ausbreiten ſollte. Die tapfern Polen ſollten dazu benutzt werden, ſo lange ſie noch in der Schweiz verweilten. Als Anführer der Expedition ließ ſich Ramorino um 40000 Franken dingen. Am 1. Februar 1834 ſollte Genf überrumpelt und alle

Waffenvorräthe dort zur beſſern Ausrüſtung des Zuges weggenommen werden. Aber die Genfer Regierung war auf ihrer Hut, ließ ein Schiff voll Deutſcher vom See her nicht landen und hielt auch die Polen zu Lande ab. Dieſe mit Italienern, Franzoſen und Deutſchen vermiſcht, brachen nun zwar in Savoyen ein, fanden aber nirgends Anklang, und wurden von Ramorino in den Gebirgsthälern irre geführt, bis er ſelbſt keinen Rath mehr wußte und die Seinigen heimlich verließ, die nun wieder umkehrten. Wie unwichtig der Vorfall an ſich war, ſo machte er doch ungeheures Aufſehen wegen der Verwegenheit der Flüchtlinge und wegen der Saumſeligkeit der Schweizer Behörden, die ihn nicht gehindert hatten. Die Tagſatzung ſprach ihre Mißbilligung des Savoyer Zuges aus und beſchloß, die bekannten Theilnehmer auszuweiſen. Die unbekannten aber durften bleiben und Mazzini hatte die Frechheit, jetzt erſt in ſeinem Aſyl zu Grenchen im Canton Solothurn die geheime Verbindung des „jungen Europa“ zu ſtiften, die, aus Flüchtlingen aller Nationen beſtehend, alle revolutioniren ſollten. Ja, die deutſche Section dieſer Verbindung wagte Ende Juli im Steinhölzle bei Bern eine offene Kundgebung, indem hier von 150 deutſchen Flüchtlingen und Handwerksgeſellen eine ungeheure deutſche Fahne aufgepflanzt, und die zu dieſem Zweck beigebrachten kleinen Fahnen mit den Farben aller beſtehenden deutſchen Regierungen zerriſſen und mit Füßen getreten wurden. Jetzt riß auch der Diplomatie die Geduld und ſie that ernſte Schritte, dem Unweſen der Flüchtlinge in der Schweiz zu ſteuern. Oeſterreich brach allen Verkehr mit der letztern ab, die deutſchen Mittelſtaaten drohten und Baden rüſtete. Allein dieſe Maßregeln wurden bald wieder aufgehoben, indem der engliſche Geſandte die Vermittlung übernahm und die Schweiz ſich entſchuldigte und künftig mehr Vorſicht verſprach.

Die Radicalen hatten leichtes Spiel, weil England ſich ihrer annahm und auch Frankreich damals ſie noch als ſeine natürlichen Bundesgenoſſen den nordiſchen Mächten gegenüber behandelte, Oeſter-

reich aber, das an Italien genug zu hüten hatte, nicht auch noch in Kampf mit der Schweiz oder mit Frankreich wegen der Schweiz gerathen wollte.

Damals verſuchte Neufchatel ſeine völlige Trennung von der Eidgenoſſenſchaft bei der Tagſatzung durchzuſetzen; aber die Schweiz wollte dieſen Canton nicht aufgeben, weil er den Franzoſen den Eingang zur Schweiz verſchließt, ihr alſo von größter Wichtigkeit iſt.

Damals wurde auch, nachdem alle Bemühungen, eine allgemeine Bundesuniverſität für die ganze Schweiz zu begründen, an der Eiferſucht der Cantone geſcheitert waren, den Zürchern zum Trotz eine neue Univerſität in Bern eröffnet, die, was ihr an wiſſenſchaftlichen Leiſtungen abging, durch radicale Energie erſetzen ſollte. Ihr erſter Rector war Wilhelm Snell, der berüchtigte Wühler aus Naſſau, radical bis zum Wahnſinn und zugleich ein Trunkenbold, der moraliſche Vergifter jener ſtolzen Berner Jünglinge, auf denen das Auge ſonſt ſo gerne verweilte wie auf der herrlichen Jugend von Tirol. Snells Bruder Ludwig und der bekannte deutſche Flüchtling Siebenpfeiffer erhielten gleichfalls Profeſſuren. Die eigentlichen Machthaber in Bern waren aber damals nicht jene zwei fremden Brüder Snell, ſondern zwei einheimiſche Brüder Schnell, die von Burgdorf aus die Revolution gegen die Hauptſtadt gemacht hatten. Zwiſchen beiden, der Fremdenpartei an der Univerſität, und der Landespartei der Schnelle kam es bald zu Reibungen, denn die letzteren wollten nicht ſo weit gehen wie die erſteren, und ſich nicht zu ihren, dem Canton und der Schweiz überhaupt fremden Zwecken mißbrauchen laſſen.

Wenn die Bundesreform bisher auch geſcheitert war, ſo wurde doch fortwährend für ſie gewühlt und wurden auch auf der Tagſatzung Neuerungen durchgeſetzt, die eine künftige Centralregierung der Schweiz wenigſtens vorbereiteten. So die gleiche Uniformirung aller Schweizer Milizen, die gleiche eidgenöſſiſche Fahne, gleiches Maaß und Gewicht (1835).

Mittlerweile hatte ſich die katholiſche Partei wieder gefaßt und

begann Demonſtrationen gegen die Badener Beſchlüſſe. Der Biſchof von Baſel proteſtirte feierlich dagegen, die katholiſche Bevölkerung von St. Gallen ſtimmte mit großer Mehrheit gleichfalls dagegen. Ein päpſtliches Breve vom 17. Mai 1838 erklärte ſie für ketzeriſch. Im Uebrigen aber hatte Papſt Gregor XVI. eben damals dem Wunſch der Schweizer Regierungen nachgegeben, und nachdem er ſchon den Biſchof Boſſi in Chur für Graubündten und St. Gallen zugleich ernannt, nachträglich noch die Errichtung eines beſondern Bisthums in St. Gallen zugegeben und hier den Biſchof Mirer eingeſetzt. Der Streit über die Badener Beſchlüſſe wurde am hitzigſten in Aarau. Hier wies die Regierung das proteſtirende Schreiben des Biſchofs von Baſel zurück und ſetzte eine Erklärung auf, die auf allen katholiſchen Kanzeln verleſen werden ſollte. Die Pfarrer weigerten ſich und augenblicklich verfügte die Regierung Geldbußen, Amtseinſtellung, ſogar Gefängniß gegen ſie, trug auf gänzliche Trennung des Cantons vom Bisthum Baſel an und legte den katholiſchen Prieſtern einen neuen Eid auf, worin ſie ſich zum unbedingten Gehorſam gegen den Staat verpflichten ſollten. Da dieſer Eid von faſt allen Geiſtlichen verweigert wurde, ſchickte die Regierung Truppen in die katholiſchen Bezirke. Dieſe aber verhielten ſich ganz ruhig und ließen alles über ſich ergehen. Da begann ſich doch die kleine freche Regierung vor den übrigen Eidgenoſſen und vor dem Ausland zu ſchämen, zog die Truppen wieder zurück und modificirte den Eid durch eine authentiſche Interpretation, die der Biſchof gelten ließ.

Anders verhielt ſich die katholiſche Bevölkerung des zum Canton Bern gehörigen Jura. Hier wurde eine Petition gegen die Badener Beſchlüſſe mit 8000 Unterſchriften bedeckt. Zu Pruntrut wurde offen eine Lostrennung von Bern gewünſcht, und man pflanzte hier und in vielen Gemeinden ſ. g. Religionsbäume, d. h. die von Frankreich entlehnten Freiheitsbäume, nur nicht mit der rothen Mütze, ſondern mit einem Kreuze gekrönt. An der Spitze dieſer religiöſen Bewegung ſtand Decan Cuttat in Pruntrut. Aber die

Berner Regierung war ſo entſchieden, wie die Aargauer, und überſchwemmte den katholiſchen Jura mit Truppen. Nun aber ſchritt Frankreich ein, mit dem in der Napoleoniſchen Zeit das Gebiet von Pruntrut vereinigt geweſen war und das die dortigen Sympathien pflegte. Ludwig Philipp ließ der übermüthigen Berner Regierung erklären, wenn ſie nicht ſofort die Mißhandlung der Katholiken im Jura einſtelle und ſich mit dem Papſt verſtändige, werde er Pruntrut beſetzen laſſen. Da gab Bern nach und auch die andern bequemten ſich, Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Nuntius, de Angelis, hatte damals eben Luzern verlaſſen und ſich in Schwyz niedergelaſſen, weil die Luzerner Regierung ihm jede Ausübung geiſtlicher Gerichtsbarkeit unterſagte.

Inzwiſchen dauerte der Unfug der Fremden in der Schweiz immer fort. Die Regierungen verſicherten, allen Forderungen der Großmächte ſey Genüge geleiſtet, die gefährlichen Flüchtlinge ſeyen ausgewieſen, aber ſie verweilten fortwährend in der Schweiz, insbeſondere Mazzini. Der Mord eines deutſchen Studenten, Namens Leſſing, in Zürich bewies, wie thätig die revolutionäre Propaganda noch war, denn Leſſing wurde nur ermordet, weil man Verrath von ihm beſorgte. Im Sommer 1836 war eine Wiederholung des Frankfurter Attentats im Werke, wurde aber durch die Verhaftung von 21 deutſchen Verſchwornen verhütet. Da miſchte ſich die Diplomatie abermals ein und verlangte aufs ernſtlichſte von der Schweiz, daß ſie den Demagogen keinen Vorſchub mehr leiſte. Da dies nun in die Zeit fiel, in welcher Ludwig Philipp das Werk der Reaction in Frankreich gerade ſo weit geführt hatte, um endlich das Vertrauen der alten Dynaſtien in ganz Europa zu gewinnen, ſo wurde auch ihm der Auftrag, die Schweiz in die Zucht zu nehmen. Wir brechen daher hier ab, um auf den Gegenſtand zurückzukommen, wenn wir von Frankreich handeln werden.

Auch nach Italien hinüber hatte ſich die mit der Julirevolution begonnene Erſchütterung erſtreckt. Bis dahin hatte dieſes ſchöne, aber wenig glückliche Land ſeit der Aufregung im Jahr 1821 Ruhe genoſſen. Zu Rom war der ehrwürdige Pius VII. 1823 verſchieden, ihm folgte Cardinal della Genga als Leo XII., damals ſchon 74 Jahre alt und von ſtrengen Grundſätzen, der die Carbonari unter ſeiner ſchweren Hand nicht aufkommen ließ, deshalb aber von der ganzen Bewegungspartei grenzenlos gehaßt wurde. Bald nach ſeinem Tode 1829 begann nun unter ſeinem Nachfolger, Cardinal Caſtiglione, der ſich Pius VIII. nannte, die neue Aufregung in Folge der Julirevolution, es kam aber noch zu keinem offenen Ausbruch. Der hochbetagte heil. Vater ſtarb ſchon 1831 und ihm folgte Cardinal Capillari als Gregor XVI., unter dem erſt der Sturm zu toben anfing.

Noch während des Conclaves, ehe der neue Papſt gewählt war, und gerade weil in dieſer Zeit keine feſte Autorität im Kirchenſtaate hergeſtellt und die hohen Prälaten in Rom verſammelt waren, brachen die Inſurrectionen in den Provinzen aus. Sie waren geleitet von den Carbonari und hatten wie die früheren den Umſturz der geiſtlichen Regierung in Rom und der alten Dynaſtien in den übrigen italieniſchen Staaten zum Zweck. Ihr letzter Gedanke war die Einheit Italiens, über die Mittel aber war man ſich nicht klar. Einige dachten noch mit Conſtitutionen auszukommen, Andere erklärten ſich ſchon mit mehr Entſchiedenheit für die Republik, und da man auf franzöſiſche Hülfe rechnete, ſo legte man Werth darauf, napoleoniſche Erinnerungen einzuflechten.

Nur zufällig erfolgte die erſte Erhebung in Modena. Hier wurde Herzog Franz, der wegen ſeinem Duodez-Abſolutismus und harter Verfolgung aller liberalen Inſtitutionen und Ideen äußerſt verhaßt war, darauf aufmerkſam gemacht, daß ſein Günſtling Menotti, Chef der geheimen Polizei, ſelbſt ein Verſchwörer ſey, und ließ in der Nacht des 3. Februar 1831 das Haus, worin er mit ſeinen Conſorten gerade verſammelt war, umzingeln und mit Kanonen

zuſammenſchießen. Menotti entging dem Tode und wurde gefangen, fand aber ſo viel Theilnahme bei der Bevölkerung, daß der Herzog Angſt bekam und auf und davonfloh. Hierauf bildete ſich in Modena eine proviſoriſche Regierung, welcher der Advokat Nardi präſidirte.

Nun hielten die Verſchworenen auch im Kirchenſtaat nicht mehr zurück. Schon am 5. Februar umringten junge Leute zu Bologna den Palaſt des päpſtlichen Prolegaten und zwangen ihn, einer bereits vorbereiteten proviſoriſchen Regierung Platz zu machen. Da faſt die ganze Bevölkerung der großen Stadt für die Neuerung war, blieb ihm nichts übrig, als ſich zurückzuziehen. An demſelben Tage kam von Rom die Nachricht an, am 2. ſey der neue Papſt gewählt worden, was aber die raſche Verbreitung des Aufſtandes nicht mehr verhinderte, eher beſchleunigte. Am 9. Februar conſtituirte ſich auch zu Peſaro eine proviſoriſche Regierung, am 12. wurde die Wittwe Napoleons, Erzherzogin Marie Louiſe, aus ihrem kleinen Herzogthum Parma vertrieben; am 14. ſtand das Volk in Ferrara auf und ſetzte unter den Kanonen der Oeſterreicher, welche die Citadelle beſetzt hatten, eine proviſoriſche Regierung ein. Am 17. bemächtigte ſich das Volk der Feſtung Ancona, am 18. hatte auch Perugia ſeine proviſoriſche Regierung. Am 23. zogen 600 piemonteſiſche Flüchtlinge bewaffnet von Lyon aus, um auch vom Norden her Italien zu inſurgiren, ſie wurden aber von franzöſiſchen Truppen eingeholt und zur Umkehr gezwungen, weil Ludwig Philipp wegen Italien keinen Krieg mit Oeſterreich, dem die nordiſchen Mächte beigeſtanden haben würden, anzufangen Luſt hatte und auch, weil in die italieniſche Inſurrection napoleoniſche Ideen geworfen worden waren. Schon am 14. September 1830 hatte Joſeph Napoleon, der vormalige König von Spanien, als Aelteſter der Napoleoniden in deren Namen von Amerika aus, wo er lebte, gegen die von Ludwig Philipp wiederholte Verbannung derſelben vom franzöſiſchen Boden proteſtirt und ſeine Tochter mit Napoleon Ludwig, dem älteſten Sohn des ehemaligen

Königs von Holland (Louis Napoleon) vermählt, demjenigen Napoleoniden, der nach dem damals noch lebenden Herzog von Reichstadt die Ansprüche auf den französischen Kaiserthron erbte. Dieser junge Mann, damals 27 Jahre alt, lebte in Rom bei seinem Vater und ließ sich schon hier in die italienische Verschwörung ein, weshalb er vom Papst ausgewiesen wurde. Er brachte den Winter über mit seinem jüngeren Bruder Karl Ludwig Napoleon, damals 23 Jahre alt, in Florenz zu, von wo aus sie mit Menotti verkehrten. Als nun im Anfang Februar die Revolution ausbrach, reisten die beiden Brüder heimlich nach Spoleto und traten hier öffentlich zu den Insurgenten über, mit Begierde die erste Gelegenheit ergreifend, um sich in die Weltgeschichte einzuführen, ohne zu fragen, ob es klug sey, nur dem Muthe ihres Blutes folgend.

Der neue Papst verfehlte nicht, den Insurgenten Frieden zu predigen, aber sein Unterhändler Cardinal Benvenuti wurde nicht gehört und gefangen nach Bologna geführt. Hier eröffnete der Advokat Vicini am 26. Februar einen großen s. g. italienischen Nationalcongreß, woraus hervorging, daß alle Italiener in die Revolution hineingezogen werden sollten und daß ihr Ziel die Einheit Italiens sey. Zugleich suchte General Zucchi, der früher unter Napoleon gedient und nachher österreichischer Feldmarschalllieutenant geworden war, eine italienische Armee auszurüsten. Aber Oesterreich fuhr blitzschnell drein. Schon am 5. März rückten die vorgeschobenen Corps einer österreichischen Armee unter Frimont ins Modenesische, an den folgenden Tagen in Ferrara und Parma ein und überall flohen die Insurgenten. Nur ein unbedeutendes Scharmützel fiel vor bei Novi. Vergebens suchte Zucchi in Bologna den Muth zu beleben und eine Armee zusammenzubringen, alles war durch die Raschheit der Oesterreicher tödtlich gelähmt. Vicini wollte jetzt nachgeben und unterhandeln. Zucchi wüthete gegen ihn, da dankte er eilends ab. Frimont nahte und zog, da alles floh, am 21. schon in Bologna ein. Nun lieferte zwar Zucchi

den Oeſterreichern auf dem Rückzug bei Rimini ein kleines Gefecht, am 25., mußte aber ſogleich weichen. Auch eine ſehr feſte Stellung bei Cattolica mußte er freiwillig wieder verlaſſen, weil ſeine Leute nicht Stand hielten. „Für Memmen gibt es keine ſtarke Poſition," rief er zornig aus und zog ſich hinter die Mauern Anconas zurück, hier aber war ſchon durch General Armandi, der zu rechter Zeit eingelenkt hatte, mit dem Papſt capitulirt worden, und mit genauer Noth entkam Zucchi noch auf einem Schiffe; aber die Oeſterreicher fingen ihren deſertirten Feldmarſchallieutenant auf dem adriatiſchen Meere auf und warfen ihn jenſeits der Alpen in einen deutſchen Kerker. Am 27. zogen die Oeſterreicher unter Geppert in Ancona ein, die letzten Inſurgenten capitulirten unter Sercognani in Spoleto am 30. und der ganze Aufſtand war beſeitigt.

Unter den Flüchtlingen jener Unglückstage befanden ſich auch die napoleoniſchen Brüder. Der ältere ſtarb nach kurzer Krankheit, die ihm die ungewohnten Strapazen ſollen zugezogen haben, unterwegs in Forli am 17. März. Man rühmte an ihm eine edle und feurige Natur. Seine Mutter, die Königin Hortenſe, war in zärtlicher Sorge den Söhnen nachgereist, fand aber nur den jüngſten wieder, den ſie in ihrem Gefolge als Diener verkleidet glücklich rettete.

Nun folgten überall wieder Reactionen, die ſtärkſte in Modena, eine mildere in Parma und im Kirchenſtaat. Der Papſt erfreute ſich vom neuen König der Franzoſen derſelben Huld, wie von Oeſterreich und folgte gerne ihren Rathſchlägen. Ludwig Philipp aber rieth zur Milde, damit Italien beruhigt und er nicht von der franzöſiſchen Nation gedrängt würde, den Oeſterreichern Krieg zu erklären. Die Rückſicht, die desfalls Oeſterreich auf Frankreich nahm, war ſo groß, daß es im Mai Ancona und im Juli den ganzen Kirchenſtaat wieder räumte, mit Ausnahme der Citadelle von Farraca. Aus Rückſicht auf Frankreich erließ auch der Papſt am 5. Juli ein Edict, worin er dem Volke Verbeſſerungen in der Verwaltung ankündigte. Da die päpſtlichen Caſſen leer und die Provinzen ſchwierig und verarmt waren, ſah ſich der h. Vater

zu der unerhörten Maßregel gezwungen, beim Juden (Rothschild) 3 Millionen Scudi zu entlehnen.

Die Verbesserungen in der Verwaltung und Justiz wurden angenommen, genügten aber den Provinzen nicht. Die Insurgenten erhoben wieder das Haupt, weil sie meinten, Oesterreich fürchte sich vor Frankreich. Die Beruhigungsversuche des französischen Gesandten St. Aulaire bestärkten sie nur in diesem Wahn. Zu Bologna wurde sogar schon wieder eine große Volksversammlung gehalten und die Einberufung eines neuen Congresses auf den 5. Januar 1832 beschlossen, der dem Papst Vorschläge machen und Bedingungen stellen sollte. Der Papst ließ unter Barbieri zu Rimini und unter Zamboni in Ferrara Truppen sammeln, denen aber die Nationalgarde von Bologna unter General Patuzzi entgegenmarschirte. Am 20. Januar stießen sie bei Cesena aufeinander. Nach kurzem Gefecht wichen die Nationalgarden, die päpstlichen Truppen aber, ein schnell zusammengerafftes Gesindel, worunter Banditen und Räuber, plünderten Cesena und übten arge Greuel an den Einwohnern, eben so am folgenden Tage zu Forli, wo 23 Personen jedes Alters und Geschlechts von ihnen ermordet, 41 verstümmelt oder verwundet wurden. Cardinal Albani, des Papstes Stellvertreter, war Zeuge und konnte es nicht hindern, wagte nun aber die Truppen nicht wieder gegen Bologna vorrücken zu lassen, weil ihre Schandthaten ganz Italien empört hatten. In dieser Noth mußten die Oesterreicher wieder helfen und General Hrabowski kam mit einem Corps derselben, theils um Bologna zu unterwerfen, theils um die päpstlichen Truppen selbst im Zaume zu halten, die da, wo keine Oesterreicher waren, z. B. in Ravenna, noch manche Rohheiten begingen.

Dieser zweite Einmarsch der Oesterreicher erhitzte die Opposition in Paris und wenn Ludwig Philipp etwas Schlimmerem vorbeugen wollte, mußte er dießmal eine Demonstration machen. Aber er that es so ungern und so sehr nur zum Schein, daß sie mit Oesterreich heimlich konnte verabredet werden. Genug wenn man

der franzöſiſchen Nation nur ſagen konnte, die Oeſterreicher ſind nicht allein in den Kirchenſtaat eingerückt, der König der Franzoſen iſt wachſam geweſen und hat ſogleich auch Franzoſen hineingeſchickt, um den Oeſterreichern die Stange zu halten. Noch wußte niemand, was verabredet worden war, als plötzlich in der Nacht auf den 23. Februar eine kleine franzöſiſche Flotte vor Ancona erſchien und Truppen ausſetzte, die unter Oberſt Combes, als die Thore nicht gleich geöffnet wurden, dieſelben mit Aexten einſchlugen, eindrangen und ſich des Platzes bemeiſterten. Das ſah nun ſehr kriegeriſch und wie eine Unterſtützung der italieniſchen Oppoſition aus; bald aber kamen noch durch widrige Winde zurückgehaltene franzöſiſche Schiffe mit dem commandirenden General Cubières nach, der die Handlungsweiſe ſeines Oberſten desavouirte, die päpſtlichen Behörden wieder einſetzte und die Männer der Oppoſition von ſich wies. Die letzteren legten indeß ſeine Zurückhaltung nur als eine vorläufige aus und hofften von der Beſetzung Anconas durch Franzoſen ſo viel für ihre Sache, daß in Bologna ſelbſt und unter den Augen Hrabowskis das Volk einen Aufſtand verſuchte in dem Augenblick, in welchem die erſten päpſtlichen Truppen unter Zamboni, die ſich häßlich in Ravenna aufgeführt hatten, dort einrückten. Zamboni und Hrabowski ſelbſt bekamen Steinwürfe. Aber der letztere hatte, Menſchlichkeit mit Strenge verbindend, den genialen Einfall, einem böhmiſchen Regiment auf italieniſch zu befehlen, es ſolle feuern, auf böhmiſch aber den Befehl ſogleich zu widerrufen. Wie nun die Bologneſer das Commandowort Feuer hörten, liefen ſie davon und die Ordnung wurde ohne Blutvergießen hergeſtellt. Am 2. Mai rückten päpſtliche Truppen auch in Ancona ein und beſetzten den Platz gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, ſo daß Jedermann erkannte, Ludwig Philipp thue in Italien nichts anders, als was der Kaiſer von Oeſterreich auch that, nämlich er ſchütze die Herrſchaft des Papſtes gegen die Revolution. Am 21. Juni erließ der Papſt eine Bulle gegen die Inſurgenten in einem feſten und ſtolzen Tone.

Seitdem war wieder Ruhe in Italien. Der Papſt, im eigenen Lande von Revolution bedroht, erklärte ſich entſchieden auch gegen alle andern Revolutionen, namentlich gegen die inſurgirten Polen und gegen die Partei im franzöſiſchen und belgiſchen Klerus, die von Lamennais geleitet, eine Allianz der römiſchen Kirche mit der Demokratie verlangte. In ſeinem merkwürdigen encycliſchen Schreiben vom 15. Auguſt 1832 warnte Gregor XVI. die kirchlichen Enthuſiaſten, ſie ſollten ja nicht an neue Mittel denken, die nur vermeintlich alte und baufällige Kirche zu ſtützen. Die Kirche habe keine Wiedergeburt nöthig, ſie ſey ewig jung, immer die gleiche.

Merkwürdigerweiſe wurden Neapel und Sardinien damals durch keine Revolutionen erſchüttert. In Neapel ſtarb der alte König Ferdinand I. (IV.) am 8. November 1830 und ihm folgte ſein erſt 21jähriger Sohn Ferdinand II., der mehrfache Verbeſſerungen einführte und politiſche Gefangene begnadigte. In Sardinien ſtarb König Karl Felix am 27. April 1831 und ihm folgte Karl Albert, Prinz von Carignan, ohne daß von Seite Oeſterreichs Einſpruch gegen dieſe Thronfolge erhoben worden wäre. Der neue König, an dem eine böſe Erinnerung haftete, befand ſich in einer bittern Klemme zwiſchen Oeſterreich, das er beſtändig fürchten mußte, und dem Liberalismus, den er verrathen hatte und der ihm doch ſeit der Julirevolution wieder eine ſehr brauchbare Waffe ſchien. Großes Aufſehen erregte der Brief eines damals jungen Mannes, Joſeph Mazzini, der Karl Albert aufforderte, Italien vom Joche der Fremden zu befreien und zu vereinigen.

Im Jahre 1837 kam die Cholera nach Italien und richtete um ſo mehr Verheerungen an, als an den meiſten Orten die Aerzte ſelbſt aus Feigheit flohen. Am ſchrecklichſten wüthete ſie in Sicilien, wo deßhalb auch Unruhen ausbrachen.

Vierzehntes Buch.

Das Bürgerkönigthum in Frankreich.

Der neue Bürgerkönig in Paris ſpielte die angenommene Rolle mit gutem Glücke fort. Frankreich blieb noch lange in der Täuſchung, es habe den beſten Theil erwählt. Das Ausland accomodirte ſich, weil Ludwig Philipp den legitimen Großmächten das beſte verſprach. England unterſtützte ihn, weil er den engliſchen Candidaten in Belgien duldete und ſich überhaupt der Vormundſchaft Englands fügte. Rußland ließ ſich ihn am Ende gefallen, um in Polen freie Hand zu haben. Preußen allein konnte keinen Krieg anfangen wollen, Oeſterreich noch viel weniger. Die ältere Linie der Bourbons war Oeſterreich von Anfang an feindlich geſinnt geweſen, und auch gegen deſſen Willen auf den Thron gelangt. So wurde denn Frankreichs neuer illegitimer König von den Großmächten anerkannt. Eine Thatſache, die Jedermann den Umſtänden ganz angemeſſen fand, die aber das ganze bisherige Programm der europäiſchen Congreſſe und das Princip der Legiti-

mität beseitigte, um fortan die Politik der jeweiligen Convenienz zur ausschließlichen Geltung zu bringen. Spanien wollte anfangs die neue Ordnung der Dinge in Frankreich nicht anerkennen. Da gab Ludwig Philipp den liberalen Flüchtlingen Mina, Valdez ꝛc. Geld und Waffen zu einem Insurrectionsversuch. Aus Furcht erkannte ihn nun Spanien an, und augenblicklich ließ er auch wieder die armen Flüchtlinge im Stich.

Ludwig Philipp war voll schlauen Verstandes und beobachtete die ruhige Haltung, die ein vollkommenes Sicherheitsgefühl zur Schau trägt. Nur in seinem Ministerium begann ein auffallendes Wechseln und Wogen, woran man erkannte, wie mühsam es dem juste milieu wurde, das Gleichgewicht zwischen den liberalen, mehr rechts oder mehr links abweichenden Nuancen zu halten. Um die innern Lärmer zu beruhigen, die immer noch mehr republikanische Institutionen wollten, und um dem Ausland mit unermeßlicher Popularität imponiren zu können, mußte er seine Minister links suchen. Um aber eine feste Regierung möglich zu machen und dem Ausland zu zeigen, daß man ihm gehorche, mußte er sie wieder ein wenig rechts suchen, je nach den Vorfällen des Tages. Daß sein Zug stetig nach rechts ging, und die Linkswendungen ihm nur durch die Umstände abgenöthigt wurden, versteht sich von selbst. Er war deßfalls viel weniger aufrichtig constitutionell, wie Ludwig XVIII. zur Zeit des Ministeriums Decazes.

Das erste Ministerium des neuen Königs, Dupont de l'Eure an der Spitze, Laffitte, Gerard, Molé, Guizot, Broglie, Louis, Sebastiani, Perier, Dupin ging ganz aus der Partei hervor, die in der großen Woche den Sieg an sich gerissen hatte. Bignon, Napoleons berühmten Secretär und Diplomaten, hatte Ludwig Philipp dem Ministerium zugesellt, um den Anhängern Napoleons zu gefallen, gab ihm aber kein Portefeuille, um das Ausland nicht zu reizen. Dieser kleine Zug characterisirt ihn ganz.

Das Wichtigste war, die aufgeregten Arbeiter wieder zu beschwichtigen. Sie allein hatten gesiegt, sie wollten nun auch etwas

davon haben. Die republikaniſchen Geſellſchaften grollten dem Königthum und hielten Ludwig Philipp für einen bloßen Heuchler. Auf Guizots Rath wurde den Arbeitern mit 5 Millionen Franken der Mund geſtopft, die geheimen Geſellſchaften aber als ungeſetzlich verboten. Hubert, Präſident der Geſellſchaft ami du peuple wurde zu einer kurzen Gefängnißſtrafe verurtheilt. Auch lenkte man den Haß des gemeinen Volkes geſchickt auf die Exminiſter ab. Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze waren auf der Flucht gefangen worden und ſollten von den Pairs gerichtet werden. Dieſen Richtern traute man wenig Strenge zu und da überdies auf Betrieb des Königs der Vorſchlag gemacht wurde, noch vor Ausgang des Prozeſſes die Todesſtrafe, als eines civiliſirten Volkes unwürdig, abzuſchaffen, gerieth das gemeine Volk in eine große Wuth und glaubte in dem neuen Königthum eben nur das alte wiederzuſehen. Es erhob ſich am 18. Oktober, verlangte den Tod der gefangenen Miniſter und umringte das Schloß Vincennes, in dem ſie gefangen ſaßen. Nur der Muth des Commandanten Dumesnil, der das Schloß in die Luft zu ſprengen drohte, bewog die wilden Haufen zum Abzug. Das Uebrige that Odilon Barrot, als Präfect des Seine-Departements, indem er öffentlich erklärte, die angeklagten Miniſter würden der gerechten Strafe nicht entgehen. Ueber dieſe Eigenmächtigkeit war Guizot, ſein Vorgeſetzter als Miniſter des Innern, empört, und verlangte ſeine Abſetzung. Dupont de l'Eure war dagegen. Der König ſuchte ihn umzuſtimmen, indem er ſagte, auch Lafayette ſey für die Abſetzung. Das war aber eine kleine Lüge. Der ehrliche Dupont ſagte geradezu, er wiſſe von Lafayette ſelbſt, daß derſelbe anders denke, als der König ſage. „Sie beſchuldigen mich der Unwahrheit?“ fuhr ihn der König an. „Sire,“ erwiederte Dupont, „wenn der König ja und Dupont nein ſagt, ſo weiß ich, wem Frankreich glauben würde.“ Der junge Herzog von Orleans drängte ſich beſorgt dazwiſchen, faßte Duponts Hand und ſagte: „Dupont iſt ein Ehrenmann, mein Vater, hier kann nur ein Mißverſtändniß vorgegangen

ſeyn.“ Der König umarmte Dupont und Odilon Barrot verlor ſeine Stelle dieſesmal noch nicht. Dagegen trat Guizot aus dem Miniſterium und mit ihm die andern, außer Dupont, Laffitte, Gérard, Sebaſtiani, wogegen der junge Montalivet und Marſchall Maiſon eintraten. Dem König war es äußerſt läſtig, Dupont beibehalten zu müſſen, der ihn ziemlich deutlich ſeine Verachtung hatte fühlen laſſen, allein er fürchtete Lafayette, der an der Spitze von mehr als einer Million Nationalgarden ſtand, und dem bei einem Zerwürfniß ganz Frankreich würde zur Seite geſtanden ſeyn.

Der äußerlich ruhige und feſte, innerlich gequälte König wandte ſich an Talleyrand und bat ihn, ein Miniſterium zu übernehmen. Aber Talleyrand, damals Geſandter in London, verſicherte ihn, er nütze ihm in London, indem er das Bündniß mit England betreibe und die nordiſchen Mächte beruhige, unendlich mehr, als er ihm in Paris nützen könne. Damals ſoll er ihm auch gerathen haben, die Liberalen durch ſich ſelbſt, eine Nuance nach der andern, einen Namen nach dem anderen abzunutzen. Sein Haupttroſt aber ſoll geweſen ſeyn, die Vertreibung der älteren Bourbons verhalte ſich ganz ſo wie die der Stuarts in England, und die jüngere Linie Orleans werde, wenn ſie nur Geduld behalte und die damalige Aufregung geſchickt wieder abſchwäche, ſich auf dem Thron ſo dauerhaft befeſtigen, wie die hannöver'ſche Dynaſtie in England.

Unterdeß hörte die Gährung in Paris nicht auf. Hinrichtung der Exminiſter war die Parole im Volk. Man ſah darin die Probe, ob die neue Regierung es aufrichtig mit der Freiheit meine, oder nur in die alten Bahnen einlenken wolle. Auch die Preſſe mißbrauchte ihre Freiheit zu wüthenden Schmähungen. Exceſſe während des Prozeſſes ſchienen unvermeidlich. Da ernannte der König den Marſchall Soult, die erſte militäriſche Größe des alten Kaiſerreichs, zum Kriegsminiſter und ließ denſelben große Rüſtungen machen, dem Schein nach, um Frankreich gegen das Ausland zu vertheidigen, denn man hatte die Kunde verbreitet, Feldmarſchall Diebitſch ſey in Berlin geweſen, um eine Allianz Preußens mit

Rußland zu betreiben und in Frankreich einzufallen (unmittelbar vor dem polniſchen Aufſtande). Durch Talleyrand durfte aber der König hoffen, mit Hülfe Englands Preußen zu beruhigen, und Rußland wurde durch die polniſche Revolution aufgehalten, deren Ausbruch man ſchon in den erſten Tagen des Dezember in Paris erfuhr. Der Zweck der Rüſtungen Soults war nur, unter dem Scheine, dem Nationalſtolz zu ſchmeicheln und dem Ausland zu imponiren, die unruhige Pariſer Bevölkerung durch Militärmacht im Zaum zu halten, und Lafayette mit ſeinen Nationalgarden in den Hintergrund zu ſchieben. Am 15. Dezember wurde das Pairsgericht eröffnet. Das Volk drohte, die Hinrichtung der Angeklagten zu erzwingen. Lafayette aber, weit entfernt, dem König gefährlich zu werden, trat auch in dieſem, wie in allen früheren ähnlichen Fällen, der Anarchie entgegen und ermahnte in einer Proklamation vom 19. zur Ordnung. Als nun am 20. und 21. das Volk in den Straßen lärmte und den Pallaſt Luxemburg, in dem die Pairs richteten, ſtürmen wollte, war es Lafayette ſelbſt, der an der Spitze der Nationalgarde unermüdet die Ordnung erhielt. Unterdeß wurden die Exminiſter von Martignac, der ſich edelmüthig dazu hergab, glänzend vertheidigt und von den Pairs nur zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe auf dem Schloſſe Ham verurtheilt, am 21. Vergebens wüthete Volk und Jugend, die Ruhe wurde hergeſtellt, 400 der wildeſten Schreier verhaftet.

Der König war unendlich entzückt über die ehrliche Schwäche des alten Lafayette, und verfehlte nicht, davon Nutzen zu ziehen. Lafayette hatte ſich ſammt ſeinen Nationalgarden unpopulär gemacht. In die Bevölkerung von Paris war Zwieſpalt eingeriſſen. Zugleich hatte Soult eine ungeheure Militärmacht aufgeſtellt. Man konnte jetzt Lafayette beſeitigen. Thun Sie nur das, hatte Metternich zu General Belliard geſagt, den ihm Ludwig Philipp zuſchickte, erſt wenn Sie den gefährlichen Lafayette werden beſiegt haben, werde ich glauben, daß Ihr König wirklich regiert. Am 24. wurde Lafayette zum Dank für ſeine Aufopferung vom 19—21.

als Obergeneral aller französischen Nationalgarden entlassen, und die Pariser Nationalgarde-Artillerie, die sich zu volksthümlich benommen, aufgelöst. Hierauf legte auch Dupont de l'Eure seinen Ministerposten nieder, um einer jener tückischen Verabschiedungen von Seiten des Königs zuvorzukommen. Laffitte wurde nun Chef des Ministeriums.

Bei alledem spielte die Deputirtenkammer keine vorragende Rolle mehr. Zwar erhob der unerbittliche Mauguin laut seine Stimme und klagte das neue System an, das offenbar darauf ausgehe, das französische Volk zu dupiren und die Freiheit zu escamotiren. Allein die Mehrheit achtete nicht auf ihn, sondern unterstützte das neue Königthum aus Privatinteresse. Um die Deputirtenkammer für sich zu haben, bewilligte ihr Ludwig Philipp ihren Fortbestand. Neue Wahlen würden neue unzugänglichere Menschen gebracht haben. Die alte Kammer war dem König sicher, um so mehr, als er ihre Mitglieder und deren Verwandte und Clienten verschwenderisch mit Anstellungen und Belohnungen bedachte. Die französische Deputirtenkammer hatte sich zu einem Markt erniedrigt, auf dem der König Stimmen und Ergebenheitsadressen für Aemter, Concessionen, Titel und Orden kaufte. Statt der gehofften lautern und reinen Freiheit brachte das Bürgerkönigthum den Franzosen eine schändliche parlamentarische Corruption. Indeß dienten dem König auch ehrenwerthe Doctrinäre, wie Guizot, ohne Eigennutz aus Ueberzeugung, daß aus allzuviel Freiheit ohne Ordnung nur Anarchie und zuletzt Fremdherrschaft folgen müsse.

Eine energische Minorität organisirte sich in der Deputirtenkammer erst wieder, als sich immer deutlicher herausstellte, Ludwig Philipp suche „Frieden um jeden Preis mit dem Auslande," und erkaufe sich denselben durch die Hinopferung aller der Völker, welche die Julirevolution nachgeahmt hatten. Begreiflicherweise herrschte im französischen Volk die feurigste Sympathie für die Belgier und Polen. Die ersteren wünschten Vereinigung mit Frankreich, aber um des Friedens willen wies sie Ludwig Philipp ab. Die Polen

flehten um Hülfe von Frankreich und Ludwig Philipp verrieth sie, indem er ihnen wirklich Hoffnung machte, ihnen rieth, unthätig zu bleiben und dadurch ihre Sache unwiederbringlich verloren machte. In Deutschland war die Bewegung schwächer, allein stark genug, um dem französischen Einfluß auf die deutschen Cabinette mehr Nachdruck zu geben. Nun erfuhr man aber, Ludwig Philipp habe ausdrücklich alle Maßregeln der deutschen Cabinette, die auf Niederhaltung der Liberalen in Deutschland, Beschränkung der Presse ꝛc. ausgingen, gut geheißen. Aus alledem wurden nun furchtbare Anklagen gegen Ludwig Philipp gemacht. Die Opposition mußte sich hauptsächlich auf die äußere Politik werfen, weil ihr die innere damals wenig Chancen bot. Die Volksgesellschaften waren zu cynisch, um Sympathieen zu finden. Frankreich wollte die Freiheit nicht ohne die Ordnung. Alles, was an Anarchie erinnerte, war den guten Bürgern verhaßt. Die Opposition in der Deputirtenkammer war mithin keine republikanische, aber eine patriotische. Sie vertrat den beleidigten Nationalstolz. An ihrer Spitze stand General Lamarque, der die glänzendsten Reden hielt, neben ihm Mauguin, im Hintergrund der alte Lafayette. Aber ihre Beredtsamkeit drang nicht durch. Sebastiani, als Minister, erklärte es für eine Thorheit und Unmöglichkeit, mit den geringen Kriegsmitteln, welche Frankreich zu Gebote standen, gegen den Willen der deutschen Mächte den Polen beistehen zu wollen. Auch die Doctrinäre, die in einem Krieg nur den Untergang der constitutionellen Freiheit und Ordnung zugleich sahen, stimmten zum Ministerium. Die übrigen Stimmen waren schon erkauft.

Die Legitimisten mißverstanden damals die vielfach im Volk sich aussprechende Unzufriedenheit mit der neuen Regierung und waren so unvorsichtig, die alte ins Gedächtniß zu rufen. Am 14. Februar 1831, dem Todestage des Herzogs von Berry, veranstalteten sie demselben eine Todtenfeier in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Der Pöbel aber ergrimmte über diese Keckheit einer kaum besiegten Partei, brach in die Kirche ein, vertrieb die

Legitimiſten und zerbrach alles, was ihm unter die Hände kam. Der Tumult wuchs und artete in eine größere Emeute aus. Die Bosheit gab dem Pöbel ein, gegen den Pallaſt des Erzbiſchofs, van Quelen, zu ziehen, des alten Freundes Karls X. Als Baude, der neue Polizeipräfekt von Paris, dem König davon Nachricht gab, ſoll dieſer (wie Louis Blanc erzählt) geſagt haben: „man muß jedem ſein Theil laſſen, ſorgen Sie nur, daß dem Palais Royal nichts geſchieht.“ Hierauf ſtürmte der Pöbel den erzbiſchöflichen Pallaſt und zerſtörte ihn von innen gänzlich, ohne von den Behörden daran verhindert zu werden. Der wuthſchnaubenden Maſſe fiel es ein, alle Kreuze von den Kirchen in Paris und alle Lilien (das alte Wappen Frankreichs) wegzuſchaffen. Da befahl Ludwig Philipp, dem Volk in dieſem unſchuldigen Verlangen ein Genüge zu leiſten. Die Kreuze verſchwanden und von ſeinem eigenen Pallaſte ließ Ludwig Philipp unter ſeinen Augen die Lilien, die 14 Jahrhunderte in Frankreich geherrſcht hatten, das ehrenvolle Wappen ſeiner eigenen Familie, wegreißen. Der Pöbel ließ ſich nun wieder beruhigen.

Bald darauf entledigte ſich der König des ihm durch ſeine liberalen Antecedentien und insbeſondere durch ſeine Beziehungen zu Lafayette läſtig gewordenen Laffitte. Indem er ihm eine öſterreichiſche Note verheimlichte, gab er ihm zu verſtehen, er wünſche ohne ihn zu regieren und Laffitte nahm ſeine Entlaſſung, am 9. März. Der arme Miniſter durfte nicht einmal klagen, denn er hatte, um eine politiſche Rolle ſpielen zu können, ſeine Bankiergeſchäfte ſo vernachläßigt, daß er nahe am Falliren war.*) Der König ſpielte dabei noch den Großmüthigen, indem er ihm einen großen Wald um 10 Millionen abkaufte. An Laffittes Stelle übernahm deſſen bisheriger Nebenbuhler, Caſimir Perier, die Oberleitung des Miniſteriums unter der ausdrücklichen Bedingung, daß

*) Eine Tochter Laffittes wurde geiſteskrank. Man fürchtete wegen geheimer Liebe und ein Arzt mußte ſie auf eine feine Art ausholen. Endlich ſagte ſie, ja, ſie liebe — Karl X.

der König nichts ohne ihn thue, nicht hinter ſeinem Rücken, wie hinter dem Laffittes, Noten wechsle. Die Phraſe des Tages war: le roi règne, mais ne gouverne pas. Dieſe ganz conſtitutionelle Bedingung, in der gleichwohl nach dem Austritt Laffittes ein verletzendes Mißtrauen gegen den König ausgedrückt war, ließ ſich Ludwig Philipp gefallen, weil er gerade jetzt den ſtrengen Perier brauchte, um durch ihn die Ordnung befeſtigen, die Parteien zügeln zu laſſen, und um zugleich die auswärtige Politik der Regierung zu vertheidigen. Perier war ein aufrichtiger Conſtitutioneller, der Ruhe im Innern und nach außen für unerläßlich hielt, wenn die Errungenſchaften des Juli auch wirklich genoſſen und die Charte eine Wahrheit werden ſollte. Schon am 17. März ließ er eine Anzahl bekannter Republikaner verhaften und am 18. griff er kühn die Partei Lamarques an, indem er erklärte, ſeine Regel für die auswärtige Politik ſey Nichtintervention. Wolle man, das Frankreich nicht angegriffen werde, ſo dürfe man auch ſelbſt Niemand angreifen. Auch verwarf er aufs beſtimmteſte die Vorausſetzung der Volksſouveränität, wonach es dem franzöſiſchen Volk im Juli freigeſtanden hätte, zu thun was es wolle. Es habe ſich lediglich für die beſtehende Verfaſſung gegen die in dieſelbe von oben her geſchehenen Eingriffe erhoben, dieſe letzteren ſeyen beſeitigt und wehe dem, der die Verfaſſung aufs neue, etwa von unten her angreifen wolle.

Im Mai traf der König mit Perier eine Maßregel, die am beſten geeignet ſchien, die Republikaner moraliſch zu vernichten. Am 2. nämlich decretirte der König den Julihelden, denen er ſchon früher eine Decoration zuerkannt hatte, eine blaues Band und eine neue Umſchrift auf das Kreuz „vom König gegeben," d. h. er kleidete die Revolution in die Livrée des Königthums. So gewann er durch Eitelkeit die Einen und warf die Andern, die ſeine Decoration verſchmähten, in das Dunkel der Vergeſſenheit. Als am 5. Mai, am Todestage Napoleons, die Vendomeſäule mit Blumen bekränzt und großer Spektakel erhoben wurde, der die nächſten

Tage fortdauerte und am 9. in eine Emeute ausartete, ließ der Graf von Lobau, der an Lafayettes Stelle die Nationalgarden befehligte, die Pompiers kommen und mittelſt Feuerſpritzen das empörte Volk durchnäſſen. Die Revolution erſtickte im Gelächter.

Unterdeß hatte die Kammer ein neues Wahlgeſetz berathen, den Wahlcenſus aber nur von 300 auf 200 Francs herabgeſetzt, damit ja die gebildeten Mittelclaſſen die Wahlen allein in der Hand behielten. Weil aber zugleich die Steuern erhöht wurden, blieb das Recht, Wähler zu werden, ungefähr daſſelbe, wie bisher. Die Kammer wurde endlich am 31. Mai aufgelöst und nun auf den 23. Juli einberufen (vor dem Jahresfeſt der Julitage). Bei den Neuwahlen wurden von allen Seiten Umtriebe gemacht. Perier verpflichtete alle Beamten, für Candidaten der Regierung zu wirken. Der König ſelbſt machte eine Reiſe nach Straßburg, um ſich dem Volk von der liebenswürdigſten Seite zu zeigen. Aber auch Lafayette machte eine Rundreiſe und ſprach ſich überall ſehr offen gegen die Regierung aus. Er nannte das neue Syſtem eine „Quaſireſtauration", und darin hatte er Recht. Allein ſeine Quaſirepublik ſtand mit Ludwig Philipps Quaſireſtauration auf gleicher Linie. Der alte Lafayette hat jedes Königthum, ſo viel an ihm war, unmöglich zu machen geſucht, und doch nie Ernſt mit der Republik gemacht, ſondern dieſelbe verhindern helfen. Auch ihn zählt die Unnatur des Zeitalters zu ihren Lieblingsſöhnen.

Um rüſtig auf die Wahlen einzuwirken, ließ der König im Anfang Juli auch eine Seeexpedition gegen Don Miguel, damaligen Uſurpator in Portugal, unternehmen und verfehlte nicht, den leichten Sieg als einen Triumph des Liberalismus und zugleich der nationalen Tricolore auszupoſaunen. Allein damals ſchwebte gerade das Schickſal Polens auf der Spitze des Schwertes und man ließ ſich durch die Spazierfahrt nach Liſſabon nicht täuſchen über das, was Ludwig Philipp in Polen verſäumt oder ſogar verhindert hatte. Zweitens verſicherte der König in der Thronrede, mit welcher er die Kammer eröffnete, „er habe keine Mühe geſcheut,

das Ende des unglücklichen Krieges in Polen zu beſchleunigen, er habe ſeine Vermittlung angeboten und die der Großmächte angerufen," was ſich ſpäter als vollkommen unwahr herausgeſtellt hat; ferner, er habe die Unabhängigkeit Belgiens durchgeſetzt, was ſich wirklich ſo verhielt, und endlich, er habe die Entfernung der Oeſterreicher aus dem Kirchenſtaate bewirkt, was jedoch nur Folge von anderweitigen Zugeſtändniſſen war, die er Oeſterreich gemacht hatte. Das alles und die Expedition gegen Portugal ſollten der Oppoſition klar beweiſen, er habe alles für die Ehre Frankreichs gethan.

Gleichwohl war in die neue Deputirtenkammer eine ſehr ſtarke Oppoſition gewählt worden, und nur mit geringer Stimmenmehrheit konnte Perier die Wahl Laffittes zum Präſidentenſtuhl verhindern. Schon war die Frage, ob Perier ſich würde behaupten können, als die Nachricht kam, die Holländer ſeyen in Belgien eingefallen. Augenblicklich wurde nun ein franzöſiſches Heer den Belgiern zu Hülfe geſchickt, und dieſes raſche Handeln im Sinne der Nation rettete Perier. Allein die polniſche Frage kam immer wieder zur Sprache, Lamarque klagte, man habe die Steuern erhöht, Ludwig Philipp habe in Kurzem ſchon 1500 Millionen aufgebraucht, und Soult eine ungeheure Armee von 500,000 Mann aufgeſtellt, und das Alles nur, um Belgien den Engländern, Italien den Oeſterreichern und Polen den Ruſſen zu verkaufen. Garnier Pagès, Haupt der Geſellſchaft ami du peuple drückte die tiefſte Verachtung gegen die Regierung aus und ſchloß mit den Worten: „es iſt nicht möglich, daß ein großes Volk tiefer ſinke." Als am 16. September Sebaſtiani, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der Kammer meldete, Warſchau habe capitulirt und den Zuſatz machte: „es herrſche Ruhe in Warſchau," brach ein Sturm des Unwillens aus. Lafayette aber zog einen Brief der polniſchen Agenten in Paris, General Kniaziewicz und Plater hervor, worin dieſelben ſchreiben: „Wir erklären, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten uns am 7. Juli aufforderte, einen Courier nach Warſchau zu ſchicken, deſſen Reiſekoſten er bezahlte. Der

Zweck dieſer Sendung war, wie uns Se. Excellenz der Graf Sebaſtiani verſicherte, unſere Regierung zu vermögen, ſich noch zwei Monate zu halten, weil die Unterhandlungen ſo viele Zeit erforderten. Zweitens, daß das vom 15. Auguſt datirte, und von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ad interim, Andreas Horodyski, unterzeichnete Cirkular, ſowie ein anderes vom 24. desſelben Monats, unterzeichnet von dem neuen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Theodor Morawski, uns durch die Poſt vom 14. September zugekommen ſind. Daß dieß ferner dieſelben Circulare ſind, welche wir mit einer Note vom 15. zuerſt dem Grafen Sebaſtiani mittheilten, und dann an die Journale ſandten, in denen ſie am 17. und 18. erſchienen, und daß endlich dieſe beiden Circulare den Eindruck angeben, den die Abſendung des beſagten Couriers in Warſchau hervorgebracht hat.“ Wie ungeheuer auch Sebaſtiani durch dieſe Ueberführung compromittirt war, hielt er den Sturm doch mit franzöſiſchem Leichtſinn aus und Guizot trat ſchützend vor ihn, indem er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelte und der Oppoſition vorwarf, ſie mache Propaganda für die Revolution und Republik außerhalb Frankreich. Nach langem Kampfe erklärte ſich die Mehrheit mit 221 Stimmen für das Miniſterium. Allein der Sturm erneuerte ſich, als General Guelleminot auftrat, ſich zu rechtfertigen. Er war franzöſiſcher Geſandter in Conſtantinopel geweſen und hatte hier vom König den Befehl erhalten, für die Polen zu wirken, war aber nachher von demſelben König desavouirt worden, ſo daß ſich klar ergab, das Ganze war nur eine Demonſtration geweſen und der Geſandte mißbraucht worden.

Der Kammermehrheit gewiß ließ Perier ſofort ein neues Polizeigeſetz votiren und brachte, vielleicht nur zum Schein, der Oppoſition das große Opfer, auf Erblichkeit der Pairie zu verzichten. Man machte aus ihr eine Art von Senat, wie in der Napoleoniſchen Zeit. Berryer geißelte dieſes Experimentiren mit überlegenem hiſtoriſchem Geiſte, aber vergebens.

Im Herbſt brach ein höchſt gefährlicher Aufſtand in Lyon aus. Unter der Regierung Napoleons und während des Continentalſyſtems war dieſe Stadt der Mittelpunkt der franzöſiſchen Induſtrie geweſen und ſehr reich geworden. Insbeſondere blühte hier die Seidenweberei. Die Bourbons hatten der Stadt Lyon nicht ſo viele Liebe zugewandt, wie Napoleon. In der Schweiz und in den preußiſchen Rheinprovinzen wurde durch zahlreiche neu entſtandene Fabriken den Lyoneſen Concurrenz gemacht. Von Jahr zu Jahr waren in Frankreich die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen. Die Regierung Ludwig Philipps koſtete mehr, als alle bisherigen und vergrößerte die Steuerlaſt. Die Fabrikbeſitzer in Lyon ſuchten nun ihr Deficit durch Herabdrücken der Arbeitslöhne zu decken, ſo daß ein Arbeiter, der 18 Stunden des Tages arbeitete, und daheim eine Familie ernähren ſollte, nur 18 Sous verdienen konnte. Die vielen tauſend Arbeiter der Stadt klagten und begannen unruhig zu werden. Der beſorgte Präfect Dumolart verſammelte einen Ausſchuß von Fabrikherren und Arbeitern und bewirkte, daß ſie ſich über einen Tarif des Arbeitslohnes vereinigten. Viele Fabrikherren aber weigerten ſich, den Tarif anzuerkennen und erklärten ſich an eine Vereinbarung nicht gebunden, die nicht geſetzlich ſey. Auch forderten ſie, der Präfect ſolle gegen die Arbeiterverſammlungen einſchreiten, weil das Geſetz ſie verbiete. Dumolart konnte nun gegen das Geſetz nicht handeln und in Paris nahm man ſich der Sache gar nicht an. Die Fabrikherren triumphirten, verringerten den Arbeitslohn und fügten noch Hohn hinzu. Da rotteten ſich die Arbeiter zuſammen, am 21. November, verweigerten die Arbeit und ſchwärmten müſſig durch die Straßen, anfangs nur in der Abſicht, vor den Reichen der Stadt ihr Elend zur Schau zu tragen. Die beunruhigten Fabrikherren allarmirten die Nationalgarde, um etwaigen Exceſſen vorzubeugen, und eine Grenadier-Compagnie dieſer Garde, die aus lauter Fabrikanten beſtand, gab auf die Arbeiter Feuer, ſey es aus Muthwillen, oder aus voreiliger Angſt, denn ſie war von den Arbeitern nicht gereizt und

auch das Martialgeſetz war vorher nicht verkündigt worden. Acht Arbeiter blieben auf der Straße liegen, die Uebrigen ſchrieen: „zu den Waffen!“ und in wenigen Minuten bewaffnete ſich Jeder, wie er konnte, und wurde das Pflaſter aufgeriſſen, um alle Straßen mit Barrikaden abzuſperren. Die Arbeiter erhoben eine ſchwarze Fahne, auf der geſchrieben ſtand: „leben in Arbeit oder ſterben im Kampfe.“ Der Präfect und General Ordonneau, Chef der Nationalgarde, ſuchten ſie zu beruhigen; aber General Roguet, Chef des Militärs, wartete den Erfolg der Unterhandlungen nicht ab, ſondern ließ die Kanonen donnern und einen Angriff auf die von Arbeitern beſetzte Croixrouſſe machen. Die Arbeiter glaubten ſich verrathen, behielten die beiden Unterhändler als Geißel und leiſteten einen verzweifelten Widerſtand, den die Nacht unterbrach. Obgleich aber Roguet 3000 Mann ſtark war, und über Nacht noch ein weiteres Regiment an ſich zog, wurde er dennoch am andern Morgen durch den unwiderſtehlichen Angriff der wüthenden Arbeiter zurückgeworfen und ſah ſich gezwungen, um ſeine Leute nicht unnütz aufzuopfern, die Stadt zu räumen. Hierauf kehrte die Ordnung zurück. Die Arbeiter blieben ruhig, während der Präfect und die Gemeindebehörden Alles zu thun gelobten, um ihre gerechte Sache bei der Regierung zu bevorworten. Allein Perier faßte die Sache nur aus dem Geſichtspunkte der Ordnungsſtörung auf und beſchloß, dieſelbe exemplariſch zu beſtrafen, um den Geſetzen Achtung zu verſchaffen und Furcht einzuflößen. Nicht lange vorher hatten die italieniſchen Flüchtlinge, welche gerne von Frankreich aus Italien revolutionirt hätten, viele Sympathien in Lyon gefunden, was Periers Groll gegen dieſe Stadt vermehrte. Dumolart wurde abberufen, jede den Arbeitern gemachte Conceſſion widerrufen und eine Armee von 26,000 Mann unter dem Marſchall Soult ſelbſt, den der Herzog von Orleans begleitete, nach Lyon geſchickt, am 2. Dezember. Die Arbeiter unterwarfen ſich freiwillig, immer noch im guten Glauben, die Regierung werde ſich doch ihres Elends erbarmen. Das geſchah aber nicht. Die Rädelsführer

wurden verhaftet und gerichtet und 10,000 Arbeiter aus der Stadt gewieſen. Um den völligen Ruin der Seidenweberei in Lyon zu verhüten, glaubte der König genug gethan zu haben, indem er ein für allemal 600,000 Franken anwies, um dafür Seidenwaaren in Lyon zu beſtellen. Um ſein hartes Betragen zu beſchönigen, entſtellten Periers öffentliche Berichte die Thatſachen, er mußte ſich aber dafür in der Kammer, deren Mitglied Dumolart war, als Lügner brandmarken laſſen.

Ein anderer bedeutender Tumult brach am 18. Dezember in Grenoble aus. Das Volk empörte ſich gegen einen zu harten Steuereinnehmer. Daſſelbe geſchah am gleichen Tage zu Montpellier. In den meiſten Städten des Südens ſchlugen ſich während des Winters die Liberalen mit den Anhängern der vertriebenen Dynaſtie herum. Zu Faſtnacht erneuerte ſich der Tumult in Grenoble. Junge Leute in Masken lärmten zu viel. Der Präfect Duval verbot deshalb den nächſten Maskenball. Man brachte ihm dafür eine Katzenmuſik und anſtatt ſich der Nationalgarde zu bedienen, um die Ruhe herzuſtellen, ließ er Linientruppen kommen, die den Platz auf brutale Weiſe räumten und viele Menſchen verwundeten, am 11. März 1832. Nun bewaffnete ſich das Volk, unterſtützt von der Nationalgarde, und zwang das ſchuldige Regiment zum Rückzug aus der Stadt. Allein Perier ließ hier wie in Lyon verfahren, die Nationalgarde von Grenoble entwaffnen, das ſchuldige Regiment mit Lobſprüchen überhäufen und in die Stadt wieder einrücken. Nur ſo glaubte er ſeine Autorität ſichern zu können. Man beſchuldigte ihn in der Kammer, er gehe viel zu weit, eine Regierung mit gutem Gewiſſen würde milder verfahren und dennoch Gehorſam finden. Aber ſeine Regierung habe eben kein gutes Gewiſſen und innere Angſt ſey eigentlich das Motiv ihrer äußeren Gewaltthätigkeit. Man nannte ſein Syſtem den Terrorismus der Feigheit.

In demſelben Winter kamen mehrere Tauſend Polen nach Frankreich, um als Flüchtlinge dort Schutz zu ſuchen. Ihre An-

weſenheit gereichte der Regierung zum Vorwurf und als natürliche Verbündete der Oppoſition konnten dieſe tapfern und zu Allem entſchloſſenen Männer in Paris für die Regierung gefährlich werden. Es war daher natürlich, daß Perier ſie von Paris entfernte und in die Städte Süd-Frankreichs vertheilte, ohne ſich um die Vorwürfe der Oppoſition zu kümmern.

In Paris ſelbſt gab es den Winter über nur kleine Ruheſtörungen. Am 4. Januar und am 1. Februar 1832 wurden kleine Verſchwörungen zu Gunſten des Herzogs von Bordeaux entdeckt. Auch wurde die neue Secte der St. Simoniſten durch einen Proceß unterdrückt. Der Stifter dieſer Secte war zu Anfang des Jahrhunderts ein Graf St. Simon, einer der damaligen vielen Schwärmer für die Menſchheit, der das Heil von einer Rückkehr zum Naturzuſtande, der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, von einer Auflöſung aller geſellſchaftlichen Ordnung erwartete. Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1825 verbreitete ſeine Lehre ein aus Spanien abſtammender Jude, Rodrigues, und die Anhänger mehrten ſich. Die St. Simoniſten verlangten eine allgemeine brüderliche Gleichheit und verwarfen inſonderheit die Ehe, als Schranke der natürlichen Freiheit. Ebenſo verwarfen ſie das Eigenthum, alle Güter ſollten gemein ſein. Endlich bildeten ſie ſich ein, die brüderliche Liebe könne jede Regierungsgewalt erſetzen. Sie erwählten ſich daher ein ſogenanntes lebendes Geſetz (loi vivante) in der Perſon eines ſ. g. Vaters, der alle Klagen und Streitfälle in Liebe ſchlichten ſollte. Ihr erſter Vater war damals ein gewiſſer Enfantin, ein bildſchöner Mann mit prächtigem Barte, der in Paris großes Aufſehen machte und durch Verlockung der Weiber ſehr zur Ausbreitung ſeiner Secte beitrug. Indem er „die Rehabilitation des Fleiſches“ lehrte und den Naturtrieb nicht mehr zügeln, ſondern nur noch „regeln“ wollte, miſchte er in die unſittlichſte Licenz den nicht unpraktiſchen Gedanken einer Verbeſſerung der Race und Wiederherſtellung der durch Unnatur aller Art verſchwundenen urſprünglichen Schönheit des Menſchengeſchlechts. Die

Gerichte machten dem Scandal ein Ende, aber die Ideen der Secte lebten im Volke fort und traten ſpäter bei den Communiſten wieder zu Tage.

Trotz der äußern Ruhe, die Perier aufrecht erhielt, befand ſich Paris in einem äußerſt geſpannten Zuſtande. Immer mehr ſchwanden die Illuſionen des Juli, immer deutlicher trat das falſche Spiel des neuen Königs hervor. Am meiſten war es die Polenfrage, welche die Leidenſchaften erhitzte; in Bezug auf die Polen war die franzöſiſche Nation ohne Zweifel von Ludwig Philipp hintergangen worden, und das verzieh ſie ihm nicht. Dazu kam Periers krampfhafte Gewaltthätigkeit und ein unvorſichtiger Ausdruck, den Montalivet brauchte, indem er einmal die Franzoſen Unterthanen nannte. Dieſes Wort war durch die neue Charte verpönt, die Franzoſen waren freie Bürger, ihr König nur der Mann ihrer Wahl. Daß dieſer Wahlkönig von der Gnade des Volks es jetzt wagen wollte, ſich mit plumpen Taſchenſpielerkünſten in die alte Majeſtät der Könige von Gottes Gnaden hineinzuſtehlen, mußte jedes geſunde Gefühl aneckeln, und es war nicht mehr Achtung oder Zuneigung, durch welche Ludwig Philipp einer großen Partei verſichert war, ſondern nur noch perſönliches Intereſſe und die Furcht der Reichen vor einer neuen Revolution. Daher die Unnatur, daß dieſer König regieren konnte und zugleich von der Preſſe ſeines eigenen Landes und ſeiner Hauptſtadt täglich mit Beſchimpfungen der infamſten Art überhäuft werden durfte. Hätte er aufrichtige Anhänger gehabt, und bei der Partei der gemäßigten Liberalen und Doctrinäre, mittelſt deren er herrſchte, wahre Achtung genoſſen, ſo würden ſie um keinen Preis die unabläſſige Beſchimpfung ihres erkorenen Hauptes geduldet haben. Neben den Schmähartikeln der Oppoſitionsblätter waren es hauptſächlich Caricaturen, die den König verhöhnten, und vor allem das Sinnbild der Birne. Der König hatte ein auffallend breites Untergeſicht, welches ein ſtarker Backenbart noch mehr ausbreitete, und einen zugeſpitzten Schädel, den ein Haarſchopf noch mehr zuſpitzte, ſo

daß ſeine Kopfform ziemlich einer Birne glich. Die Birne wurde nun in unzähligen Caricaturen variirt. „Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreist und an den Meiſtbietenden für 18 Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheure große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten, und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt ꝛc.“ Sofern ſich Ludwig Philipp viel darauf zu Gute that, als Jüngling im republikaniſchen Heere gedient und die Schlachten von Valmy und Jemappes mitgemacht zu haben, ſtellte ihn eine Caricatur als Papagai dar, der immerfort die Worte Valmy und Jemappes wiederholt.

Nicht wenig zur Mißachtung des Königs trug die Art und Weiſe bei, wie er von der Kammer um ſeine Civilliſte markten ließ. Er verlangte mehr, die Kammer aber bewilligte nur 12 Millionen. Bei einem König, der als haushälteriſch bekannt war, befremdete das ungeheure Mißverhältniß zwiſchen Ausgaben und Einnahmen im Staatshaushalte. Man erfuhr, wie coloſſal die Nation durch die Beamten betrogen werde. Der ſcandalöſe Prozeß des Staatscaſſier Kaſtner, der einen Reſt von 6 Millionen geſetzt hatte, lüftete von der Corruption den Schleier. Um ſich eine Partei in der Kammer und im Lande zu ſichern, mußte der König mehr oder weniger alle auf ungeſetzlichem Wege beſtechen oder den Unterſchleifen durch die Finger ſehen. Auch ſein Einſchreiten zu Gunſten der reichen Fabrikherrn in Lyon gegen die armen Arbeiter war für ihn eine Nothwendigkeit, weil alle Wähler des Reichs der bezeichneten Klaſſe angehörten und er nie aufhören durfte, im Intereſſe dieſer zu regieren.

Niemand aber verſtand die damalige Sachlage ſchlauer in ſeinem eigenen Intereſſe zu benützen, als der kleine Thiers. Ueber-

zeugt, daß Kaſimir Perier bald abgenutzt ſeyn würde und daß der Julithron trotz allem für eine gute Zeit feſt ſtehe, ſuchte er ſich dem König nun für ein Portefeuille zu empfehlen und kämpfte für ihn in glänzenden Kammerreden, in denen er alle der Politik des Königs gemachten Vorwürfe damit abwies, daß er verſicherte, im innigen Bunde mit England ſey Frankreich ſicher, daß nicht nur ſeine eigene, ſondern auch die Freiheit ganz Europas immer gedeihlichere Fortſchritte machen werde. Thiers blieb immer noch dabei ſtehen, Ludwig Philipp ſey der Hort und die Stütze des Liberalismus, eine ſehr kluge Berechnung.

Ende März kam die Cholera nach Paris und raffte eine Menge Menſchen hin. Die Reichen flohen aufs Land, ſelbſt die Deputirtenkammer bewies ſo wenig Muth und Würde, daß ſie ſich durch die Deſertion faſt aller Abgeordneten bis auf 35 Mitglieder entleerte und vertagt werden mußte. Der Pöbel der aufgeklärteſten Hauptſtadt der Welt wurde von demſelben Wahn angeſteckt, wie die Bauern in Ungarn, und glaubte, die Krankheit ſey Folge von boshafter Vergiftung. Wer irgend eine Flaſche oder ein Paket über die Straße trug, wurde als Vergifter ermordet, öfters in Stücke geriſſen. Die Regierung hatte genug zu thun, die Ruhe herzuſtellen, fand aber keine Zeit, für die Kranken zu ſorgen. Ein Aufruf an die öffentliche Wohlthätigkeit lieferte (nach dem Meſſager) nur 300 Kiſſenüberzüge, 1500 Leintücher, 600 Servietten, 4 Flanellſtücke und 8 Paar Schuhe. Der Herzog von Orleans gab ein ſchönes Beiſpiel, indem er perſönlich die Spitäler beſuchte und Perier ließ es ſich nicht nehmen, obgleich er ſelbſt ſchon unpäßlich war, ihn zu begleiten. Er wurde angeſteckt und ſtarb am 16. Mai.

Der König ernannte den jungen Montalivet an ſeine Stelle, den ihm Perier noch auf dem Todbette empfohlen haben ſoll, der ihm aber hauptſächlich deßhalb genehm war, weil er von ihm weniger Eigenwillen zu gewärtigen hatte. Die Oppoſition nahm davon Veranlaſſung, in einer am 22. Mai bei Laffitte von 41 Deputirten beſuchten Verſammlung einen compte rendu zu entwerfen

und zu veröffentlichen, worin ſie ihr Urtheil über die Mißgriffe der Regierung niederlegte. Es war unterzeichnet von Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure, Odilon Barrot, Mauguin, Lamarque, Garnier Pagès, Arago ꝛc. Später ſchloſſen ſich noch ſo viel an, daß ihre Zahl über anderthalbhundert betrug. Sie wiederholten darin, was ſchon oft genug in Bezug auf die Quaſireſtauration geſagt worden war, legten aber nicht mehr blos den Accent auf die Verſäumniß in Polen und Italien und auf die Gewaltmaßregeln im Innern, ſondern hauptſächlich und zuerſt auf die ſchlechte Finanzwirthſchaft Ludwig Philipps, auf die großen Ausgaben, die hohen Steuern und die Belaſtung der arbeitenden Claſſen.

General Lamarque hatte dieſe Kundgebung auf dem Sterbebette unterzeichnet und verſchied am 1. Juni an der Cholera. Sein Begräbniß wurde von der Partei zu einer großen Demonſtration ausgebeutet, wie einſt das des General Foy. Am 5. Juni verſammelten ſich an 200,000 Leidträger trotz ſtrömenden Regens. Den Leichenwagen zogen 150 Studenten, Juliusdecorirte und Invaliden, zu ſeinen Seiten giengen und hielten die Enden des Leichentuchs Lafayette, Laffitte, Marſchall Clauzel, Mauguin. Dann folgten die Verwandten, die Deputirten und Pairs, das Offizierscorps, die Offiziere Napoleons in ihren alten Uniformen, die Polen und die Flüchtlinge vieler andrer Länder mit ihren Nationalfahnen, darunter berühmte Namen wie Lelewel, Sierawski, Ramorino, der portugieſiſche General Saldanha; ferner die Juliusritter, die Nationalgarde, die Invaliden, die Arbeiter nach ihren verſchiedenen Handwerken, endlich die Geſellſchaft ami du peuple und mehr als 5000 Studenten. Auf dem langen Wege zum Kirchhof gab es nur vor einem Balkon, auf welchem der Herzog von Fitz-James ſich befand und den Hut nicht abnahm, einige Unruhe. Man warf mit Steinen nach dem Balkon. Die Beerdigung erfolgte mit Ruhe. Marſchall Clauzel hielt die Grabrede, ihm folgten viele andere Redner. Lafayette bat die ungeheure Volksmenge, den Tag nicht zu entweihen durch Exceſſe. Allein die Rede bewirkte das Gegen-

theil, die Arbeiter und Studenten kehrten unter wildem Schreien: à bas, Louis-Philippe! vive la liberté, vive la république! in die Stadt zurück. Mitten im Gedränge erhob ſich eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, die Polizei wollte dieſe Fahne verbieten, Truppen rückten heran und drängten die dichte Menge. Aber im Nu waren Barrikaden errichtet, die gegen die Soldaten mit äußerſter Wuth vertheidigt wurden. Die hereinbrechende Nacht machte dem Kampf kein Ende. Soult wollte um jeden Preis und ſo raſch als möglich Meiſter des Aufſtandes ſeyn. Das Militär vermochte die in der Vorſtadt St. Antoine hinter den Barrikaden verſchanzten Inſurgenten nicht zu überwältigen und zog ſich endlich zurück, begann aber ſchon um 5 Uhr Morgens den Angriff von neuem. Es waren 40,000 Mann Truppen in der Stadt, über die der König, der in St. Cloud geweſen war und ſchleunig zurückkehrte, Heerſchau hielt, ungerechnet die Nationalgarde, die den Aufruhr mißbilligte. Die Inſurgenten konnten daher nicht ſiegen, wollten ſich aber auch nicht ergeben und vertheidigten ſich aufs zäheſte, bis eine Barrikade nach der andern durch das ſchwere Geſchütz zuſammengeſchoſſen war. Zuletzt hielten ſie ſich noch in der Kirche St. Mery, ſchlugen lange jeden Sturm ab, verwarfen jede Capitulation und ſchrieen noch immerfort vive la république, bis ſie alle dem furchtbaren Kartätſchenfeuer und den Bajonetten des endlich eindringenden Militärs unterlagen. Keiner wollte geſchont ſeyn, keiner wurde geſchont.

Obgleich jeder Widerſtand überwunden war, erklärte der König doch noch hinterdrein die Stadt Paris in Belagerungszuſtand. Thiers ſoll dazu gerathen haben, um bei der ferneren Unterdrückung der Parteien der geſetzlichen Formen überhoben zu ſeyn. Alle Verdächtigen wurden verhaftet, die Artillerie der Nationalgarde, die polytechniſche Schule aufgelöst; die Redacteure der Oppoſitionsjournale entzogen ſich der Verhaftung durch raſche Flucht, die Häupter der Legitimiſten aber, Chateaubriand, Fitz-James, Hyde de Neuville wurden wirklich verhaftet. Der große Napo-

leon hatte einmal nach einer royaliſtiſchen Verſchwörung die Republikaner verhaften laſſen. Der kleine Thiers wollte ihm nachahmen und ließ nach einem Aufſtand der Republikaner die Royaliſten feſtnehmen. Alle, die gegen Ludwig Philipp waren, ſollten bei dieſem Anlaß zumal gezüchtigt werden. Aber nicht nur eine Anzahl Deputirte thaten Einſpruch, ſondern auch der unabhängige Richterſtand proteſtirte. Der Caſſationshof erklärte alle Urtheilsſprüche der während des Belagerungszuſtandes niedergeſetzten Kriegsgerichte für verfaſſungswidrig. Da bekam Ludwig Philipp wieder Angſt und hob den Belagerungszuſtand ſammt den Kriegsgerichten eilends wieder auf. Auch Chateaubriand und ſeine Collegen wurden wieder frei. Das Trauerſpiel des 6. Juni endete wie eine Comödie mit der Feier der Julirevolution am 28. Juli. An der zu Ehren dieſes Ereigniſſes errichteten und benannten Juliſäule wurde die Schöpfung jener Tage, das Julikönigthum, mit obligaten Reden gefeiert und ein Regen von Ehrenlegionskreuzen auf die Truppen, die Nationalgarde und die Polizei, die in den Junitagen für Ludwig Philipp thätig geweſen war, ausgeſchüttet. Auf der Bruſt gemeiner Polizeidiener wegen zweideutiger Dienſte ein Kreuz zu ſehen, welches Napoleon nur für große Tapferkeit in Schlachten ausgetheilt, war jedem Ehrenman ein Abſcheu, ſonderlich aber den alten Soldaten und das trug nicht wenig dazu bei, Ludwig Philipp im Vergleich mit Napoleon verächtlich zu machen.

Im Uebrigen benutzte Ludwig Philipp die unbeſtrittene Thatſache ſeines Sieges über die Parteien und den dadurch erhöhten Credit ſeiner Regierung zu einem Anlehen von 125 Millionen und machte den Marſchall Soult zum Chef des Miniſteriums, um auf die Militärkraft der Regieruug den Accent zu legen, den kleinen Thiers aber zum Miniſter des Innern, am 11. October. Wie die Regierung mit Caſimir Perier ihre Würde verloren hatte, begann mit Thiers eine niedere Gemeinheit der Regierungshandlungen, die ſich durch keine Phraſen verhüllen ließ. Thiers mißbrauchte

als Minister des Innern den Telegraphen zu Privatspeculationen und wurde in wenigen Monaten ein Millionär.

Nachdem der König die republikanische Partei in der Junischlacht gänzlich niedergeworfen, gönnte ihm das Glück auch einen großen, man kann fast sagen moralischen Sieg über die Legitimisten. Ihm, dem heuchlerischen Krondieb, stand Karl X. immer noch würdevoll gegenüber. Jetzt sollte etwas geschehen, was die ältere Linie der Bourbons im Heiligthum ihrer Ehre befleckte. Die Legitimisten hatten mit Ungeduld und heimlicher Freude zugesehen, wie Ludwig Philipp von der Höhe seiner Popularität immer tiefer herabgesunken war. Im Süden Frankreichs gab es noch eine große Partei, die den ältern Bourbons aufrichtig anhing. Man entwarf also den Plan einer Schilderhebung für den jungen Herzog von Bordeaux. König Wilhelm von Holland spielte dabei eine große Rolle. Ihm mußte wegen Belgien alles daran liegen, Ludwig Philipp zu stürzen, was auch mit seinen hartnäckigen Weigerungen gegen die Londoner Protocolle zusammenhing. Als Graf Orlof sich in Angelegenheiten Belgiens im Haag aufhielt, sollen bedeutende Summen von da nach Holyrood abgegangen und von der Herzogin Karoline von Berry alsbald verwendet worden seyn. Diese Dame, vom Marschall Bourmont begleitet, hatte sich aus Holyrood nach dem Haag und von da nach Italien begeben und schiffte sich am 24. April 1832 in Livorno auf einem Dampfschiff nach Marseille ein. Hier waren die Legitimisten zu einem großen Aufstand bereit, allein die Regierung war unterrichtet und hielt durch ihre Vorkehrungen alles nieder. Das Dampfschiff mußte umkehren. Die muthige Prinzessin landete heimlich bei Ciotat, fand aber keine Unterstützung und mußte zum Theil zu Fuß auf schwierigen Gebirgswegen, nur von drei Gefährten begleitet, nach Piemont flüchten. Aber durch Briefe ihrer Anhänger gerufen, kam sie bald wieder über die Grenze und reiste unerkannt von einem adeligen Schloß zum andern durch die Provence und den ganzen Süden bis in die Vendée.

Hier hatte ſich eine Partei für Heinrich V. (den Herzog von Bordeaux) erhoben und unter dem alten Namen der Chouans fingen die Bauern, ihre Edelleute an der Spitze, wieder den kleinen Krieg gegen die beſtehenden Behörden an. Aber General Solignac, Militärkommandant in der Vendée, hatte ſchon vorher ſeine Maßregeln getroffen. Es kam nur zu kleinen Gefechten, in denen die Chouans beſtändig geſchlagen wurden, Ende Mai und Anfangs Juni. Am hartnäckigſten wehrten ſie ſich im Schloſſe Pennifſière de la Cour, welches verbrannt wurde. Sie ſprengten nachher aus, die Herzogin von Berry ſey mitverbrannt, um ſie vor den eifrigen Nachforſchungen der Gensdarmerie zu ſichern; aber die Polizei Ludwig Philipps war beſſer unterrichtet. Chateaubriand, der die ganze ſittliche Würde des alten Königthums vertrat, ließ die Herzogin dringend bitten, den franzöſiſchen Boden wieder zu verlaſſen, auf dem ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden keine Ehre einſammeln könne, ſondern ſich nur der Gefahr ausſetze, der Polizei und Juſtiz ihres ſchlimmſten Feindes, ausgeliefert zu werden. Dieß bat er am Ende Juli. Aber es war ſchon zu ſpät, die Herzogin konnte nicht mehr entkommen. Aus einem Verſteck in das andere gejagt, gelangte ſie zwar nach Nantes, von wo aus ſie zur See nach England hätte flüchten können, aber ſie war ſchon von allen Seiten umgarnt und verrathen. Die unglückliche Herzogin, eine temperamentreiche Italienerin, gleich ihrer nach Spanien verheiratheten Schweſter Chriſtine, hatte ſich in ein zweideutiges Verhältniß mit einem deutſchen Juden eingelaſſen, Namens Deutz, dem ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkte, der aber ſchon mit Montalivet im geheimen Verkehr geſtanden hatte und jetzt die Ehre und die Freiheit ſeiner hohen Gönnerin dem ſchlauen kleinen Thiers um eine hohe Summe Geldes verkaufte. Durch ihn erfuhr Thiers den geheimen Zufluchtsort der Herzogin in Nantes, ließ das Haus ſogleich umſtellen und Alles durchſuchen. Man fand eine Tafel voll Speiſen, aber ohne Gäſte, einen noch unvollendeten Brief der Herzogin und konnte an ihrer Anweſenheit nicht zweifeln, fand ſie

aber nirgends. Ueberzeugt, daß ſie da ſeyn müſſe, ſtellte man in alle Zimmer des Hauſes Wachen und da es kalt war (6. Nov.), zündeten zwei Gensdarmen in einem der Zimmer ein Kaminfeuer an. Nun befand ſich aber die Herzogin gerade hinter dieſem Kamine in einem engen Verſchlage mit dem Fräulein von Kerfabiec und den Herren von Menas und Guibourg zuſammengepreßt, von dem Feuer des Kamins nur durch eine dünne Wand getrennt, und die tödtliche Hitze zwang ſie, hervorzukommen, nachdem ſie 20 Stunden lang die Marter dieſer engen Gefangenſchaft ausgehalten hatte. Auf Befehl der Regierung wurde ſie ſogleich nach dem Schloſſe Blaye abgeführt. Marſchall Bourmont, der mit in Nantes geweſen war, entkam nach England. Von hier aber war bereits im September der ganze Hof Karls V. abgereiſt und nach Prag übergeſiedelt. Die Verwendung der Haager Gelder ſtimmte England, als damaligen Alliirten Frankreichs, ungünſtig gegen den Gaſt in Holyrood, der auch ſonſt von der engliſchen Regierung unwürdig behandelt und von Gläubigern verfolgt wurde, weßhalb ſich derſelbe unter öſterreichiſchen Schutz zurückzog.

Nun waren die Legitimiſten, wie die Republikaner geſchlagen und unter Englands Vermittlung durfte Ludwig Philipp gerade damals auch ſeine Kriegsmacht in Belgien entfalten und die Eroberung von Antwerpen vornehmen, die ſein Anſehen dem Auslande gegenüber kund that. Seine Stellung in Europa ſchien um ſo feſter geworden, als im Sommer (22. Juli) der Sohn des großen Napoleon, der junge Herzog von Reichſtadt, an einer kurzen Krankheit raſch dahingeſtorben war. Die bonapartiſtiſche Partei in Frankreich beklagte dieſen Tod in Proſa und Verſen. Der Prinz, deſſen Phyſiognomie mehr der Familie ſeiner Mutter, als ſeines Vaters, nachſchlug, war noch zu jung, als daß ſich eine ſichere Vermuthung in Bezug auf die Rolle wagen ließe, die er bei einem längeren Leben geſpielt haben würde. Jedenfalls war er durch ſeinen Namen, als Erbe eines unermeßlichen Ruhmes und eines Thronrechts, deſſen Wiedererneuerung nicht unmöglich war, ein noch

gefährlicherer Nebenbuhler Ludwig Philipps gewesen, als Heinrich V.*) Das Glück war also in diesem Jahre dem Usurpator überaus hold. Am 6. Juni schlug er die Republikaner, der 22. Juli raffte die Hoffnung der Bonapartisten hinweg, der 7. November lieferte die Mutter Heinrichs V. in seine Hände und war der härteste Schlag für die Legitimisten, und am 14. Nov. überschritten seine Truppen die belgische Grenze, ihres Triumphes im Voraus gewiß. Das machte den Usurpator übermüthig.

Als er am 19. November die Kammern eröffnete, und mit großem Gefolge nach dem Sitzungssaale ritt, fiel auf ihn ein Schuß, ohne zu treffen, und ohne daß der Mörder entdeckt wurde. Man hat damals allgemein angenommen, es sey ein blinder Schuß gewesen, von der geheimen Polizei selbst veranlaßt, um das Verbrechen den Republikanern oder Legitimisten zuschieben zu können, um den guten Bürgern von Paris den Werth des königlichen Lebens, nach dessen Erlöschen nur neue wilde Anarchie gefolgt wäre, anschaulich zu machen, sie daher in ihrer Loyalität und Hingebung zu befestigen und zugleich das Interesse für den König an diesem Triumphtage seiner Politik zu erhöhen. Die nähern Umstände des Attentats unterstützten den Verdacht, daß hier eine bloße Comödie gespielt worden sey. Namentlich hätte der Mörder nicht unbemerkt entkommen können, wenn nicht die Polizei selbst dabei betheiligt gewesen wäre. Der König ritt mit größter Ruhe in den Sitzungssaal und hielt eine Thronrede, die von Ruhmredigkeit strotzte und den Franzosen sagte, nun würden sie doch wohl endlich einsehen, daß Frankreich nicht besser, noch erfolgreicher regiert werden könne. Die längst von ihm bestochene Mehrheit der Kammern antwortete mit enthusiastischen Huldigungen und nahm von dem Schusse auf

*) Man hat geglaubt, Metternich habe unmittelbar nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt den jungen Herzog von Bordeaux nach Oesterreich genommen, um an ihm ein neues Pfand und Drohungsmittel gegen den französischen Usurpator zu besitzen. Es handelte sich indeß damals nur um ein anständiges Unterkommen der unglücklichen Familie Karls X.

den König Gelegenheit, ihm Ergebenheitsadreſſen zu votiren. Für ähnliche Adreſſen ſorgten die Präfecten in allen Departements. Thiers benützte die günſtige Lage, um die Oppoſition ihre Unmacht fühlen zu laſſen. Odilon Barrot aber antwortete auf ſeine Ausfälle mit Würde.

Präſident der Deputirtenkammer wurde Dupin der ältere, um den ſich damals eine neue Partei, der ſ. g. tiers parti gruppirte, die ſich zwiſchen die Oppoſition und die miniſterielle Partei ſtellte und mittelſt der erſtern die Miniſter zu ſtürzen ſuchte. Die miniſterielle Partei ſelbſt beſtand aus Doctrinärs, an deren Spitze Guizot ſtand, die in Ludwig Philipp fort und fort den echten und gerechten conſtitutionellen König ſahen, und aus ſ. g. Imperialiſten, an deren Spitze Thiers ſtand, die theils wieder angeſtellte oder aus der Verbannung zurückberufene Anhänger Napoleons waren, theils (wie Thiers ſelbſt) dem neuen Bürgerkönigthum nur napoleoniſche Ideen einimpfen, die Blößen Ludwig Philipps mit dem alten Kaiſermantel zudecken wollten. Der zwerghaft kleine Thiers ſpielte ein wenig den Affen Napoleons. Auf ſeine Veranſtaltung wurde nicht nur das Standbild Napoleons wieder auf die Vendomeſäule geſetzt, ſondern eine Inſchrift verkündete auch der Nachwelt, daß das auf Befehl Ludwig Philipps unter dem Miniſterium von Thiers geſchehen ſey. Der „National“, damals von Carrel redigirt, das geiſtreichſte und muthigſte Oppoſitionsblatt, ſpottete darüber und erinnerte daran, mit welcher Verachtung der Schatten des großen Napoleon auf die Affen und Katzen herabſehe, die ſeine Reliquien entweihen, um ihre Scham zu bedecken. Ludwig Philipp war gewiß nicht in die Erinnerungen an Napoleon verliebt, aber er ließ Soult, Thiers und die andern Imperialiſten gewähren, weil ſie ihm damals Perier erſetzten und die imponirende Sprache führten, die ihm nützte. Allein er hat ſich verrechnet. Der den Geiſt Napoleons heraufbeſchwor, beſaß nicht die Kraft, ihn wieder zu bannen.

Damals ſtand alles für ihn gut. Er lebte dieſen Winter über

auf einem ungleich höheren Fuß, als früher, ſchloß die zudringlichen Spießbürger und ihre langweiligen Frauen von ſeinen Salons aus und führte wieder die alte Hofetikette ein. Guizot aber arbeitete fleißig an einem umfaſſenden Schulgeſetz, welches die Jugend und mithin die Zukunft Frankreichs in ſeinem Sinne leiten ſollte. Ein Doctrinär und Proteſtant, war er begreiflicherweiſe nicht geeignet, dem katholiſchen Frankreich dauernde Geſetze vorzuſchreiben. Er trat zwar dem Klerus nicht direct entgegen, ſondern wollte die Mitzulaſſung deſſelben zur Schulaufſicht dulden, huldigte aber im Uebrigen dem preußiſchen Syſtem, nach welchem Volksunterricht den Bauern aufgezwungen und nicht auf Leſen, Schreiben, Rechnen und Chriſtenthum beſchränkt, ſondern auch auf Naturkunde, Geographie, Geſchichte und Mathematik ausgedehnt werden ſollte.

Der franzöſiſche Klerus war damals geſpalten. Ein Theil hing Karl X. an, ein anderer glaubte ſich dem Bürgerkönigthum accomodiren zu müſſen. Eine beſondere Partei ſchuf der geiſtvolle Lamennais, indem er ſich den Republikanern anſchloß und die Kirche mit dem Volk identificiren, als Bundesgenoſſin der Völker gegen die Staatsomnipotenz in den Kampf führen wollte. Dieſe Idee, die in Belgien kurze Zeit eine praktiſche Geltung gewinnen konnte, widerſprach zu ſehr allem Conſervatismus der alten Kirche, als daß ſie hätte durchgreifen können. Der Papſt erklärte ſich in einem encykliſchen Schreiben vom 15. Auguſt 1832 ſehr entſchieden dagegen und vermied alles, was den Bürgerkönig und ſeinen proteſtantiſchen Miniſter hätte reizen können, der franzöſiſchen Kirche wehe zu thun.

Die beſiegten Republikaner zeigten einen unbeugſamen Muth und machten die Prozeſſe ſelbſt, durch welche ſie verurtheilt wurden, zu einer Waffe gegen die Regierung. Ihre unbändige Preſſe ſollte gezügelt werden; aber die angeklagten Redacteure benutzten die Redefreiheit vor den Aſſiſen, um die aufreizendſten Reden zu halten und zur Regierung in einem Tone zu ſprechen, als ob ſie die Richter und die Regierung die Schuldige wäre. In dieſem Sinne

vertheidigten ſich Cavaignac (Bruder des Generals), Marraſt und Raſpail im Frühjahr 1833. Dagegen hatte der alte Lafayette die Schwachheit, abwechslungsweiſe nach Hofe zu fahren und dann wieder mit den Republikanern aller Nationen zu liebäugeln.

Marraſt benutzte ſeine Vertheidigungsrede vor Gericht, die alsbald gedruckt und in unzähligen Abdrücken verbreitet wurde, hauptſächlich um der Nation und der ganzen Welt die innere Corruption, die vom Thron ausgehende ſittliche Fäulniß zu enthüllen, die geheime Verſchwörung des Throns mit den beſtochenen Kammern zu Betrug und Uebervortheilung jeder Art, mit einem Wort zur Plünderung der Nation. Er bewies, daß 122 Mitglieder der Deputirtenkammer zuſammen 2 Millionen Beſoldungen bezogen, und daß die Anhänger der Regierung noch auf andere Weiſe, außer durch Aemter, auf Koſten des Volkes bereichert würden. „Die glücklichen Börſenſpeculationen, die man im vorigen Jahre ſo ſehr gemißbraucht hat, ſind für Niemand ein Geheimniß! Jeder erinnert ſich der ſchon am Tage vorher bekannten Nachrichten, welche erſt am Tage nachher bekannt gemacht wurden, nachdem man große Geſchäfte realiſirt hatte. War die Kammer denſelben fremd? Ohne Zweifel. Und dennoch ſchlug man in der Sitzung den Courszettel an, als ob derſelbe zur Tagesordnung gehörte! Ihre Abſichten ſind gewiß die reinſten, meine Herren, und dennoch haben Sie in zwei Jahren mehr geheime Fonds bewilligt, als die Reſtauration in den letzten ſechs Jahren gefordert hat. Sie ſind bei der Zuckerprämie vollkommen unbetheiligt, und dennoch iſt dieſe Prämie ſeit 1830 von 7 Millionen auf 19 geſtiegen; und merkwürdigerweiſe iſt der dritte Theil dieſer Summe zwiſchen ſechs großen Häuſern getheilt worden, unter denen die gewiſſer Mitglieder, die Sie mit ihrem Vertrauen beehren, und namentlich das des erſten Miniſters obenanſtehen. Und in der That ſieht man in den Ordonnanzen der Prämien für 1832 das Haus Perier, Gebrüder, mit 900,000 Frcs., das Haus Deleſſert mit 600,000 Frcs., das Haus Humann mit

600,000 Frcs., das Haus Santerre mit 800,000 Frcs., das Haus Durand aus Marseille mit einer Million."

Die Niederlage der Legitimisten zeigte sich bald als größer und schimpflicher, als sie selbst nur geahnt hatten. Chateaubriand schrieb noch im Winter einen Brief voll Begeisterung an die gefangene Herzogin von Berry und nannte sie eine Märtyrerin für das heilige Recht ihrer Kinder. Man vernahm, die Herzogin sey unwohl und der Argwohn, der den Bürgerkönig jedes Frevels fähig hielt, sprengte schon aus, er habe sie vergiften lassen. Aber der Moniteur verkündete der überraschten Nation, daß am 22. Februar die Herzogin zu Blaye dem Gouverneur daselbst, General Bugeaud, erklärt habe, sie habe sich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheirathet. Der Moniteur fügte hinzu, diese Erklärung sey in die Archive des Königreichs niedergelegt worden. Zugleich erfuhr man, daß sich die Herzogin in gesegneten Umständen befinde. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Als man aber erfuhr, Ludwig Philipp habe um den Zustand der Herzogin gewußt, aber Befehl ertheilt, denselben zu Blaye vollständig zu ignoriren, bis die Herzogin selbst und zwar schriftlich sich dazu bekennen würde, empörte diese neue Arglist des Königs durch ihre beispiellose Niederträchtigkeit selbst die unversöhnlichsten Feinde der alten Dynastie und die französische Presse bewies mit merkwürdiger Uebereinstimmung der gefangenen Prinzessin ein schonungsvolles Mitleiden, dagegen dem Könige die ganze Verachtung, die er verdiente. Der Temps schrieb: „Hätte die Regierung den Sieg mißbraucht, um den Ruf der Herzogin zu brandmarken, indem man uns die Schwächen der Frau entschleiert, so wäre dies ein der französischen Loyalität unwürdiges Benehmen." Der Courier Français schrieb: „Es gibt keinen ehrlichen Mann, der, zu welcher Partei er auch gehöre, gegen eine Frau und gar gegen ein Mitglied seiner eigenen Familie, wie hier die Regierung Ludwig Philipps gegen die Herzogin von Berry gehandelt hat." Der National schrieb: „Möglicherweise ist die Erklärung der Herzogin ein Triumph

für die Anhänger der jüngern Linie, wir aber, denen beide Linien gleichgültig ſind, ſehen nicht ein, was die jüngere dabei gewinnt, wenn ſie mit Urkunden belegt, daß die Herzogin von Berry, berühmten Beiſpielen folgend, wie faſt alle Frauen beider Linien, nicht als Veſtalin leben wollte, weil ſie keinen Mann, oder ihren Mann nicht mehr hatte." Das war eine ſtarke Anſpielung auf Ludwig Philipps Schweſter, Adelaide, welche unverheirathet war, aber in vertrautem Umgang mit einem höheren Offizier lebte und der man nachſagte, ſie ſey ihres Bruders vornehmſte Rathgeberin und voll Hinterliſt, wie er ſelbſt. Der National erinnerte ferner an die Delikateſſe, die ſich fürſtliche und nahe verwandte Familien ſchuldig ſeyen, und an den Cultus der Ehre, der die Väter ausgezeichnet, aber bei den Söhnen nicht mehr gefunden werde. „Gewiß lebt in Paris nicht eine arme Taglöhnersfamilie, die, und wenn es ihr auch ihr letztes Stück Brod koſtete, auf die Stirne eines ihrer Mitglieder, und wäre es auch das verworfenſte Weib, eine Urkunde drücken möchte, wie die, womit Ludwig Philipp ſeine Archive vermehrt." Da die Herzogin ihren heimlichen Gemahl nicht nannte, ſo blieb den entehrendſten Gerüchten Raum. Der übereinſtimmendſte Verdacht fiel auf den Juden Deutz, der unter Mitwiſſenſchaft des Königs und im Solde des kleinen Thiers als Vertrauter der Herzogin auf ihren Irrfahrten Gelegenheit gehabt hatte, ſie zu verführen. Man hob beſonders hervor, daß die Herzogin geſagt habe: „dieſer Menſch, dem ich mehr als mein Leben anvertraut, hat mich verrathen." Allein es iſt nichts erwieſen und man iſt nicht berechtigt, die unglückliche Dame durch die Vorausſetzung des ſchlechteſten Geſchmackes noch tiefer zu erniedrigen.

Am 10. Mai 1833 kam die Herzogin zu Blaye mit einer Tochter nieder und erklärte jetzt erſt, ihr heimlicher Gemahl ſey der junge Graf Lucheſi Palli. Derſelbe war Attaché der neapolitaniſchen Geſandtſchaft in Holland und hatte den Haag, wo ſie ihn vor ihrer Reiſe nach Italien (April 1832) geſehen, ſeitdem

nicht verlaſſen. Man weiß nicht, ob ſie ihn freiwillig genannt hat, oder ob er ihr von Ludwig Philipp octroyirt worden iſt. Zufrieden, den Legitimiſten dieſen Schlag beigebracht zu haben, der es der Herzogin von Berry ferner unmöglich machte, als Regentin im Namen ihres Sohnes aufzutreten, ließ ſie Ludwig Philipp am 8. Juni frei und ſchickte ſie zur See nach Palermo, wohin auch Lucheſi aus dem Haag abreiſte. Karl X. war über den ganzen Vorgang ſehr entrüſtet, aber alle Legitimiſten vereinigten ſich dahin, das unſchuldige Haupt Heinrichs V. könne weder erniedrigt, noch verunreinigt werden durch einen von Thiers ſeiner Mutter geſpielten, ſchändlichen Streich. Der alte König gewann es daher über ſich, ſeiner tief gedemüthigten Tochter zu verzeihen, und ſie wieder zu ſich zu nehmen; ja er reiſte ihr im October ſogar von Prag bis nach Leoben entgegen.

Die Argliſt Ludwig Philipps richtete ſich wiederholt gegen ſeine eigenen Miniſter. Die Männer, die er nicht wie Thiers beſtechen und zu Mitſchuldigen ſeiner Pfiffigkeit machen konnte, verſtand er immer durch einen geſchickten Stoß hinterwärts niederzuwerfen. Und auch die ihm am treueſten gedient, waren nie ſicher, daß er ſie nicht einer Rückſicht des Augenblicks herzlos zum Opfer brachte. In der erſten Zeit ſeiner Regierung hatte er den Nordamerikanern, die noch eine alte Forderung an Frankreich geltend machten, 20 Millionen bewilligt, viel zu viel, aber damals aus einer politiſchen Berechnung, um an den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Stütze ſeiner noch jungen Herrſchaft zu gewinnen. Das Geld war noch nicht bezahlt, ja die Bewilligung aus Scham noch gar nicht bei der Kammer nachgeſucht worden. Mittlerweile hatte ſich alles für Ludwig Philipp günſtig angelaſſen, er brauchte die Nordamerikaner nicht mehr und ließ nun in der Kammer alle von Hof abhängigen Deputirten gegen die vom Miniſter de Broglie beantragten 20 Millionen votiren, ſo daß die Summe verweigert wurde. Eine ſo ſchnöde Behandlung von Seiten des Königs konnte ſich Broglie nicht gefallen laſſen und mit ihm nahm auch Seba-

ſtiani, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſeine Entlaſſung, am 1. April 1834. Admiral Rigny und Duchatel traten dagegen ins Miniſterium ein.

Großes Unrecht übte Ludwig Philipp abermals an der Stadt Lyon aus. Die Noth in dieſer Stadt hatte wieder zugenommen, indem die Fabrikanten noch einmal den Arbeitslohn herabdrückten. Die Arbeiter waren in Verzweiflung. Durch die frühere Erfahrung belehrt, erwarteten ſie von der Regierung keine Hülfe. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Arbeit zu verſagen. 20,000 Webſtühle ſtanden an einem Tage leer, aber die Fabrikanten hielten aus, die Regierung ſchwieg, und wollten die Arbeiter nicht verhungern, mußten ſie gegen den niedrigſten Lohn wieder zu weben anfangen. Die Bewegung hatte im Februar 1834 ſtattgefunden und keine Behörde hatte ſich darein gemiſcht. Erſt nachdem alles wieder ruhig und die Arbeit im Gange war, wurden ſechs Arbeiter wegen Aufruhr verhaftet. Das gab nun böſes Blut und die Arbeiterbevölkerung wurde ſehr unruhig. Aber ohne den mindeſten Belehrungs- oder Begütigungsverſuch zu machen, ließ die Regierung 10,000 Mann Truppen mit zahlreicher Artillerie in Lyon einrücken, um den Gerichtshof zu ſchützen, der am 9. April die ſechs Gefangenen verurtheilen ſollte. Die Beſonnenen unter den Arbeitern ſelbſt und am meiſten die Häupter der geheimen Geſellſchaften mahnten dringend zur Ruhe, weil ein Sieg über eine ſo große Anzahl von Truppen und Kanonen nicht denkbar war, und alles darauf hindeutete, die Regierung erwarte und wünſche eine Volkserhebung, um ſie niederſchmettern und abermals einen Triumph feiern zu können. Allein es war nicht möglich, einen Zuſammenſtoß zu verhüten. In einer engen Gaſſe wurde am Bau einer Barrikade angefangen. Ein Gensdarm kam dazu, wollte es verhindern und tödtete einen Arbeiter. Dieſem Auftritt folgte eine wilde Bewegung und ein furchtbarer Angriff von Seite der vorbereiteten Truppen unter General Aymar. Indeſſen waren die Arbeiter zu erzürnt und verzweiflungsvoll, als daß ſie ſich nicht

aufs heldenmüthigſte gewehrt hätten. Im Innern der Stadt durch Barrikaden geſchützt, kämpften ſie bis Morgens am 15. April ſechs Tage und Nächte hindurch als Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Endlich wurden ſie überwunden, nachdem die Truppen ſich nach und nach bis auf 40,000 Mann verſtärkt hatten. Dieſer furchtbare Kampf in Lyon, der ſo viele Menſchenleben koſtete, hätte leicht vermieden werden können, und laſtet ſchwer auf der Seele Ludwig Philipps.

Während dieſer Kämpfe in Lyon war Paris ſelbſt in fieberhafter Bewegung. Falſche Gerüchte vom Sieg der Arbeiter und, wie man damals allgemein ſagte, Proclamationen durch die geheime Polizei ſelbſt, bewogen einen Theil der Arbeiter in Paris aufzuſtehen und Barrikaden zu bauen, am 14. Aber ſie wurden von der Uebermacht raſch niedergeworfen. Die Soldaten erhielten den Befehl, keinen Pardon zu geben. Aber nicht blos Bewaffnete, ſondern auch Greiſe, Weiber und Kinder wurden in der Rue Transnonain umgebracht und ſcheußliche Greuel verübt.

Der König ließ ſich von der Kammer eine Vermehrung der Armee decretiren und ganz Frankreich entwaffnen. Alles vereinigte ſich, ſein Glück zu vermehren, denn am 20. Mai ſtarb der altersſchwache Lafayette, deſſen Popularität ihm immer noch Angſt gemacht hatte. Nun waren aber die Männer, die ihm ſo entſcheidende Siege über die Republikaner und Legitimiſten hatten erfechten helfen, die Imperialiſten, ſelbſt wieder im Falle, ihm verdächtig zu werden. Er wollte wenigſtens nicht, daß ſie ihm über den Kopf wachſen ſollten. Soult hatte Alles geleiſtet, wozu er ihn brauchte. Jetzt ſchickte er ihn fort, am 17. Juli. Gérard ſollte ihn erſetzen, da er aber vom König mildere Maßregeln und eine Amneſtie verlangte, blieb auch er nur drei Monate Miniſter und wurde im October wieder fortgeſchickt. Auch die andern Miniſter wünſchten ein milderes Syſtem und waren ehrlich genug, dem König den guten Willen dazu zuzutrauen. Auch der vorſichtige Thiers meinte, man könne nicht fortregieren, ohne zur Mäßigung

und Gnade zurückzukehren. Er ſtimmte mit Gérard nicht aus Humanität, aber aus Rückſichten der Klugheit überein und meinte, der König könne gar nicht anders, als ihm folgen. Allein auch er, auch Guizot wurden fortgeſchickt. Beim miniſteriellen Abſchiedsſchmauſe, am 10. November, ging Thiers ſo weit, über die Verlegenheit des Königs zu ſpotten, der kein neues Miniſterium werde zu Stande bringen können. Aber ſchon am folgenden Morgen war Maret, Herzog von Baſſano, als Chef des neuen Miniſteriums ernannt. Der Schlag traf die Doctrinärs, wie die Imperialiſten. Der König zeigte ihnen zum erſtenmale, er allein ſey der Herr. Allein es war zu früh für den König, ſo kühn aufzutreten. Maret, dem er den jungen Dupin, Teſte, Paſſy zugeſellt, hielt ſich für zu ſchwach den mächtigen Kammerparteien gegenüber, und gab das Portefeuille in die Hände des Königs zurück, der ſich nun erniedrigen mußte, wieder zu Thiers zu ſchicken und denſelben um Wiederübernahme des Miniſteriums zu bitten. Er kannte ſeinen Mann, indem er ihn „lächelnd“ empfing. Thiers that alles für ein Portefeuille, gab alſo auch ſeinen Widerſtand gegen die königliche Entſchließung auf, verlangte aber den Wiedereintritt Guizots und verſtärkte ſich mit den Doctrinärs, und da dieſe mehr oder weniger für das ſtrenge Syſtem Periers waren, ſo vertheidigte jetzt auch Thiers ein milderes Verfahren nicht mehr und begann ſein Amt damit, von der Kammer Geld zum Bau eines ungeheuren Saales zu verlangen, in dem die Aprilgefangenen gerichtet werden ſollten. Da auch der ehrliche Herzog von Broglie wieder ins Miniſterium gezogen worden war, vermochte die Kammer der im Miniſterium dargeſtellten Allianz der Imperialiſten und Doctrinäre, Thiers und Guizot, nicht zu widerſtehen und votirte alles, was ſie verlangten, jetzt auch die lange beſtrittenen 20 Millionen für Nordamerika, von denen nur 1,200,000 Fr. durch Gegenrechnung abgezogen wurden. Man machte geltend, es ſey nicht der Mühe werth, um einer ſolchen kleinen Summe willen, ſich mit einer großen und befreundeten Nation zu überwerfen. Der Prozeß der

Aprilgefangenen, zu dem ſo große Anſtalten getroffen wurden, ſetzte Frankreich nicht in Unruhe. Während der Saal gebaut wurde, flohen die Hauptangeklagten aus dem Kerker, den Reſt vergaß man über anderen neuen Dingen. Sie wurden erſt 1836 ohne viel Aufſehen abgeurtheilt, kein einziger hingerichtet.

Aeußerlich ſchien die Kammer, das Miniſterium, der König in voller Eintracht zu handeln und das Parteiweſen überwunden. Allein der König war voll Haß gegen Thiers und Guizot, die ihm das Alleinregieren abermals unmöglich gemacht hatten; Thiers und Guizot ſelbſt waren ſich in den Principien und durch Neid zuwider; endlich that der alte Dupin wieder alles Mögliche, um den tiers parti zu verſtärken und die durch Thiers und Guizot combinirte Kammermehrheit zu ſprengen. Dupin hatte dabei gar kein Princip, ihn ſtachelte lediglich der Neid. So elende Menſchen durften Jahre lang um die Geſchicke Frankreichs ſpielen. Man muß dieſe traurige Wahrheit feſthalten, um ſich den Mißcredit zu erklären, in welchen nach und nach das conſtitutionelle Syſtem gerathen iſt, um einerſeits republikaniſchen Hoffnungen, andrerſeits imperialiſtiſcher Praxis Raum zu geben und Zuſtimmung zu verſchaffen.

Bei der fünften Feier des Julifeſtes, am 28. Juli 1835 ritt der König mit großem Gefolge, um Heer und Nationalgarde zu muſtern, die Boulevards entlang, als aus einem kleinen Hauſe eine furchtbare Exploſion ſich entlud, ein wahrer Hagel von Flintenkugeln, welche dicht hinter dem König den Marſchall Mortier, den General Lachaſſe de Verigny, den Oberſt Raffé, Oberſtlieutenant Rüeuſſex, Capitain Villate und andere niedern Ranges tödtete, noch mehr verwundete. Der Herzog von Orleans erhielt eine leichte Contuſion, ſeinem Bruder, dem jungen Herzog von Joinville wurde das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, der König blieb unverletzt, nur ſein Pferd bäumte ſich und hätte ihn bald abgeworfen. Die Urſache war eine Art Höllenmaſchine geweſen, eine Combination von mehr als hundert Flinten, die ein gewiſſer Fieſchi hinter einem Jalouſieladen angebracht und zumal losgeſchoſſen hatte, in

der Abſicht, den König mit ſeinen Söhnen zu treffen. Er wurde entdeckt und hingerichtet. Man erinnerte ſich dabei des früheren Schuſſes auf den König, den man ominöſerweiſe „Signalſchuß“ genannt hatte, weil man vermuthete, er ſey von der Polizei ſelbſt ausgegangen. Ein Signalſchuß war es in der That geweſen, weil ein fingirter Mörder wirklichen Mördern ein verhängnißvolles Zeichen gegeben hatte. Eine eben ſo gerechte als furchtbare Warnung für die, welche glaubten, mittelſt der Lüge regieren zu können.

Aber die Regierung war in ihren Egoismus damals ſo vertieft, daß ſie nicht erſchrack, ſondern nur pfiffig gleich wieder das entſetzliche Ereigniß in ihrem Nutzen auszubeuten ſuchte. Der vereinzelte Fanatismus Fieschis wurde zum Ergebniß eines Complotts gemacht und der ganzen republikaniſchen Partei die Mitſchuld aufgebürdet (wie dereinſt Kotzebues Mord den geſammten Patrioten Deutſchlands). Thiers ließ ſogar Armand Carrel, den muthigen Herausgeber des National, ſeinen ehemaligen, intimen Freund, verhaften, der ganz ohne Schuld war. Sodann brachte das Miniſterium im Auguſt Geſetzesvorſchläge vor die Kammer, die im nächſten Monat unter dem Namen der Septembergeſetze wirklich angenommen wurden. Durch dieſelben erhielt der Juſtizminiſter das Recht, in Rebellionsfällen das gerichtliche Verfahren abzukürzen und Aſſiſen zu wählen, welche und wie viel er wolle. Ferner wurde die Preſſe durch Androhung ungeheurer Geldſtrafen beſchränkt und die Cenſur wenigſtens der Zeichnungen und Bilder wiedereingeführt. Die Folge war, daß augenblicklich über hundert Journale in Frankreich eingingen, die übrigen ſich mäßigten. Billigerweiſe konnte man es Ludwig Philipp nicht verdenken, daß er endlich die Gelegenheit ergriff, um die ſcandalöſen Karikaturen zu vertilgen, die ihn fort und fort vor dem Volk beſchimpften. Allein jeder Unbefangene mußte fragen: wozu Ludwig Philipp, wenn er doch nur wieder verfuhr, wie Karl X.?

Im Winter hatte der Finanzminiſter Humann (ein reicher Kaufmann aus Straßburg) die Naivetät, die Kammer darauf auf-

merkſam zu machen, daß der Ertrag von allem Eigenthum in Frankreich im Durchſchnitt 3 p. c. ſey, während den Staatsgläubigern 5 p. c. gezahlt werden müßten. Man erwartete nun von ihm einen Antrag auf Herabſetzung des Zinſes, aber er erfolgte nicht, weil ſich der König aufs hitzigſte dagegen erklärte. Er ſelbſt und ſeine Vertrauten waren bei dem hohen Zinsfuß betheiligt. Da nun das Miniſterium ſchwieg, ſtellte der Deputirte Gouion den Antrag, durch Herabſetzung des Zinſes jährlich den Steuerpflichtigen 26 Millionen zu erſparen. Die Miniſteriellen erſchöpften ſich in ſophiſtiſcher Beredſamkeit gegen den Antrag, aber die Kammer nahm ihn mit 2 Stimmen Mehrheit an. Sogleich entließ der König das ganze Miniſterium. Wenn man ſeinem Geldintereſſe entgegentrat, wurde er allemal unerbittlich. Die Doctrinäre hatten die Stimmenmehrheit nicht mehr, alſo weg mit ihnen! Nur Thiers war immer noch und zu allem brauchbar. Ihm gelang es, aus dem tiers parti ein neues Miniſterium zu wählen, welches mit ihm und dem König „durch dick und dünn“ zu gehen verſprach. Darunter befanden ſich Sauzet, Paſſy, Pelet, die für Gouions Antrag geſtimmt hatten, jetzt aber um des Portefeuilles willen der Zinsherabſetzung entſagten. Mit der Beſeitigung derſelben hingen andere Unterlaſſungsſünden zuſammen. Vergebens vertrat der Deputirte Wüſtenberg von Bordeaux das Intereſſe der Wein- und Ackerbauer und tadelte die einſeitige Protection, welche die Regierung der Induſtrie auf Koſten des Landbaus gewähre. Vergebens wurde auch damals auf Eiſenbahnen angetragen. Reiche Hammerwerkbeſitzer, deren Eiſen nicht ausreichte, noch gut genug war, wollten die Einfuhr des engliſchen Eiſens vermeiden und gehörten der reichen Gaunerbande an, die damals den Hof, das Miniſterium und die Kammer umfaßte. Die Beredſamkeit erſchöpfte ſich in Sophismen, die gegen den Bau der Eiſenbahnen ſprachen. Dieſe edle parlamentariſche Kunſt war herabgeſunken zur Buhldirne des niedrigſten Geldintereſſes. Der Maſchiniſt dieſes ganzen Lügenſyſtems aber war der kleine Thiers,

der ſeine Millionen häufte, während bittere Noth bei den untern Klaſſen in Stadt und Land ſich mehrte.

Am 25. Juni 1836 ſchoß abermal ein Mörder auf den König, ohne ihn zu treffen, der Handlungsdiener Aliboud, welcher erklärte, er habe die Freiheit durch den Tod des Tyrannen rächen wollen. Er wurde wie Fieschi baldigſt hingerichtet.

Der König glaubte dieſe letzten Zuckungen des niedergeworfenen Republikanismus verachten zu müſſen, beherrſchte die Kammer, hatte die Preſſe geknebelt, fand überall Gehorſam in Frankreich und wurde deshalb auch von den Großmächten mehr und mehr beglückwünſcht und mit ſchmeichelhaften Reden belohnt. Das machte ihm Muth, die Bande zu löſen, in denen ihn bisher England gehalten hatte. In der engliſch-franzöſiſchen Allianz ſeit ſeiner Thronbeſteigung überwog das engliſche Intereſſe und hatte überall die Initiative. Frankreich war von England nur ans Schlepptau genommen. Es mußte ſich alles von ihm gefallen laſſen, denn es hatte an England den einzigen Alliirten gegen die vereint handelnden nordiſchen Mächte. Talleyrand hatte zwar immer die Miene angenommen, als ob er in London die Zügel in der Hand halte; allein dieſer Renegat der Revolution war in England längſt bekannt und von der ſtolzen Ariſtokratie verachtet. Lord Palmerſton ließ ihn im Vorzimmer warten. Wenn Belgien unabhängig wurde, ſo geſchah es nicht durch Frankreich, ſondern durch England. Nicht ein franzöſiſcher, ſondern ein engliſcher Candidat wurde König von Belgien. In der polniſchen Frage entſchied England durch Lord Durham, nicht Frankreich durch Talleyrand. Auch in Spanien und Portugal diente Frankreich nur der engliſchen Politik. Dieſes Dienſtes war nun Ludwig Philipp herzlich ſatt und ſobald er die Möglichkeit erkannte, mit Oeſterreich gehen zu können, vernachläßigte er England, welches ihn doch brauchte und daher nicht mit ihm brechen durfte. Man ſchreibt die Wendung der franzöſiſchen Politik von der engliſchen auf die öſterreichiſche Seite Thiers zu.

Gewiß mit Unrecht. Ludwig Philipp ließ ſich in ſo wichtigen Dingen nicht leiten. Thiers war nur ſein Werkzeug.

Mit dieſer Wendung der Dinge hieng die Nothwendigkeit zuſammen, den Herzog von Orleans zu verheirathen, um dem Thron legitime Erben zu geben. Eine ſtandesmäßige Gemahlin konnte der Prinz nur in Deutſchland finden und bedurfte dazu einer intimen Annäherung der franzöſiſchen Politik an die öſterreichiſche. Der Prinz hoffte ſogar auf die Hand einer Erzherzogin, ſah ſich darin aber getäuſcht, denn obgleich er in Wien eine glänzende Aufnahme fand, lehnte man doch ſeine Bewerbung ab. Man glaubt, daß Rußland auch die kleinen Höfe beſtimmt habe, ihm überall Körbe zu ertheilen. Es gelang ihm erſt nach vieler Mühe, die junge Prinzeſſin Helene von Mecklenburg-Strelitz zur Braut zu gewinnen. Ihr eigener Bruder erklärte ſich aufs heftigſte dagegen, und ohne die gütige Vermittlung ihres Oheims, des Königs von Preußen, wäre auch dieſe Verlobung nicht zu Stande gekommen.

Je mehr Rußland durch ſeinen Einfluß auf die deutſchen Höfe dem Herzog von Orleans Demüthigungen bereitete und Oeſterreich denſelben, wenn auch auf artige Weiſe, doch abwies, um ſo tiefer demüthigte ſich Ludwig Philipp vor dieſen Mächten, um ihnen die Aufrichtigkeit ſeines Annäherungswunſches zu beweiſen. Auf einen Wink Rußlands hob er das Polencomité in Paris auf und verbannte die Mitglieder deſſelben aus Frankreich. Auf einen Wink Oeſterreichs übernahm er in der Schweiz ſogar die Polizei des Abſolutismus. Der franzöſiſche Geſandte, Herzog von Montebello (Sohn des Marſchall Lannes) mußte die Eidgenoſſenſchaft in barſchem Tone auffordern, die politiſchen Flüchtlinge, vornämlich die italieniſchen, aus ihrem Gebiete zu entfernen. Sie gab nach und erklärte in einer Note vom 22. Juni 1836, ſie werde die Flüchtlinge entfernen. Montebello aber antwortete jetzt erſt noch mit groben Drohungen, welche die Schweizer mit Recht empörten, die jedoch keineswegs unverdient waren. Nachdem die Tagſatzung oft und wiederholt verſprochen hatte, die Flüchtlinge entweder zu

vertreiben oder wenigſtens ihre Complotte zu verhüten, dauerten die Wühlereien derſelben ungehindert fort. Jedes Wort ſchien da in den Wind geſprochen. Es war Zeit, die Tagſatzung zu erinnern, daß man ſich nicht ewig von ihr anlügen laſſen wolle. In dieſem Sinn war Montebellos Ausdruck je vous pousserai zwar grob, aber verdient. Die Radikalen in der Schweiz waren außer ſich und hielten deshalb Volksverſammlungen ab zu Flawyl im Canton St. Gallen, zu Reiden im Canton Luzern, zu Wiedekon bei Zürich, Munſingen im Berniſchen ꝛc. Allein Montebello drohte mit der Grenzſperre. Es half auch nichts, daß von einem gewiſſen Conſeil, deſſen Auslieferung Montebello verlangt hatte, bekannt und erwieſen wurde, er ſey ein geheimer Agent der franzöſiſchen Geſandtſchaft ſelbſt. Montebello behielt ſeine eherne Stirn und ließ die Schweizer lärmen. Sie ſahen ſich doch gezwungen, um die Grenzſperre abzuwenden, die demüthigſten Zuſicherungen zu machen. Der Zweck war erreicht, Ludwig Philipp hatte den nordiſchen Mächten ſeine ganze Devotion bewieſen.

Wie es unter dieſen Umſtänden Thiers noch einmal einfallen konnte, ſich der conſtitutionellen Sache in Spanien anzunehmen, iſt ſchwer begreiflich. In dem unglücklichen Bürgerkriege dieſes Landes ſtand England auf der conſtitutionellen Seite, die nordiſchen Mächte hielten es mit dem Abſolutismus. England ſah die Conſtitutionellen verloren, wenn es ſie nicht unterſtützte und ſchleppte Frankreich nach, wie immer. Aber Ludwig Philipp ließ ſich nur zum Schein eine kurze Zeit wieder von England am Schlepptau ziehen, um den nordiſchen Mächten ſeine Unabhängigkeit von England um ſo deutlicher zu beweiſen. Der ſchlaue Thiers wurde von ihm bei dieſer Gelegenheit übertölpelt. Schon war die franzöſiſche Fremdenlegion in Spanien eingerückt und ihr Anführer, General Lebeau, hatte im Einverſtändniß mit Thiers eine Proclamation erlaſſen, die noch mehr franzöſiſche Truppen ankündigte, als plötzlich der König dieſe Proclamation am 24. Auguſt 1836 im Moniteur desavouiren ließ, ohne Thiers vorher ein Wort davon zu ſagen.

Nun mußte Thiers, tiefbeleidigt abdanken, wie daſſelbe Laffitte in einem ähnlichen Falle früher gethan hatte. Der König rächte ſich damit für die Demüthigung, die ihm Thiers früher bereitet hatte. Einer betrog immer den andern.

Am 6. September 1836 ſtellte der König den Grafen Molé an die Spitze eines Miniſteriums, mit dem wieder Guizot und die Doctrinärs ans Ruder kamen. Molé war an dem Schweizerſcandal unſchuldig, der König erlaubte ihm daher, der Schweiz zu erklären, „Frankreich ſey befriedigt", und den Verkehr wiederherzuſtellen. Molé war auch immer ein Freund der Milde und Mäßigung geweſen und ſetzte durch, daß der König 63 Aprilgefangene entließ. Er verlangte auch die Freilaſſung der gefangenen Miniſter, aber erſt als Karl X., der ſich mit ſeiner Familie von Prag nach Görz zurückgezogen hatte, daſelbſt am 6. November ſtarb, bewilligte der König die Entlaſſung Polignacs, Peyronnets, Guernon de Ranvilles und Chantelauzes. Das war wieder eine Conceſſion an die nordiſchen Mächte.

Einer der Hauptgründe, warum Frankreich ſich gegenüber von England ſelbſtſtändiger zu behaupten ſuchte, war die Nothwendigkeit, ſich endlich wegen der Zukunft Algiers zu entſcheiden. Die fortwährende Behauptung dieſer Eroberung rechnete ſich Ludwig Philipp zum Verdienſt an. Karl X. hatte nicht auf einen dauernden Beſitz gerechnet und ſcheint deßfalls Verpflichtungen gegen England eingegangen zu ſeyn. Für Ludwig Philipp wäre es ein unauslöſchlicher Schimpf geweſen, wenn er eine Erwerbung hätte aufgeben ſollen, die ſein Vorgänger gemacht hatte. Dieß ſah England ein und ließ ihm Algier, wogegen Ludwig Philipp in allen andern Beziehungen der engliſchen Politik dienſtbar wurde und ſich verpflichten mußte, die Eroberung nicht weiter zu verfolgen. Wenn es je zu einem Bruch zwiſchen beiden Mächten kam, war es immer noch Zeit für England, durch ſeine überlegene Flotte den Verkehr zwiſchen Frankreich und Algier abzuſchneiden und das letztere etwa mit Hülfe Maroccos und der wilden Völkerſtämme Nordafrikas den

Franzoſen wieder zu entreißen. Ludwig Philipp ſelbſt wäre Algier gerne los geweſen, wenn es mit Ehren hätte geſchehen können, denn um die Stadt Algier zu behaupten, mußte er auch wenigſtens eine Küſtenſtrecke beherrſchen, die immerwährenden Angriffe der Eingeborenen zurückſchlagen und Jahr aus Jahr ein Soldaten und Geld aufopfern, ohne aus Algier eine einträgliche Colonie machen zu können. Für das Heer war der Krieg in Algier eine treffliche, aber gar zu theure Schule. In dem Zeitpunkt des Miniſterium Thiers, in welchem von Seiten Frankreichs im Einverſtändniß mit England die bewaffnete Intervention in Spanien gemacht werden ſollte, glaubte Thiers, für dieſen Dienſt von England auch verlangen zu können, daß es einem weiteren Vorſchreiten der franzöſiſchen Truppen in Algerien nicht wehre. Er ſtellte die Alternative, entweder müſſe Algier ganz aufgegeben, oder es müſſe ſo viel vom Innern des Landes dazu erobert werden, daß die Hauptſtadt vor den immer wiederholten Angriffen der Eingebornen geſchützt und eine regelmäßige Coloniſation ermöglicht würde. Die gefährlichſten Feinde der Franzoſen waren hier im Oſten Achmed, Bey von Conſtantine, im Weſten ein genialer Araberhäuptling, Abdel Kader. Der König erlaubte dem Marſchall Clauzel, im September einen Angriff auf Conſtantine zu machen. Als aber Molé Miniſter wurde, rieth dieſer von dem Unternehmen ab. Der König widerrief die Expedition nicht, ließ ſie aber auch nicht hinreichend unterſtützen. Mit nur 7000 Mann wagte Clauzel den weiten beſchwerlichen Marſch und wurde im November mit großem Verluſt von Conſtantine zurückgeſchlagen. Der Stolz der franzöſiſchen Nation litt nun nicht, daß dieſe Niederlage ungerächt bleibe. Ganz Frankreich ſprach ſich in dieſem Sinne aus. Dem König blieb keine Wahl, als den Krieg in Algier mit einer noch koſtſpieligeren Anwendung von Mitteln, als bisher fortzuſetzen. Ob es ſeine Abſicht geweſen, die Stimmung auf dieſen Punkt zu bringen oder ob er einen Fehler gemacht, den wieder gut zu machen er gezwungen wurde, ſteht dahin. Er konnte es darauf ankommen laſſen, da England ihn in Algier ge-

währen ließ und alles vermied, was ihn zu einer noch engeren Allianz mit den Continentalmächten hätte führen können.

Ludwig Philipp ſtand damals auf der Höhe ſeiner Macht, unabhängig und doch geſucht von England, reſpectirt von den nordiſchen Mächten, geſucht von Spanien und Italien, gefürchtet von der Schweiz, in engerem Verbande mit Belgien, im Beſitz Algiers mit der Ausſicht, ſein Gebiet dort bald zu erweitern. Im nächſten Frühjahr erwartete man die Heimholung der fürſtlichen Braut aus Deutſchland für den Thronfolger. Die Parteien im Innern waren beſiegt, Karl X. todt und die Legitimiſten tief gedemüthigt, Lafayette todt und die Republikaner gänzlich entwaffnet, die Preſſe bewältigt, die Kirche in heimlicher Spaltung und ſteter Furcht, die Kammer das Echo des Hofes, ihre Parteihäupter als Miniſter durch ſich ſelbſt in Schach gehalten und ſich alle nach einander abnutzend, ſichtbar oder unſichtbar geleitet vom „unabänderlichen Gedanken“ des Königs. Dieſer Gedanke aber war nicht mehr die Quaſi-, ſondern die wirkliche und vollſtändige Reſtauration. Die Pracht, mit der er das längſt verlaſſene Verſailles wiedereinrichten und daſelbſt die große Gallerie hiſtoriſcher Gemälde, die Frankreichs Ruhm veranſchaulichten, eröffnen ließ, verrieth, daß ſeine Erinnerungen über die letzten Bourbons hinweg zu Ludwig XIV. zurückgriffen, und daß er wenigſtens ſeinen Nachkommen ermöglichen wollte, das Syſtem Ludwigs XIV. da, wo es geendet, wieder aufzunehmen und fortzuſetzen.

Fürſt Metternich ſoll ihm damals geſchmeichelt haben, er halte ihn für den klügſten Mann in Europa. Dieſes Lob war inſofern aufrichtig gemeint, als Metternich immer nur den europäiſchen Frieden geſichert wiſſen und le déluge après nous ſo weit und lange als möglich hinausſchieben wollte. Dieſem Zweck aber hatte bisher die Politik Ludwig Philipps am weſentlichſten gedient.

Fünfzehntes Buch.

Das grăcorusſiſche Syſtem.

„Rußland erntete in reichlichem Maaße die Früchte ſeiner Conſequenz, ſeiner Entſchiedenheit. Man kann hier nicht blos von Glück ſprechen, Rußland machte ſich ſein Glück ſelbſt. Es zeigte Charakter, wo ſeine politiſchen Rivalen keinen zeigten. Es handelte, wo ſeine Rivalen höchſtens unterhandelten. Es unterwarf ſich 1829 die Türkei und 1831 Polen, ohne ſich um die ſchwachen diplomatiſchen Demonſtrationen ſeiner Rivalen zu bekümmern. Es ſchwebte einige Augenblicke in Gefahr, aber es ließ keine Furcht, kein Schwanken blicken und hatte die Genugthuung, zu erleben, daß ſeine Rivalen dieſe Augenblicke unbenützt vorübergehen ließen, und weder den Türken, noch den Polen beiſtanden. Endlich übertraf Rußland ſeine Rivalen weit an Benehmen, denn es kam, ſah, ſiegte, und riß alle Vortheile an ſich in der Stille und ohne Ruhmredigkeit, während ſeine Rivalen Alles geſchehen ließen, Nichts thaten und doch unaufhörlich prahlten. Die Julusrevolution mit

ihren Folgen war aber hauptſächlich inſofern ein günſtiges Ereigniß für Rußland, als es die Aufmerkſamkeit Oeſterreichs und Preußens vom Orient ablenkte und im Weſten beſchäftigte. Auch verſtand es Rußland mit gewohnter diplomatiſcher Meiſterſchaft, das Schreckbild der revolutionären Propaganda überall vorzuſchieben, und zu einer ihm vortheilhaften Diverſion zu benutzen, ja es verſtand mit eben dieſem Schreckbilde den König der Franzoſen ſelbſt einzuſchüchtern, und ſo ſeltſam hatten ſich die Verhältniſſe verkehrt, daß es nicht Rußland war, das durch dieſe Drohungen des revolutionären Geiſtes geſchreckt wurde, ſondern das damit ſchreckte."

Dieſe Worte ſchrieb ich ſchon im Jahr 1831 (in meinem Taſchenbuch der neueſten Geſchichte) nieder und kann ſie nur als Wahrheit heute wiederholen. Von der Julirevolution und der ungeheuren Erſchütterung, welche durch ſie das weſtliche und mittlere Europa erlitt, zog Niemand Vortheil als Rußland und hauptſächlich durch den Verſtand und die Thatkraft ſeines Kaiſers. Es gelang ihm, ſich der Hülfe Preußens, der Neutralität Oeſterreichs zu verſichern und nachdem er um den Preis Belgiens, das ihm gar nicht gehörte, auch das Schweigen Frankreichs und Englands zu allem was er mit Polen vornehmen wollte, erkauft hatte, bekam er völlig freie Hand.

Von dieſem Zeitpunkt an kommt ein eigenthümlicher Schwung in die Politik des Kaiſer Nicolaus und ein großer, für Europa ſchrecklicher Gedanke tritt immer deutlicher aus ſeiner Handlungsweiſe hervor. Alle Nationen, denen er gebietet, ſollen aufhören zu ſeyn, was ſie geweſen, und Ruſſen werden, nur noch ruſſiſch denken und reden, und alle ſollen den Glauben des Kaiſers annehmen, zur ruſſiſchen Staatskirche übertreten. Da dieſes neue Syſtem zuerſt nur auf das beſiegte Polen angewandt wurde, ahnte man ſeine Tragweite noch nicht. Die Unterdrückung der polniſchen Nationalität und der katholiſchen Religion in Polen ſchien andre Nationalitäten und Kirchen noch nicht zu gefährden.

Kaiſer Nicolaus nahm an, durch die Revolution hätten die

Polen ihr Recht auf eine ſelbſtändige Regierung und Verfaſſung verloren; indem ſie ſeine Rechte nicht mehr hätten gelten laſſen, habe er auch die ihrigen, wie ſie 1815 durch den Wiener Congreß garantirt worden, nicht mehr zu achten. Die Garanten des Königreichs Polen thaten keine Einſprache gegen dieſe ſeine Auslegung; Preußen nicht, weil es blind Rußland folgte; Oeſterreich nicht, weil es keinen Krieg anfangen wollte und weil Metternich durch die Finger ſah, England und Frankreich nicht, weil Kaiſer Nicolaus ihnen um den Preis Polens geſtattete, in Belgien, Spanien, Portugal zu verfahren, wie ſie wollten.

Die Maaßregeln, welche Fürſt Paskiewitſch in Polen auf Befehl ſeines Kaiſers nach einander traf, waren folgende. Zuerſt wurde die polniſche Uniform abgeſchafft, alles polniſche Militär in ruſſiſche Regimenter untergeſteckt; womit auch die polniſchen Fahnen und die polniſchen Farben verſchwanden. Nichts durfte mehr an die Nationalität erinnern, Polen ſollte eine ruſſiſche Provinz werden, allen andern gleich. Die Univerſität in Warſchau wurde aufgehoben, damit Geiſt und Sprache der Polen keine höhere Pflege mehr genöſſen. Die polniſchen Archive, Bibliotheken, wiſſenſchaftliche Sammlungen aller Art wurden nach St. Petersburg gebracht. Alle öffentlichen Acte mußten hinfort in ruſſiſcher und polniſcher Sprache zugleich ausgefertigt werden. Unterdeß wurden in allen Theilen des Königreichs Verhaftungen vorgenommen. Trotz der Flucht vieler Tauſende blieben immer noch Compromittirte genug zurück, die man nicht hinrichtete, noch in Gefängniſſe warf, ſondern in Maſſe aus Polen wegſchaffte. Es war Syſtem, Polen möglichſt zu entleeren und dafür Ruſſen hineinzuſchicken. Die Vornehmſten und am wenigſten Gravirten mußten ſich eine anſtändige Verbannung nach St. Petersburg gefallen laſſen, die übrigen wurden nach Sibirien geſchleppt und „nummerirt“. Jeder Verbrecher in Rußland nämlich, der nach Sibirien geſchickt wird, verliert ſeinen Namen und Rang und exiſtirt fortan nur als Nummer. Die am ſchwerſten beſtraft werden ſollten, wurden zu lebenslänglicher

Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt.*) Man rechnete im Jahr 1832 bereits 80,000 Polen, die über die östliche Grenze weggeschafft worden seyen. Aber auch unter den Zurückbleibenden wurde eine strenge Sichtung vorgenommen. Schon am 31. October 1831, also sehr bald nach der Unterdrückung der Revolution, befahl der Kaiser, jeder Pole, der seinen Adel nicht durch Urkunden beweisen könne, solle denselben verlieren. Es gab nämlich in Polen eine große Ueberzahl armen Adels, die s. g. Schlachty (Geschlechter, von edlem Geschlecht, ein deutsches Wort), die besonders viel revolutionäre Elemente lieferten. Diese sollten nun mit einem Schlage vernichtet werden, denn nur die wenigsten hatten Adelsbriefe.

Am 26. Februar 1832 gab der Kaiser ein s. g. polnisches Statut, worin er öffentlich kund that, daß es kein Königreich Polen mehr gebe, daß es vielmehr dem russischen Reich als einfache Provinz einverleibt sey. In diesem Statut hieß es jedoch noch, die Freiheit des Cultus sey garantirt und die katholische Religion als die der Mehrheit der Einwohner in Polen „Gegenstand des besondren Schutzes und Wohlwollens der Regierung." Eine Deputation polnischer Großen, den Fürsten Radziwil an der Spitze, mußte auf Befehl des Statthalters von Warschau nach Petersburg abgehen und dem Kaiser für das neue Statut danken. In sehr auffallender Weise begab sich im Sommer desselben Jahres Lord Durham als außerordentlicher Gesandter Englands nach St. Petersburg, von wo aus ihm Kaiser Nicolaus, um ihn dadurch hoch zu ehren, entgegenfuhr. Ihre Zusammenkunft besiegelte die bisherigen Unterhandlungen und stellte ein vollkommen freundschaftliches Verhältniß her. Gleichzeitig bekämpfte Minister Grey, Durhams

*) Als auch der junge Fürst Roman Sanguško zu den Bergwerken verurtheilt worden war und seine Familie den Kaiser um Gnade anflehte, ließ er sich das Urtheil geben und schrieb an den Rand „zu Fuß", d. h. der Verurtheilte sollte nicht nur die zuerkannte Strafe in Sibirien leiden, sondern auch zur Verschärfung der Strafe den weiten Weg zu Fuß machen.

Schwiegervater, im engliſchen Parlament die Polenfreunde und erklärte ihnen, den Polen eine ausgiebige Hülfe zu gewähren, ſey für England zu ſchwer und koſtſpielig, liege alſo nicht im engliſchen Intereſſe.

Somit war die Reaction in Polen von England ſelbſt ſanktionirt. Die Güter des geflüchteten oder nach Sibirien verbannten polniſchen Adels wurden confiscirt und zum Theil ruſſiſchen Generalen geſchenkt. Daß Paskiewitſch ſelbſt nicht leer ausgieng, beweiſen die 70 Mill. Silberrubel, die er bei ſeinem Tode hinterließ. Man las in den Zeitungen lange Liſten der Edelleute, deren Erbe auf dieſe Weiſe weggenommen wurde. Die Veröffentlichung geſchah, um den geflüchteten Polen die Größe ihres Unglücks, dem weſtlichen Europa aber die Macht und unerbittliche Strenge des Kaiſers anſchaulich zu machen. Aber nicht nur die Güter wurden genommen, auch die Kinder. Dies iſt die finſterſte Parthie der ruſſiſchen Reaction in Polen. Die Kinder der geflüchteten oder verbannten Polen durften nicht in ihrer Heimath bleiben, wenn es ihnen auch an Mitteln nicht gefehlt hätte. Auf Befehl des Kaiſers wurden ſie alle ins Innere Rußlands geſchleppt, um in kaiſerlichen Inſtituten zu guten ruſſiſchen Unterthanen erzogen zu werden. Dieſe Beſtimmung wurde auch auf die Kinder niederer Stände ausgedehnt, wenn ſie ihre Eltern verloren hatten, oder wenn man annahm, die Eltern ſeyen zu arm, um ſie ernähren zu können. Sie wurden in die Militärcolonien abgeliefert. Schonungslos griffen die Koſacken die Kinder auf der Straße auf und packten ſie in ihre Kibitken, ohne auf den Jammer der Mütter zu achten. An eine genaue Controle, ob es wirklich hungernde Waiſen ſeyen, dachte Niemand. Der Kaiſer wünſchte junge Militärcoloniſten, das war genug, um ſie herbeizuſchaffen, gleichviel mit welchem Recht. Die Ausführung war den Militärbehörden überlaſſen, d. h. den Koſacken, die in Warſchau ſelbſt die mit kleinen Handelsartikeln hauſirenden Knaben vor den Häuſern wegführten und noch viel weniger Rückſicht auf dem Lande nahmen. Man ſah im

Mai 1832 täglich herzzerreißende Scenen, wie Mütter ſich den Pferden entgegen und unter die Räder der Wägen warfen, auf denen ihre Kinder mit andern wie Häringe zuſammengepackt nach Minsk abgeführt wurden, wo man ſie in Kinderbataillone rangirte und von da in die Militärcolonien abführte. Ein Schrei der Empörung ging faſt durch ganz Europa. Am energiſcheſten ſprach Ferguſon im engliſchen Parlament über eine Maaßregel, die mehr eines Tiberius und Nero als eines chriſtlichen Monarchen würdig ſey. Allein die von Rußland bezahlte Preſſe pries die Großmuth des Kaiſers, der ſich der armen Waiſen mit ſo väterlicher Güte annehme.

Die altpolniſchen Provinzen Lithauen, Volhynien, Podolien verloren vollends ihre letzten Privilegien. Auch hier wurde confiscirt, auch hier wurden Kinder weggenommen, auch hier der Adel, der keine Briefe hatte, ausgeſtoßen. Eine am 17. September 1832 verfaßte Adreſſe des podoliſchen Adels, der den Kaiſer flehentlich um Erhaltung ſeiner alten Rechte bat, wurde abgewieſen. Ein neuer Ukas von 1835 befahl, daß Stellen, über welche der Adel noch durch Wahlen zu verfügen habe, doch nur von ſolchen beſetzt werden dürften, die bereits 10 Jahre lang dem Kaiſer im Militär oder Civil gedient hätten.

Auch begannen jetzt die Maaßregeln, durch welche der katholiſche Glauben eben ſo geſchwächt und zuletzt vernichtet werden ſollte, wie die polniſche Nationalität. Schon vor der Revolution war Manches geſchehen, was den Beweis liefert, das grăcoruſſiſche Syſtem, wie es der Kaiſer nachher ausführte, habe ihm ſchon lange im Sinne gelegen. Schon 1828 war durch einfachen kaiſerlichen Ukas vom 22. April das griechiſch-unirte Bisthum Luck in Volhynien aufgehoben und damit die ganze Hierarchie der vereinigten Gräco-Ruthenen über den Haufen geworfen worden. Alſo ſchon damals ging der Czar darauf aus, die ſ. g. unirten Griechen, d. h. die vorlängſt mit der römiſchen Kirche vereinigten Slaven des alten Königreichs Polen, die urſprünglich zur griechiſchen Kirche in Con-

ſtantinopel gehört hatten, ſeiner ruſſiſchen Staatskirche einzuverleiben und die polniſche Revolution beſchleunigte nur die Ausführung des Gedanken, den er ſchon vorher gehegt hatte. Dies wird noch mehr beſtätigt durch die auffallende Vernachläßigung der katholiſchen Kirche ſchon in dem erſten Jahrzehnt der Regierung des Kaiſers. Im Königreich Polen ſowohl wie in den altpolniſchen Provinzen waren faſt alle erzbiſchöflichen und biſchöflichen Sitze erledigt und die kaiſerliche Regierung ſchleppte abſichtlich die Wiederbeſetzung hin. In Rom wußte man, wie es gemeint ſey, und nahm ſich mit der größten Aengſtlichkeit in Acht, einen Schritt zu thun, der dem mächtigen Kaiſer auch nur den Vorwand leihen konnte, um der katholiſchen Kirche noch weher zu thun. Da der erzbiſchöfliche Sitz von Warſchau und auch die biſchöflichen von Kaliſch, Sandomir, Auguſtowo nicht beſetzt waren, übernahm Gutkowski, Biſchof von Podlachien, die Leitung des polniſchen Klerus, um ihn aufs dringendſte von der Theilnahme an der Revolution und vom Ungehorſam gegen den rechtmäßigen Kaiſer abzumahnen. Und Papſt Gregor XVI. hatte kaum den Stuhl des Apoſtels beſtiegen, als er in einem offenen Schreiben die Polen zur Unterwerfung aufforderte. Der ruſſiſche Geſandte in Rom, Fürſt Gagarin, bewog ſogar den h. Vater, die Mahnung zum Gehorſam im Jahr 1832 noch einmal zu wiederholen, und der Papſt wurde ſo ſelber das Werkzeug der ruſſiſchen Politik, denn der Kaiſer machte nun glauben, alles was er den unglücklichen Katholiken in den polniſchen Provinzen zu Leide thue, geſchehe mit Zuſtimmung des Papſtes.

In den altpolniſchen Provinzen wurden 1832 durch Ukas vom 31. Juli 202 Klöſter aufgehoben und die wenigen übrigen in die Lage gebracht, bald ausſterben zu müſſen. Im folgenden Jahr wurde das den Unirten gehörige Heiligthum Unſerer Lieben Frau von Poczajow, ein berühmter Wallfahrtsort, denſelben entriſſen und dem ruſſiſchen Ritus übergeben. Daſſelbe Schickſal erlitten eine Menge unirte Kirchen, indem man theils den Diöceſen eine andre

Einrichtung gab und dadurch manche Kirche erübrigte, theils die Erlaubniß, Kirchen zu beſetzen, auf größere Ortſchaften einſchränkte, während auch für die kleinſte nicht unirte Gemeinde Kirchen da ſeyn mußten, ſeyen es neugebaute oder ſolche, die man den Unirten nahm. Im Jahr 1835 wurden alle unirten Prieſterſeminare aufgelöſt und die jungen Prieſter gezwungen, in St. Petersburg zu ſtudiren. Im Jahr 1834 wurde den Unirten ein neues weſentlich ſchismatiſches Miſſale aufgenöthigt und in ihren Kirchen Einrichtungen getroffen, die der ruſſiſchen Kirche möglichſt nahe kamen, dagegen ältere katholiſche Einrichtungen, Predigt, gemeinſamer Geſang, Knien beim Gebet, der Gebrauch des Roſenkranzes und hauptſächlich das „Kirchengebet für den Papſt“ verboten. Nur für den Kaiſer allein durfte noch gebetet werden. Sodann wurde der gregorianiſche Kalender, den die Unirten brauchten, abgeſchafft und durch den julianiſchen verdrängt, den veralteten, aſtronomiſch falſchen, den Rußland beibehalten hatte. Wenn ein unirter Prieſter klagte oder proteſtirte, ſo wurde er unerbittlich gemaßregelt mit Abſetzung, Knute und Sibirien. Schon ſeit 1831 und 1832 war befohlen, kein katholiſcher Prieſter dürfte Fremde Beichte hören, keiner ſeinen Wohnort ohne Erlaubniß verlaſſen, keiner einen Diener ruſſiſchen Glaubens haben. Sie ſollten iſolirt, dem Volke ſelbſt verächtlich gemacht werden. Sie waren von Spionen umgeben, beſtändig gedrängt. Die aber geſchmeidig ſich fügten, wurden befördert und bekamen Orden.

Nach ſolchen Vorbereitungen that Kaiſer Nicolaus den letzten entſcheidenden Schritt, berief eine Synode der unirten Biſchöfe am 12. Februar 1839 nach Polock und ließ durch dieſelbe die Einverleibung der unirten Biſthümer in die ruſſiſche Staatskirche beſchließen. Die Verſammelten waren durch Gunſt, Orden und Geld beſtochen oder von Todesſchrecken gelähmt. Nie ſah die Welt ein ſchändlicheres Gaukelſpiel als dieſe Kirchenverſammlung, der als ruſſiſcher Kommiſſär der Ruſſe Prataſof präſidirte, und die im Uebrigen ein Deutſcher, Namens Schröder, Luzynski, Biſchof von

Polock, und Siemazko, Biſchof von Lithauen leiteten, zwei Judaſſe, die den Heiland ſelbſt verkauft hätten. Der h. Vater hat bald nachher in ſeiner berühmten würdevollen Allocution von dieſen Abgefallenen geſagt: „Es widert uns an, hier zu wiederholen, durch welche Verführungsmittel verleitet jene entarteten Hirten in einen ſo tiefen Abgrund der Bosheit und des Verderbens geſtürzt ſind.“ Die Verräther decretirten den Prieſtern und dem geſammten Volk, ſie gehörten fortan der ruſſiſchen Staatskirche an, und bei der ſchwerſten Strafe wurde jedem Prieſter verboten, das Abendmahl nach katholiſchem Ritus auszutheilen oder noch irgend eine katholiſche Handlung vorzunehmen, am wenigſten zu predigen.

Solchen Leſern, die es vielleicht noch nicht wiſſen, muß hier bemerkt werden, daß die griechiſche Kirche keine Predigt kennt, ein Hauptgrund, aus welchem ſie ſo ſehr entgeiſtet und zu einem bloßen Ceremoniel herabgeſunken iſt. Der ruſſiſche Prieſter (Pope) iſt in der Regel der unwiſſendſte Menſch, betrinkt ſich wie der gemeinſte Leibeigene und bekommt dann auch Prügel, ſowie er aber das Prieſtergewand wieder angezogen hat, küßt man ihm wieder die Hand. Obgleich nun die unirte Geiſtlichkeit ſelbſt unter dem langen Druck geiſtig verwahrloſt worden war, ſo behielt ſie doch, ſo lange ſie nur mit Rom noch in irgend einer Verbindung blieb, die Ausſicht, vom Abendland her wieder Geiſt zu empfangen. Von nun an aber war ſie dem Stumpfſinn des ruſſiſchen Popenthums verfallen und die römiſche Kirche um 2 Millionen ihrer Bekenner ärmer, denn ſo hoch wird die Bevölkerung angeſchlagen, die in den Abfall zu Polock hineingezogen worden iſt. Das Volk wurde nicht gefragt. Die Popen, wo ſie von den Bauern nicht aufgenommen werden wollten, brachten Koſacken und Büttel mit. Unirte Prieſter, die nicht Popen werden wollten, wanderten nach Sibirien, andre wurden in Kerkern mißhandelt.

Unmittelbar darauf ergriff der Kaiſer noch weitere Maßregeln gegen den Katholicismus im Königreich Polen. Hatte Marcellus Gutkowski, Biſchof von Podlachien, mitten im Feuer der Revolu-

tion zum Gehorſam gegen den Kaiſer gemahnt, ſo empfing er dafür keinen Dank. Das Anſehen, welches er durch ſeine Tugenden unter dem polniſchen Klerus genoß, wurde ihm nicht verziehen. Vom Jahr 1836 an mußte der ruſſiſche Geſandte in Rom den heil. Vater bearbeiten, dieſen würdigen Biſchof von ſeinem Sitz zu entfernen und als es immer abgelehnt wurde, machte der Kaiſer endlich kurzen Prozeß, ließ den Biſchof feſtnehmen, aus Polen wegführen und in ein Kloſter ſtecken, 1841. Hierauf verlangte der ruſſiſche Geſandte vom Papſt, er ſolle einen gewiſſen Pulawski als Erzbiſchof von Mohilew beſtätigen. Dieſer Pulawski war eine eben ſolche Kreatur wie Luzynski in Polock. Aus Sorge, daß ſeine Weigerung den Kaiſer reizen werde, den Katholicismus in Polen ganz auszurotten, gab der Papſt mit bittrem Schmerze nach, 1841. Nun wurde zwar die katholiſche Kirche in Polen als ſolche noch ferner geduldet und erfolgte hier keine Scene, wie zu Polock, aber die Wirkſamkeit der katholiſchen Pfarrer wurde immer mehr eingeengt. Bei den ſchwerſten Strafen durfte keiner mehr ein Kind aus gemiſchter Ehe taufen. Uebertritt von der griechiſchen Kirche zur katholiſchen galt als Hochverrath. Im Jahre 1841 verloren die katholiſchen Biſchöfe in Polen vollends alle ihre Güter und wurden auf Sold geſetzt. Ueberall wurden denſelben ruſſiſche Biſchöfe zur Seite geſetzt, wie früher ſchon in Warſchau, ſo jetzt zu Sandomir, Kaliſch und Lowicz. Eben ſo traten ruſſiſche Kirchen den polniſchen auf dem Lande zur Seite und Polen füllte ſich mit Popen, die das Volk zu bekehren trachteten. Auch mußte Polen jetzt den ruſſiſchen Kalender annehmen und alles wies darauf hin, daß die katholiſche Kirche im Königreich Polen eben ſo dem Untergange geweiht ſey, wie die unirte in den altpolniſchen Provinzen. Aus dieſem Grunde wurden auch nur Generale ruſſiſch-griechiſcher Confeſſion reichlich mit confiscirten polniſchen Gütern beſchenkt, kein einziger katholiſcher oder proteſtantiſcher. Ein kaiſerlicher Ukas befahl endlich auch, daß jeder Dorfſchüler in Polen, wenn er über 20 Jahre alt ſey, ruſſiſch ſprechen und ſchreiben müſſe.

Jetzt erſt überzeugte ſich der Papſt, daß ſeine Nachgiebigkeit von Seite Rußlands immer nur mißbraucht worden ſey, um die Katholiken Rußlands vollends zu entmuthigen und ihn gewiſſermaßen als Mitſchuldigen des Czaren oder als gänzlich ohnmächtig erſcheinen zu laſſen. Am 22. Juli 1842 ſprach ſich daher Gregor XVI. in einer Allocution im geheimen Conſiſtorium, die aber ſofort mit einer großen Menge von Urkunden im Druck erſchien, feſt und würdevoll gegen die Gewaltthätigkeit und Argliſt Rußlands aus und proteſtirte feierlich im Namen der ſchmählich unterdrückten Kirche. Im Winter auf 1846 hielt ſich die Kaiſerin von Rußland ihrer Geſundheit wegen in Palermo auf und kam ihr Gemahl, der Kaiſer, indem er ihr nachreiſte, auch nach Rom und beſuchte am 13. Dezember den greiſen Papſt, der ihn mit hoher apoſtoliſcher Würde empfing. Man ſagt, als der Kaiſer die Wahrheit deſſen, worüber der h. Vater klagte, in Abrede geſtellt, habe Gregor einen Schrank geöffnet, und ihm die Originalacten*) vorgelegt. Der ganze Beſuch hatte nur den Zweck, vom Kaiſer von Rußland den Schein einer feindſeligen Geſinnung gegen Rom abzuwälzen und den Schein eines Wohlwollens vor dem katholiſchen Europa zur Schau zu ſtellen, was nicht vorhanden war. Die katholiſche Kirche wurde in Rußland nach wie vor verfolgt.

Die katholiſchen Großſtaaten, Oeſterreich und Frankreich, thaten keine Einſprache, nach dem Princip der Nichtintervention und weil ſowohl Metternich, als Ludwig Philipp in Kirchenſachen die Omnipotenz des Staates für berechtigt anſahen.

Während dieſer ſyſtematiſchen Verfolgung der katholiſchen Kirche in Rußland erſchien im Jahr 1838 das berüchtigte Buch „die europäiſche Pentarchie", worin ein ruſſiſcher Publiciſt den Grundgedanken des Kaiſer Nicolaus offen ausſprach und eine künf-

*) Nämlich die in der Allocution citirten wichtigen Hauptacten, nicht kleine Nebendinge, von denen die Zeitungen damals viel Lärm machten, z. B. die Nonnenverfolgung im Kloſter St. Baſil, nach den Angaben der Oberin Mieczyslawa, betreffend.

tige ruſſiſche Univerſalmonarchie in Ausſicht ſtellte, die nicht etwa blos durch die unbeſiegbaren Waffen des allen andern Staaten ſchon weit überlegenen Rußland, ſondern namentlich auch durch den Glaubensſieg erobert werden ſollte. Es ſey für Rußland unumgänglich, in ſeinem Gebiet keine andere Sprache mehr, außer die ruſſiſche, *) und keinen andern Glauben, als den ruſſiſchen zu dulden. Dieſer Glaube ſey aber ſo ſehr der allein orthodoxe, allein berechtigte und allein kräftige, daß ſein Sieg über die ſchismatiſche, unter ſich ewig uneinige und vom Unglauben durchfreſſene Kirche des Abendlandes gar nicht zweifelhaft ſeyn könne. **) Aehnliche Stimmen haben ſich nachher noch öfter hören laſſen. Europa ſey verfault, geſunde Natur ſey allein noch in Rußland zu finden. Die abendländiſchen Kirchen hätten ſich überlebt und ſtürben zuletzt am Zweifel, das wahre Chriſtenthum und der Felſenglaube ſey allein in Rußland erhalten. In der That war der gemeine gläubige Ruſſe damals mehr werth als ſo mancher Doctor der Theologie in Deutſchland, der es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Chriſtenglauben zu zerſtören, und als ſo manche vornehme Liberale in Wien, Paris und Madrid, denen Voltaire das alleinige Evangelium war. Allein der gemeine gläubige Ruſſe ſelbſt war nur Werkzeug weltlicher Staatsomnipotenz, einer im innerſten Weſen unchriſtlichen Tyrannei. Und der Glaube war im Abendlande noch nicht ſo ſehr ausgerottet, daß man ihn bei den Popen hätte holen müſſen.

Die proteſtantiſche Preſſe in Deutſchland zeigte wenig Mitleid mit der katholiſchen Kirche in Rußland und ließ ſogar hin und wieder eine Freude durchblicken, daß der mächtige Czar dem Papſt-

*) „Die nothwendige Verſchmelzung der Geſinnungen und Gefühle aller nichtruſſiſchen Provinzen mit dem großen ruſſiſchen Stammvolk vermag ohne die gemeinſchaftliche Sprache nicht zu geſchehen. Daher iſt weiſe Vorſorge getroffen, daß die ruſſiſche Sprache die des ganzen Reiches werde."

**) Es heißt wörtlich: „die Zeit kommt, wo das Abendland ſich das Chriſtenthum aufs neue vom Orient holen wird."

thum zu Leibe gehe. Aber der Czar verachtete das Bündniß mit dieſer Preſſe und griff in die Rechte der Lutheraner in Rußland ein, wie in die der Katholiken, ohne alle Rückſicht auf das benachbarte und verwandte proteſtantiſche Königshaus in Preußen.

Die Verfolgung der Lutheraner in den deutſchen Oſtſeeprovinzen begann 1841. Der ruſſiſche Biſchof von Riga ließ durch im Lande umherziehende Popen und andere Agenten die lettiſchen Bauern überreden, wenn ſie zur ruſſiſchen Staatskirche überträten, würden ſie von allen Frohnen und Laſten befreit und mit Gütern beſchenkt werden. Da man den Wunſch des Kaiſers kannte, fehlte es auch nicht an weltlichen Beamten, die im Eifer, die Bauern zu verführen, bald kein Maaß mehr kannten. Sey es, daß die Regierung zu ſpät erfuhr, welche unwürdige Mittel der Lüge, trüglicher Verſprechung und Drohung angewendet wurden, um das einfältige Bauernvolk zu bekehren; ſey es, daß man hinterdrein nur den Verräther desavouirte, nachdem man die Früchte des Verrathes eingeerndtet hatte, genug, die Propaganda hatte freies Spiel und verführte die Bauern in ſolchem Maaße, daß nach verſchiedenen Berechnungen in einem Jahre 10,000, 16,000 oder 20,000 zur ruſſiſchen Kirche übertraten. Waren ſie einmal übergetreten, ſo konnten ſie nicht mehr zurück bei Strafe des Hochverraths. Viele aber geriethen in Verzweiflung, da ſie erfuhren, ſie ſeyen belogen worden, und von allen gemachten Verſprechungen nichts erfüllt wurde. Auch hier gab es wieder einen Kinderraub. Die ruſſiſchen Proſelytenmacher griffen in Livland alle lutheriſchen Kinder auf, die ſie nicht unter elterlicher Aufſicht fanden, und lockten ſogar den Eltern ſelbſt die Kinder ab, um ſie nach ruſſiſchem Ritus zu taufen. Die Eltern erſparten ſich dadurch „den läſtigen Confirmationsunterricht“ bei den Paſtoren.

Uebrigens trug manches Uebel unter den Lutheranern dazu bei, die Bekehrung zu erleichtern. Die lutheriſchen Paſtoren hielten ſich in ihrer Vornehmigkeit etwas zu weit entfernt vom gemeinen Volk und dieſes wurde von Herrnhutern, im Widerſpruch mit dem lu-

theriſchen Conſiſtorium, bearbeitet. Das Haupt der Herrnhuter, Tiſchler Ballohd in Riga, bewog ſeine Secte, ſich ganz von den Lutheranern zu trennen und dem ruſſiſchen Biſchof zu unterſtellen, und erhielt von dieſem die Erlaubniß, ſelber geiſtliches Ornat anzulegen und einen neuen Cultus einzuführen, eine Zwitterſchöpfung zwiſchen dem herrnhutiſchen und ruſſiſchen. Noch ärger trieb es, unter dem Schutz des Gouverneurs von Riga, Grafen Pahlen, der Collegienrath Bürger in Riga, der dem lutheriſchen Volk auf jede Art, Drohungen nicht ausgenommen, begreiflich zu machen ſuchte, daß keiner ein guter Unterthan ſey, der einen andern Glauben habe, als der Kaiſer.

Erſt im October 1845, nachdem ſchon viele tauſend Bauern bekehrt waren, erfolgte ein Regierungsdecret, worin bedauert wurde, daß unlautere Mittel zu dem heiligen Zweck angewendet worden ſeyen, worin erklärt wurde, Niemand ſolle ferner gezwungen werden, ſeinen Glauben zu ändern, auch dürfe er ſich keinen ökonomiſchen Vortheil davon verſprechen; im Uebrigen dürfe aber kein einmal Bekehrter zurücktreten und dürfe auch Niemand einen Bauern durch Ueberredung abhalten wollen, zur Staatskirche überzutreten, bei ſchwerer Strafe. Im Dezember 1845 enthielten Berliner Blätter einen neuen Befehl Golowins, des neuen Gouverneurs in Riga, worin die Bauern gewarnt wurden, ſie ſollten den lügenhaften Gerüchten nicht trauen, als würden ſie, ſobald ſie zur griechiſchen Kirche überträten, die Güter ihrer proteſtantiſch-deutſchen Herren unter ſich theilen dürfen. Alſo hatte man ſie doch mit ſolchen trüglichen Verſprechungen gelockt.

Weder von Seiten einer lutheriſchen Macht in Deutſchland und Skandinavien, noch auch von der deutſchen und ſkandinaviſchen Preſſe wurde gegen die Mißhandlung der Glaubensbrüder in Rußland Proteſt erhoben. Man nahm kaum Notiz davon, außer hin und wider in einem ſcheuen Zeitungsartikel. So überwältigend war der Einfluß Rußlands und ſo ſehr das kirchliche Bewußtſeyn unter den Lutheranern abgeſchwächt oder ſchon ganz erſtorben. Die

ruſſiſche Politik fand ſogar einen Bundesgenoſſen in dem Unglauben, welcher damals von den akademiſchen Hörſälen, von den Schullehrerſeminarien und von der Preſſe aus den lutheriſchen Kirchenglauben an der Spree und Elbe mit demſelben Eifer untergruben, wie die Renegaten an der Düna.

Sogar den Juden ſollte ihr eigenthümliches nationales Gepräge genommen werden. Ein Ukaz von 1845 befahl allen Juden im Reiche, bis zum Jahre 1850 die bisherige jüdiſche Tracht, Haarlocken ꝛc. abzulegen und ſich ganz wie Ruſſen zu kleiden. Indeß ſchloß die ruſſiſche Strenge auch eine wohlthätige Maaßregel ein, indem ein Ukas vom 6. September den Juden im ruſſiſchen Reiche all und jeden Branntweinſchank und überhaupt die Schenk- und Gaſtwirthſchaft auf dem Lande (mit Ausnahme der Städte) unterſagte. Schade nur, daß den Ruſſen ſelbſt der Branntweinverkauf nicht auch unterſagt, oder wenigſtens eingeſchränkt wurde.

In ſeiner orientaliſchen Politik fuhr Rußland fort, die Vortheile des Friedens von Adrianopel auszubeuten, den beſiegten Sultan durch ſeine Geſandten in Conſtantinopel zu tyranniſiren oder zu lenken, die griechiſche Angelegenheit zu beherrſchen und endlich die Tſcherkeſſen zu bekämpfen, um ſie wo möglich zu unterwerfen, ehe Europa ſich ihrer annähme.

Die Türkei zerfiel immer mehr. Die Hoſpodare der Moldau und Wallachei ſtanden unter ruſſiſchem Einfluß; es durfte kein Türke mehr auf dem linken Donauufer verweilen. Miloſch in Serbien wurde 1830 zum erblichen Fürſten erklärt und auch hier durfte ſich kein Türke mehr blicken laſſen außer in den Grenzfeſtungen Belgrad und Widdin. Dagegen ſtellte Redſchid Paſcha das Anſehen des Sultans in Albanien durch eine furchtbare That wieder her. Indem er die Häuptlinge beſtach und liebkoſte, lockte er ſie zu einer Zuſammenkunft, im Auguſt 1830, und ließ ſie hier mit ihrem Gefolge, im Ganzen 400 Mann, verrätheriſch überfallen und maſſacriren, darunter Omer Vrione, Arslan und Vely Bey. — Ein großer Brand in Pera, dem Quartier der Franken (abend-

ländiſchen Chriſten und Geſandten) in Conſtantinopel ſoll von Fanatikern veranlaßt worden ſeyn, welche die Schmach des Halbmonds an den Chriſten rächen wollten.

In Griechenland regierte Capodiſtrias eigentlich nur als ruſſiſcher Statthalter und auf ruſſiſche Manier, ſchuf eine Menge unnützer Stellen, die er mit ſeinen Bedienten, ruſſiſchen Agenten und allerlei fremdem Geſindel beſetzte und drückte das Volk mit Steuern. Die Bauern, die unter türkiſcher Herrſchaft nur den wirklichen Zehnten bezahlt, ſollten jetzt dem Staate 25 Procent ſteuern, der Handelsſtand ſich einen Zollaufſchlag von 6 Procent gefallen laſſen. Angeſehene Griechen, die ſich tadelnd ausſprachen, wurden verhaftet und beſtraft. Da empörten ſich die Inſelgriechen, verſagten dem ruſſiſchen Grafen den Gehorſam und Hydra wurde Sitz der Oppoſition, nicht ohne Zuthun der Engländer und Franzoſen. Bald kam der Graf auch in Conflict mit der Maina. Aus Mißtrauen gegen die Mainotten bemächtigte er ſich zu Nauplia mit Liſt des alten Pietro Mauromichalis, ſeines Sohnes und zweier ſeiner Brüder und hielt ſie in Haft, 1831. Auch ließ er Soldaten von der ruſſiſchen Flotte landen, um ſicherer zu ſeyn. Da ſpielte ihm Miaulis mit den Hydrioten einen böſen Streich, bemächtigte ſich plötzlich am 30. Juli der kleinen griechiſchen Staatsflotte, der Fregatte Hellas, zweier Dampfer, einiger Corvetten ꝛc. und führte ſie nach Hydra. Der ruſſiſche Admiral Ricord verfolgte ihn, nun aber ſteckte Miaulis die Flotte in Brand und vernichtete das mühſam zuſammengebrachte Geſchenk des Philhellenismus in einer Stunde. England und Frankreich hatte dieſe Flotte gegeben, der Ruſſe ſollte ſie nicht nehmen dürfen. Bald darauf kam die 90jährige Mutter des Pietro Mauromichalis zum Admiral Ricord und flehte ihn um Verwendung für ihre gefangenen Kinder an. Der Admiral verſprach ſie ihr, aber Capodiſtrias blieb unerbittlich. Als man ihm den alten Pietro bringen wollte, um perſönlich bei ihm zu bitten, ließ er ihn nicht vor ſich. Da ſchwur der Greis die Rache des Himmels auf das Haupt des ruſſiſchen

Grafen herab und drei Wochen ſpäter, am 9. October, wurde Capodiſtrias von Conſtantin, dem Bruder, und Georg, dem Sohn Pietros, bei ſeinem Eintritt in die Kirche ermordet. Beide waren ſeine Gefangene, aber unter Bewachung in die Kirche gelaſſen worden und heimlich bewaffnet geweſen. Der Oheim ſchoß den Grafen in den Hinterkopf, der Sohn ſtieß ihm ein großes Meſſer in den Leib. Der Gemordete ſtarb augenblicklich, von den Mördern wurde der ältere vom Volk erſchlagen, der jüngere hingerichtet.

Der jüngere Bruder des Grafen, Auguſtin Capodiſtrias übernahm die Regierung, glaubte ſich aber den ruſſiſch geſinnten Kolokotronis und den gewandten und beliebten Kolettis beiordnen zu müſſen. Der letztere aber trat auf der Nationalverſammlung zu Argos zu den Gegnern über. Kolokotronis zerſprengte in blutigem Kampf die Nationalverſammlung, am 31. December 1831, ſie ſammelte ſich aber wieder zu Megara und wählte Kolettis, Ypſilanti und Zaimis zu Häuptern der Regierung. Auguſtin ſammelte auch eine ſ. g. Nationalverſammlung um ſich und ſomit hatte Griechenland deren zwei, wie auch zwei Regierungen. Im April 1832 rückten die meiſten Klephtenführer vor Nauplia und Auguſtin mußte ſich in die Feſtung zurückziehen. Mittlerweile kamen Nachrichten von der Londoner Conferenz an, die über das Schickſal Griechenlands entſcheiden ſollten. Da räumte Auguſtin das Feld und ſchiffte ſich ein.

Die in London verſammelten Miniſter der Pentarchie pflogen lange und verwickelte Unterhandlungen über das Schickſal Griechenlands, das erſt entſchieden werden konnte, nachdem man über Belgien und Polen ins Reine gekommen war. Denn beide Weſtmächte waren entſchloſſen, Griechenland dem ruſſiſchen Einfluß zu entziehen und einen Fürſten ihrer Wahl auf den neu zu errichtenden griechiſchen Thron zu bringen. Sie rechneten ſich daher die Nachgiebigkeit Rußlands in dieſem Punkt als einen diplomatiſchen Sieg an, vergaßen aber, daß Rußland nichts willkommener ſeyn mußte, als die Ernennung eines kleinen ohnmächtigen Königs von Griechen-

land. Damit waren nämlich die früher geweckten Hoffnungen auf ein großes, selbstständiges, bedeutender Machtentfaltung fähiges Reich der Neugriechen ein für allemal vereitelt; das kleine griechische Reich konnte Rußland nie gefährlich werden, mußte vielmehr früher oder später, wenn es irgend einige Selbstständigkeit erreichen wollte, sich der englisch-französischen Bevormundung zu entziehen suchen und mithin auf die russische Partei stützen. Aus diesen Gründen hatte Prinz Leopold von Coburg, dem man die griechische Krone zuerst antrug, dieselbe abgelehnt und die belgische vorgezogen, denn er hatte ausdrücklich erklärt, die Grenzen Griechenlands seyen ihm zu eng gezogen, eine selbstständige Regierung lasse sich da nicht durchführen.

Dagegen ließ sich König Ludwig von Bayern aus poetischer Begeisterung für das schöne Hellas bewegen, die griechische Krone für seinen jüngern Sohn Otto anzunehmen und sogar Opfer dafür zu bringen. Durch das Londoner Protokoll vom 13. Februar 1832 und durch Uebereinkunft mit Bayern vom 7. Mai wurde der noch minderjährige Prinz Otto zum König ernannt. England, Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Franken für seine Regierung; Bayern aber verpflichtete sich zur erforderlichen Ausstattung der neuen Regierung und zur Stellung eines Truppencorps von 3500 Mann, das ihr zum (sehr nothwendigen) Schutz gegen die Klephten dienen sollte.

Der bekannte Münchner Philologe, Hofrath Thiersch, war schon im vorigen Jahre nach Griechenland gekommen und hatte sondirt. Etwas zu sehr eingenommen von den Erinnerungen des alten Hellas, sah er auch das junge in zu rosenfarbenem Lichte, was die schlauen Klephten nicht unbenutzt ließen. In Erwartung der ihnen von Europa oktroyirten neuen Regierung wollte wieder jeder von ihr Vortheile ziehen, und Thiersch legte den größten Werth darauf, die Parteien zu vereinigen, um ein Document nach München mitzubringen, welches dem König Otto die Anerkennung und Huldigung von ganz Griechenland und von allen Parteien versicherte.

Die Parteien einigten ſich alſo wirklich vorläufig und zum Schein, jede um ſich ihren Einfluß auf die künftige Regierung zu wahren. Von der ruſſiſchen Partei trat Metaxas in die neugewählte Regierung ein, neben Kolettis. Uebrigens that jeder, was er wollte. Kolokotronis und Nikitas tyranniſirten die Landbevölkerung Moreas. Kanaris raubte zur See die in Aegina aufbewahrten Gelder der Regierung. Inzwiſchen verfaßte die Nationalverſammlung am 8. Auguſt die Anerkennungs- und Huldigungsadreſſe an die Könige Ludwig und Otto, und Thierſch eilte damit nach München. Hier aber fand man es mit Recht unſchicklich, ſolche wichtige Urkunden aus den Händen eines bayeriſchen Profeſſors anzunehmen und lehnte ſie ab, bis eine griechiſche Nationaldeputation ſelbſt ſie überbringen werde.

Die Griechen wählten ſogleich dieſe Deputation und mit ſicherem Geſchmack, nämlich den berühmten Miaulis, den ſchönen Koſta Bozzaris und den gleichfalls durch ſein Aeußeres imponirenden Klephtenführer Plaputas. Dieſe in ihrer Nationaltracht machten nicht wenig Aufſehen in der deutſchen Metropolis des Schönen und wurden aufs huldreichſte empfangen. König Ludwig aber ernannte ſofort, bis König Otto die Regierung ſelbſt würde antreten können, eine proviſoriſche Regierung aus bayriſchen Beamten, für Griechenland wenig paſſend: Graf Armanſperg, Staatsrath Maurer, General v. Heideck, Geheimelegationsrath Abel. Ehe der junge König mit dieſen Herren und den bayriſchen Truppen in Griechenland ankam, wagte dort die ruſſiſche Partei ſchon wieder einen Handſtreich. Kolokotronis wollte ſich Argos bemächtigen, wo, wie man glaubte, König Otto landen würde. Aber ein franzöſiſches Bataillon, das noch von der frühern Beſatzung im Norden zurückgeblieben war, kam herbei und ſchlug die trotzige Bande, von der es zuerſt angegriffen wurde, aus der Stadt hinaus.

Endlich am 5. Februar 1833 landete König Otto in Nauplia und wurde feſtlich und mit Jubel empfangen. Alles wetteiferte, dem jungen Fürſten zu huldigen; auch der alte Kolokotronis kam

herbei und erhielt Verzeihung. Dem Honig des erſten Kuſſes folgte aber bald ein bitterer Nachgeſchmack. Als die Regierung am 14. März die irregulären Truppen (Palikaren) auflöſte, um dem Klephtenunweſen den Todesſtreich zu verſetzen, rebellirten dieſe Banden und plünderten das nördliche Griechenland aus, während die letzten Franzoſen vollends Morea verließen. Die neuen Geſetze der bayriſchen Beamten erregten auch nur Mißfallen, weil ſie durchaus nicht paßten. Sie beleidigten die Kirche, indem ſie dieſelbe ihrer Güter berauben, einem Beſoldungsſyſtem und überhaupt der Staatscontrole unterwerfen wollten, und den einfachen Volksſinn durch minutiöſe Beſtimmungen und Schreibereien, durch künſtliche Organiſationen, die ſich einem wilden Naturzuſtand nun einmal nicht ſo geſchwind aufkleben ließen. Endlich ſtellten ſie zu viele Fremde an, denen das arme und habgierige Volk nicht einmal den Mitgenuß der griechiſchen Luft gönnte, geſchweige von ihnen Befehle annehmen und ſie bezahlen wollte. Es wurde daher der ruſſiſchen Partei leicht, eine ſtarke Oppoſition zu bilden. Kolokotronis, in offener Verſchwörung ertappt, wurde im März 1834 verhaftet. Die Seinen wagten einen Befreiungsverſuch, der viel Blut koſtete, aber vereitelt wurde. Zum Unglück bekamen die Mitglieder der Regierung Streit unter ſich ſelbſt, weil Graf Armanſperg zu viel allein regieren wollte. Maurer nahm ſeine Entlaſſung und die Confuſion wurde noch durch die Intrigue des engliſchen Geſandten Dawkins vermehrt. Zudem empörten ſich die Mainotten, wollten ſich nicht entwaffnen laſſen und ſetzten ihre Räubereien fort. Ein bayriſches Corps von 1300 Mann, das gerade von Trieſt ankam, wurde befehligt, in der Maina zu landen und die Rebellen zu Paaren zu treiben, mußte aber mit bedeutendem Verluſt auf die Schiffe zurückkehren. Noch ſchlimmer erging es einer kleinen bayriſchen Abtheilung, die gleichzeitig zu Lande gegen die Maina vorgerückt war. Eine Compagnie wurde in einem engen heißen Thale umringt und durch Hunger und Durſt gezwungen ſich zu ergeben, dann nackt ausgezogen, nach der neugriechiſchen Sitte brutaliſirt

und heimgeſchickt. Man muß ſolche Züge berichten, um den ungeheuern Widerſpruch zwiſchen der Wirklichkeit in Griechenland und den Idealen des Herrn Thierſch anſchaulich zu machen. Das allerniederträchtigſte, an die ſchändlichſten Laſter gewöhnte Räubergeſindel, welches den Philhellenen jede Schmach anthat und jeden Schaden zufügte, wurde fort und fort von den Schwärmern für Hellas in und außerhalb München als das edle Blut echter Spartaner in Proſa und Verſen bewundert.

Am 1. Juni 1835 trat König Otto die Regierung ſelbſt an, nachdem er die Reſidenz von Nauplia nach Athen verlegt hatte. Hier ließ er ſich einen Palaſt bauen, eine Univerſität errichten und von antiken Kunſtſchätzen, die immer noch gefunden wurden, eine Sammlung anlegen. Von hier aus hatte er auch den Norden Griechenlands beſſer im Auge. Indeſſen war es ihm beim beſten Willen nicht möglich, die Neugriechen zu etwas andrem zu machen, als was ſie einmal waren. Sein Miniſter Kolettis bemühte ſich, Maurers unpaſſende Organiſationen dem natürlichen Bedürfniß und Bildungsſtande des Volks durch Vereinfachung beſſer anzupaſſen, aber der Klephtengeiſt ließ ſich dadurch nicht unterdrücken. Eben ſo wenig vermochte der König die Zudringlichkeiten der fremden Geſandten und ihrer Preſſe abzuwehren, die ihn unaufhörlich mit Intriguen, Lügen und Verleumdungen umſchwärmten. Zwiſchen den beiden Extremen der Barbarei im Volk und der diplomatiſch-journaliſtiſchen Perfidie eingezwängt, war die Lage des jungen Wittelsbachers in Athen nichts weniger als beneidenswerth. Er vermählte ſich 1837 mit der Prinzeſſin Amalie von Oldenburg, blieb aber kinderlos. Später machten ihm die Staatsgläubiger bittere Noth, da es ihm nicht möglich war, mittelſt Steuern und Zöllen die Zinſen und fälligen Raten der Anleihe zu decken. Zuerſt drohte Rußland, was zu Bewegungen führte, die den ruſſiſch geſinnten Metaxas ins Miniſterium brachten, im September 1843, womit eine allgemeine Vertreibung der Bayern und Deutſchen aus dem griechiſchen Dienſte verbunden

war. Wieder einige Jahre später drohte England und blokirte sogar die griechischen Häfen, bis es bezahlt wurde, 1850. Dadurch, daß aus Griechenland nichts werden, daß es nie zu Kräften kommen konnte, um eine selbstständige Rolle zu spielen, war Rußlands Absicht vollkommen erreicht.

Der alte Mehemet Ali von Aegypten hatte für den Beistand, den er dem Sultan gegen die Griechen geleistet, die große Insel Kreta erhalten, wollte aber mehr. Der Sultan war in Constantinopel so von einheimischen Rebellen und auswärtigen Drängern eingepreßt, daß er kaum mehr zu fürchten war. Ihm Syrien zu entreißen, wo möglich ganz Kleinasien, und den Schwerpunkt der türkischen Macht von Constantinopel hinweg mehr südwärts zu rücken, war das Trachten des schlauen Greises in Kairo. Unter dem Vorwand, seinen nächsten Nachbar, den rohen Abdallah, Pascha von St. Jean d'Acre, für Ungebühr zu strafen, schickte er seinen Pflegesohn Ibrahim im Herbst 1831 mit einer Armee aus. Dieser belagerte den Pascha in St. Jean d'Acre, konnte die feste Stadt nicht einnehmen, nahm aber eine große Recognoscirung an der Küste vor und besetzte sie bis zum Gebirge Libanon, so seine wahre Absicht verrathend. Osman, Pascha von Tripolis, der sich ihm widersetzte, wurde am 8. April 1832 bei Alexandretta geschlagen. Endlich fiel auch Acre am 27. Mai. Der erzürnte Sultan rüstete eine Armee unter Hussein Pascha, ehe sie aber an Ort und Stelle war, hatte Ibrahim schon Damaskus und Tripolis erobert. Als ihm Hussein bei Homs in den Weg trat, brachte er auch diesem eine schreckliche Niederlage bei, am 7. Juli 1832, und nahm Aleppo und Antiochia ein. Der Großvezier Redschid Pascha trat ihm mit einer neuen Armee entgegen, wurde aber am 21. Dezember bei Konieh von Ibrahim überfallen, geschlagen und gefangen.

Nun war der Sultan in Constantinopel selbst bedroht, fürchtete einen Aufstand in der Nähe, der dem Aegypter den Weg öffnen sollte, und — bat Rußland und zugleich England und Frank-

reich um Hülfe. Rußland leiſtete ſie ſogleich und ſchickte eine Flotte vor Conſtantinopel. Frankreich ſchickte eben dahin eine Flotte, aber nur aus Eiferſucht, um die Ruſſen wieder zu vertreiben. Da indeß die franzöſiſche Vermittlung von Mehemet Ali abgelehnt wurde und Ibrahim weiter vorrückte, blieb dem Sultan nichts übrig, als ſich nochmals an Rußland zu wenden, das nun ſogleich 5000 Mann nach Scutari (vor Conſtantinopel) ſchickte und 30,000 Mann über den Pruth gehen ließ, im April 1833. Erſt als auch eine ſtarke engliſche Flotte anlangte und mit der franzöſiſchen vereinigt die Ruſſen anzugreifen drohte, zogen ſich dieſe freiwillig wieder zurück und wurde die friedliche Vermittlung durchgeſetzt. Mehemet Ali bekam Syrien als Lehen von der Pforte. Da der Sultan in dieſem Handel offenbar von den Weſtmächten verkürzt worden war, ſchloß er ſich enger an Rußland an und ſicherte dieſem in einem geheimen Vertrage von Hunkiar Skeleſſi (8. Juli) zu, daß nur ruſſiſche Kriegsſchiffe die Dardanellen ſollten paſſiren dürfen.

Redſchid Paſcha ſtellte ſeinen verlorenen Ruhm wieder her durch abermalige glückliche Beſiegung albaneſiſcher von Tafil Buſſi geführter Rebellen, 1835. Die Inſel Samos, bei der Grenzbeſtimmung zur Türkei zurückfallend, hatte ſich bisher geweigert, zu gehorchen, nahm aber 1834 ein mildes Lehensverhältniß an.

Im Jahr 1837 empörten ſich die Kurden, Hafis Paſcha beſiegte ſie und nahm eine feſte Stellung bei Malotia, von wo aus er das ägyptiſch gewordene Syrien bedrohte. Rußland hetzte und ſelbſt der engliſche Geſandte in Conſtantinopel, Lord Penſonby, glaubte, von einem Angriff der Türken auf Syrien nicht abrathen zu müſſen, weil er hoffte, die Türken würden ſiegen und nichts in der Welt werde ſicherer den ruſſiſchen Einfluß beſeitigen, als die Wiederkehr des türkiſchen Kriegsglücks. Der Sultan zauderte lange, endlich 1839 kam es zum Kampf, aber ſchon in der erſten Schlacht, bei Niſib am Euphrat, am 24. Juni, wurde Hafis von Ibrahim total geſchlagen.

Nur ſechs Tage ſpäter ſtarb der hartgeprüfte, im Unglück immer noch ſtolz gebliebene Sultan Mahmud, am 1. Juli, und hinterließ das zerrüttete Reich ſeinem erſt ſiebzehnjährigen, unerfahrenen, ſanften und verzärtelten Sohne Abdul Medſchid. Man kann nicht leugnen, daß Mehemet Ali, der mit ſo vielem Erfolge ſchon eine gänzliche Umgeſtaltung der muſelmänniſchen Dinge in ſeinem Aegypten ins Werk gerichtet hatte, geeigneter erſchien, das türkiſche Reich zuſammenzuhalten und neu zu kräftigen, als der junge Abdul. Von dieſer Anſicht ging man in Frankreich aus, aber nicht nur Rußland wollte jede Neuerſtarkung der Türkei verhindern, ſondern auch England, jenes nur zu Lande, dieſes nur zur See die Levante beherrſchen. Den Türken ſelbſt ſchien der Untergang des Hauſes Osman ſo nahe, daß der Kapudan Paſcha, Achmed Fewzi, der mit der Flotte gegen die Aegypter ausgeſandt worden war, nur nach Alexandrien fuhr, um mit allen ſeinen Schiffen zu dem mächtigen Mehemet Ali überzugehen. Sein Beiſpiel würde noch von andern nachgeahmt worden ſeyn, wenn die europäiſchen Großmächte dem ſiegreichen Aegypter nicht plötzlich Halt geboten hätten. Rußland war gleich wieder mit ſeiner Hülfe bei der Hand und auch England feſt entſchloſſen, eine nochmalige Erweiterung des ägyptiſchen Reichs nicht zu geſtatten, mithin den Türken zu helfen, nur ſollte es nicht zum Vortheil Rußlands geſchehen. Es ſchlug alſo Frankreich vor, mit ihm gemeinſam ſowohl den Aegypter zum Stillſtand zu bringen, als auch jede Einmiſchung der Ruſſen zu verhindern. Diesmal aber verſagte ſich Frankreich, indem es ſich für Aegypten erklärte. Das führte eine Zeit lang zu bedenklichen diplomatiſchen Verwicklungen. Da ſich aber Oeſterreich nicht auf die franzöſiſche Seite ziehen ließ, ſondern mit England und Rußland Hand in Hand ging, mußte auch Frankreich zuletzt nachgeben. Rußland brachte den Vertrag von Hunkiar Skeleſſi zum Opfer und duldete, daß auch andre Schiffe, als die ſeinigen, die Dardanellen paſſiren ſollten. England brachte dagegen den Aegypter zum Opfer und verſprach, demſelben ſogar

Syrien, was er ſchon hatte, nebſt der Inſel Kreta wieder zu entreißen. Damit ſtimmten Oeſterreich und Preußen überein und dieſe vier Mächte ſchloßen den entſprechenden Vertrag zu London am 15. Juli 1840. Frankreich ſträubte ſich, drohte ſogar mit einem europäiſchen Kriege, ließ ſich aber ohne Mühe beſänftigen, denn der Heroismus Ludwig Philipps gegenüber von Europa war nur Schein und ſeine Rüſtungen ſollten ihm nur dienen, durch eine ſtärkere Militärmacht die Parteien im Innern zu zügeln. Nun wurde der Wille der Pentarchie im Orient ſchnell durchgeſetzt. England und Oeſterreich ſtellten eine kleine Armee, die auf Schiffen nach Syrien gebracht wurde. Am 10. Oktober 1840 ſchlug dieſe kleine Schaar, mit Türken und Druſen vereinigt, und von General Jochmus, einem geborenen Hamburger, befehligt, nur 12,000 Mann ſtark das ſieggewohnte Heer Ibrahims bei Kaleb Medina unter dem Libanon, am 4. November ergab ſich das feſte St. Jean d'Acre nach einem kurzen Angriff von der Seeſeite, wobei ſich der junge Erzherzog Johann, Sohn des berühmten Feldherrn Karl, auszeichnete. Dieſer hoffnungsvolle Jüngling ſtarb aber bald nachher. Der alte Mehemet Ali ſah, daß er ganz Europa gegenüber nichts ausrichten könne, fügte ſich ſchon am 27. November in die Londoner Beſchlüſſe und gab Syrien und Kreta, ſo wie auch die türkiſche Flotte dem Sultan zurück. Ibrahims Heimkehr mit dem Reſt ſeiner geſchlagenen Truppen nach Kairo war eine höchſt traurige. Die Griechen auf Kreta machten abermals einen Aufſtand, um unabhängig zu werden, mußten ſich jedoch unter die wiederhergeſtellte Herrſchaft der Pforte fügen.

Somit war Englands Plan erreicht, die Türkei gerettet und doch zugleich der Einmiſchung der Ruſſen vorgebeugt. Inzwiſchen war an eine geſunde Reorganiſation des türkiſchen Reichs doch nicht zu denken. Die Unabhängigkeitsgelüſte der heterogenen Völkerſchaften, wie der Paſcha's, blieben dieſelben. Durch Weiterentwicklung der Reformen aber, die je mehr und mehr europäiſche Formen an die Stelle der alttürkiſchen brachten, wurde die zähe

Kraft des Islam und der türkiſchen Nationalität von innen her zerſetzt. Der junge Sultan ſchwankte zwiſchen der alttürkiſchen und der Reformpartei, daher ein ſteter Wechſel der Großveziere und Miniſter. Im Allgemeinen aber neigte er mehr zur Reformpartei, an deren Spitze Redſchid Paſcha ſtand, und zu England, welches an Sir Stratford Canning (ſpäter Lord Redcliffe genannt) einen einflußreichen Vertreter in Conſtantinopel fand.

In Aegypten dankte der alte Mehemet Ali endlich 1844 ab und machte nachher noch eine Reiſe in ſeine Vaterſtadt Cavalla, bei welchem Anlaß ihn der Sultan gnädig empfing. Sein Nachfolger Ibrahim machte eine Reiſe nach Paris und bewilligte den Engländern den Durchgang der Poſt nach Indien über Suez.

Unterdeß ließ Kaiſer Nicolaus den Krieg im Kaukaſus unabläßig fortſetzen. Wie viel ihm daran lag, dieſes Gebirge ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, beweiſen die ungeheuren Opfer, die er dafür brachte. Allein wie viele auserleſene Armeen unter trefflichen Führern er auch ausſandte und wie viel Geld er ſpenden ließ, um einzelne Häuptlinge des Feindes zu beſtechen und Zerwürfniſſe unter den Gebirgsbewohnern ſelbſt zu nähren, ſo gelang ihm doch nichts. Der Monarch, vor dem ganz Europa zitterte, ſah ſeinen eiſernen Willen an den Felſen des Kaukaſus gebrochen.

Unter den Tſcherkeſſen war ein Prophet aufgeſtanden, Kaſi Mullah, der ewigen Krieg gegen die Ungläubigen predigte und den Seinen eine Begeiſterung und Hingebung einzuflößen wußte, wie einſt zur Zeit der Kreuzzüge der berühmte Alte vom Berge. Der ruſſiſche Statthalter in Transkaukaſien, Yermoloff, bekriegte ihn ſchon 1825 von Tiflis aus, aber erſt 1831 gelang es dem General Roſen, ihn am 18. Oktober in einer Schlacht bei Himry zu beſiegen. Kaſi Mullah fiel hier von unzähligen ruſſiſchen Kugeln durchbohrt, aber ſein treuer Genoſſe Schamyl erbte ſein Anſehen und ſollte bald zu noch größerem Ruhme gelangen, denn ungeachtet des faſt ununterbrochenen Kampfes ſeit jenen Tagen iſt Schamyl unbeſiegt und trotzt heute noch der ganzen Macht Ruß-

lands. Jedes Jahr wurden von den ruſſiſchen Generalen größere oder kleinere Expeditionen in die Gebirge der Tſcherkeſſen unternommen, ohne Erfolg. Jedes Jahr wurden die Ruſſen ſelbſt in den Forts, die ſie zum Schutz der durch den Kaukaſus führenden Landſtraße errichtet, von den Tſcherkeſſen angegriffen. Durch die größere Truppenzahl und das ſchwere Geſchütz gelang es den Ruſſen zuweilen, Vortheile zu erringen, aber in den meiſten Fällen waren ſie es, die von den blitzſchnell kommenden und blitzſchnell wieder verſchwindenden Tſcherkeſſen geſchlagen wurden. Allgemein wurde geklagt über die Habgier der ruſſiſchen Generale, die ſo viel möglich alles für die Soldaten beſtimmte Geld in die eigenen Taſchen ſteckten und den gemeinen Mann hungern ließen. Daraus erklärt ſich der ungeheure Menſchenverluſt der Ruſſen im Kaukaſus mehr noch als aus den Schlachten. Unter den Einzelkämpfen, die ich hier um ſo weniger alle aufzählen kann, als noch keine zuverläßigen Berichte darüber exiſtiren, zeichnete ſich die Eroberung von Achulgo, Schamyls himmelhoher und kaum zugänglicher Felſenfeſte, im Jahre 1839 durch den ruſſiſchen General Grabbe aus. Aber Schamyl, den man gefangen zu haben hoffte, war verſchwunden, um bald darauf den Ruſſen wieder ſchreckliche Schläge zu verſetzen, beſonders im Jahr 1841, in welchem die ruſſiſche Expedition unter Golowin gänzlich mißlang, und 1842, in dem eine andere unter Grabbe mit einer ſchweren Niederlage endete.

Da ernannte Kaiſer Nikolaus den Grafen Woronzow zum Statthalter im Kaukaſus mit unumſchränkter Vollmacht und gänzlich unabhängig vom Miniſterium und Cabinet in St. Petersburg, um mit voller Energie den Krieg zu führen. Allein auch dieſer begabte Mann richtete nichts aus. Da half kein maſſenhaftes Niederſchlagen der Wälder, kein Bauen von Forts, kein concentrirter Angriff, kein Beſtechungsverſuch; Schamyl, der angebetete Prophet, Patriarch, Feldherr und Fürſt der Seinen, blieb immer im Beſitz ſeiner Berge und wurde ſogar immer mächtiger und ſeine

Heerſchaar immer zahlreicher. Waren die Ruſſen auch eine Zeit lang vorgedrungen, ſo ſchlug er ſie bald wieder zurück und zerſtörte ihre Anlagen.

Eben ſo mißlang ein Angriff, den der Kaiſer im Spätjahr 1839 auf Chiwa machen ließ. Chiwa iſt eine große Oaſe mitten in den Wüſten im Weſten des caſpiſchen Meeres und im Süden des Aralſees. Hier, durch Meere und Sandwüſten und weite Entfernungen geſchützt, hatte der tartariſche Chan Alla Kul ſchon ſeit einiger Zeit Sklavenhandel mit geraubten ruſſiſchen Unterthanen getrieben, und da er die letzteren nicht ausliefern wollte, ſchickte der Kaiſer eine Armee ab, die ihn züchtigen und ſein Land in Beſitz nehmen ſollte. Von hier aus würde er einen viel näheren Weg nach Afghaniſtan gewonnen haben, als von Transkaukaſien aus. Die Oaſe Chiwa mußte ihm von vorzüglicher Wichtigkeit ſeyn in Betreff der Steppenvölker Mittelaſiens, die den Ruſſen feindlich ſich mehr zu China halten, und in Bezug auf die von Indien her ſich immer mehr ausbreitende Herrſchaft der Engländer. Das letztere war Hauptaugenmerk des Kaiſers, denn eben damals (1839) hatten die Engländer von Indien aus Thronſtreitigkeiten in Afghaniſtan benutzt, um Kabul, die Hauptſtadt dieſes Landes, zu beſetzen. Dieſer Umſtand war es und nicht der unbedeutende Sklavenhandel in Chiwa, der die ruſſiſche Expedition veranlaßte. Sie mißglückte vollſtändig. Obgleich ſich das ruſſiſche Heer unter General Perowski zu Orenburg mit vielen tauſend Kameelen verſehen hatte, um mittelſt dieſer Thiere die Sandwüſten beſſer zu paſſiren, war ſie auf die Winterkälte nicht verſehen geweſen. Die Thiere erfroren im Schnee und mit ungeheuren Verluſten (von 20,000 Menſchen, 10,000 Kameelen) mußten die Ruſſen endlich umkehren, da ſie ſonſt alle zu Grunde gegangen wären. Der großen engliſchen Expedition ging es indeſſen in Kabul nicht beſſer. Von den Afghanen eingeſchloſſen wurde die engliſche Armee theils vernichtet, theils gefangen, ganz Afghaniſtan befreit.

Der Zuſammenſtoß ruſſiſcher und engliſcher Streitkräfte im Innern Aſiens wurde alſo diesmal noch verhütet. Für beide Parteien waren die Entfernungen noch zu groß, ſie gingen auf zu langen Operationslinien ohne hinreichende Baſis beide zu weit vor. Europa aber wurde durch dieſe Ereigniſſe gar nicht berührt, weil ſie für keinen Theil Erfolg gehabt hatten.

Berichtigungen.

Seite 6, Linie 14 von oben ließ 1815. S. 17, L. 14 v. o. l. 1820. S. 28, L. 10 von unten l. als einen ſtatt zu einem. L. 9 v. u. l. mehr ſt. eher. S. 49, L. 9 v. u. l. 1821. S. 59, L. 13 v. o. l. Carbonaro. S. 63, L. 6 v. o. l. Ducale. S. 83, L. 9 v. u. l. von den Parteien. S. 87, L. 6 v. o. l. alle ſt. alte. S. 89. L. 13 v. u. l. Conſtitution. S. 106, L. 10 v. o. del. durch. S. 122, L. 4 v. o. l. Navarin. S. 127, L. 2 v. o. l. Nauplias. S. 134, L. 4 v. u. l. ihr ſt. ihre. S. 141, L. 1 v. u. l. hierauf. S. 145, L. 16 v. o. l. das ihm ziemte ſt. ihn zierte. S. 185, L. 14 v. o. l. Jaſſy. S. 205, L. 12 v. u. l. betreffende Maßregel. L. 11 v. u. l. ihre Frucht ſt. ſie. S. 214, L. 11 v. o. l. Pasquier. S. 229, L. 8 v. u. l. Parteien. S. 256, L. 17 v. o. l. Jemappes. S. 303, L. 3 v. u. l. Matußzewitſch. S. 325, L. 11 v. o. l. Lubecki. S. 337, L. 15 v. o., desgleichen S. 341, L. 12 v. o. und S. 343 L. 11 v. o. l. Bialowieza. S. 370, L. 14 v. o. und S. 376, L. 9 v. o. l. Garanten. S. 381, L. 11 v. o. l. Trentſchiner. S. 403, L. 12 v. u. l. weiter ſt. wieder. S. 417, L. 12 v. u. l. Guilleminot. S. 423, L. 11 v. u. l. Keßner.